Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertneunundsechzigster Band

43. Jahrgang : 1919 : April – Juni

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Inhalt des 169. Bandes: April / Mai / Juni 1919

Seite

Gedichte:

Rundschauen:

Bildbeigaben:

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau.

NORD UND SÜD

NORD UND SÜD

Cécile Vogt-Mugnier

Bildnis und eigenhändige Unterschrift von Frau Prof. Cécile Vogt.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — G. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. **Berlin W. 10** Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Ersley & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: **Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.**

Für die Schweiz: **Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.**

Generalvertretung für Holland: **W. P. van Stockum und Sohn, Haag,** Buitenhof 36.

43. Jahrgang. Band 169. Heft 535. April 1919.

Professor Dr. Ludwig Stein:
Der Staat — eine Maschine?

Der Staat — eine Maschine: das ist das stehende Bild der mechanischen Staatsauffassung, wie ich anderwärts dargetan habe. Für Descartes war das Tier, für de la Mettrie der Mensch eine Maschine. Schon bei einer Uhr, die sich selbst bewegt, sagt Hobbes im Vorwort seines Buches „Über den Bürger", vollends bei jeder etwas verwickelten Maschine kann man die Wirksamkeit der einzelnen Teile und Räder nicht verstehen, wenn sie nicht auseinandergenommen werden und der Stoff, die Gestalt und die Bewegung jedes Teils für sich betrachtet wird. Ebenso muß bei den Rechten des Staates und bei Ermittlung der Pflichten der Bürger gegeneinander der Staat zwar nicht aufgelöst, wohl aber muß er wie ein aufgelöster betrachtet werden, d. h. es muß die menschliche Natur untersucht werden, wie weit sie zur Bildung des Staates geeignet ist oder nicht, und wie die Menschen sich zusammentun sollen, wenn sie eine Einheit werden wollen. Hobbes setzt hier nur den englischen Nominalismus von Duns Scotus und Wilhelm Occam fort und überträgt ihn ins Soziologische. Schon Abälard hatte den Satz aufgestellt: omnis pars naturaliter prior est suo toto.

Wie verhält sich nach alledem die Vielheit der Bürger zur Einheit des Staates? Der soziologische Nominalismus antwortet: Nicht anders als die Teile der Maschine zu dieser selbst! Erst müssen die Teile vorhanden sein, und aus ihrer Zusammensetzung geht — nach einem vorbedachten Plane, nota bene — die Einheit der Maschine hervor. Die Maschine Staat ist eine von Menschen erfundene und künstlich zusammengestellte Schutzwehr gegen den Naturzustand, wo jeder zwar ein Recht auf alles hat, aber doch „nichts genießen kann, während im Staat ein jeder sein beschränktes Recht gebrauchen kann". „Außerhalb des Staates schützt man sich durch eigene Kraft; im Staat durch die Kraft aller" (Hobbes). Denn im Staat ist die vereinigte Macht aller Willen Subjekt geworden. Das Subjekt des Machtzentrums: Staat ist die Maschine; der Souverän: der absolute Monarch. Der Staat ist somit eine Versicherungsanstalt auf Gegenseitigkeit, ein Not- und Zwangsinstitut, ein atomistischer Mechanis-

mus, den die bête humaine künstlich zusammengestellt hat, um dem sonst unvermeidlichen Krieg aller gegen alle zu entrinnen. Der Staat ist, in dieser Beleuchtung gesehen, ein fein ersonnenes Regulierungssystem der Einzelegoismen. Im Naturzustande gilt nämlich die Parole: homo homini lupus, erst im staatlichen Kulturzustande die Devise: homo homini deus (Der Mensch ist des Menschen Gott). Der Ausgangspunkt aller sozialen Beziehungen unter Menschen heißt: Krieg, aber ihr Endpunkt ist: der Friede. Die Furcht hat die Menschen schon im status naturalis zum patriarchalischen oder despotischen Staat als dem einzigen Ausweg getrieben, dem „Kriege aller gegen alle" zu entrinnen. Auf dem Wege eines stillschweigenden Staatsvertrags schließen die vorgeschrittenen Individuen (Bürger) des status civilis ein gegenseitig bindendes Übereinkommen des Inhalts, daß jeder auf seine Urfreiheit im Naturzustande, die so weit reiche wie seine Macht, in der Voraussetzung verzichte, daß alle andern auf die ihrigen mitverzichten. Aus Furcht also im Naturzustande, aus Überlegung im Kulturzustande treten die einzelnen Willen zusammen und summieren sich im Staat durch bloße Addition, gleich einem mechanischen Aggregat, zu einem Gesamtwillen. Der künstliche Körper: Staat hat die Bestimmung, durch arithmetischen Ausgleich der Interessenkollisionen seiner Bürger die allgemeine Harmonie herzustellen. Das Machtzentrum des Staates ist demnach die mechanische Summation oder richtiger die arithmetische Addition von Machteinheiten. Wie bei der Maschine die einzelnen Maschinenteile dem Ganzen vorangehen, so gehen bei der Maschine Staat die Individuen oder Bürger in ihrer Zusammenlegung der Einzelwillen zum summierten Gesamtwillen dem Ganzen zeitlich und logisch voraus. Der „politische Körper" oder die „öffentliche Person" Staat entsteht, wenn man einen Blick auf das Ganze der sozialen Gesetzmäßigkeit richtet. „Souverän" heißt diese „öffentliche Person", sofern sie handelnd auftritt. Nach der mechanischen Auffassung ist eben der Staat wie alle begriffliche Einheit nicht das Frühere, sondern das Spätere, nicht Zweck, sondern Mittel, nicht das herrschende, sondern das dem allgemeinen Wohl dienende Prinzip, nicht Grund, sondern Folge des menschlichen Zusammenschlusses. Der Gemeinwille im Staat setzt sich aus der mechanischen Addition der Einzelwillen seiner Bürger zusammen, nicht aber leitet sich umgekehrt — wie beim aristotelischen λόγῳ πρότερον — der Einzelwille aus dem staatlichen Gemeinwillen ab. Das methodische Verfahren ist dort die Induktion, hier die Deduktion. In der mechanischen Weltanschauung gehen die Teile dem Ganzen, in der organischen geht umgekehrt das Ganze den Teilen zeitlich, begrifflich und der Würde nach voraus. Der letzteren ist der Staat oberstes Prinzip, gleichsam ein politisches Axiom, dem ersteren hingegen ist er Resultat, sei es der bloßen Furcht, sei es der schlauen Berechnung.

Der Staat beginnt für die mechanische Weltanschauung erst in dem Augenblicke, da die Mehrheit, der Zahl nach, einwilligt, ihn zu bilden. Durch diese

Einwilligung der Majorität verwandelt sich die M e n g e in ein V o l k. Den Unterschied zwischen gestaltloser Menge und organisiertem Volk hat Hobbes klar und scharf gekennzeichnet (de cive Cap. VI, § 1 Zusatz): „Die Menge, als ein Sammelwort, bezeichnet mehrere Dinge; eine Menschenmenge ist also soviel wie viele Menschen. Da das Wort eine Zahleinheit ist, so bezeichnet es auch e i n Ding, nämlich e i n e Menge. Die Menge ist keine natürliche Person. Wenn aber dieselbe M e n g e Mann für Mann ausmacht, daß der Wille eines einzelnen Menschen oder der übereinstimmende Wille der Mehrheit von ihnen als der Wille aller gelten solle, so wird sie dann e i n e Person, denn sie ist nun mit e i n e m Willen begabt und kann deshalb freiwillige Handlungen jeder Art vornehmen . . . Sie heißt dann V o l k, nicht Menge."

Das Volk aber besteht nach Hobbes (ebenda Kap. VII, § 7) nicht v o r der Begründung des Staates, denn vorher ist es keine Person, sondern eine Menge einzelner Personen. Unter Volk versteht Hobbes (ebenda Kap. XII, § 8) „eine Einheit mit einem Willen, der einer eigenen Handlung fähig ist, was von der Menge nicht gesagt werden kann. Das Volk herrscht sonach in jedem Staate, selbst in der Monarchie, denn da äußert das Volk seinen Willen durch den e i n e s Menschen." Der Staat ist hiernach eine Person, deren Handlungen durch die gegenseitigen Verträge aller mit allen zu Handlungen der Volksgenossen autorisiert sind (Leviathan §§ 157, 158). Aber diese Person ist ein mechanisches Kunstwerk, ein politischer Automat, von klugen Menschen ersonnen, um durch ein einziges Machtzentrum die isolierten und einander entgegenstrebenden Machteinheiten wettzumachen. Wie gewerbefleißige Menschen, so führt Hobbes (Leviathan § 324) aus, durch Beobachtung der Materialien, durch Vergleichung von Gestalt und Proportion der Bauwerke an Stelle der armseligen Hütten der Vorzeit die Kunst ausgebildet haben, g u t z u b a u e n, so haben die politischen Architekten auf dem Wege eifrigen Nachdenkens über die besten Staatsverfassungen die Kunst ausgebildet, wie die Menschen am zweckmäßigsten zu regieren sind. Die Menge verhält sich nach alledem zum Volk, wie etwa ein Haufe undisziplinierter Freischärler zu einem geschulten, von Generälen geleiteten Armeekorps. Dort führen die Instinkte zum Untergang, hier führt die Überlegung zum Sieg. In seinen „Briefen vom Berge", dem politischen Evangelium der französischen Revolution, findet Rousseau die knappste Formel für den uns beschäftigenden Gedankengang: „Was macht den Staat zu einer Einheit? Die Vereinigung seiner Mitglieder. Woher rührt diese Vereinigung? Aus der Verpflichtung, die sie bindet."

„Was ist die Grundlage dieser Verpflichtung?" Die verpflichtende Kraft der Rechtsordnung ist, richtig verstanden, das eigentliche Thema seines Contrat social. Nicht wie der Staat geschichtlich entsteht, sondern wie die in ihm geltende Rechtsordnung logisch gerechtfertigt werden kann, das ist, wie die neuere Rousseau-Forschung festgestellt hat, der tiefste Kern der Rechtsphilosophie Rousseaus. Und wie Hobbes zwischen Menge und Volk eine scharfe Grenze zieht,

so Rousseau zwischen volonté générale und volonté de tous. Im Nationalgefühl z. B. sei der Gesamtwille am deutlichsten ausgeprägt. Hobbes und Rousseau gelangen daher nur *scheinbar* zu entgegengesetzten Resultaten. Im letzten Grunde fordern sie gleicherweise einen Despotismus behufs Aufrechterhaltung und regelrechter Funktionierung der Maschine Staat; nur verlangt der Aristokrat Hobbes den Despotismus einer Einzelperson, des absoluten Monarchen, nach dem Vorbilde des Sonnenkönigs mit seinem Wahlspruch: „l'état c'est moi", während der Genfer Rousseau an Stelle des Einzeldespotismus der Person einen Massendespotismus des Souveräns Volk setzt. Hobbes hat Untertanen im Auge, deren Sonderwillen vom staatlichen Gesamtwillen mechanisch gedrillt und automatisch beherrscht wird, Rousseau freie Bürger, welche als Teilhaber der politischen Gewalt dem Staate *ihre* Willen aufprägen. Dort setzt sich die Menge in ein Volk um, das alle Einzelwillen im Interesse der Selbsterhaltung am besten einer Einzelpersönlichkeit überträgt, weil diese den großen Vorzug der Stetigkeit, Einheitlichkeit und Willensfähigkeit in sich vereinigt, so daß der Inhaber der Staatsgewalt nicht bloß das Haupt, sondern die ganze Seele des Volkes in sich darstellt (de cive Cap. VI, § 19); hier treten alle Volksgenossen ihre Rechte an die Gemeinschaft ab (Contrat Social I, 6). Aber beiden ist die Rechtsordnung nur ein Instrument des Nutzens, ein Werkzeug der Gesellschaft zur Förderung des allgemeinen Wohls. Dieses allgemeine Wohl kann arithmetisch nach der allgemeinen Formel „the greatest happiness of the greatest number" festgestellt werden (Bentham, Mill). Der Staat ist also Kunstprodukt, nicht Naturprodukt; er entsteht im eigentlichen Wortsinne des griechischen μηχανικός (klug, erfindungsreich, listig) als politischer Automat, als genial konstruierte Wohlfahrtsrechenmaschine im Sinne der epikureischen Nützlichkeitstheorie. Ursprung wie Rechtfertigung des Staates ist die öffentliche Wohlfahrt, die salus publica. Und aus diesen Nützlichkeitserwägungen heraus *machen* die Menschen durch Zusammenlegung (mechanische Addition) ihrer Einzelwillen zu einem Gesamtwillen, sei es durch eine Einzelperson wie bei Hobbes, sei es durch eine volonté générale wie bei Rousseau, den Staat. Die kürzeste Formel der mechanischen Staatsauffassung lautet daher: *Die Individuen allein sind Grund und Zweck des Staates*. Das ist und bleibt denn auch das wissenschaftliche Credo des politischen Liberalismus, wie er besonders im englischen Utilitarismus (Bentham, Mill) und in der Manchesterdoktrin des Cobden-Klubs ausgeprägt ist.

Simon W. Hanauer,

vorm. Amerik. Vize-General-Konsul in Frankfurt a. M.:

Deutschlands Gefahr.

Oberhalb des Niagara-Wasserfalles ist eine Stelle, welche die Todeslinie (Death-Line) genannt wird. Hier nimmt der mächtige Fluß eine reißende Strömung an, und alles, was von ihr erfaßt wird, Schwimmer oder Schiff, wird schnell über den Fall geführt. Da gibt es weder Rückzug noch Rettung! „Vor Jahren ereignete sich folgendes: Ein Vergnügungsdampfer mit einigen Hundert Ausflüglern erlitt einen Unfall an seiner Maschinerie, wodurch er unlenkbar gemacht wurde und die letzte Landungsstation nicht erreichen konnte. Das Schiff war nur einige Kilometer entfernt von der Todeslinie und trieb stetig stromabwärts. Als alleiniges Rettungsmittel wurden die wenigen Schiffsboote bemannt, um mittels der mitgeführten Taue, die mit dem Schiff verbunden waren, einen Kontakt mit dem Ufer herzustellen. An die Tauleinen wurden starke Kabel auf dem Schiffe geknüpft und letzteres unter gewaltigen Anstrengungen an das Ufer gezogen und glücklich geborgen. Telegraph und Zeitungen berichteten bald über diese Episode, und Hunderttausende von Lesern erbebten vor Angst und Freude über diese Nachricht."

In ähnlich gefährdetem Zustand befindet sich heute das steuerlose Deutschland, das der Anarchie zutreibt! Dem klarsichtigen Beobachter dünkt die Gefahr hier noch größer, weil sie vom deutschen Publikum verkannt oder mißachtet wird.

Ominös und in grellem Widerspruch zu der prekären Lage und den noch schlimmeren Folgen ist 1. die existierende Sorglosigkeit und Genußsucht, die vornehmlich in der städtischen Bevölkerung sich bemerkbar macht; 2. der unaufhörliche Streit unter den vielen politischen Parteien, von denen jede ihre partikularistischen Theorien hartnäckig verficht und bestrebt ist, sie zur Herrschaft zu bringen; dies wirkt auf das staatliche System zersetzend, wie Schlangengift auf das Blut.

Nach 4¹/₄ Jahren glorreicher Kämpfe und Siege, welche die ganze Welt in Bewunderung versetzten, liegt jetzt die große deutsche Nation am Boden und ist ihren Feinden widerstandslos ausgeliefert. Nur durch Erweckung, Verstärkung und energische Anwendung seiner geistigen und physischen Kräfte kann Deutschland dem drohenden Verfall vorbeugen und seine Aufrichtung und Wiedererlangung seiner vormaligen Stellung als Großmacht erreichen. Selbsttäuschung bringt Schaden. Parteizwiste und Uneinigkeit haben schon oft mächtige Nationen zum Ruin geführt. Die Weltgeschichte liefert viele Beweise dafür. Rom und Griechenland des Altertums, Spanien und Polen im Mittelalter und Österreich und Rußland der Jetztzeit sollten als Warnungen für Deutschland dienen.

Sein jäher Umschwung vom monarchisch-militärischen Staatssystem zur Republik gibt keine volle Garantie auf Bestand. — Republiken sind leicht zu machen, doch Republikaner können nur im Laufe von Generationen erzogen werden. Frankreich hat dreimal eine Umwandlung zur republikanischen Staatsform in wenigen Tagen vollzogen, jedoch sind die Franzosen auch heute keine Republikaner, wie die Amerikaner es in Wirklichkeit sind. Auch die vielen Staatsgebilde lateinischer Abkunft sind keine realen Republiken, sondern bloß Karikaturen oder schlechte Konterfeie einer wahren Republik. Die Vereinigten Staaten von Amerika sind die einzige wirkliche Republik von Bedeutung und nehmen stetig an Kraft, Ausbreitung und politischem Einfluß zu. Die Amerikaner (Frauen sowohl als Männer) sind naturgemäße echte Republikaner durch Ererbung, Tradition, Erziehung, Umgebung und Gewohnheit, durch Denkungsart und Überzeugung. Die „Große Republik" wurde im Jahre 1787 formiert aus 13 Kolonien, die 1776 von England sich lösten; doch die Bevölkerung dieser Kolonien besaß seit Generationen republikanischen Charakter, denn diese Kolonien wurden durch freiheitsliebende, selbstbewußte Menschen gegründet und regierten sich durch eigene Gesetze, und sie erwählten ihre Beamten. England bestallte bloß einen Gouverneur für jede Kolonie, der mehr dekorativ als machtbefugt war.

Die Ansiedler dieser Kolonien hatten bei Gründung derselben (Virginia als erste im Jahre 1607, Massachusetts im Jahre 1620) mehr von republikanischen Charaktereigenschaften als die meisten Völker Europas von heute. Manche der europäischen Nationen werden die republikanische Regierungsformation der Vereinigten Staaten kopieren, doch weit wichtiger ist es, die Amerikaner als Muster-Republikaner zu studieren und ihre Charaktereigenschaften zu akquirieren. Das wird schwer halten, und von den republikanischen Neubildungen des ersten Viertels dieses Jahrhunderts werden wohl wenige lange bestehen. (China, Rußland, Polen, Böhmen, Ungarn; die aus den Balkanstaaten und aus den Baltischen Ländern erstehenden Republiken u. a. m.)

Weit wichtiger als der Plan eines Völkerbundes ist: daß die Nationen einander kennen lernen, d. h. sich besser verstehen; dann würden irrige Meinungen, Vorurteile, Eifersüchteleien und unfreundliche Gefühle verschwinden, und an deren Stelle würden gegenseitige Achtung, Sympathien und freundlich-intime Beziehungen eintreten. Noch herrscht große Unwissenheit im Lande der Denker über Amerika. Sogar führende Zeitungen veröffentlichen oft unsinnige Berichte betreffs amerikanischen Volks- und Regierungswesens, ökonomischer und Handels-Angelegenheiten. — Manche irrigen Berichte resultieren aus ungenügender Kenntnis der englischen Sprache. Der persönliche und wirtschaftliche Verkehr zwischen den Völkern erheischt innigste Pflege, um klare Erkenntnis zu erreichen. Dadurch würden internationale Zwistigkeiten vermieden und vielerlei Hemmnisse beseitigt werden, gegen welche bisher sowohl die Religion wie auch die Diplomatie sich kraft- und nutzlos erwiesen haben.

Präsident Wilsons Plan eines Bundes aller Nationen zwecks Verhinderung der Kriege ist nicht neu und schon vor vielen Menschenaltern von Kant und anderen Philosophen gelehrt — und von Elihu Burritt, dem amerikanischen Grobschmied, agitatorisch betrieben — worden. Auch die — vornehmlich in den Vereinigten Staaten und in England — bestehenden Friedensgesellschaften haben einen Völkerbund als Fundament eines „ewigen Friedenszustandes" befürwortet, jedoch keinen Erfolg erzielt, trotz der Unterstützung von Kaiser Nikolaus II., Andrew Carnegie, Henry Ford und anderen Idealisten.

Es mag ja Wilson gelingen, in dem z. Z. existierenden Zustand der Erschöpfung der Nationen, die meisten dieser zum Abschluß einer sogenannten Völkervereinigung resp. der Formation eines internationalen Rechts-Tribunals zu bringen. Doch wird diese Vereinigung kurzes Dasein haben, denn sie ist ohnmächtig gegen die Macht der Natur, ist auch widersätzlich der Entwicklung und Kraftentfaltung lebensfähiger Völker; außerdem kann ein solches künstliches Machwerk gegen die menschlichen Leidenschaften Ehrgeiz, Stolz, Herrschsucht und Eifersucht nicht bestehen.

Es ist wünschenswert, daß Wilsons Versuch zur Annahme gelänge, wenn derselbe auch keinen dauerhaften Wert hat; er ist einer Morphiumeinspritzung oder einem Einschläferungsmittel vergleichbar. Das deutsche Volk in seiner jetzt so traurigen Lage (weit schlimmer als die Preußens nach Jena, oder die Frankreichs im Jahre 1871) blickt sehnsüchtig und hoffnungsvoll auf die Intervention von Präsident Wilson, um durch ihn einen gerechten Frieden zu erlangen, wie er in seinen Noten und Reden sich erklärt hat. Mit der fast einmütigen Unterstützung der amerikanischen Nation von 110 Millionen Seelen und einer ungeheuren wirtschaftlichen Kraft, ist die Erwartung, „sein Einfluß wird für Deutschland nützlich sein", wohl gerechtfertigt.

Jedoch sind die Hindernisse, die er zu beseitigen hat, sehr schwerer Natur und es ist noch unsicher, ob er der Habgier, Rachsucht und Furcht seiner Bundesgenossen Herr werden kann, besonders weil der kraftlose, zerrüttete Zustand Deutschlands ihm keinen bodenfesten Halt gewährt, ja sogar die feindseligen Pläne der Franzosen, Briten, Italiener, Polen, Tschechen u. a. m. nährt und erweitert. In Deutschlands Uneinigkeit und Zerrissenheit liegt seine größte Gefahr. Ungeachtet seiner unerwarteten Niederlage würde die deutsche Nation — wenn einig und kompakt — eine dauerhafte hochrespektable Stellung unter den Großmächten der Welt einnehmen, die den Deutschen durch ihre mannigfachen Verdienste wissenschaftlicher und kultureller Art gebührt. Solch' eine Nation kann nur untergehen durch eigene Schuld. Für den Fortschritt der Zivilisation, für die Wohlfahrt der Menschheit ist der Einfluß, resp. die Erhaltung des Deutschtums von viel größerer Bedeutung als die anderer Völkerschaften, mit der einzigen Ausnahme: der Anglo-Amerikanischen. Ein freundliches Zusammen-

gehen der letzteren mit der deutschen ist segensreicher für die Menschheit als ein Völkerbund!

Vor allem sollte Deutschlands Politik bestrebt sein, einen Anschluß an das Amerikanertum zu erzielen! Die Amerikaner sind bisher in Europa stets verkannt und unterschätzt worden. Man hat ihnen hohen Idealismus und kulturelle Ziele abgesprochen und sie nur „für materielle Interessen bestrebt" erachtet.

Diese Meinung ist gründlich falsch, das Gegenteil ist wahr, wie sich jetzt schon durch Amerikas Stellungnahme zum Abschluß eines billigen und dauerhaften Friedens zeigt. Der Amerikaner ist selbstbewußt, resolut, intelligent, tolerant und großherzig. Er ist weder kleinlich noch rachsüchtig, und Sympathie für Schwache und Notleidende (Individuen wie auch junge oder unterdrückte Völker) ist einer seiner hervorragenden Charakterzüge. Die ihm eigentümliche Gutmütigkeit und Hilfsbereitschaft den Frauen und Kindern gegenüber ist wohlbekannt. Großartig und unübertroffen von irgend einem anderen Volke ist die Freigebigkeit der Amerikaner für alle Zwecke, um die Humanität, Freiheit und den Fortschritt zu fördern. Das amerikanische Wesen zeigt viele Unebenheiten und Gegensätze, ist jedoch im Vergleich mit anderen Nationen hochwürdig und vorbildlich. — Sapienti sat.

Paul Sorgenfrei: Ein Beitrag zur Völkerpsychologie.

Ein merkwürdiges, aber doch interessantes Moment ist in dem Augenblick zu verzeichnen gewesen, als sich Deutschland durch seine inneren Verhältnisse gezwungen sah, seinen Feinden den Frieden anzubieten. In den feindlichen Ländern, vor allem Frankreich und England, wurden die ungeheuerlichsten Forderungen laut, die oft an pathologische Merkmale erinnern, wie sie gewisse geistige Verfassungen zeigen. Es ist dies eine Art „Manie", wie sie mitunter bei großen Veränderungen im Völkerleben vorkommt. Vor allem kann man diese Beobachtung in der Presse verzeichnen, die einen gewissen Maßstab für das Volk und seine Beschaffenheit darstellt. Sagt ja doch ein altes Wort: jedes Volk hat die Presse, die es verdient! In ihr spiegelt sich gewissermaßen der Volkscharakter wider.

Revolutionszeiten enthüllen den Volkscharakter. Ein Zeichen des Deutschtums ist das Schwerfällige, das sich jetzt so recht gezeigt hat. Revolution enthüllt aber auch die niedrigsten Volksinstinkte, wie es sich jetzt ebenfalls wieder erwiesen hat: Raub, Diebstahl, Mord sind an der Tagesordnung, Begleiterscheinungen einer jeden Revolution, wo das Gesindel im Trüben zu fischen hofft, wo aber

auch Verblendete unerreichbaren Phantomen nachjagen. Sonderbare Blüten treibt der Geist des Umsturzes!

Kaum waren die ersten Anzeichen von Deutschlands Revolution bemerkbar, da schwoll dem gallischen Hahn gar gewaltig der Kamm, der zu einem Monstrum anwuchs, als Foch seine bekannten Bedingungen stellte. Und die englische Bulldogge heulte dazu vor Freude, und ihr Bellen und das Krähen des gallischen Hahns stimmten harmonisch überein: ceterum censeo Germaniam esse delendam. Das ist das Leitmotiv, das durch alle französisch-englischen Kundmachungen hindurchgeht. Auf der einen Seite ist es das Gefühl der Rache, auf der anderen das der Befriedigung, und in beidem können sich die genannten Völker gar nicht genug tun! Jedoch mischt sich unverhohlen in diese Gefühle noch ein anderes: Deutschland ist unbesiegt zusammengebrochen. Noch bis zum letzten Augenblick haben die deutschen Armeen den wütenden Anstürmen der großen Überzahl der Feinde standgehalten, Schritt für Schritt den ruhmreich erstrittenen Boden preisgebend, ehe es zur Auflösung kam, zu der sie nicht vom Feinde draußen, sondern durch die inneren Verhältnisse gezwungen wurden. Dies ist ein Moment, das unseren Feinden durchaus nicht, trotz ihres Siegestaumels, in den Kram paßt. Sie wollten ja siegen, d. h. Deutschland schlagen, und das ist ihnen nicht geglückt. Unverkennbar mischt sich in all den feindlichen Siegesjubel dieser Wehmutstropfen, und darum ist man bestrebt, den Anschein des Siegers zu erwecken, weiter in Deutschland selber vorzudringen, deutsche Orte zu besetzen, womöglich noch ein paar Kämpfe zu inszenieren, die sich ja schließlich gar nicht so schwer durch unerträglich harte Forderungen heraufbeschwören lassen dürften. Es fehlt dem französisch-englischen Vorgehen die — Gloire. Jener Ruhm, der unsere Heere bei ihrem Vorgehen begleitete, heftet sich nicht an die Fahnen der jetzt vorgehenden Franzosen und Engländer. Es ist unstreitig, daß dadurch das nationale Ehrgefühl enttäuscht ist. Und diese Enttäuschung spiegelt sich in der feindlichen Presse, in den rigorosen Maßnahmen der Feinde wider. Man triumphiert über einen nicht besiegten Feind, an dem man nun seine Wut doppelt ausläßt, nachdem er zur Ohnmacht verurteilt worden ist.

Hierin liegt ein bemerkenswertes völkerpsychologisches Moment, das zugleich ein bezeichnendes Licht auf die Kulturstufe wirft, auf der Franzosen und Engländer stehen. Den Begriff „Kulturnation" muß man sehr weit fassen, sofern man diese beiden Völker mit darunter verstehen will. Dies hat sich schon vielfach während des Verlaufes des Krieges gezeigt, es zeigt sich dies auch jetzt wieder am Ende desselben. Es steckt ein Stück Mittelalter und Altertum in dem Gebaren dieser Völker: man stößt dem geschlagenen Feind den Dolch in den Rücken oder macht ihn zum Sklaven! Dem Engländer ist ja das Sklaventum noch heute ein wohlbekannter, in seinem Sinne kultureller Begriff. Und man könnte es ihm als Entschuldigung anrechnen, wenn man seine kolonialen Beziehungen in Betracht zieht. Aber dabei vergißt England, daß Deutschland kein afrikanisches Gebiet

mit unkultivierten Menschenrassen ist. Und bei Frankreich liegt die Sache ähnlich. Rücksichtslosigkeit hat von jeher den Engländer ausgezeichnet, wenn es sich darum handelt, ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Dieses Ziel liegt bei ihm auf wirtschaftlichem Gebiete. Nicht so bei dem Franzosen. Bei ihm herrscht lediglich das Gefühl der Revanche, ein Rachegefühl, dem Genüge zu leisten er jetzt im Begriffe steht. Kann nun aber ein Volk, das sich dem Gefühl der Rache hingibt, als eine Kulturnation angesehen werden? Kann anderseits ein Volk, das egoistisch seine wirtschaftliche Macht auszudehnen bestrebt ist und dabei ein anderes Volk der Vernichtung preiszugeben gewillt ist, auch noch auf den Namen Kulturnation Anspruch erheben?

Die französische Psyche ist eingestellt auf den Moment der Rache, der Revanche und ist derart von diesem Gefühl beherrscht, daß das französische Volk darüber die Aufgaben, die einer Kulturnation zufallen, völlig aus den Augen verliert. Vielleicht hat es eine Zeit gegeben, wo Frankreich unter dem Eindruck seiner Niederlagen dem Besinnen nahe war. Aber da gewannen wieder jene Elemente die Oberhand, die die Psyche des französischen Volkes sehr wohl verstanden, das sich bekanntlich leicht leiten läßt, wenn nur der rechte Mann erscheint, der seiner Schwäche schmeichelt. Und in England ist das Bild ähnlich, nur mit anderen Farben gemalt. Hier malte man das Gespenst der deutschen Konkurrenz vor das Volk, und späterhin, wo man derbere Mittel anwenden mußte, um das Volk gefügig zu machen, mußte der deutsche Barbarismus herhalten. Man griff also zu wirklich mittelalterlichen und altertümlichen Mitteln, die Psyche des Volkes zu lenken und zu leiten, und das französische wie das englische Volk ließen sich auch willig führen, — d. h. irreführen.

Wie stand demgegenüber das d e u t s c h e Volk? Konnte man hier wilde Leidenschaften, niedrige Gelüste konstatieren, die es in den unheilvollsten aller Kriege stürzen ließen? Nichts von alledem. Im deutschen Volksbewußtsein herrschte das Recht, wenn es auch nur ein Recht war, wie es ihm vorgemacht wurde. Dieses Rechtsbewußtsein war so fest im deutschen Volke verankert, daß es willig die größten Entbehrungen auf sich nahm, — nur um dem Rechte zum Ziele zu verhelfen! Von einem „begangenen Unrecht" wollte das deutsche Volk nichts wissen, und die historischen Tatsachen geben ihm auch recht, wenigstens soweit diese Tatsachen ihm bekannt waren. Ist aber das deutsche Volk mit diesen „Tatsachen" betrogen worden, so ist dies nicht seine Schuld: es hat gekämpft für ein Ideal, für den Schutz seines Vaterlandes vor rach- und raubgierigen Völkern! Die deutsche Volkspsyche basiert auf dem deutschen Dichter- und Denkertum. Vielleicht ist sie zu fest auf beiden aufgebaut und paßt daher nicht mehr in diese Welt. Die anderen Völker haben eine ganz anders geartete Welt: sie haben eine Welt des S e i n s, der Deutsche eine solche des S c h e i n s. Hier stehen sich wieder, wie so oft im Leben, Theorie und Praxis gegenüber. Der Deutsche glaubt der Welt Rätsel durch Theorien lösen zu können, der Engländer und der Ameri-

kaner — in letzter Linie auch der Franzose — sind praktische Völker. Daß alle Theorie grau ist, hat das Ende des Weltkrieges gelehrt. Hier ist Deutschlands Weisheit zu Ende gewesen!

Am Ende dieses Völkerringens haben zugleich zwei grundverschiedene Weltanschauungen ihren Kampf ausgestritten: das Germanentum ist dem Romanentum unterlegen. Ob dies ein Entscheidungskampf war, der für immer dem Kampfe ein Ende bereitet hat? Dies wäre wohl nur dann möglich, wenn die Träger des Germanentums völlig vernichtet würden. Daß daraufhin unsere Gegner abzielen, dürfte unschwer zu erkennen sein. Aber Deutschland hat manch harten Sturm erlebt, und immer wieder hat die deutsche Art sich emporgerungen, hat deutscher Geist und deutsche Arbeit nach mancher Niederlage immer wieder gesiegt. Zu tief und zu fest ist das Deutschtum gewurzelt, das man so recht mit der deutschen Eiche vergleicht, die sich nicht entwurzeln läßt, auch wenn noch so sehr der Sturm in seinen Ästen peitscht und manchen Zweig herunterreißt: die deutsche Eiche ist stark genug, neue Äste und Zweige zu bilden, von neuem zu ergrünen, wenn erst einmal wieder ihr Frühling erschienen sein wird, der sie zu neuem Leben führt. Ob es ein „Völkerfrühling" sein wird, wie ihn einst Wilson erstrebte, muß die Zukunft lehren, — die Gegenwart kennt nur einen Wintersturm, der die deutsche Eiche in allen ihren Ästen und Zweigen erschüttert, ihre Blätter vernichtet, ihre Krone gebrochen, aber sie doch nicht entwurzelt hat!

G. Buetz, Dessau:
Das Meer der Germanen.

Mit der Forderung der Polen, Danzig in ihren Besitz zu bringen, erwacht erneut der Streit zwischen Germanentum und Slawentum um das Meer zwischen Westen und Osten. Die Polen kommen, soweit sie dies überhaupt noch für nötig halten, mit Rechtstiteln, die sich zwischen dem 15. und 16. Jahrhundert bewegen. Gewiß kann man schon in jedem Konversationslexikon lesen, daß sich Danzig 1466 gegen Hansa und Orden unter die Herrschaft Polens begab. Doch die Stellung Danzigs zu Polen als die einer freien Stadt, einer Stadt mit eigenem Rechte, ist ebenso bekannt wie jene Ereignisse. Es liegt ja Polen auch nicht nur an dem Besitze von Danzig, man will zum Meer, will seinen slawischen Einfluß der Ostsee aufzwingen. Und da muß man denn doch fragen — mit welchem Rechte. Polen stützt seine ganze Bewegung auf das Recht der Nationalität. Der Instinkt der Massen soll entscheiden, „elementar wird das sich als slawisch bekennen, was slawisch war." Man ruft Deutschland zu, seine Gefühle nicht verletzen zu wollen, denn man

beanspruche keinen Fußbreit deutscher Lande. Nur Gebiete, welche Kraft ihrer Gesinnung polnisch bleiben, weil sie polnisch waren, will man in die Arme des Vaterlandes zurückziehen. Wann, fragen wir diesen Worten gegenüber, wann, fragen wir bei aller Anerkennung der polnischen Bewegung, soweit sie sich auf die Grundlage der Selbstbestimmung stützt, wann waren die Gestade, welche gen Osten hin die Meere der Wasser zwischen Schleswig und der Newa umwellen, nicht nach Kultur, Sitte, Religion seit dem Abschlusse des fünfhundertjährigen Kämpfens zwischen den Westgermanen und den Slawen in allen Ausdrucksformen nicht g e r m a n i s c h?!

Das 12. und 13. Jahrhundert wurde zum Zeitalter der Kolonisation der Germanen. Die niederdeutschen Fürsten unterwarfen die Slawen Mecklenburgs, Pommerns und Wagriens. Religiöser Eifer, Wandertrieb und kaufmännische Instinkte trieben die besten deutschen Kräfte an, im Osten vorzudringen, war doch der Westen vergeben wie der Süden. Der Osten aber war jungfräuliches Land. Den deutschen Leistungen stand keine Gegenleistung entgegen, denn Rußland war eben bemüht, sich aufzubauen, und da, wo erwachte russische Kraft sich länderhungrig dehnen wollte, geschah es nach Finnland zu. Als Rußland sich anschickte, die Früchte des deutschen Fleißes, die weit bis nach Kurland, Livland und Estland hineingetragen waren, für sich in Anspruch zu nehmen, stand das Ordensland in wehrhafter Kraft. Zugleich wurde Rußland durch den Tatarensturm niedergerungen. Polen glich noch dem Schlummernden, Litauen und mit ihm zusammen Polen wurde erst zur Gefahr, als das 14. Jahrhundert den Zusammenschluß beider Staaten brachte. Hatten die Litauer auch der deutschen Ordensarbeit einen schweren Schlag in der Schlacht bei Durben (1260) zu versetzen vermocht, war Litauen doch nur insoweit eine Gefahr vor dem Zusammenschluß beider Mächte gewesen, als man nicht vermocht hatte, auch Litauen mit in sein Kolonisationsgebiet zu ziehen. Ein stärkerer Feind als Slawen und Russen waren die Dänen gewesen. Die krieghaften Normannen hatten, im dänischen Reiche geeinigt, den festen Willen, sich die Seeherrschaft der südlichen Ostsee zu erringen, auch die Normannen Schwedens kamen als Kämpfer, gewillt, den Osten des Meeres für sich in Anspruch zu nehmen. 1184 gewannen die Dänen die Seeschlacht bei Greifswald, kamen in den Besitz von Mecklenburg und Pommern (1202), eroberten Rügen, Bornholm und Gotland, besetzten die Küsten von Estland (1219) und waren so Herren des Meeres. In der Schlacht von Bornhöved brach aber 1227 die dänische Herrschaft zusammen, um jener der norddeutschen Städte Platz zu machen. Die Dänenherrschaft aber hatte den Nutzen, in einer Epoche, als sich das Slawentum noch stärker zu zeigen vermochte als das kolonisierende deutsche Germanentum, den slawischen Einfluß entscheidend gebrochen zu haben. Wären die Dänen nicht in jenen Zeiten Herren der Ostseeküste geworden, so hätte der entnervende Kampf der Welfen gegen die Staufen leicht als Folgewirkung ein Verdrängen der ersten germanischen Kultur auf ehemals

slawischem Boden zur Folge haben können. So waren die Dänen Platzhalter in gefahrvoller Zeit für die germanische Kultur gewesen. Im neuen Besitz der wertvollen Küstengebiete, wurde es die Aufgabe der Hansa, was begonnen, zu vollenden. Deutscher Geist vereinte sich durch die Arbeit der Hansa mit den kittenden Banden der Wohlhabenheit. Als im Laufe des 15. Jahrhunderts infolge der erstarkenden Macht Großpolen die Niederringung des deutschen Ordens begann, die ein neu erwachtes Rußland zu vollenden vermochte, zeigte sich, daß die germanische Kultur wurzelfest geworden war. Die kulturelle Gestaltung des Meergebietes war wesentlich nicht mehr zu beeinflussen. Als es Polen um 1460 gelang, sich einen Zugang in Westpreußen zu erkämpfen, war die Herrschaft der Hansa zwar bedroht, doch ihre kulturelle und wirtschaftliche Macht noch von einer solchen Größe, daß der polnische Einfluß im Wesen des Volkes keinerlei Macht errang. Germanen und Slawen hatten Zeit gehabt, sich unweigerlich voneinander zu trennen. Eine Ausdrucksform, welche diese Trennung in aller Schärfe aufrechterhielt, war die Scheidung des Glaubens; die Scheidung der Sprache trat erst sehr in zweiter Linie hervor. Das für fremde Sprachen empfängliche Ohr des Germanen hatte diese Grenze im Laufe der Jahre überschritten. Nicht aber die Grenzscheidung der Religion! Durch die Scheidung der Religion ist der germanische Kulturkreis jener Gebiete ein einheitlicher, in sich gefestigter geblieben. Der germanische Kulturbereich schloß sich innerlich wie äußerlich lückenlos gegen das slawische Polentum ab. Es konnte nicht ohne Wirkung bleiben, daß eine, völlig von dem germanischen Geiste getragene Institution, wie es die Hansa war, nahezu 300 Jahre über die Gestade der Ostsee herrschte; so unbeschränkt, so einheitlich und organisiert herrschte, wie es die mächtige Hansa getan, wie es nach ihr bis in die heutigen Tage hinein keine Staatsmacht, keine Kaufherrnmacht mehr vermochte.

Als im Jahre 1535 die Hansa sich ausgelebt hatte, traten die Schweden und damit wieder nicht die Slawen an den Platz der Entthronten. Auch ist es nicht Rußland, nicht das zur Ostsee gelangte Polen gewesen, welches kraft seines kulturellen und wirtschaftlichen Einflusses die Stellung der Hansa unterwühlte, um sie endlich zu vernichten. Dänemark hatte den löckenden Dorn im Fleische der Hansa gebildet. Voll Eifersucht über die Handelsherrschaft jener, hatte Dänemark nicht aufgehört, die Macht der Kaufherren zu bedrohen. Allein sich nicht stark genug fühlend, hatte man schon 1397 eine Vereinigung mit Norwegen und Schlesien geschlossen, um im Jahre 1460 auch Schleswig-Holstein in dem Kampfe gegen die Hansa zu vereinen. Polen hat in jenen Jahren seine Kräfte in einem Ringen um das alte Ordensland verschwendet. Es hatte sein Trachten auf Riga und Reval gesetzt. Der Kampf um Livland zwischen Polen und Schweden auf der einen, dem Zaren auf der anderen Seite hat nach dem Ende des deutschen Ordens noch nahezu 20 Jahre angehalten. Erst im Jahre 1582 huldigte Riga dem König von Polen. Gegen den zähen Willen des unermüdlichen Iwan hat

Polen Schritt um Schritt sich Kurland als polnisches Lehnsherzogtum und Livland als unmittelbaren polnischen Besitz erkämpfen müssen. Polens Politik wurde im alten Ordenslande und nicht im direkten Hansegebiete getrieben! Und obgleich Polen seine ganze Macht auf jene kurländischen und litauischen wie livländischen Gebietsteile verwandte, obgleich hier polnisches Staatsgebiet in weiter Ausdehnung bestand, obgleich Rußland, das über Mittel verfügte, die Polen nicht besaß, später in diesen Gebieten, welche von dem germanischen Stammlande noch dazu durch den litauischen Brückenkopf getrennt waren, obgleich das Land mit allen Mitteln Russen- und Slawentum ausgesetzt war, wie kaum ein Fremdgebiet, hielt sich selbst hier die alte germanische Kultur! Der Weltkrieg hat diese Tatsache bewiesen.

In dem Interregnum, das zwischen dem Erlöschen der hanseatischen Macht und der endgültigen Herrschaft Schwedens über die Küstengebiete zwischen Schleswig und Litauen lag, hat Polen sich nach Osten gewendet und nicht getrachtet, den germanischen Einfluß in seinem Danziger Gebiete auszubreiten. Im Beginne des 17. Jahrhunderts war Schwedens Stellung soweit erstarkt, daß es nunmehr die Herrschaft über das Gebiet der Hansa und jenes des alten Ordens anzutreten vermochte. Im Kriege von 1563—70 hatte Schweden eine Übergewichtsstellung über Lübeck und Dänemark erreicht, in dem Kalmarkriege von 1610 und 1617 vermochte es seine Vormachtstellung endgültig zu festigen. Polen wurde dadurch geschwächt, daß Livland an Schweden fiel. Zugleich sah Polen sich genötigt, seinen wertvollen livländischen Besitz zurückzuerlangen anzustreben. Nachdem Gustav Wasas Sohn, König Johann III., die Wahl seines Sohnes Sigismund zum König von Polen durchgesetzt hatte, Schweden aber 1592 unter die Reichsverweserschaft von Karl von Südermannland kam, glaubte man in Polen die Feindschaft zwischen Karl und Sigismund ausnutzen zu können, um Livland erneut zu erringen. Im Jahre 1600 begann der Krieg zwischen der polnischen und schwedischen Linie der Wasas. Rußland mischte sich ein. Polen war wieder mit allen Kräften im Osten gebunden. Es gelang Schweden, die germanisch-protestantische Kolonisation, welche von den Deutschen begonnen, im großen Stile fortzusetzen. Der russisch-slawische Einfluß wurde völlig von den Gebieten des Meeres zurückgedrängt. Mit der Kapitulation von Riga war Livland schwedisches Gebiet. Schweden bestätigte die Rechte Livlands auf deutsche Art, deutsche Verwaltung und Selbständigkeit in einer Weise, daß die deutsche Kultur, die hier trotz der polnischen Herrschaft weitergelebt hatte, sich so zu entfalten vermochte, daß die spätere Fremdherrschaft Rußlands den Geist, welcher hier lebte, nicht mehr zu bannen vermochte. Die Gebiete zwischen Schleswig und Litauen aber, überwiegend unter der schwedischen Herrschaft, waren durch den ausgebrochenen Glaubenskampf mehr denn je dem Slawentum feind. Welten standen sich hier gegenüber, die einander keine Verbindungen zu zeigen hatten.

Als Schweden zusammenbrach, hatten sich für das Slawentum die Zustände wesentlich verschlechtert. Ein kolonisatorisches Vordringen der Slawen dem Westen zu stellten sich zwei Hemmungen entgegen. In dem Mittelpunkte des deutschen Bodens war eine zielbewußte, sich ständig dehnende Macht entstanden: Preußen. Preußens Eroberung Pommerns begann, nachdem Preußen durch Johann Sigismund schon 1611 förmlich mit dem Großherzogtum Preußen belehnt worden war, das nach dem Tode des geisteskranken Albrecht Friedrich von Preußen 1617 für immer an Brandenburg fiel. Während die Uneinigkeit im Reiche die Kolonisation des Germanentums gegen die Slawen vielfach gehindert und geschwächt hatte, trat jetzt eine Staatsmacht im Osten auf, welche sich mit allen Kräften umso mehr für jene Gebiete einsetzte, als es ja eine bekannte geschichtliche Tatsache ist, daß Friedrich Wilhelm sehr der Ansicht war, es müsse Preußen gelingen, die Seeherrschaft in der Ostsee, welche Dänemark nicht zu erringen vermocht, Schweden nicht zu halten fähig war, Rußland noch nicht erlangen konnte, Polen noch nie besessen hatte, zu einem guten Teil auf Brandenburg-Preußen zu übertragen. Es gelang ihm, die Lehnschaft Polens in dem Vertrage von Welau im Jahre 1657 abzustreifen, indem er gegen eine Lieferung von 1500 Mann Truppen an Polen die volle Lehnshoheit im Herzogtum Preußen erhielt. Schon im Vertrage von Marienburg war es dem diplomatischen Kurfürsten bereits im Jahre 1656 gelungen, sich die Palatinate Kalisch und *Posen* zu sichern. Der Zustand, welcher seit 1466 in der Weise bestanden, daß in dem Frieden zu Thorn West-Preußen an Polen gefallen, Ost-Preußen als polnisches Lehen galt, daß dann hinsichtlich Ost-Preußens seit 1569 die tatsächliche und seit 1611 die offizielle Mitbelehnung der brandenburgischen Kurfürsten in Ost-Preußen bestand, war somit wesentlich geändert. Als im westfälischen Frieden Hinterpommern und Kammin an Brandenburg fiel, Vorpommern an Schweden kam, im Frieden von Oliva im Jahre 1660 Ost-Preußen als unabhängiges Herzogtum bestätigt war, im Jahre 1675—1678 Stettin und Stralsund an die preußische Macht fielen, Gebiete, welche durch Usedom, Wollin und ganz Vorpommern erweitert, in dem Frieden zu Stockholm für Preußen bestätigt wurden, war Polen in eine arge Lage geraten.

Für die Erhaltung des germanischen Wesens in den Gebieten spielte aber noch eine andere Tatsache mit, nämlich jene hochwichtige der begonnenen *westlichen Kulturorientierung Polens*. Die in jenen Zeiten erfolgte Richtung Polens nach Westen ist dem polnischen Westpreußen kulturell im weitesten Maßstabe zugute gekommen. Die in der polnischen Provinz Westpreußen später, nach 1772, systematisch einsetzende Germanisierungstätigkeit gegen die wohnhaften Polen konnte mit dem ihr innewohnenden Erfolge nur geschehen, weil das auf germanischem Siedelungslande lebende Slawentum über ein Jahrhundert hin sich westlich orientiert hatte, weil es im Begriffe stand, der Kultur des Westens zu unterliegen. Polen, geschwächt, zerrüttet, sah sich im Osten einem Feinde

gegenüber, dem zu begegnen es keinerlei Machtmittel mehr besaß. Um sich gegen die Verluste zu entschädigen, welche Rußland Polen im Süden und in seinem nach Osten gelegenen Mittelbesitze zufügte, hatte man das handelsbeherrschende Livland zu halten gesucht. Da Rußland keinen Wunsch kannte als jenen, sich dem Meere zu nähern, konnte man im Osten keine Hilfe erlangen. Das Reich und Brandenburg wurden die Verbündeten Polens, die enge Verbindung mit dem Westen begann. Je schwächer Polen sich zeigte, je mehr Rußland als Gefahr zu erkennen war, je mehr glaubte man sich die Vorteile einer westlichen Kultur sichern zu müssen, um sie als Schutzwall dem Osten entgegenzustellen. Hatte der schwedische Wasa die Durchdringung des Slawentums mit allen Formen westlicher Kultur durchzusetzen begonnen, wurde dieses Werk fast vollendet, als Polen völlig dem Westen durch die Königswahl August des Starken angegliedert wurde. Hinzu kam, daß auch im Osten durch die Regierung Peters des Großen eine westliche Orientierung mit allen Mitteln begann. Der polnische Adel, der polnische Kaufmann wetteiferte in der Entfaltung einer westlichen Prachtkultur. Man dachte in jenen Zeiten nicht im entferntesten daran, sich gegen die Sitten des Westens aufzulehnen, ja man lehnte es entschieden ab, eine in Rußland erwachte Partei, welche der Fremdenhaß zu nationalistischen Tendenzen zusammenschloß, im kulturellen Sinne zu unterstützen. Die Wahrung polnischer Eigenart unter einer Erweiterung aller westlichen Kulturerrungenschaften, das war die Losung jener Epoche! So kam es, daß man der germanischen Eigenart keinerlei Hemmungen in Westpreußen entgegensetzte; war doch die westliche Denkungsart in all den polnischen Schichten, welche sich in jenen Tagen bereits bis zum Denken durchgerungen hatten, eingebürgert. Von diesem Gesichtspunkte ist auch die von den Polen heute so vielfach für sich in Anspruch genommene Toleranz zu bewerten. Man wehrt nicht Dingen, denen zu wehren man keine Ursache zu glauben hat, man stemmt sich nicht einer Kultur entgegen, in welcher man aufzugehen sich bestrebt. Der Polen Haß gegen die Germanen im Gegensatze zu den Slawen ist erst dann erneut erwacht, hat erst in dem Augenblicke seine Waffen gegen alles Deutsche gekehrt, als Polen staatlich zermürbt, finanziell zerrüttet, moralisch eine Zwittergestalt geworden, zusammengebrochen ein Beutestück der Mächte Preußen, Rußland und Österreich-Ungarn wurde. Trotz des begreiflicherweise nunmehr entflammten Nationalhasses der Polen war es dem Volke doch nicht mehr möglich, sich in den Gebieten der Ostsee Geltung zu schaffen. Durch die Teilungen Polens hatte Preußen im Osten ein starkes Übergewicht erlangt. Westpreußen, von preußischem Gebiete umgeben, von der Kultur des Westens allzusehr bereits berührt, fiel schnell einer fast völligen Germanisierung anheim. Es kam dem Germanentum hier auch ganz zweifellos zugute, daß die Polen Westpreußens mit von dem großen Aufstiege erfaßt wurden, den Preußen nahm, nachdem die schweren Zeiten von 1806 vorüber. Von dem ganzen preußischen Besitze hatten zudem West- und Ostpreußen am wenigsten in jenen Not-

jahren zu leiden gehabt. Das 19. Jahrhundert brachte den Polen in Westpreußen dann nur Wohlstand und Kulturentfaltung. Diesen Faktoren vermochte man sich nicht zu entziehen. Als nach dem Enteignungsgesetze der Polenhaß erneut aufschäumte, war die Germanisierung Westpreußens schon zu weit gediehen, als daß die Bemühungen der polnischen Führer noch von wesentlichem Erfolg zu sein vermochten.

Arthur Neumann, Charlottenburg: Die neuen Parteigruppierungen und ihre Stellungnahme zur Wirtschaftspolitik.

Die politischen Parteien, die wir vor der November-Revolution in Deutschland hatten, befleißigten sich fast allgemein, eine nüchterne Realpolitik zu treiben. Die Revolution zwang die Parteien, nun auch weiter die Konsequenzen aus ihrer bisherigen Politik zu ziehen, auch ferner mit dem zu rechnen, was ist. So haben sich alle Parteien auf den Boden der Republik gestellt, alle haben sie das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht nach den Grundsätzen der Verhältniswahl anerkannt, und schließlich haben sie auch allgemein ausgesprochen, daß in Fragen der Wirtschaftspolitik Reformen notwendig sind. Wie weit natürlich derartige Verbesserungen gehen sollen, und welche Wege beschritten werden sollen, das bringt die Unterschiede und Abgrenzungen der einzelnen Parteien hervor.

Die politische Seite so allein betrachtet, können wir wohl sagen, daß hier wesentliche Schranken gefallen sind. Das Frauenwahlrecht ist z. B. mit Ausnahme der deutsch-nationalen Volkspartei (die es sich aber auch zunutze macht) von allen anderen Parteien anerkannt worden. Was die einzelnen Parteien grundsätzlich trennt, das sind in der Hauptsache Ansichten über die Führung einer Wirtschaftspolitik, und hierum dreht sich der Kampf. Vielleicht kommt es auf diese Weise nun doch noch dahin, daß die Parteien sich nicht in erster Linie nach ihren politischen Grundsätzen orientieren, sondern daß das wirtschaftliche Moment die Führung erhält. Allenthalben ist gerade jetzt die Einsicht gekommen, daß Fragen des leiblichen Wohls notgedrungen die erste Rolle spielen. An dieser Erkenntnis darf das politische Leben nicht kalt vorübergehen, es entzieht sich sonst den Boden, auf dem es gedeiht.

Die rechtsstehenden Parteien, die nur unwesentliche Veränderungen in ihrer Gruppierung vorgenommen haben, ließen von jeher wirtschaftliche Fragen ihre politische Stellungnahme stark beeinflussen. Als Schichte der Besitzenden

mußten sie jeweils danach trachten, ihr Gut zu sichern. Deshalb waren sie aber auch gezwungen, die ökonomischen Zusammenhänge zu beachten und real und materiell zu denken. Die vorwiegend ideellen Programmpunkte der alten Nationalliberalen Partei ließen sich schon längst nicht mehr als Gemeinboden für den Liberalismus aufrechterhalten. Die durch die Revolution notwendig gewordene Neugruppierung hat nun auch den nach beiden Seiten bespannten nationalliberalen Wagen verschwinden lassen. Der rechte Flügel ist in der Deutschen Volkspartei aufgegangen, während der linke den wahren Liberalismus mit Demokratie gepaart in der großen linksbürgerlichen Demokratenpartei zu verwirklichen trachtet. Die rechtsstehenden Parteien haben damit eine fast vollkommen einheitliche Front geschlossen, die ihre Stärke in der Betonung des wirtschaftlichen Interesses hat. Auch das Zentrum, das nunmehr sich Christliche Volkspartei nennt, wird seine alten Prinzipien kaum ändern. Die drohende Gefahr des Sozialismus und die wirklich ungeheure des Bolschewismus läßt diese Parteien die noch vorhandenen Gegensätze zum Besten einer einheitlichen wirtschaftlichen Front leicht überbrücken. In der Neugruppierung der Rechtsparteien ist so leicht zu erkennen, daß wirtschaftliche Rücksichten die erste Rolle spielen. Man hat die politischen Unterschiede, die eine Einheitsfront stören könnten, möglichst beseitigt oder abgeschwächt, denn man weiß ganz genau, worauf es im kommenden Kampf der verschiedenen Parteianschauungen ankommt. Von rechts verlangt man eine Wirtschaftspolitik auf vollkommen individueller Grundlage, auf Grund der „Fähigkeiten des Einzelnen". Das ist der Hauptgrundgedanke, von dem alle Ableitungen ausgehen. Es kommt bei der Fortentwicklung dieses Gedankens dazu, daß der Staat für das Individuum da ist, daß der Staat im eigenen Interesse den Schutz des Individuums übernimmt. Ein richtiger Gedanke zweifellos, nur daß dabei übersehen wird, daß es einmal auch noch Individuen mit andern Interessen gibt, die der Staat nach dieser Logik ebenfalls nicht ungeschützt lassen darf, daß ferner aber auch das staatliche Interesse an der Erhaltung einzelner Schichten auch von diesen besonders geweckt und gestärkt werden muß. Dies kann hinwiederum nur geschehen, wenn neben dem Einzelinteresse ein gewichtiges Allgemeininteresse besteht. Es erscheint dies aber überflüssig, denn der Staat würde alle Daseinsberechtigung verlieren, wenn er nicht auf die Gesunderhaltung aller seiner Glieder bedacht wäre. Das kann nur eine einheitliche, über den Parteien stehende, das Staatswohl, d. h. das Wohl aller Individuen, in ihrer gerechten Abwägung, im Auge habende Wirtschaftspolitik ermöglichen.

Dieser Gedanke, der einer ehrlichen demokratischen Anschauung entspringt, hat die große Masse des nach links orientierten Bürgertums, der ideellen Anhänger des Liberalismus und Freisinns sich in einer neuen großen Partei zusammenfinden lassen. Von rechts und noch mehr von links wird diese Partei, die sich deutsch-demokratisch bezeichnet, als eine große Misch-Maschpartei angesehen. Nicht mit Unrecht. Aber der große Gedanke, um den es sich hier handelt, wird

bei den andern Parteien verkannt. Warum? Weil man doch noch nicht über die Interessen seiner eigenen Klasse hinwegkommt, weil das, was sie Politik nennen, nur ein mehr oder weniger verschleiertes Interessententum ist. Politik und Wirtschaft wird bei den meisten Menschen in den gleichen Topf geworfen, sie mischen beides durcheinander. Wirtschaft ist ihnen Politik und Politik wiederum Wirtschaft. Das Ergebnis nennt sich Chaos. Die Listigeren sind dabei im Vorteil. Hier Wandel zu schaffen, dazu wäre diese neue Partei, die sich alle Mühe gibt, die Zeit zu verstehen, berufen. Ob es ihr allerdings gelingen wird, weiß ich nicht. Kann sie sich aber nicht zu einer realen Einschätzung der wirtschaftlichen Verhältnisse und ökonomischen Bedürfnisse durchsetzen, dann hat sie ihre Existenzberechtigung verloren. Ein Schutz- und Deckmantel für gewisse Interessentengruppen kann die Deutsche demokratische Partei nicht sein. Auf Grundlage der politischen Gleichberechtigung kann sie nur eine, das Gemeinwohl im Auge habende Wirtschaftspolitik treiben. Eine Wirtschaftspolitik, die dahingeht, einen gerechten Ausgleich bei der Verteilung des Produktionsertrages zwischen Kapital und Arbeit zu schaffen, nicht Interessen, sondern Lebensnotwendigkeiten schützend. Es kann kein uneingeschränkter Individualismus, aber auch kein absoluter Sozialismus herrschen, das Mittelglied kann nur demokratischen Charakter haben. Es ist so zu verwerfen, daß von seiten der Deutschen demokratischen Partei einzelnen Berufsständen nachgelaufen wird, und die Partei als einzig wahrer Vertreter ihrer Interessen hingestellt wird. Zu verstehen ist diese Taktik nur insofern, als es sich bei dieser Partei um ganz neue, wenigstens bisher nicht berücksichtigte Gesichtspunkte handelt und im Hinblick auf die bevorstehenden Wahlen. Die Hauptaufgabe liegt aber für diese Partei im kommenden Parlamentarismus. Hier wird sie beweisen müssen, ob sie die Zeichen der Zeit verstanden hat oder nicht. Zweifellos brauchen wir Anhänger des ehrlichen Demokratismus eine parlamentarische Vertretung, die eine gerechte Realpolitik zum Leitstern haben muß, sonst ist der Name „Demokratie" nur eine hohle Phrase. Eine gerechte Einschätzung der vitalen Lebensinteressen und eine Führung auf eine allgemein aussichtsreiche Zukunft, das kann sich Demokratie nennen. Es ist dabei keineswegs daran gedacht, daß es zu einem völligen Ausgleich der Kräfte zwischen den widerstrebenden Parteien kommen muß. Dieser Gedanke ist eine Utopie. Eine sozialistische Gleichmacherei verkennt die ökonomische Gesetzmäßigkeit und führt zum wirtschaftlichen Ruin. Diese Gefahr kennt der ehrliche Demokrat zu genau. Was wir zu der Erreichung unseres Zieles gebrauchen, ist eine möglichst allumfassende Kenntnis und Verständnis der treibenden Kräfte im Wirtschaftsleben. In allen Volksschichten ist ein tieferes Verständnis der Funktionen im

Wirtschaftsgetriebe noch recht oberflächlich. Ein wahrer Demokratismus, der nur auf Wissen aufgebaut sein kann, muß da nun endlich helfend einspringen. In der Stellungnahme zur Wirtschaftspolitik wird die Deutsche demokratische Partei Farbe bekennen müssen. Ist sie entschlossen, eine nüchterne Wirtschaftspolitik, frei von allem Interessententum, zu führen, dann wird diese Partei auch alle die Schichten hinter sich haben, denen an einer wahrhaft demokratischen Lösung unseres sehr verzwickten Wirtschaftsproblems gelegen ist. Dann erübrigt sich auch ein Interessieren gewisser Erwerbsstände. Es kommt nicht darauf an, eine Interessenpolitik, auch keine einseitige Sozialpolitik zu treiben, lediglich eine, der großen Mehrheit zugute kommende Wirtschaftspolitik kann uns nützen und dienlich sein. Diesen Grundzug muß eine redliche demokratische Politik haben, fehlt er, dann ist die Bezeichnung „demokratisch" nicht gerechtfertigt.

In der sozialdemokratischen Bewegung macht sich mehr und mehr der Zersetzungsprozeß bemerkbar, der sicherlich schon sehr scharfe Formen angenommen hat, aber seinen völligen Abschluß mit einer klaren Neugruppierung noch nicht gefunden hat. Dazu konnte es seit der November-Revolution, die den Stein vollends ins Rollen brachte, auch noch nicht kommen. Die verschiedenartige Auslegung der sozialistischen Theorien beschwört einen gewaltigen Meinungsstreit herauf, der auf jeden Fall auch ausgefochten werden muß. Dem aufmerksamen Beobachter des gesamten politisch-wirtschaftlichen Lebens ist die Meinungsverschiedenheit nichts Neues. Um die Wende des Jahrhunderts setzte diese Bewegung mit dem „Revisionismus" ein. Einzelne Köpfe erkannten, daß man sich in der Festlegung der sozialistischen Theorien etwas weit vom realen Boden der Tatsachen entfernt hatte, und suchte nach neuen Anknüpfungspunkten. Staudinger sagt dazu in seinem Werk „Kulturgrundlagen der Politik" treffend:

> „Das Gefühl, es stimme doch im Marximus nicht alles so, wie man früher geglaubt hatte, nimmt unter dem Eindruck der immer mächtigeren rentenkapitalistischen Entwicklung von Jahr zu Jahr zu, und das Bedürfnis, neue Anknüpfungspunkte in der Praxis aufzusuchen, verstärkt sich zusehends. Aber eine gerechte Einheitlichkeit sowohl des Zieles wie des Weges will sich noch nicht herausbilden. Es scheint noch zu früh dazu zu sein. Und so sucht man denn einstweilen, schiebt in vorsichtiger Taktik eines nach dem andern der alten Kinkerlitzchen beiseite, die sich ehedem als eherne Prinzipien ausgegeben hatten, aber man findet das neue Verbindende noch nicht recht. Politische Bewegung, gewerkschaftliche Bewegung, genossenschaftliche Bewegung, das ist ja einstweilen das dreifache Merkzeichen für die neue Sozialdemokratie geworden. Aber sie ist noch weit davon entfernt, daß dies ein dreieiniges Merkzeichen für sie wäre. Die drei Faktoren stehen noch recht lose nebeneinander und sind im Bewußtsein der Massen und selbst der

meisten Führer noch nicht aus einem Stamme herausgewachsen. „Das Ziel ist nichts, und die Bewegung" — tastet."

Diese kritische Betrachtung ist bereits 1914 vor Kriegsbeginn geschrieben, sie trifft im großen Rahmen aber auch noch auf die heutigen Verhältnisse zu. Es kam nun mehr und mehr der Gedanke auf, ob es zweckmäßig sei, der Entwicklung vorzugreifen und dem Sozialismus durch Anwendung von Gewalt zum Siege zu verhelfen, oder ob man die methodische Entwicklung zum Sozialismus begünstigen wollte. Diejenigen, die die radikale Lösung verwarfen, aber echte Sozialisten sein wollten, finden sich heute in der Mehrheitssozialdemokratie zusammen. Und man muß sagen, daß dieser Teil der Sozialdemokratie sich am weitesten vom ursprünglichen Programm entfernt hat. Ein gewaltiger Fehler ist es dabei, daß man sich von mehrheitssozialdemokratischer Seite noch immer nicht zu einer neuen Festlegung der Programmpunkte aufraffen kann, sondern sich immer noch alle Mühe gibt zu beweisen, daß der Marxismus und auch das Erfurter Programm so richtig erfüllt werden. Beides kann aber nur auf die sozialistischen Ideale zutreffen, die Materie selber stimmt damit nicht überein. Der Geist der Marx'schen Theorien mag wohl gestreift werden, das Erfurter Programm wird nach mehrheitssozialistischer Praktik aber fast völlig verworfen. Im Interesse der Arbeiterschaft, die sozialistisch orientiert ist, ist es nur zu wünschen, daß durch klare Programmpunkte nun endlich der Schleier gelüftet wird. Kommt es nun hoffentlich bald dazu, dann wird die Mehrheitssozialdemokratie in richtiger Ziehung der Konsequenzen ihrer bisherigen Politik den Demokratismus über den Sozialismus stellen müssen. Durch Demokratie, welche die Entwicklung genau erkennt, kann sie alsdann auch zu einem planmäßigen, durch die periodische Entwicklung gegebenen Sozialismus gelangen. Die Gewalt, die immer reaktionär wirkt, ist zu verwerfen. Hat aber der demokratische Gedanke die Oberhand tatsächlich bekommen, dann ist kaum noch eine Grenze zwischen der aus dem Liberalismus und der aus dem Sozialismus abgeleiteten Demokratie zu ziehen. Die weitere Entwicklung wird wohl alsdann auch dahin führen, daß es zu einer Verknüpfung kommt. Damit fällt dann auch für viele von wirklichem Schaffensdrang beseelte Menschen der Einwand, daß ihnen bestimmte Hindernisse den Eintritt in den großen Strom der Sozialdemokratie unmöglich machen. Diese „Sozialliberalen", wie sie einst Jastrow nannte, werden dann für ihre Ziele freiere Wege vorfinden. Damit tritt diese Sozialdemokratie ebenfalls aus der Reihe der einzelnen abstrakten Interessenparteien aus, das Gemeinwohl ist einzig und allein ihr Ziel. Nur auf diese Weise verhindern wir eine neue Klassenherrschaft und helfen den untersten Schichten am besten. Einen andern Sinn kann doch schließlich der wahre Sozialismus nicht haben. Die Hauptrolle spielt hier aber wiederum auch ein tiefes Verständnis der maßgebenden Wirtschaftsfaktoren. In der Stellungnahme zur Wirtschaftspolitik wird man in dieser

revidierten Sozialdemokratie, hauptsächlich was die Voraussetzungen dazu anbetrifft, vollkommen neue Wege gehen müssen. Will man der Allgemeinheit nützen, dann muß man sich auch mit allen ihren Problemen und Einrichtungen beschäftigen. „Wissen ist Macht", sagte einst Wilhelm Liebknecht, getreu Lassalles Mahnung, sich mit geistigen Waffen zu rüsten. Heute offenbart sich diese Wahrheit mehr denn je. Aus einem exakten Wissen die richtigen Konsequenzen zu ziehen, ist die Kunst, die man Politik nennt.

Nun darf man es einem Teil der Arbeiterschaft auch nicht verargen, wenn er einzig und allein das Wohl seiner Schichte im Auge hat und diese in einer Partei zu sammeln sucht. Die Erkenntnis, daß es mit der praktischen Nutzanwendung der sozialistischen Theorien nicht mehr in einer, dem Liberalismus ähnlichen Zweiseitenfront weitergehen kann, beherrscht die gesamte Arbeitermasse. Und wie man von jeher in einseitig proletarischen Kreisen die radikale Lösung, womöglich unter Anwendung von Gewalt, für die zweckmäßigste hielt und allein als wahrhaft sozialistisch ansah, so hat sich im Laufe der weiteren Spannung diese Richtung auch mehr und mehr kristallisiert. Obwohl es auch von den Unabhängigen bis zu Spartakus ein weiter Schritt ist und eine Anzahl Sekten und Parteiungen sich dazwischenschieben, so wird die Entwicklung doch dahin kommen, daß auch hier nebensächliche Unterschiede verschwinden und die Hauptpunkte einander möglichst nahegerückt werden. Bisher ist auch hier noch von keiner Seite ein festes Programm festgelegt. Die Unabhängigen behaupten zwar, auf dem Boden des Erfurter Programms, dessen Redakteur, Karl Kautsky, sich in ihren Reihen befindet, zu stehen. Dieses Programm müssen sie doch nun aber mindestens durch etwaige „Ausführungsrichtlinien" ergänzen*). Diese Klarlegung wird entscheidend für alle radikalgesinnten Proletarier sein. Für die Führung der Unabhängigen ist es sicher nicht leicht, da die richtige Formel zu finden. Die schwankende Haltung der Unabhängigen zeigt dies zur Genüge. Man fühlt selbst eine gewisse Krankheit, traut sich aber selber den Arzt zu und glaubt sich mit möglichst radikaler Verwirklichung des Sozialismus zu heilen. So sehr auch die Unabhängigen ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit betonen, so treiben sie doch mit elementarer Kraft dem kommunistischen Gedanken zu. Hier muß eine Auseinandersetzung erfolgen, die von den Unabhängigen zumindest in einer Ergänzung zum Erfurter Programm und von den Kommunisten in einer klaren Festlegung ihres Zieles und der einzuschlagenden Wege zu seiner Erreichung führen muß. Ergeben sich dabei nur minimale Unterschiede, dann ist es ein Gebot der Taktik, sich zu einigen. Zwischen Unabhängigen und Spartakisten ist eine Einigung denkbar, nicht aber eine solche zwischen Mehrheitssozialisten und einer radikalen

*) Kautsky hat inzwischen „Richtlinien für ein sozialistisches Aktionsprogramm" in Flugblattform veröffentlicht.

Gruppe, da, wie gesagt, die Mehrheitssozialdemokratie auf dem Wege ist, eine Staatspartei mit gerechter Würdigung aller Interessen zu werden. Wir sehen so die Beule, die unser Kreis, linker Hand gesehen hatte, allmählich verschwinden, der Kreis buchtet sich aus. Dadurch gelangen die der Beule benachbarten Parteien mehr in den Mittelpunkt. Die Ausbuchtung erbringt so auch gleichzeitig ein starkes Gegengewicht zu rechts, wo die Peripherie fein und hermetisch verläuft. Die ausgebuchtete Beule ist noch Neuland, und da wuchert die Distel recht kräftig im Weizen. Derselbe Fehler, den die von rechts begangen haben, schicken sich nun auch die von links an zu begehen. Ihre Interessen sollen die obersten sein, sie wollen verfügen. Es ist nur ein Unterschied im Namen, rechts nannte man ihn Diktatur, links heißt er Terror. Das Resultat muß auch für links so ausfallen, wie es rechts am 9. November erlebt hat. Die Herrschaft des Terrors ist doch aber wohl auch nicht mit den Gesetzen des Sozialismus oder auch des Kommunismus in Einklang zu bringen, es ist eine neue Klassenherrschaft ganz nach altem Muster. Allerdings muß es jedem Proletarier unbenommen bleiben, sein eigenes Interesse wahrzunehmen, genau, wie nicht der Kapitalist gezwungen werden kann, spartakistische Ideen zu verfolgen. Abgelehnt muß nur in beiden Fällen eine Herrschaft ihrer ureigenen Interessen werden.

Überblicken wir so das gesamte Parteileben, so tritt das abstrakte Interessentum grell hervor. Insbesondere die wirtschaftliche Notlage drängt einen großen Teil dahin, recht scharf auf die Sicherung der eigenen Interessen zu achten. Hinwiederum verlangt aber das Staatswohl, was das Wohl aller seiner Bürger ist, ob Proletarier oder Kapitalist, eine besondere, eine erhabene Politik, die nur das eine Interesse hat, das wirtschaftliche Rückgrat unseres Erwerbslebens zu stärken, wir nennen sie Wirtschaftspolitik. Nicht Handels-, nicht Industrie-, nicht Agrar- oder Sozial-Politik gebrauchen wir als Richtschnur, all' das kann nur Teilarbeit in dem alles überragenden Begriffe der Wirtschaftspolitik sein, die auf dem Fundament einer eingehenden, wirklich brauchbaren Wirtschaftskunde aufgebaut sein muß. Die einzelnen Interessenparteien müssen auf ihrem Gebiete an dem großen Werke mitarbeiten, sie müssen das Material herbeitragen. In der Verwertung dieser Bausteine brauchen wir alsdann die Baumeister, die die einzelnen Materien richtig einschätzen und verwerten können. Diese Kräfte müssen beim kommenden Neuaufbau die beiden Mittelparteien stellen.

H. Wega:
Volksbeglückung oder Verhetzungspolitik.

Zeitgemäße Betrachtung.

In der Hochflut politischer Versammlungen, umbrandet von einem Meer verschiedener, sich eifrig bekämpfender Wahlagitationen, wurde es dem Einzelnen oft schwer, sich in sich selber zurechtzufinden, besonders wenn er, wie die meisten Frauen, bisher keine Politik getrieben hatte. Viele mögen da wohl dem lautesten Schreier zum Opfer gefallen sein, der am eindringlichsten mit Schlagworten um sich zu werfen verstand. Und welches Schlagwort wäre heute mehr an der Tagesordnung als das der „Volksbeglückung"! Von der Sozialdemokratie angefangen, die es seit langem auf ihre Fahne geschrieben hat, wetteifern alle Parteien in Versprechungen und Zugeständnissen miteinander.

Wie aber sieht es in Wahrheit mit dieser Volksbeglückung aus? So fragt man angesichts der Tatsache, daß die Grundidee jener Partei auf dem besten Wege ist, Schiffbruch zu erleiden? Denn noch nie war die Welt so arm an echter Liebe, an wirklichem Glück, an innern Werten, wie heute. Noch nie standen die einzelnen Menschenklassen sich so ganz ohne Verständnis, ohne Brüderlichkeit, ohne Duldsamkeit gegenüber. Noch nie waren wir so unfrei wie unter dem sogenannten Regiment der Freiheit, das jeden zu einem „Herrn" machen, jedem als vornehmste Gabe das Selbstbestimmungsrecht in die Hand drücken wollte! Wie Kinder, denen man zu früh ein schönes Spielzeug vertrauensvoll überlassen, und die es binnen kurzem gänzlich zerspielt haben, stehen wir da und blicken in tiefster Seele betrübt auf die Trümmer einer Pracht, deren Beständigkeit uns als leuchtendes Ideal vor Augen schwebte.

Vergaßen wir doch, mit menschlichen Unvollkommenheiten, mit der Gefährlichkeit entfesselter Leidenschaften zu rechnen! Und wie verschieden Großmut, Güte und Vertrauen auf die Menschen wirkt. Vergaßen wir doch, daß auch „Glück" ein individueller Begriff ist, dehnbar in der Hand des einen, zerfließend zu nichts in der Hand des andern. Wollten wir doch unter ganz falschen Voraussetzungen ein Volk gehen und sich selber regieren lassen, das noch nicht einmal gelernt hatte, auf eignen Füßen zu stehen!

Wen die größte Schuld an diesem Zusammenbruch trifft, will ich hier nicht erörtern. Immerhin darf wohl mit einiger Berechtigung behauptet werden, daß die Sozialdemokratie am meisten gesündigt hat, indem sie jene Verhetzungspolitik betrieb, die ihren Anhängern nur schaden, niemals nützen konnte. Anstatt edle Leidenschaften zu entfesseln, entfesselte sie die unedlen; anstatt wertvolle Instinkte zu wecken, machte sie sich die schlechten zunutze. Und wenn jetzt viele von ihr abschwenken, so liegt die Hauptschuld daran, daß das solchermaßen „be-

glückte" Volk — wenigstens dessen gute, starke Elemente — sich heut nicht glücklicher, nicht reicher vorkommt als früher, und daß es selber, aufs höchste enttäuscht, zu der Überzeugung gelangt ist: den Nutzen haben immer nur die Faulen. Wer ehrlich arbeiten will, dem geht es heut nicht besser, eher schlechter.

Beglücken wollen, indem man Haß und Bitterkeit in die Seelen der Beglückten sät, ist schon eine kurzsichtige Taktik. Nur der zufriedene, dankbare Mensch kann sich glücklich fühlen. Lehrt man ihn ständig, eine andre Menschenklasse um dies und jenes zu beneiden, so nimmt man ihm die Freiheit des Denkens und damit die Möglichkeit, die eignen Verhältnisse an denen der andern gerecht abzuwägen. —

Warum muß es heißen: hie Bürger, hie Arbeiter? Warum ist es nötig, daß der Arbeiter, wie neulich in einer Versammlung von sozialdemokratischer Seite behauptet wurde, bei dem Wort „Bürger" in Wut gerät wie der Stier, dem man ein rotes Tuch vorhält? Ist denn der Bürger sein Feind? Hat er, der zu Friedenszeiten an den meisten sozialen Maßnahmen zur Hebung des Arbeiterstandes mitwirkte, sich nicht vielmehr ein Anrecht auf dessen freundschaftliche Gefühle erworben? Und was hatte er während des Krieges, was hat er heute vor dem Arbeiter voraus?

Ich spreche von dem bürgerlichen Mittelstand, nicht etwa von den „Reichen", deren Erwähnung noch ganz andre Gefühle beim Arbeiter auslösen soll wie die des Bürgers. Mir will nämlich scheinen, als ob es während des Krieges dem Mittelstand sehr viel schlechter gegangen sei als dem Volk, das durch Munitionsarbeit, Beschäftigung in Kriegsbetrieben, gute Entlohnung und dabei noch Unterstützung durch alle nur denkbaren Wohlfahrtseinrichtungen ein immerhin erträgliches Leben führte. Im Gegensatz dazu ging es vielen Beamten und ihren Familien, Witwen, kleinen Rentnern und alleinstehenden älteren Ehepaaren, dem ganzen großen Heer des von einem beschränkten Einkommen zehrenden Mittelstandes, kläglich. Sie hungerten und darbten oft in ganz anderer Weise wie das Proletariat. Trotzdem sollten sie ihre Lebensführung auf derselben Höhe wie im Frieden erhalten, sollten weiter ihre Kinder gut gekleidet auf eine höhere Schule schicken und wurden nebenbei noch reichlich in Anspruch genommen für alle Kriegswohlfahrtsbestrebungen, aus denen das Volk den Nutzen zog. Aber hat man jemals gehört, daß die sozialdemokratische Partei ihm das vor Augen gehalten und das Volk zum Mitfühlen für den schwer vom Kriege betroffenen Mittelstand erzogen hätte? Im Gegenteil! Nach wie vor galt der Bürger als der „Besitzende", der „faul von seinen Renten lebte", während des Volkes Arbeitskraft von ihm „ausgebeutet" wurde!

Und heute, wo es nicht mehr bloß der Mittelstand mit dem beschränkten Einkommen, sondern auch der obere Beamtenstand, die Gesamtheit der geistigen Arbeiter ist, die hinter den körperlich Schaffenden zurückstehen muß, — heute, wo der eine Phantasielöhne fordert und — unter dem Druck der Verhältnisse, — auch

erhält, während des andern Existenz mit unglaublicher Leichtfertigkeit und Kurzsichtigkeit als nebensächlich behandelt wird, — was könnte heute der Arbeiter noch dem Bürger neiden?

Sprechen wir es doch einmal ruhig aus, da die Partei ihn aus selbstischen Gründen nicht aufklären mag! Er neidet es ihm, daß er mit seinen materiellen Gütern etwas anzufangen, daß er sich ideelle Güter dafür zu schaffen weiß, während man leider, leider das Volk in dem unseligen Glauben läßt, daß Geld allein glücklich mache. Geld, das man nicht richtig anzuwenden und auszugeben versteht, hat noch niemand glücklich gemacht. Geld kann wohl ein Faktor werden, Glücksmöglichkeiten zu erlangen, aber an sich ist es keiner.

Wer also mit dem Herzen Volksbeglückung erstrebt, der muß es anders anfangen, keine Verhetzungs-, sondern Versöhnungspolitik treiben. Der muß in erster Linie dem körperlich arbeitenden Volk Achtung beibringen vor dem geistigen Schaffen des von ihm mit Neid und Haß verfolgten Bürgers. Es genügt nicht, daß der Bürger immer wieder versucht, den Arbeiter verstehen zu lernen, ihm in seinen Nöten zu helfen. Auch das Volk muß zum besseren Verständnis, zum Mitfühlen mit uns Bürgerlichen erzogen werden, damit es imstande ist, unsere Handlungsweise ihm gegenüber und auch im allgemeinen gerecht einzuschätzen. Und es muß erzogen werden zum richtigen Gebrauch des Geldes, das man ihm jetzt so überreichlich in die Taschen stopft, und das doch eben niemand reicher macht, so lange er der Meinung ist, daß man sich damit allein kaufen könnte, was eine Summe innerer Werte und geistiger Errungenschaften zur Voraussetzung hat, nämlich:

Menschliches Glück!

Wilhelm Meridies: Wirtschaftsprobleme der Gegenwart.

(Sozialisierung oder Verstaatlichung des Bodens?)

„Mehr wirtschaftliches Verständnis!“ fordert Arthur Neumann im Februarheft dieser Zeitschrift. Ich kann ihm nur beistimmen und wünschen, seine Ausführungen möchten auf fruchtbaren Boden fallen. Denn wirklich: Es ist hohe Zeit, daß sich nicht mehr nur Volkswirtschaftler vom Fach in alle die modernen Wirtschaftsprobleme vertiefen, von deren Lösung für unser Volk viel mehr abhängt, als es sich gemeinhin träumen läßt. „Wirtschaft ist nicht mehr Privatsache, sondern Sache der Gemeinschaft“, sagt Rathenau. Was uns noch immer fehlt und doch so nottut, ist weniger das bloße Wissen von dieser Forderung, sondern vor allem das richtige Verständnis dafür; das Verständnis

gerade auch der Gebildeten. Man kann zwar heute nicht mehr behaupten, daß jener Satz, den Adolf Damaschke vor vierzehn Jahren in das Vorwort seiner „Geschichte der Nationalökonomie" schrieb, noch die gleiche Bedeutung habe: „Gerade in gebildeten Kreisen, in denen jedes Nichtwissen auf dem Gebiete der Literatur und Kunst schwer schaden würde, nimmt man schiefe und direkt falsche Urteile auf dem Gebiete der Volkswirtschaft mit einer Gelassenheit hin, die nur in dem außerordentlich geringen Maße des Durchschnittswissens ihre Erklärung findet." Immerhin ist es geradezu erschreckend, welche Unkenntnis und Verworrenheit man auch heute noch in weiten Kreisen, ja selbst in der Presse bei der Behandlung volkswirtschaftlicher Fragen finden kann. Verwechslungen staatssozialistischer, sozialdemokratischer, kommunistischer und bodenreformerischer Anschauungen sind, besonders gegenwärtig, keine Seltenheit.

Aus der Fülle der ihrer Lösung harrenden Gegenwartsprobleme möchte ich eines herausgreifen, das meiner Ansicht nach, so oft man auch darüber liest und hört, noch längst in seinem Wesen und seinen Zielen nicht richtig erfaßt wird. Ich meine das Problem der Sozialisierung, der Verstaatlichung, der Nationalisierung der Produktion (oder wie sonst noch die mehr oder weniger anfechtbaren Ausdrücke für die Aufhebung des Gegensatzes zwischen leitendem Produktionsmittelbesitz und ausführender Arbeit lauten mögen). Das ganze Problem ist gerade deswegen so umstritten, weil es sich nicht nur um die „Vergesellschaftung" eines bestimmten Großbetriebes, sagen wir etwa der Kohlengruben, handelt, sondern weil das sozialistische Programm diese Sozialisierungstheorie gleichmäßig auf alle dazu geeigneten Großbetriebe anwenden will und damit natürlich bei jeder einzelnen Gruppe auf neuen Widerstand stößt. Inwieweit der ganze Gedanke ausführbar und berechtigt ist, wollen wir hier dahingestellt sein lassen. Dagegen soll im weiteren etwas näher auf ein ganz bestimmtes Gebiet dieser Sozialisierungsbestrebungen eingegangen werden: auf das Landprogramm der sozialistischen Regierung. Daß wir eine großzügige innere Kolonisation, eine gänzliche Neugestaltung der ländlichen Besitzverteilung brauchen, steht nach dem schweren Notstand unserer Tage außer Frage; genau wie nach dem Zusammenbruch des Jahres 1806 durch die Bauernbefreiung das große Werk der Agrarreform in Angriff genommen wurde, muß es heute energisch, aber mit Überlegung fortgeführt werden. Die programmatische Regierungserklärung kündigt, wie schon erwähnt, eine „Vergesellschaftung der dazu geeigneten landwirtschaftlichen Großbetriebe" an. Auf den ersten Blick sagt einem dieses Projekt nicht allzu viel. Fangen wir aber an, in den Sinn der Worte einzudringen, so finden wir, daß aus ihnen jener alte starre Agrarmarxismus spricht, der von der Überlegenheit des Großbetriebes in Gewerbe und Landwirtschaft ausgeht und jeglichen Kleinbetrieb als rückständig verwirft. Es ist als höchstwahrscheinlich anzunehmen, daß alle diejenigen vernünftigen Sozialisten, die sich an die praktischen Tatsachen der Gegenwart halten,

und die schon lange von der Verkehrtheit der alten Marx'schen Theorie überzeugt sind, wie z. B. David u. a., bei der Abfassung jener Erklärung nicht zu Rate gezogen wurden. Der Traum aller Agrarmarxisten ist nicht etwa, wie man glauben sollte, eine Aufteilung und Sozialisierung des Großgrundbesitzes, sondern im Gegenteil seine Erhaltung, ja sogar Erweiterung in der Form des verstaatlichten Großbetriebes; sie wünschen den Zusammenschluß aller Landarbeiter und Bauern zu genossenschaftlichen Großwirtschaften unter gemeinsamer zentraler Leitung. Wir sehen also gerade hier, wie die beiden Begriffe „Sozialisierung" und „Verstaatlichung" durchaus nicht dasselbe bedeuten und müssen uns hüten, beide (sozusagen) in einen Topf zu werfen. Die Sozialdemokraten selbst sind sich übrigens des Unterschiedes der beiden Begriffe voll bewußt. Ich erinnere dabei an einen Satz Max Schippels in den „Sozialistischen Monatsheften", in dem er sagt: „Die Verstaatlichung an sich ist kein Sozialismus im Vollsinn des Wortes". Derselbe Schriftsteller, einer der klügsten sozialistischen Publizisten, definierte übrigens den Begriff „Verstaatlichung" im negativen Sinne dahin: „Verstaatlichung ist immer Preisgabe des Prinzips der freien Konkurrenz". Diese Definition folgerichtig auf das in Rede stehende sozialistische Landprogramm angewendet, bedeutet aber nichts anderes als Unterdrückung jeder selbständigen, freien Eigenwirtschaft. Die Durchführung dieses dahin zielenden Programms würde zweifellos den Wünschen des weitaus größten Teils der deutschen Landbevölkerung zuwiderlaufen und sicher auf großen Widerstand gerade des kleinen Grundbesitzers stoßen. Der Gedanke der Aufteilung des Großgrundbesitzes ist an sich weder schlecht noch undurchführbar; nur eben darf er nicht in dieser Form zur Ausführung kommen. Dem Gedanken, überall dort, wo der Großbesitz in schädlicher Weise vorwiegt, wie z. B. in weiten Teilen des preußischen Ostens oder in Mecklenburg, mit aller Energie einzugreifen, könnten wir ohne Bedenken zustimmen; rein schematisch dürfte natürlich auch hier nicht vorgegangen werden; so werden in hoher Kultur stehende Mustergüter wohl kaum aufgeteilt werden dürfen. Vor allem aber sollte man nicht noch weiter zentralisierend vorgehen, was doch gerade die Verstaatlichung will, sondern man sollte dezentralisieren. Man sollte den dazu fähigen und bisher unselbständigen Landarbeitern und abgefundenen Bauernsöhnen zu eigenem, selbständigem, kleinerem Landbesitz verhelfen. Dahin geht der Wunsch unseres Landvolkes. Dies wäre auch das beste Mittel, der Landflucht hemmend entgegenzutreten; so könnte man das Streben auch vieler heimgekehrten Krieger erfüllen helfen. Auf dem Gebiete der Bodenreform heißt es eben: nicht verstaatlichen, sondern sozialisieren! Eine Gesundung der ländlichen Verhältnisse ist unmöglich, wenn Landarbeiter und Bauern aus ihrem alten Abhängigkeitsverhältnis zu ihren Grundherrschaften nur wieder in neue Abhängigkeit gelangen. Hoffen wir, daß die neue durch die Nationalversammlung gewählte

Regierung, wenn sie an die Lösung der Bodenfrage herantritt, den Fehler des alten sozialistischen Programms wieder gutmacht und den Grundsatz aufstellt: Möglichst weitgehende Aufteilung des Großgrundbesitzes in freie, selbständige klein- und mittelbäuerliche Betriebe.

Dr. Willy Cohn: Die Frankfurter Nationalversammlung von 1848.

Mehr als je sind in diesen Tagen die Augen des rückblickenden Historikers auf jene Nationalversammlung gerichtet, die vor nunmehr 71 Jahren versuchte, Deutschland eine Verfassung zu geben. Der Parallelismus im geschichtlichen Geschehen ist unverkennbar, und wäre wahre historische Erkenntnis mehr verbreitet, als sie tatsächlich ist, so würde bis in die weitesten Kreise die Erleuchtung flammen, daß wir aus den Dingen, wie sie sich 1848 in Frankfurt a. M. abspielten, ungeheuer viel für unsere politische Gegenwart lernen können. Aber gerade die Kenntnis von jenem Sturmjahr ist eine verschwommene, unklare, in den Schulen wußte man mit diesem Jahre unter dem alten Herrschaftssystem nichts rechtes anzufangen, und so nahmen die meisten ins Leben das Gefühl hinaus, daß jenes Jahr in der Geschichte höchst überflüssig gewesen ist. Mancher allerdings, der dann später selbst zu den Quellen griff, hat ein anderes Bild bekommen, aber wie wenige waren das! Heute wird es aber immer klarer, was wir jenen Männern zu verdanken haben und in welchem Maße wir auf ihren Schultern stehen. Unter all den Versammlungen, die damals in Deutschland und Österreich zusammengetreten sind, ist die zu Frankfurt in der Paulskirche die überragendste, ihre Geschichte zu schreiben würde das Maß, das diesem Aufsatz gesetzt ist, weit überschreiten, nur blitzartig können wir die großen Männer, die an ihr teilgenommen haben, mit ihren Plänen, Wünschen und Idealen an uns vorbeiziehen lassen, und die Versammlung zu ihrem traurigen Ende begleiten.

Mit bewundernswerter Schnelligkeit trat am 31. März 1848, nachdem in der Mitte des Monats der Frühlingswind die alten morschen Zustände hinweggefegt hatte, eine Vorversammlung in Frankfurt a. M. zusammen. Da sie nicht aus allgemeinen Wahlen hervorgegangen war, so konnte von vornherein ihre Aufgabe nur darin bestehen, der möglichst baldigen Einberufung einer auf breitester demokratischer Grundlage gewählten Nationalversammlung die Wege zu ebnen. Schon im Schoße dieses Vorparlamentes machten sich die Gegensätze bemerkbar, die späterhin auch in der eigentlichen Versammlung hervortraten, vor allem der

zwischen Konstitutionellen und Republikanern. Aber man kam über diese Dinge hinweg, indem man die Beschlußfassung über Deutschlands endgültige Verfassung eben zurückstellte und zurückstellen konnte. 500 Vertreter aller deutschen Stämme, unter ihnen allerdings verschwindend wenige Österreicher, nahmen an den Verhandlungen teil, Präsident war der Heidelberger Professor Mittermaier, dessen Wahl gegen eine Kandidatur des Demokraten Blum erfolgt war. Nur fünf Tage hatte das Vorparlament zu beraten, man ging am 4. April wieder auseinander, nachdem man einen Ausschuß von 50 Männern hinterlassen hatte, der die Überwachung des noch immer vorhandenen Bundestages zu übernehmen hatte und im Notfall die Befugnis besaß, noch einmal das Vorparlament einzuberufen. Doch dazu ist es nicht mehr gekommen. Der wichtigste Beschluß aber noch vor dem Auseinandergehen war der, daß die Wahlen auf Grund des allgemeinen Wahlrechtes stattzufinden hätten; als Versammlungsort wurde wiederum Frankfurt a. M. bestimmt.

In die Zwischenzeit zwischen Vorparlament und Zusammentritt der eigentlichen Nationalversammlung fiel Heckers Versuch, auf dem Wege eines Putsches die Republik durchzusetzen. Er ist bekanntlich gescheitert. So interessant es wäre, den Ideen dieses Mannes nachzugehen, so müssen wir es uns doch versagen, um unserer eigentlichen Aufgabe nicht untreu zu werden. Die allgemeine Stimmung jener Tage schildert Heinrich Laube in seinem Buche über das erste Parlament. Er erzählt von seiner Fahrt ins Vorparlament, wie er unterwegs Halle im Schmucke der schwarz-rot-goldenen Farben sah. „Vor 21 Jahren," so sagt er, „hatte ich hier auf dieser „Wage" sechs Wochen lang im Karzer gesessen, wegen Liebhaberei für diese „verbrecherischen" Farben, und vor 14 Jahren hatte die so geräumige Hausvogtei kaum Platz für uns schwarz-rot-goldene Verbrecher. Heute „ging Preußen auf in Deutschland", und was damals Verbrechen, das war heute Verdienst."

In verhältnismäßig kurzer Zeit kamen die Wahlen zur Nationalversammlung zustande und schon am 18. Mai konnten die Abgeordneten feierlich in die Paulskirche einziehen. Wer heute noch nach so vielen Jahren den schlichten Raum der Kirche betritt, ist im Banne jener Tage, in denen die besten Männer Deutschlands in aufreibenden Beratungen und unablässiger Arbeit die Bausteine zu einem neuen Deutschland zusammenzutragen versuchten. Es war eine Versammlung der bedeutendsten Männer Deutschlands, die den Ehrennamen des Professorenparlamentes verdiente, in dem aber auch eine große Menge Männer des praktischen Lebens saßen, aber es war natürlich, daß das Volk zu den Köpfen in erster Reihe Zutrauen hatte, die seit Jahrzehnten oft unter dem Druck schwerer Verfolgungen vergeblich für ein freieres Deutschland eingetreten waren. Vor allem erlebte Ernst Moritz Arndt hier eine völlige Genugtuung für das, was er erlitten hatte. Nie wieder hat ein Parlament bedeutende Köpfe in so großer Zahl unter seinen Mitgliedern gesehen; aus der Reihe der Historiker seien

genannt: Dahlmann, Gervinus, Droysen, der Darsteller der Hohenstaufenzeit Friedrich von Raumer, ferner Waitz und Stenzel. Die deutsche Sprachwissenschaft war mit Männern wie Ludwig Uhland und Jakob Grimm würdig vertreten. So war eine Fülle von Geist in dem Schiff der Paulskirche zusammengedrängt, und die Nation konnte von diesem Parlament erwarten, daß es ihm ein lebensfähiges neues Deutschland schenken würde. Der Idealismus, mit dem man damals arbeitete und alles beiseite zu schieben versuchte, was dem großen Werk hätte hinderlich können in den Weg treten, ist in jeder Beziehung vorbildlich gewesen.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei der Paulskirche, wie sie Heinrich Laube schildert, als ein runder Tempel, „dessen Mittelgrund ringsum durch Säulen abgegrenzt wird. In diesem Mittelgrund saßen auf Kirchenbänken die ersten deutschen Volksvertreter, gegen Mittag schauend auf eine Rednerbühne, in Gestalt einer Kanzel, auf eine Präsidentschaftsestrade hinter dieser Kanzel, auf rote Vorhänge mit schwarz und goldgesäumt und mit dem zweiköpfigen Reichsadler geschmückt hinter dieser Estrade, und auf ein romantisches Bild der Germania hoch, hoch über dem Präsidenten, ein Bild von strenger Unschuld, aber geringer Kraft." Die Nationalversammlung erhielt bis zu einem gewissen Grade ihre Prägung durch den Präsidenten Heinrich von Gagern; seiner Energie und Geschicklichkeit gelang es immer wieder, die stürmischen Sitzungen zu beruhigen und Ordnung hineinzubringen. Noch stand ja Deutschland am Anfang des Parlamentarismus, noch mußte man sich ja erst die Geschäftsordnung schaffen und die Formen, in denen man arbeiten wollte. Den Mitgliedern fehlte ja auch selbstverständlich jede parlamentarische Schulung, und so ist es kein Wunder, daß bei den vorhandenen großen politischen Gegensätzen es wiederholt zu stürmischen Zusammenstößen kam. Und darin lag eben Heinrich von Gagerns Verdienst, wie er seine Aufgabe als Präsident in vollem Umfange erfüllte. Die Rede, die er bei der Übernahme seines Amtes hielt, gehört der Geschichte an, sie ist ein Merkstein in der Entwicklung Deutschlands geworden, und der Satz, mit dem er sie einleitete, er könnte auch noch heute in derselben Weise, an derselben Stelle, wiederholt werden: „Wir sollen schaffen eine Verfassung für Deutschland, für das gesamte Reich. Der Beruf und die Vollmacht zu dieser Schaffung, sie liegen in der Souveränität der Nation."

Gagerns Verdienst war es auch, daß er am 24. Juni alle die Redeschlachten, die sich bei der Frage entwickelten, wie man die provisorische Zentralgewalt schaffen sollte, in geschicktester Weise beendigte und den einzig möglichen Ausweg zeigte. Er beantwortete die Frage, wer die Zentralgewalt schaffen sollte, mit den Worten: „Meine Herren! Ich tue einen kühnen Griff, und ich sage Ihnen, wir müssen die provisorische Zentralgewalt selbst schaffen. Die Majorität dieser Versammlung scheint mehr und mehr zu der Ansicht gekommen zu sein, die auch ich teile, daß die künftige Zentralgewalt einem Reichsverweser mit verantwort-

lichem Minister übertragen werden müsse." Sein Vorschlag wurde am 30. Juni angenommmen, und aus der Wahl ging Johann, Erzherzog von Österreich hervor, der bei der Abstimmung 436 Stimmen erhielt, 52 Stimmen erhielt Heinrich von Gagern selbst. Die Tat, die in dieser Wahl lag, war die Tatsache, daß das deutsche Volk aus seiner Souveränität heraus, und ohne sich um die Bundesstaaten und deren Fürsten mit ihren vielen auseinanderstrebenden Wünschen zu kümmern, die Zentralgewalt schuf, und es auch durchsetzte, daß sie die nötige Anerkennung fand. Das erste Reichsministerium, das sich der Reichsverweser erwählte, hatte als Vorsitzenden den Österreicher Anton von Schmerling, während der Preuße von Peucker Reichskriegsminister wurde, und Heckscher die Justiz versah. So hatte Deutschland wieder ein Haupt und man kann es verstehen, wenn diese Tatsache begeisterten Widerhall überall fand. Laube meint in seinen Erinnerungen, das Haupt sei da gewesen, nur der Körper sei nachzuholen. Doch auch der Körper war vorhanden, nur waren die reaktionären Gewalten in Preußen und Österreich tüchtig am Werke, die Zentralgewalt nicht allzu mächtig werden zu lassen, damit ja nicht der Glanz ihrer eigenen Kronen von der Würde des Reichsverwesers verdunkelt würde. Denn man mußte erst an sich denken und dann an Deutschland. So mangelte es nicht an Knüppeln, die man der durch die Paulskirche geschaffenen Zentralgewalt zwischen die Beine warf. Für den 6. August hatte der Reichskriegsminister befohlen, daß die gesamte Armee dem Reichsverweser huldigen und die deutsche Kokarde anlegen sollte. In Österreich tat man es einfach nicht, und in Preußen folgte man der Anordnung nur halb und halb, indem man den Befehl der Zentralgewalt in einen solchen des preußischen Königs verwandelte. Es ist das traurige, daß man, je mehr man sich mit jener Frankfurter Nationalversammlung beschäftigt, immer mehr zu der Erkenntnis kommt, daß es vor allem Friedrich Wilhelm IV. gewesen ist, der seine Zeit nicht verstand, und dem sein Gottesgnadentum weit über allem Deutschen stand; wie bezeichnend ist sein Wort, das er beim Kölner Dombaufest zu Heinrich v. Gagern sagte: „Vergessen Sie nicht, daß es in Deutschland noch Fürsten gibt, und daß ich einer von ihnen bin." Der Historiker soll und darf ja nicht rückwärts prophezeien, aber es muß doch gesagt werden, daß wir uns manches in unserer Entwicklung in den letzten 70 Jahren hätten sparen können, wenn damals auf dem preußischen Thron ein Mann gesessen hätte, der deutsch dachte und empfand, oder wenn man schon damals im Stande gewesen wäre, ihn zum Rücktritt zu zwingen. Aber kehren wir in die Paulskirche zurück. Ungeheuere Arbeit war zu leisten. Es ist auch von berufenen Historikern bedauert worden, daß das deutsche Parlament viele Monate mit der Beratung der Grundrechte zubrachte, anstatt gleich praktische Arbeit zu leisten. Wenn auch dieser Vorwurf nicht ganz unberechtigt ist, so müssen wir aber doch den Männern dankbar sein, daß sie die Forderungen formuliert haben, die als Programm für jede freiheitliche Entwicklung anzusehen sind. Die Grundrechte

bestimmten als wesentliche Punkte Reichsbürgerrecht für jeden Deutschen, Gewerbefreiheit, Auswanderungsfreiheit, Aufhebung aller Standesunterschiede, Abschaffung von Titeln ohne Amt, Wehrpflicht für alle. Ferner sollte jeder Reichsbürger Schutz vor willkürlicher Verhaftung genießen, die Todesstrafe sollte abgeschafft werden, Preßfreiheit, Glaubens- und Gewissensfreiheit, bürgerlicher Eid und Zivilehe, Freiheit der Lehre, Staatsschule, Versammlungs- und Vereinsrecht, Unverletzlichkeit des Eigentums, Aufhebung oder Ablösung von Privilegien und Exemptionen, Unabhängigkeit der Gerichte, öffentliches Verfahren und Schwurgerichte wurde gewährleistet. Damit waren für alle Zeiten die Richtpunkte gegeben, und es ist nur zu bedauern, daß die Frankfurter Nationalversammlung die Durchführung und Gültigkeit für immer nicht durchsetzen konnte. Mit der ganzen Entwicklung, die die Dinge genommen hatten, war man auf Seiten der radikalen Linken nicht einverstanden, man glaubte die Freiheit verraten zu sehen, und ein Mann wie Friedrich Hecker erblickte in den Abgeordneten von Frankfurt nur privilegierte Volksverräter. „Eine große Zeit," so schrieb er in einem Briefe, „ist über ein kleines Geschlecht hinweggerauscht und der Weltgeist schüttelt zürnend seine Schwingen und wendet den Blick ab von der verächtlichen Rasse." Zweifellos sah er zu schwarz, denn das, was erreicht war, stellte, an den vorangegangenen Zuständen gemessen, schon eine beträchtliche Leistung dar. Die wichtigste Aufgabe, die die Nationalversammlung zu lösen hatte, nämlich die Schaffung einer Verfassung für das Deutsche Reich, bot zugleich die größten Schwierigkeiten. Kleindeutsch oder Großdeutsch war die Losung in den verschiedenen Lagern. Mit anderen Worten gesagt, handelte es sich darum, ob Österreich im Verbande Deutschlands bleiben oder nur in einem weiteren Bund hinzutreten sollte. Die Verfassung, die dann endgültig am 28. März 1849 aus den Beratungen hervorging, war eine kleindeutsche; sie ist dann bis zu einem gewissen Grade die Grundlage geworden für die, die Bismarck 1867 dem Norddeutschen Bund und 1870/71 dem neuen Deutschen Reiche gab. Ihren einzelnen Bestimmungen nachzugehen wäre eine Aufgabe für sich, die an dieser Stelle nicht gelöst werden kann. Sie war in ihrer Art eine Musterleistung, und daß sie nicht zur Ausführung gekommen ist, dafür zeichnen wiederum die deutschen Fürsten und an ihrer Spitze Friedrich Wilhelm IV. verantwortlich. Denn mächtig waren die Einzelstaaten, deren Gewalt unter der Wucht der Märzereignisse zusammengebrochen war, wieder erstarkt. Auch die Geschehnisse der äußeren Politik und besonders die Entwicklung der Schleswig-Holsteinischen Frage, in der Preußen selbständig, und ohne die Zentral gewalt zu fragen, vorging, wirkte ungünstig auf die Verhandlungen der Nationalversammlung. Es zeigte sich immer mehr, daß sie nicht über die Gewalt der Bajonette verfügte und daß die Durchführung ihrer Anordnungen nur von dem guten Willen der Einzelstaaten abhängig war. In Frankfurt selbst wurde die Versammlung vom Pöbel bedroht, noch einmal gelang es, sie zu schützen und die Abgeordneten davor zu bewahren, unter die Herrschaft der Straße zu kommen.

Es fanden aber immerhin Straßenkämpfe statt. „Es war die wunderlichste Lage einer Revolutionsschlacht," so erzählt Heinrich Laube, „die man sich denken kann. Die Aufständigen fochten gegen Behörden, welche eben erst aus allgemeinem Stimmrecht der Nation hervorgegangen waren; es fehlte ihnen also ganz und gar der Schimmer und Duft eines gekränkten, zur Gewaltsamkeit gezwungenen Rechtsgefühls. Die Angegriffenen aber verteidigten sich mit Truppen, deren ursprüngliche Befehlshaber kurz vorher noch Widersacher der jetzt Angegriffenen waren und wahrscheinlich in kurzem wieder sein würden." Es war also eine höchst verworrene Lage. Die Leitung der Versammlung war inzwischen auf Eduard S i m s o n übergegangen, nachdem Gagern Reichsminister geworden war; auch Simson hat die Präsidialgeschäfte mit Umsicht und hoher Unparteilichkeit geführt, er stand auch an der Spitze der Deputation, die Friedrich Wilhelm IV. namens der Nationalversammlung die Kaiserkrone anzubieten hatte, er konnte dasselbe Amt noch einmal in Versailles im Deutsch-Französischen Kriege wiederholen.

Aus den Beratungen der Versammlung, die sich nunmehr fast ausschließlich um die Verfassungsfrage drehten, ging immer mehr die Gewißheit hervor, daß die kleindeutsche Lösung die meiste Hoffnung auf endgültige Annahme hätte. Ein Mann wie Ludwig Uhland war gegen die Herausdrängung Österreichs aus Deutschland und heute, wo wir wieder im Begriff sind, eine Vereinigung Deutsch-Österreichs mit Deutschland zu erstreben, hat er mehr als je das Recht, gehört zu werden. „Man hat wohl gesagt: Österreich hat den großen providentiellen Beruf, nach dem Osten hin mächtig zu sein, nach dem Osten Aufklärung und Gesittung zu tragen. Aber wie kann das deutsche Österreich Macht üben, wenn es selbst überwältigt ist? Wie kann es leuchten und aufklären, wenn es zugedeckt und verdunkelt ist? Mag immerhin Österreich den Beruf haben, eine Laterne für den Osten zu sein, es hat einen näheren höheren Beruf: eine Pulsader zu sein im Herzen Deutschlands!" Doch wollen wir den Männern der kleindeutschen Partei keinen Vorwurf daraus machen, daß sie über diese Gegengründe hinweg gehen mußten, das alte Österreich war noch zu stark, zu verwoben mit den fremdsprachlichen Bestandteilen, als daß seine deutschen Länder aus seinem Verbande ausscheiden konnten, um in den Deutschlands einzutreten und ohne doch wieder ganz und gar die Beziehungen zu Habsburg zu lösen. Und wiederum haben die Ereignisse der Gegenwart erst gezeigt, daß die alte Habsburger Monarchie zusammenbrechen mußte, um den Weg für Deutsch-Österreich frei zu machen. Aber den Männern der kleindeutschen Partei der Frankfurter Nationalversammlung hat das Herz geblutet, daß sie Österreich draußen lassen mußten. Am 12. März fanden die Dinge ihre Entscheidung dadurch, daß der Welckersche Antrag eingebracht wurde. Er schlug vor, die Reichsverfassung en bloc anzunehmen und die erbliche Kaiserwürde dem König von Preußen zu übertragen. Zuerst fiel der Antrag durch, aber am 27. März wurde mit 267 gegen 263 Stimmen die erbliche Kaiserwürde

beschlossen und Friedrich Wilhelm IV. am nächsten Tage zum deutschen Kaiser gewählt. Die Würfel waren gefallen und aus den Beratungen etwas Positives hervorgegangen. Wohl gab es viele unter den Abgeordneten, die die Entwicklung, wie sie gekommen war, bedauerten und lieber die Errichtung einer deutschen Republik gewünscht hätten, aber man mußte mit dem Erreichten zufrieden sein. Nun waren alle Augen auf Friedrich Wilhelm IV. gerichtet, ob er die Wahl annehmen würde oder nicht, sein Beispiel mußte für die Kleinstaaten maßgebend sein. 32 Mitglieder zählte die Kaiserdeputation unter Simsons Führung, wieder waren Namen von bestem Klang unter ihren Mitgliedern, wie Arndt, Dahlmann und Raumer. Am 2. April trifft die Deputation in Berlin ein, am 3. wird sie vom König empfangen. Noch bevor er die Deputation gehört hat, hat er von Josias von Bunsen ein Schreiben erhalten, in dem dieser Friedrich Wilhelm IV. die Annahme der Wahl dringend ans Herz legt. Hier wurde dem König noch einmal eindringlich vor Augen geführt, was die Ablehnung für Folgen nach sich ziehen würde. So empfing der König wohlvorbereitet die Abgeordneten. In diesen Stunden drängte sich wieder einmal das Schicksal Deutschlands zusammen. Simson überreichte dem König die Verfassung und das Wahlprotokoll. Der König antwortete, und die Antwort, die das Geschick Deutschlands um ein halbes Jahrhundert zurückgeworfen hat, ist in ihrer Art so eigenartig, daß sie hierher gesetzt sein soll: „Die Botschaft," so führt der König aus, „als deren Träger Sie zu mir gekommen sind, hat mich tief ergriffen. Sie hat meinen Blick auf den König der Könige gelenkt und auf die heiligen und unantastbaren Pflichten, welche mir als dem Könige meines Volkes und einem der mächtigsten deutschen Fürsten obliegen. Solch ein Blick macht das Auge klar und das Herz groß. In dem Beschluß der deutschen Nationalversammlung, welchen Sie mir überbringen, erkenne ich die Stimme der Vertreter des deutschen Volkes. Dieser Ruf gibt mir ein Anrecht, dessen Wert ich zu schätzen weiß. Er fordert, wenn ich ihm folge, unermeßliche Opfer von mir. Er legt mir die schwersten Pflichten auf. Die deutsche Nationalversammlung hat auf mich vor allem gezählt, wo es gilt, Deutschlands Einheit und Kraft zu gründen. Ich ehre Ihr Vertrauen, sprechen Sie ihr meinen Dank dafür aus. Ich bin bereit, durch die Tat zu beweisen, daß die Männer sich nicht geirrt haben, welche ihre Zuversicht auf meine Treue, auf meine Liebe zum gemeinsamen Vaterland stützen. Aber ich würde Ihr Vertrauen nicht rechtfertigen, ich würde dem Sinne des deutschen Volkes nicht entsprechen, ich würde Deutschlands Einheit nicht aufrichten, wollte ich mit Verletzung heiliger Rechte und meiner früheren ausdrücklichen und feierlichen Versicherungen ohne das freie Einverständnis der gekrönten Häupter der Fürsten und der freien deutschen Städte eine Entschließung fassen, welche für sie und die von ihnen regierten deutschen Stämme die entscheidendsten Folgen haben darf. An den Regierungen der einzelnen deutschen Staaten wird es daher jetzt sein, in gemeinsamer Beratung zu prüfen, ob die Verfassung den einzelnen wie

dem ganzen frommt, ob die mir zugedachten Rechte mich in den Stand setzen würden, mit starker Hand, wie es ein solcher Beruf von mir fordert, die Geschicke des großen deutschen Vaterlandes zu leiten und die Hoffnungen seiner Völker zu erfüllen. Dessen aber möge Deutschland gewiß sein, und das verkündigen Sie in allen seinen Gauen: Bedarf es des preußischen Schildes und Schwertes gegen äußere oder innere Feinde, so werde ich auch ohne Ruf nicht fehlen. Ich werde dann getrost den Weg meines Hauses und meines Volkes, den Weg der deutschen Ehre und Treue gehen." So tritt uns aus der Antwort des preußischen Königs sein Charakter in seiner romantischen Verschwommenheit und Unklarheit deutlich hervor, seine Antwort war natürlich eine verschleierte Ablehnung und wurde als solche von der Deputation empfunden, die aufs tiefste bestürzt war. Denn es mußte sofort jedem einzelnen klar werden, daß der Traum der deutschen Einheit nunmehr auf lange begraben wäre. Hätte Friedrich Wilhelm IV. damals die ihm von dem souveränen Volke angebotene Krone angenommen, so war ein einiges Deutschland geschaffen. Das Wort, das Bismarck einmal später inbezug auf seine eigene Schöpfung ausgesprochen hat, es paßte auch schon auf die Schöpfung der deutschen Nationalversammlung: „Setzen wir Deutschland in den Sattel, reiten wird es schon können!"

Was nun im Schoße der Nationalversammlung nachfolgte, war das Satyrspiel nach der Tragödie. Nachdem der preußische König die angebotene Krone niedergelegt hatte, schied Simson aus dem Präsidium der Versammlung aus. Die Beschlüsse, die sie nun noch faßte, hatten nur ideellen Wert, denn nachdem sich Preußen gegen die Reichsverfassung erklärt hatte, war an ihre Durchführung nicht zu denken. Immer mehr Abgeordnete verließen die Versammlung. Am 30. Mai verlegte der übrig gebliebene Rest den Sitz nach Stuttgart, aber dieses Rumpfparlament war von vornherein zur Bedeutungslosigkeit verurteilt. Am 18. Juni wurde es mit Waffengewalt gesprengt. Das war das Ende des deutschen Parlaments, auf das die besten Männer ihre größten Hoffnungen gesetzt hatten. Das deutsche Volk hatte seine Pflicht vollauf erfüllt, es war nicht den radikalen Weg der Republik gegangen, es hatte versucht, mit den bestehenden Gewalten zu rechnen. Nun war es bitter enttäuscht worden, denn seine Fürsten hatten sich der großen Stunde unter Führung des preußischen Königs unwürdig gezeigt. Ihre Schuld ist es, wenn wir heute nach 70 Jahren wieder dort stehen, wo wir in den Frühjahrstagen des Jahres 1849 gestanden haben. Das Parlament aber konnte mit Waffengewalt auseinandergejagt werden, seine Verfassung als ein Blatt Papier in den Staub getreten werden, aber die Ideen waren nicht zu vernichten:

„Wir sind geschlagen, nicht besiegt.
In solcher Schlacht erliegt man nicht."

rief Ernst Moritz Arndt aus.

Wir stehen heute auf den Schultern jener Männer und die Namen der Frankfurter Nationalversammlung schweben über der neuen deutschen, die jetzt zusammentritt. Sie wird uns das geben, was man in Frankfurt 1848 gewollt hat: die einige deutsche Republik, und kein König wird mehr dem Rad der Weltgeschichte in die Arme fallen können. Und auch die Frankfurter Nationalversammlung, die bisher ein Stiefkind borussischer Geschichtsschreibung war, wird leuchtend in unserer Erinnerung wieder auferstehen.

Generaloberarzt Dr. Neumann: Wie helfen wir unseren Kriegsbeschädigten?

In Berlin und anderen Städten fanden neulich große Demonstrationsumzüge von Kriegsbeschädigten statt. Sie stellten eine Reihe von Forderungen auf, die sich auf die Rente, Entfernung unliebsamer Beamter, Zuteilung von Kriegbeschädigten zu den Spruchgerichten u. a. m. bezogen. Man kann darüber verschiedener Ansicht sein, ob gerade die Straßendemonstrationen, die jetzt an der Tagesordnung sind, die Wege bedeuten, damit die Kriegsbeschädigten zu ihrem Recht gelangen. An diesem Recht ist kein Zweifel. Das bezeugt die Geschichte der Invalidenfürsorge. Dank und Recht. Beides ist notwendig. Nun steht aber die Hilfe für die Kriegsbeschädigten heute unter dem sozialen Gesichtswinkel. Das besagt, daß die Arbeitskraft der Kriegsbeschädigten ausgenutzt werden muß, soweit sie noch vorhanden. Das bedarf der ärztlichen Feststellung. Diese geschieht bei den Bezirkskommandos und bei der amtlich-bürgerlichen Fürsorgestelle. Schon lange sind die Kriegsbeschädigten zur Selbsthilfe geschritten, indem sie wirtschaftliche Vereinigungen gründeten, deren bedeutendste der Reichsbund der Kriegsbeschädigten und Kriegsteilnehmer ist. Neben ihm gibt es auch andere Vereinigungen. So haben z. B. die Krieger-Vereine es unternommen, für die Kriegsbeschädigten zu sorgen, und jede politische Partei hat wohl auch diese Sorge auf ihr Programm gesetzt. Unter den Spenden für die Fürsorge steht die Ludendorffspende obenan, ferner die Vaterlandsspende, das Rote Kreuz mit seiner Bäderfürsorge u. a. m.

In einer sehr interessanten Schrift von A. v. Brandt „Ich, der Invalide" erzählt der Verfasser seine Leidensgeschichte. Er spricht es aus, daß „die Freude am Leben, die jedem Menschen eingepflanzt ist, bei den Invaliden und Krüppeln ebenso, ja vielleicht noch verfeinert vorhanden sei. Das ist m. A. nach ein sehr feiner psychologischer Zug, und wer viel mit Kriegsbeschädigten zu tun hat, wird

das bestätigen. Nicht soll den Kriegsbeschädigten die Verbitterung ergreifen. Die beste Medizin gegen die Verbitterung ist die Arbeit. Nun ist aber schon vieltausendfach bestätigt, daß der Kriegsbeschädigte wieder arbeiten kann. Von Biesalskis Ruf: es gibt keine Krüppel mehr, bis heute ist ein langer mühsamer Weg gewesen, der Erfolge gehabt hat, und es hieße hier das Ganze der Kriegsbeschädigtenfürsorge aufrollen, wollte man verlautbaren, was alles geschehen ist. Die Arbeitsfürsorge ist ein besonderes Kapitel der Kriegsbeschädigtenfürsorge. Vom Tändelspiel im Lazarett, von der Knüpfarbeit durch die Lazarettschule zur Berufsschule jeder möglichen Art ist ein langer Gang. Und doch ist er mit Erfolg beschritten worden. Die Arbeitsfürsorge baut sich auf der Heilfürsorge auf. Es ist Grundsatz, daß die Heilung mit allen Mitteln der ärztlichen Kunst erreicht werden muß. Erst wenn hier ein Abschluß gegeben ist, der sich nach ärztlich-technischen Gesichtspunkten richtet, erfolgt die Entlassung aus der ärztlichen Behandlung bezw. aus dem Militärlazarett. Neben die Arbeits- und Heilfürsorge tritt die Rentenfürsorge. Die Rente ist nicht abhängig vom Lohn, sondern von der Leistungsfähigkeit, und diese ist bedingt durch die Heilfürsorge. Heilfürsorge, Arbeitsfürsorge und Rentenfürsorge stehen also in einem ineren Zusammenhang. Als Optimist verspreche ich mir von einer Aufklärung viel. Ich erwähne die Kriegeransiedlung, die Kriegerheimstättenbewegung, das Kapitalabfindungsgesetz. Organisatorisch ist die Kriegsbeschädigtenfürsorge im Reichsausschuß geregelt. Vielleicht wächst er sich zu einem Reichsamt der Kriegsbeschädigtenfürsorge aus. Der Reichsausschuß gliedert sich in Fürsorgestellen der Provinz und der Städte. Die Militärlazarette und Bezirkskommandos bezw. deren Versorgungsämter, die armeekorpsweise zentralisiert sind, stehen mit den amtlich-bürgerlichen Fürsorgestellen in Verbindung. Auf Einzelheiten gehe ich nicht ein. Es ist zuzugeben, daß der Beschädigte oft von einer Behörde zur anderen geschickt wird, was ihn verdrießlich macht. Dem wäre abzuhelfen, wenn die gesamte Fürsorge zentralisiert würde, sodaß wir nach dem Friedensschluß in den größeren Orten Kriegsversorgungsämter hätten, welche die gesamte Fürsorge umfassen. Man müßte ihnen auch eigene Ärzte geben, die in der Kriegsbeschädigtenfürsorge bewandert sind. Was nun die Rente anlangt, so erwarten wir erst von dem neuen Versorgungsgesetz eine zeitgemäße soziale Regelung. Das Gesetz von 1906 ist völlig unzureichend, und daher auch die berechtigte Unzufriedenheit der Beschädigten, die durch Zusatzrenten als Härteausgleich und Teuerungszulagen nicht ganz beseitigt ist. Die gesetzliche Regelung der gesamten Kriegsbeschädigtenfürsorge steht noch aus. Die Zersplitterung ist noch groß und stiftet Schaden.

In den Spruchgerichten, die vorgesehen sind, um über die Dienstbeschädigungsfrage zu beraten, müssen auch Kriegsbeschädigte sitzen. Auch für die Rentenlosen muß gesorgt werden. Die Beziehungen zwischen Unfallversicherung und Kriegsbeschädigtenfürsorge muß geregelt werden. Auch werden die Beschädigten oft von einer Instanz zur anderen geschickt, was Verbitterung bedingt. Armen-

pflege ist keine Regelung der Kriegsbeschädigtenfürsorge. Auch die Beziehungen der Privatversicherung und der Kriegsbeschädigtenfürsorge harren der Regelung. Die Rente kann aber immer nur ein Zuschuß sein. Nie kann die Geldrente, und wenn sie noch so hoch ist, die verlorene Erwerbsfähigkeit herstellen. Daher ist die Herstellung der Erwerbsfähigkeit die Hauptsache. Kann der alte Beruf nicht ergriffen werden, so erfolgt Berufsumschulung. Die Arbeitgeber müssen gesetzlich gezwungen werden, einen gewissen Prozentsatz Kriegsbeschädigter einzustellen. Ganz besonderer Fürsorge bedürfen die sogenannten Kriegsneurotiker und Kriegshysteriker, auch die arbeitsscheuen Kriegsbeschädigten. Das Recht, was mit uns geboren ist, ist das Recht auf Arbeit, das Recht einer freien, auf sich selbst gestellten Persönlichkeit, doch das höchste Glück der Erdenkinder. Die Erkenntnis von der großen Wichtigkeit der funktionellen Herstellung der geschädigten Glieder ist im wesentlichen eine Frucht der Unfallgesetzgebung. Ausschlaggebend ist die Wiedereinreihung des Kriegsbeschädigten in den Wirtschaftskörper. Das ist schwierig, wenn der Arbeitsmarkt jetzt überlastet ist und jeder unterkommen will. Der Gesunde ist der Konkurrent des Beschädigten. Die Kriegsfürsorge der Rheinprovinz hat hier sehr gute Richtlinien gegeben. Nicht der Leierkastenmann, der Postkartenverkäufer und der Ruhepöstler sind die Ideale einer Kriegsbeschädigtenfürsorge. Die geht eben jedermann an. Jeder muß zu ihrer Lösung beitragen. Die Wege, dem Beschädigten zu helfen, sind sicher richtig und gangbar. Man muß sie nur beschreiten. Hier ist ein Boden gemeinsamer vaterländischer Arbeit, der unberührt ist von den sonstigen Gegensätzen, die das Volk zersplittern. Wir helfen also unserem Kriegsbeschädigten dann, wenn wir dafür sorgen, daß er nicht in eine tiefere soziale Schicht sinkt, als die er vorher einnahm, daß er nicht auf milde Gaben angewiesen ist, daß er zufriedengestellt wird. Das kann er aber nur, wenn er durch die Fülle der Mittel, die wir hier nur kurz streifen konnten, in die Lage versetzt wird, daß er sich selber helfen kann. Das geschieht, wenn er wieder hineingestellt wird in das Erwerbsleben, aus dem er stammt. Gerade die besitzenden Klassen haben alle Ursache, hier Opfer zu bringen, denn ihnen ist der Schutz des Heeres zuteil geworden. Aber nicht Wohltaten, sondern Arbeit. Denn alle Arbeit der Kriegsbeschädigten kommt uns selbst wieder zugute. Auch der Kriegsbeschädigte ist ein wertvolles Glied im Gesamtbetriebe einer aufwärts und vorwärts ringenden Nation. Auch er soll bauen am Bau nach seinen Kräften. So helfen wir dem Kriegsbeschädigten und uns selbst, ein Dank und eine Pflicht für uns, ein Recht für den Beschädigten, der für uns blutete, darbte und litt.

Dr. Karl Arns, Bochum: Zur Kenntnis des deutschen Einflusses im geistigen Leben Englands.

Schon früh haben Strömungen des englischen Geisteslebens das deutsche beeinflußt. So enge geistige Beziehungen, wie sie von Milton bis zu den Romantikern zwischen England und Deutschland bestehen, sind sonst selten zwischen zwei Kulturvölkern festzustellen. Aber erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts beginnt England, sich mit deutschem Schrifttum zu beschäftigen. Als die ersten, denen die künstlerische Übersetzung deutscher Dichtungen gelang, pflegt man Coleridge und Scott zu nennen. Das Hauptverdienst des vornehmlich ästhetisch gerichteten Coleridge besteht darin, seine Landsleute besonders durch seine Wallensteinübersetzung (1800), welche sie als eine Verbesserung des Originals betrachten, mit Schiller und durch Vorlesungen und Prosaabhandlungen mit der deutschen Idealphilosophie bekannt gemacht zu haben. Scott übersetzte, seiner romantischen Neigung folgend, außer Goethes Götz von Berlichingen und Bürgers Wilden Jäger den Erlkönig und (unter dem Titel William and Helen, 1796) die Lenore, welche ihrerseits den Einfluß der Percyschen Sammlung altenglischer Balladen (Reliques of Ancient English Poetry, 1765) verraten. Wenn man seine „William and Helen" rühmt, vergißt man gewöhnlich die schon 1791 veröffentlichte, auch für Scott vorbildliche Nachdichtung von William Taylor, der auch Nathan den Weisen und Iphigenie auf Tauris musterhaft übertrug und 1830 sein Hauptwerk, den „Historischen Überblick über die deutsche Literatur", vollendete. Als Träger deutscher Gedanken sollten auch nicht unerwähnt bleiben Crabbe-Robinson, der regen persönlichen Verkehr mit Goethe pflegte und unermüdlich seinen Ruhm verkündete, Robert Pearse Gilliers, der seinen Landsleuten das Schicksalsdrama erschloß, Sarah Austin, die ihnen die Kenntnis Rankes, Raumers und Niebuhrs vermittelte, De Quincey, der als erster in Britannien Jean Paul in seiner ganzen Genialität erfaßte, Bulwer, der das Wort vom „Volke der Dichter und Denker" prägte. Byron, für dessen schönes, wenn auch nicht auf näherer persönlicher Bekanntschaft beruhendes Verhältnis zu Goethe wir Zeugnisse in Händen haben, verstand so gut wie gar kein Deutsch. Als Statthalter Goethes in England und überhaupt als der große Vermittler germanischer Geisteskultur gilt (der von Goethe gewiß überschätzte) Carlyle. Zwar nutzte uns 1870 Carlyles Lobrede auf „das edle, geduldige, tiefe, fromme, ehrliche Deutschland" mehr als viele Schachzüge zünftiger Diplomaten; aber der puritanische kunstfeindliche Schotte zeigte nur in seinem von ihm selbst geringschätzig beurteilten und daher von seinen Lesern fast ganz übersehenen „Schiller" Maß und Sachlichkeit, während er einseitig in Auffassung und Auswahl (wie auch bezüglich

anderer zeitgenössischer deutscher Schriftsteller) Goethe höchstens würdigt als den Dichter des Wilhelm Meister, der Sprüche und desjenigen Werkes, das allein in der englischen Nationalliteratur deutliche Spuren hinterlassen hat, des Faust. Der soziale Tendenzschriftsteller Kingsley († 1875) ist nur ein Verbreiter deutscher Gedanken, die bereits mit englischen Augen gesehen sind, und in der Hinsicht nur der Schüler und Jünger Carlyles und Coleridges. Eine zu einseitige und zu idealistische Auffassung deutschen Wesens offenbart auch der Viscount Haldane, der noch kurz vor Kriegsausbruch für eine Verständigung mit Deutschland eintreten durfte, z. B. in seiner Rede in Oxford am 3. August 1911. Die „National Review" spricht in der Aprilnummer 1915 von ihm höhnisch nur als „Schopenhauer", (dessen Werke er ins Englische übersetzte). Lord Redesdale verfaßte eine vorzügliche Übertragung von Houston Stewart Chamberlains Werk über Kant; sie wurde von der englischen Kritik allgemein gelobt und hätte sicherlich einen großen philosophischen Leserkreis in Britannien gefunden, wenn der Krieg nicht ausgebrochen wäre. Im Kriege haben sich die Engländer mit deutschem Schrifttum befaßt wie noch nie zuvor. Deutsche Dichter und Denker, insbesondere Philosophen, werden übersetzt und studiert, wenn sie in antideutschem Sinne ausgelegt werden können. Bezeichnend ist der Ausspruch der geschäftstüchtigen Londoner Verleger Nietzsches: „He sells like hot cakes" (er findet Absatz wie warme Semmeln). Der Held eines vielgelesenen minderwertigen Romans: „The Encounter" (1915) von Anne Douglas Sedgwick ist unter dem Namen Ludwig Wehlitz der jetzt verpönte deutsche Dichterphilosoph, dessen Einfluß wie auch denjenigen Schopenhauers Haldane in Deutschland schwinden sah zugunsten Goethes, Kants und der großen Idealisten. Eine Unmenge bisher kaum gelesener deutscher Romane ist ohne Erwerbung der Urheberrechte ins Englische übersetzt worden, um u. a. den Beweis zu erbringen, wie sehr schon in Friedenszeiten die Deutschen englandfeindlich gewesen seien. Als charakteristisches Beispiel dafür gilt der Roman von Rudolf Stratz in der Übersetzung: „His English wife" (Seine englische Frau). Was Deutschland von früher her England zu verdanken hat, legt K. C. Chesterton dar in seinem Buche: „Englands Verbrechen" (The Crimes of England, 1917). Abfällig urteilt er über Friedrich den Großen, den der Poet Laureate Robert Southey schon 1815 den scheußlichen (abominable) alten Fritz nennt und den auch Carlyle in seinen dreizehn gelehrten Bänden für die Engländer nicht zu neuem Leben erweckte. In einem Artikel der Sunday Times vom 31. März 1918 werden Stellen aus Friedrichs Schriften in deutsch- und hohenzollernfeindlichem, zugleich in antichristlichem Sinne gedeutet; ähnlich heißt es in der Einleitung Lord Roseberys zu der Ausgabe der „Memoirs of Frederick the Great" (1917) von Catt, daß der König „das entsetzliche Erbe systematischer Perfidie" hinterlassen habe. Von Carlyle behauptet Chesterton parador, er wäre so sentimental wie Goethe, von Goethe, er wäre so sentimental wie Werther, und Charles Whibley stellt 1918 in seinen „Political Portraits"

den als Germanophile unbeliebten Schotten auf eine Stufe mit Nietzsche, da er dessen Lehren schon lange vorher verkündet habe. Um dieselbe Zeit war in der englischen Presse viel die Rede von Treitschke, anläßlich der Übersetzung seiner „Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert" von E. und C. Paul; Treitschke, welchen (der wenigstens nach gerechter Sachlichkeit strebende) Haldane mit Großbritanniens klassischem Geschichtsschreiber Macauley vergleicht, wird aber in den Zeitungs- und Zeitschriftendiskussionen hingestellt als der typisch gründliche, manchmal taktlose, anmaßende Deutsche, und seine Lektüre wird dem gebildeten Briten als interessante Aufklärung über deutsches Wesen empfohlen. Kein Kriegshetzer wagte aber den achtzigjährigen Idealisten John Morley anzugreifen, der in seinen Erinnerungen (Recollections by John Viscount Morley, 1918) in vornehmer Zurückhaltung vom Kriege schweigt, von Deutschland aber mit Achtung spricht. Seine geistige Prägung ist (im Unterschiede etwa von Haldane) nicht deutsch, er ist einer der echtesten Vertreter jenes Britentums, dem die Ideale der Gerechtigkeit und Wahrheit über alles gehen. Hoffen wir, daß er und andere edle Naturen, wie z. B. der gedankentiefe Dichter Galsworthy, in der kommenden Friedenszeit aus ihrer Reserve heraustreten und uns Zeitdokumente bescheren, die anderer Art sind als die bisher übliche Kriegs- und Haßliteratur. Jüngst wagte der mutige Pazifist E. D. Morel sogar, in seinem „vaterlandsverräterischen" Werke: „Truth and the War" (Die Wahrheit und der Krieg) von einer Schuld der britischen Regierung am Kriege zu reden!

Hans Brecht:
Essay zur Philosophie.

Brücken zur Zukunft. Diese ernsten, schicksalsschweren Tage stehen wahrlich nicht im Zeichen Epikurs! Es fehlen die Gärten Athens, in denen der Epheser Ästhetik lehrt und seine ars formandi gustum grundsätzlich zu einer zwiefachen, Auge und Seele erfreuenden macht; es fehlt Sonne um uns und in uns, fehlt ein Abglanz der griechischen Welt, Daseinsfreudigkeit und Weltbejahung. Diese Zeit ist ruhelos und aufgewühlt von tausend Leidenschaften, sie ist erschüttert von Kriegen, Revolutionen und bewegt von Krisen, wie sie häufig militärischen Katastrophen vorangehen oder Übergänge bilden zu einer neuen Gestaltung des sozialen und staatlichen Lebens.

Materielle Interessen drängen geistige weit in den Hintergrund, sofern der Erwerb irdischer Güter (Geld und Nutzgut) in Frage kommt. Andererseits herrschen Ideen, Ideale vor, deren Realisierung nur durch Taten möglich ist: Der

Gesamtwille der Massen, auf irgendein soziales Ziel gerichtet, durchbricht die Schranken der Gesetze und erreicht mit Gewalt, was auf andere Art zu erreichen nicht glückte. Und trotz allem, was dagegen sprechen mag: das Gepräge dieser Zeit ist eisern und mannhaft! Vier Jahre Krieg, ein Jahr Revolution — das sind übermenschliche Anforderungen an jeden einzelnen! Wer in diesen fünf Jahren nie wankte, wer mit eiserner Stirn dem Gegner — dem äußeren wie inneren, d. h. dem Feinde der Revolution — Trotz bot, der war ein Kämpfer, mannhaft und mutig. Wer, von den Zuschauern, seine persönlichen Vorteile außer acht läßt, wer leidenschaftslos das Ganze überblickt, wird erstaunen — ungeachtet der kriminellen Folgen der Revolution — in welchem Maße Volkswille, persönlicher Mut und Freiheitsverlangen zur Geltung gelangt sind. Das bunte Spiel der Kräfte, die ungeheure Wirkung beherrschender Gedanken, verkörpert durch die Massen in den stürmischen Tagen der Revolution (die nunmehr in ihr zweites Stadium getreten ist) — gerade das, was von reaktionären Leuten mit absichtlicher Verschleierung der Wahrheit „Anarchie" genannt wird, es ist in Wirklichkeit nur ein gigantisches Ringen um die Freiheit, die größere Freiheit und das größtmögliche Glück aller. —

Wie ich schon oft betonte, sind die für das Gesamtwohl eines Volkes durch nichts zu ersetzenden großen Persönlichkeiten, seine vorbildlichen Führer, ausgeblieben, sei es, daß sie noch nicht geboren, sei es, daß sie noch unerkannt unter uns leben und ihre Stunde erst kommen wird. Dasselbe gilt für die Philosophie; auch sie ermangelt der Führer. Seit Jahrzehnten zehren wir vom Geiste der Vergangenheit, wägen, kritisieren, spekulieren, studieren die Geschichte der Philosophie, aber fördern keine neuen Schätze zutage. Seitdem die Namen Feuerbach, Hartmann und Nietzsche verklungen sind, schweigt die Philosophie; in Frankreich ist Bergson der letzte beachtenswerte Philosoph, in England Darwin.

Tragen wir also nicht nur für eine Neubelebung der Politik, sondern gleichzeitig auch für eine Neubelebung der Philosophie Sorge. Zweifellos eine nicht leichte Aufgabe, denn es gehört heut schon ein gewisser Mut, ein Idealismus ohnegleichen dazu, ein Philosoph zu sein. Erblüht nun aus dem Grabe der Vergangenheit ein neues Leben, werden Kunst und Wissenschaft in ihre alten Rechte eingesetzt, dann — könnte noch einmal eine „Hochburg der Philosophie" gegründet werden, eine Vereinigung der edelsten Geister, aus deren Reihen wiederum dem größten beides winkt: Siegespalme und Unsterblichkeit!

Wechsel und Dauer. Wie Heraklits Lehre darin gipfelte, daß er im ewigen Fluß der Dinge das Prinzip des Weltgeschehens erblickte, so dürfte sich unsere philosophische Erkenntnis unter anderem darauf gründen, daß wir die verschiedensten Arten und Systeme der Philosophie, von der kosmologischen Periode der griechischen Philosophie bis zur gegenwärtigen, die man nicht mit Unrecht als die Periode der Wertprobleme bezeichnet hat, nur als zeitlich bedingte, dem

Wechsel unterworfene und infolgedessen nicht als Systeme von dauerndem Werte und ewiger Geltung anerkennen. So wäre nichts von ewiger Dauer? Wenn zwar, wie wir wissen, die Materie dem Wechsel, der Vergänglichkeit und Vernichtung verfallen, ist es dann auch des Geistes, der Seele tragisches Geschick, wechselvoll und vergänglich zu sein? Und kann, was in unserem Jahrhundert, was seit Jahrtausenden als gut, edel, erstrebenswert gilt, im nächsten Jahrhundert als böse, unedel, verächtlich erscheinen? Ist eine solche „Umwertung" sittlicher Normen, der Willkür eines schlechten Philosophen entsprungen, vereinbar mit den heiligsten Gütern der Menschheit? Zugegeben, daß die Begriffe von Gut und Böse in ihrer Wertung Schwankungen unterworfen gewesen — man denke nur an den unversöhnlichen Gegensatz zwischen antiker Herrenmoral, zwischen dem, was ein Römer unter Gut-tun und Gut-sein verstand, und dem, was die Besten unserer Tage hierunter verstehen — zwischen europäischer Moral (unsere „Hohenzollern-Moral" einmal ganz zu vergessen!); trotz dieser Schwankungen aber lebten von der ältesten Menschheit an bis in die Gegenwart hinein zwei Grundelemente in uns: Gutes und Böses; ausgleichend, mahnend und richtend wirkt zwischen beiden das Gewissen. Noch nie lebte ein Mensch, der diese Elemente oder treibenden Gewalten nicht gespürt, nicht zu unterscheiden gewußt hätte. Wo dennoch das Böse vorwaltete, wo es schien, als sei irgendeine „Bestie in Menschengestalt" der Hölle entsprungen, um im Bunde mit finsteren Mächten Opfer um Opfer zu fällen, da war lediglich auf eine Entartung der Instinkte, eine aus physischen Exzessen, Degeneration und Vererbung hervorgegangene Anomalität der Seele zu schließen. Wer glaubt ernstlich an die Möglichkeit der Umwertung des Guten an sich, wenn es doch, wie wir eingestehen müssen, einen Wert von ewiger Dauer darstellt? Es ist der beste konstante Wert, es ist kein treibendes Etwas im ewigen Fluß der Dinge, und folglich verliert es nicht, wie alles dem Wechsel Unterworfene, seinen ursprünglichen Wert.

Universalismus der Philosophie. Angenommen, die Philosophie der Zukunft vollziehe sich unter völlig neuen Voraussetzungen, sie sei nur noch lebenskräftig unter Heranziehung der biologischen, ethischen, politischen Probleme, unter Berücksichtigung des Voluntarismus, oder sei lediglich eine Philosophie der Werte, so wäre zunächst eine Zusammenstellung derjenigen philosophischen Systeme der Vergangenheit erforderlich, deren wissenschaftlicher Wert der Entwicklung der Neuzeit entspräche. Die übrigen Philosopheme gehören sonach der Philosophiegeschichte und Ästhetik an. Gleich der Weltgeschichte, die von Jahrhundert zu Jahrhundert umfangreicher wird und deren chronologisches Studium nur noch fragmentarisch möglich ist, gleich ihr wird das bei der Einführung in die Philosophie unerläßliche Studium älterer Systeme nur in gedrängter Kürze möglich sein. Die Philosophie der Zukunft ist universalistisch, allumfassend. Sie wirkt, gleich der bisherigen Philosophie, erzieherisch und wissenschaftlich zugleich. In ihr Gebiet gehören sämtliche wissen-

schaftliche Disziplinen, also auch die Medizin, Anatomie usw. Angesichts so vielseitiger zu bewältigender Aufgaben wird sie sich mit extraktiver Übersicht, mit kürzester Komposition wissenschaftlicher Tatsachen begnügen müssen. Wir sind endlich Optimisten und überzeugt (wie alle Optimisten!), daß es dem Menschengeschlecht vergönnt sein wird, noch einige Jahrtausende den Erdball zu bewohnen. Nach natürlichen Gesetzen geht unsere geistige Entwicklung aufwärts, die Wissenschaft wächst phänomenal, beinahe ins Unermeßliche, und auf kulturellem Gebiete bietet sich dem Forscher eine Plethora geistiger Werte: So ist nichts natürlicher und dringlicher, als eine Vereinfachung in Kunst und Wissenschaft, eine Absonderung des Mittelmäßigen, nur Zeitgemäßen, und eine Überlieferung des Besten, der Zukunft Dienlichsten herbeizuführen. —

In einem noch unvollendeten Werke („Urteile über Schöpfer und ihre Werke") habe ich es unternommen, die einzelnen Systeme kritisch zu beleuchten, ohne eine Geschichte der Philosophie zu schreiben. Die Beurteilung ist eine rationale, aber auch nicht frei von jener Leidenschaft des Erkennens, die man an jedem guten Philosophen loben darf.

Système de la philosophie positive. Von allen Philosophen hat vornehmlich Auguste Comte ein System vorbereitet, das recht eigentlich als der Summand aller bisherigen Philosophie gelten darf. Jede Art von Erfahrung wird hier in philosophische Werte umgesetzt, jedes greifbare Resultat kompensiert mit philosophischen Analogien. Es gibt keine Hypothesen mehr, nur noch Tatsachen, und trotzdem ist diese Philosophie ein reales Mittel psychologischer Verfeinerung!

Comte ist der Philosoph der Zukunft. Auf sein System baut sein Epigone und Nachfolger, ein Meister des Empirismus, ein neues und vielleicht endgültiges System des Positivismus auf.

Daß übrigens Comte von den deutschen Philosophen bisher nicht gebührend gewürdigt worden ist, zeugt meines Erachtens von einer gewissen Rückständigkeit unserer Philosophie. Und gleicherweise: wie wenig erwärmen sie die sozialen Probleme, wie vorsichtig, ja ängstlich streift sie die militärischen! (Niedergeschrieben 1913.)

Nietzsche. Die Philosophie dieses Modernen ist, insbesondere in ihrem zweiten, persönlicheren Stadium, ein extrem gewollter Individualismus. Nietzsches Seele krankte an jenem, bei Denkern so häufigen, Konflikte zwischen der Wirklichkeit, dem Realen und der erträumten phantastischen Welt. Im Drange, die Menschheit zu kriegerischen Reformen, fabelhaften Werten und Ideen zu bestimmen, vergaß er die Gegenwart, lebte im Geiste einer versunkenen Zeit, die seinem Wesen gemäß, oder schoß den Pfeil seiner Sehnsucht nach den seligen Inseln einer noch dunkel umnebelten Zukunft. Zarathustra-Romantik! Sein Fehler war zu verraten, was gedacht, nicht aber ausgesprochen werden darf. Er glaubte, das Leben „zu Ende" gedacht zu

haben, in der Überhebung seines „nihil quod nescio“ gleich Prometheus einen neuen Menschen formen zu können. Der wissenschaftlich geübte Geist sprengte impulsiv, ja leidenschaftlich die Fesseln strenger Dogmatik und Systematik; der Künstler in ihm, ungleich ekstatischer als in Platon, strebte zur vollsten Entfaltung, zum glücklichsten Ausdruck — in Nietzsches Sinne — der Persönlichkeit.

Er wähnte, jenseits von Gut und Böse zu sein, aber er war dem Bösen viel näher als dem Guten. Er konnte hassen, aber nicht lieben. War, in Schrift und Leben, Misogyn, und man bezweifelt, die Ursachen einer so auffallenden abartigen Erscheinung nur in einem asketischen Ideal zu finden.

Nie war der Kontrast von Wahrheit und Irrtum bei einem Philosophen größer als bei Nietzsche. Ich bewundere die psychologische Genialität seiner Essays, die Sicherheit, mit der er über Dinge urteilt, deren wahre Erkenntnis vielen bisher entging. Mich fesselt die Lebendigkeit seines Stils, vor allem im Zarathustra: reines elementares Deutsch (Bibeldeutsch) als Mittel — welch ein Gegensatz! — zur Faszination einer zwar künstlerisch empfänglichen, doch übersättigten Jugend, einer literarisch anspruchsvollen Welt — aber im Dienste eines raffinierten Gourmets aller subtilen kulturellen Genüsse. Der Drang nach jenem tout comprendre c'est tout pardonner trieb ihn auf das ethische Niveau eines Menschen, der, nach Beseitigung aller Vorurteile einer überlebten Welt, einen neuen Moralkoder in freigeistigem Sinne zu schaffen unternimmt, die vermeintlichen „Schwächen“ der christlichen Lehre kritisiert und im Geist der Antike, auch wohl der Renaissance, der Menschheit neue Gesetze im Sinne Zarathustras vorzuschreiben wagt. Aber ich mißbillige, und glaube es mit Recht zu tun, die „sans conscience“, mit der er den Keim der Verderbnis in noch unverfälschte (oder schon verfälschte?) Jugend pflanzte. Diese, dem Extremen und Verführerischen immer geneigter als der geklärten Weisheit eines verantwortungsbewußten Philosophen, griff gern zu den Schriften des modernen „Dionysiers“, der es so meisterlich verstand, unreife Seelen in seinen Bann zu ziehen . . . „Herrenmensch“, „Herrenmoral“ — man führt diese Begriffe auf Nietzsches Erfindung zurück, und der Dichter-Philosoph selbst tat sich etwas darauf zugute, als begänne mit der Verkündung solcher als Prinzipien gedachter Begriffe ein neues Menschheitsalter von Herren- und Sklaventum. Der Wunsch war der Vater des Gedankens, ohne jemals in Erfüllung zu gehen. Und haftete wirklich noch etwas von Herrenmensch und Sklaventier am alten Europa, so hat die ungeheure Revolution, die der Völkerkrieg heraufbeschwor, zum mindesten den Auftakt zu einer sozialen und demokratischen Entwicklung der Gesellschaft gegeben.

Fechner. Das auf die Erkennbarkeit der natürlichsten und wiederum doch kompliziertesten Erscheinungen — des Sichtbaren, Lebendigen und Seelischen — gerichtete Streben gewisser philosophischer Schulen der Alten (Leucipp, Demokrit u. a.) wird bei Fechner, dem Physiker und Philosophen einer wissenschaftlich ge-

klärteren Zeit, mit ungleich positiverem Erfolge belohnt als bei jenen. Daß zweitausend Jahre vorüber und es in der Gegenwart überhaupt noch möglich ist, über den Begriff der Materie zu streiten, zeugt für die großen und vielseitigen Aufgaben, die der Wissenschaft noch harren.

Die monadologische Ansicht von Leibniz ist bei Fechner als ein ad absurdum zur synechologischen Ansicht gedacht, wonach geistige Vorgänge an entsprechende körperliche gebunden sind. Entschieden ist es auch fruchtbringender, die Ursachen jener wunderbaren Harmonie zwischen Körper und Geist zu erforschen, als im Gebiete unzulänglicher Monadologie umherzuschweifen. Überdies steht das dynamische Prinzip, im Verhältnis zum atomistischen, von Fechner vertreten, auf schwachen Füßen; es unterläßt, die Ursachen der Wirkungen durch die Kraft so darzulegen, daß daraus auf den Zusammenhang zwischen Kraft, Materie, Raum usw. hingedeutet sowie auf die Harmonie des Weltganzen geschlossen werden kann. Dies nämlich ist eine der wichtigsten Aufgaben der wissenschaftlichen Philosophie. Und dieser Aufgabe wiederum steht die atomistische Ansicht näher, sofern sie nur ein noch innigeres Band zwischen sich und den Begriffen von Seele, Gott und Metaphysik knüpft. „So weit Gott und das Atom auseinanderliegt, eine Kette muß doch von einem zum andern reichen, und wo sie von einem zum andern nicht zu finden, kann auch eins oder das andere nicht existieren" — mit diesem Ausspruche bekennt sich der Atomist gleichzeitig als Idealist, er leugnet Gott und die Unsterblichkeit nicht, was fortschrittlich im Sinne der Philosophie genannt werden darf.

Feuerbach. (Gedanken über Tod und Unsterblichkeit.) Eines der wenigen mutigen Bekenntnisse inbezug auf den Bibelgott, den Obskurantismus der Pietisten. Wo der Theologe einen überirdischen Gott und transzendentales Glück (Seligkeit) lehrt, verteidigt Feuerbach die Anschauung eines sinnlicheren Gottes, den er Liebe nennt, die Liebe im Menschen wie als Gattungsbegriff gedacht. Der Mensch ist sterblich als Einzelner, als tierisches Wesen, unsterblich aber als Begriff, als Menschheit und Gattung, und Gott „ist das Bewußtsein, das Leben, das Wesen, aber er ist Liebe, unendliche, ewige Liebe zu Bewußten, ewige Liebe zu Wesen" usf.

Leben ist also Unsterblichkeit, ist Unendliches, Gott und Geist. Die Geschichte der Philosophie spricht aber nicht umsonst von radikalsten Änderungen seiner Lehre. Alles Geistige, lehrte Feuerbach später, sei Trug des Menschen, und Wirklichkeit komme allein dem Einzelwesen zu. So ergibt sich als Ausklang dieser Lehre der Materialismus, wie ihn schon Holbach kennzeichnete: „L'homme est l'ouvrage de la nature".

Kurt Walter Goldschmidt: Der Wandel des aristokratischen Ideals.

Ein Zeitbekenntnis.

„Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt!"
Nietzsche.

I.

Eine rasche und leichte Wandlungsfähigkeit ist an sich noch nichts, was einem Menschen einen geistigen und sittlichen Mehrwert gäbe. Im Gegenteil: sie kann in der Oberflächlichkeit, sie kann in noch Schlimmerem: in gedankenloser, molluskenhafter Anpassungsbereitschaft; sie kann endlich im Schlimmsten: im bewußt und bedenkenlos mit jeder neuen Macht gehenden Egoismus begründet sein. Hier aber handelt es sich natürlich nur um jene edlere, edelste Wandlungsfähigkeit, die im Grunde nur die Erfüllung des tiefen „Werde, der du bist!" bedeutet, die des Angelus Silesius ewiges Wahrwort: „Mensch, werde wesentlich!" verwirklicht. Die Kunstsprache der Philosophen, besonders Kants, redet von einem „intelligiblen Ich"; es ist der ins Übersinnliche weisende Dauerkern unseres Wesens, den es gerade in den Kämpfen und Wandlungen des Lebens rein herauszustellen gilt. Freilich kann man zweifelhaft sein, wieviel nun eigentlich in allen Wandlungen von diesem urspünglichen Kern übrig bleibt — und man wird leicht versucht, mit Buddha und Ernst Mach an der Wesenhaftigkeit des Ichs überhaupt zu zweifeln. Doch hier helfen uns erkenntnistheoretische und metaphysische Haarspaltereien nicht weiter; nur das Orakel der Seele selbst kann uns darüber Auskunft geben — und seine Sprüche sind heut von unendlich größerer Reife, Tiefe und Zuverlässigkeit. Denn es spricht heut aus den Klüften und Dämpfen eines inneren Abgrunds, der gleichsam mit der Erfahrung und Weisheit von ganzen Jahrzehnten, ja Jahrhunderten (wenn auch der äußeren Wirklichkeit nach nur von vier, fünf Jahren!) gesättigt ist. — Wären wir nur unserem weltabgeschlossenen, seelenversponnenen Ich überlassen geblieben; hätten wir uns weiter von Schritt zu Schritt durch den zögernden Alltag, durch die kleinen tröpfelnden Geschehnisse unseres Privatschicksals geschleppt — so wäre die zähe und ein wenig träge Substanz unseres Ichs nur unbedeutend auf- und umgerührt worden, und wir hätten weiter unbeirrt im Glauben an dieses unser ideales und darum unabänderliches Ich gelebt — ein wenig mit dem naiven Pfauenstolz jener Tugend, die sich treu bleiben konnte, weil sie nie versucht wurde und die Gelegenheit fehlte. Aber es ist so ganz anders gekommen: ein Sturzbach der unerwartetsten, ungeheuersten Ereignisse ist auf uns niedergeprasselt; alles Eigenseelische schien mindestens zeitweilig von diesen Wechselkatarakten erdrückt; und wenn man nicht zu jenen „verzwickten Bälgen" gehörte, die nach Lichtenbergs reizendem Wort immer obenauf schwimmen, (wie es deren zu allen Zeiten gab und in erklecklicher

Zahl auch heut noch geben soll!) — so mochte man allerdings seine liebe Not haben, bei diesem Doppel-Dammbruch sein bißchen Ich aufs Trockene zu retten. Die Besten, Stärksten, Ehrlichsten hatten es eben wie stets am schwersten; denn am leichtesten mit dem entfesselten Strome schwimmen konnten naturgemäß diejenigen, die den geringsten persönlichen und ethischen Widerstand zu überwinden hatten; die Persönlichkeit und Charakter am leichtesten abstellen konnten, weil sie Beides nicht oder doch nur sehr rudimentär besaßen. Die Besseren aber wurden sich selbst zu einem der zugleich reizvollsten und peinlichsten, zwitterhaft schillernden Schauspiele. Was sie gerade durch diese seelenmordenden Katastrophen über die Menschenseele schlechthin und die eigene Seele hinzulernten, das geht weit über alles hinaus, was sonst unter normalen Bedingungen dem von engen Lebensgrenzen umzirkten Einzelnen erreichbar wäre. Welche Generation, welcher Einzelne hätten in ihrer Lebensspanne einen Krieg wie diesen, eine Revolution wie diese umschlossen? Wir wurden aus Illusionen zur Wirklichkeit der härtesten Tatsachen erweckt und ernüchtert — aber in alledem war dennoch eine an märchenhafte Gräßlichkeit, an die Wüstheit des Fiebertraums erinnernde Phantastik. Zweimal in verhältnismäßig kurzem Abstand ist so unsere freie, persönliche Wesenslinie umgebogen, zweimal sind wir mit einem geradezu tellurischen Ruck in die Grenzenlosigkeit des Alls, in die Fessellosigkeit des Chaos hinausgeschleudert worden — erst durch den Krieg und dann durch die Revolution; und noch sind wir von diesen Unendlichkeitskurven nicht in den Gleichgewichtspunkt zurückgekehrt. Uraltes, durch Jahrhunderte Befestigtes haben wir wanken, Ewiges zeitlich, Unbedingtes bedingt werden sehen. Die Kulturmasken der rohen Gewalten, auf denen nun einmal jeder Staat und jede Gesellschaft ruhen, gleich einer von vulkanischen Feuerflüssen unterglühten Vegetation, — diese Kulturmasken sanken vor uns Zeitgenossen; aber auch die Kultur*werte* waren bedroht. Dabei wußten und verstanden wir genug, um in Krieg und Revolution die großen Pendelbewegungen der Geschichte zu begreifen, die nach entgegengesetzten Seiten ausschlugen, aber doch durch eine tiefe Gemeinsamkeit verknüpft und polar voneinander abhängig waren, — und wir nahmen wenigstens in blasser Ahnung aus der Enge und Verstricktheit unseres zeitlichen Erlebnisausschnitts den großen Blick der Jahrtausende vorweg, der die Gesamtheit dieser Flutungen und ihr tieferes Gesetz umspannt. So Übergroßes ging und geht noch immer durch unsere Seele, — wenn sie nun trotzdem in diesem Schwall nicht ertrunken ist, wenn sie sich nicht einfach hingebend in die von außen andrängenden Inhalte aufgelöst hat, wenn sie nicht nur Raum und Rahmen für den *Stoff* der Erlebnisse geworden ist, wenn sie trotz allledem ihr eingeborenes persönliches Wesens- und Adelszeichen bewahrt hat, — so ist dies der glorioseste Beweis dafür, daß es wirklich so etwas gibt, wie jenes „intelligible Ich", von dem die scholastisch krause Philosophensprache spricht; dann ist klar und überzeugend bewiesen, was Erkenntnistheorie und Metaphysik in halsbrecherischer Akrobatik des Gedankens zu

beweisen sich bemüht; dann gibt es ein Festes, das sich am Äußeren reiben, messen, modeln, bewähren, bereichern mag — und dennoch dies Feste bleibt. Und jene Wandlungsfähigkeit gewinnt erst Sinn und Wert vom Hintergrunde und Rückhalt dieses Festen aus, von dem sie abstoßen mag, zu dem sie aber wieder zurückkehren muß. Auch hierin „ringt des Ringes Wille". Die Seele und ihre Wandlungen: gerade darüber haben uns Krieg und Revolution den letzten mystisch-klaren Aufschluß gegeben.

II.

In welcher Seelenlage, welchem geistigen Habitus traf uns Geistige (oder nach dem unschönen Fremdwort: Intellektuelle) der Krieg? Äußerlich waren wir wohl vielfach, gerade wenn wir echte Kinder des Geistes waren, Bohémiens, im günstigen Falle Edel-Bohémiens, und wir durften uns getrost als geistige Proleten, als Stiefkinder und Enterbte der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft fühlen. Wir standen der Sattheit und Fragwürdigkeit der bürgerlichen Moral, der Überlebtheit ihrer hergebrachten Satzungen als durchschauende, richtende und grollende Idealisten gegenüber. Wir hatten also mindestens das Zeug zu sozialen und ethischen Revolutionären — und grenzten immerhin nahe an den Sozialismus. Und doch waren wir zugleich, ja in erster Reihe, Aristokraten — der Persönlichkeit und des Instinktes, der Seele und des Geistes natürlich —. Aus dem Kulturgefühl der Geistigen heraus konnten wir nichts anderes als Aristokraten sein. So verwirklichten wir in uns ganz unabhängig von Nietzsche, und mit manchen entscheidenden persönlichen Abweichungen, jenen „radikalen Aristokratismus", den uns jener klassisch und tragisch vorgelebt hatte. Dazu kam: wir waren (selbstverständlich ohne Programm und Prinzip!) Pazifisten, denen der Krieg ein Mythos und Anachronismus, eine überwundene tierische Roheit und Lächerlichkeit war; wir waren Weltbürger, Individualisten, ja Solipsisten. Und alles dies hing mit dem Einen zusammen, daß wir Kultur-Aristokraten waren. Wie sagt doch Jacob Burckhardt: „Der Kosmopolitismus ist die höchste Form des Individualismus."

Man darf hier ein wenig pro domo reden, — denn man schreibt damit zugleich die typische Psychologie und Pathologie (und wie wäre beides in der überdurchschnittlichen Seele restlos zu trennen?!) seiner Generation.

Vergessen wir nicht, daß wir reiferen Geistigen von heut durch die revolutionäre Romantik hindurchgegangen sind; daß wir uns an Nietzsche, Ibsen, Strindberg, Tolstoi einen Rausch getrunken haben, dessen katzenjämmerliche Folgen nach Erschöpfung des ins Leere verpufften idealistischen Überschwangs nicht ausbleiben konnten. Dieser unser Revolutionarismus war eben — romantisch, d. h. im Grunde apolitischer, ethischer und ästhetischer Art, ein Stück Kultur-Idealismus und Kultur-Ideologie, und wir durften uns mit Recht auf große Ahnherren wie Don Quixote und Peer Gynt berufen, die sich auch über

alle Realität hinweg in die Ekstasen der Phantasie hineinschwangen. Der Rückschlag konnte nichts anderes sein als — Nihilismus, wie ihn Nietzsche einmal im „Willen zur Macht" charakterisiert: „Der Nihilismus stellt einen pathologischen Zwischenzustand dar (pathologisch ist die ungeheure Verallgemeinerung, der Schluß auf gar keinen Sinn): sei es, daß die produktiven Kräfte noch nicht stark genug sind, — sei es, daß die Décadence noch zögert und ihre Hilfsmittel noch nicht erfunden hat." — Als echte Romantiker waren wir aber auch zugleich zarteste und einsamste Individualisten und Solipsisten; es gab kaum noch Brücken, die von uns zur Außenwelt, Wirklichkeit und Gemeinschaft führten, — es sei denn zu den wenigen, unter Tausenden erwählten, sich ergänzend in unser Ich fügenden Freunden. Manches in meinem damaligen Vorkriegsleben ist mir symbolisch geworden — und eben nicht nur für mich, sondern für die ganze Generation der mir damals Gleichaltrigen und Gleichartigen. Der deutungssüchtige Mensch liebt überhaupt symbolische Auslegungen — und vollends, wenn sich die Symbolik handgreiflich anzubieten scheint. Ich wohnte damals hoch über Berlin, und mit einem aus Ohnmacht und Allmacht verschwisterten Gefühl konnte ich die Stadt unter mir bezwungen wähnen, die doch ihr selbstgenügsames, von keinem Hauche meiner „Idee" berührtes Eigenleben weiterlebte. Ich wohnte damals ferner auch buchstäblich in einer „Sackgasse" — und darin schien Schicksal und Zufall geradezu symbolisch bis zu witziger Bosheit und tragischer Ironie: denn in eine Sackgasse hatte sich in der Tat unsere ganze Generation verlaufen; sie war in ihrer alles Welt- und Wirklichkeitsgehalts entblößten Romantik steril geworden, auf dem toten Punkte angelangt. Ihr ganz im Ich befangener Aristokratismus bedurfte der Erneuerung und Befruchtung durch ein starkes, lebendiges Daseinsgefühl. Und dieses notwendige Neue kam in den brutalen Ungewittern des Krieges, die uns aus dürftiger, aber immerhin gewählter und gepflegter Enge ins Roh-Elementare hinausschleuderten. —

III.

Es war die rücksichtsloseste Gleichmacherei, die man sich denken konnte. Der Kommunismus wurde Tat. Der Absturz von der Höhe verfeinerter und beseelter Ichkultur in die platte Ebene des Allgleichen war ungeheuer und erschütternd. Der Militarismus trieb Raubbau mit geistigen Werten und kulturschöpferischen Kräften. Unterschiede des Alters, des Geistes, der Bildung, der Lebensleistung, der persönlichen seelischen Artung gab es nicht mehr. Wie hätte es sie geben können?! Dieser Militarismus (den heut endlich des verlogenen Nimbus seiner billigen Ideologieen zu entkleiden möglich ist) trug ja auch kein Bedenken, Krüppel, Fallsüchtige, Halbgreise in die Soldatenjacke zu stecken. Der Individualist und Kultureuropäer holte in Kürze vieles nach; er lernte den „Kommiß", der seiner zarteren Konstitution in der immerhin nicht gänzlich militarisierten Friedenszeit

erspart geblieben war, nun am eigenen Leibe kennen. Die Quelle seines Wertes, sein Ich war ausgelöscht. Er fühlte sich plötzlich zu Kadavergehorsam, Hampelmannsbewegungen und einer Unfreiheit gezwungen, wie man sie Schulkindern nicht zumutete. Eines entschädigte vielleicht für dies alles: er kam der Wirklichkeit, — er kam vor allem dem einfachen Manne näher. Er fand Gelegenheit, seinen in dieser Zuspitzung falschen, gefährlichen und unfruchtbaren Aristokratismus zu berichtigen. Und es zeigte sich wieder einmal, daß nur die Abstraktion vielfältig und vielspältig, das Leben aber einfach, einheitlich und „antinomistisch“ war, d. h. die bedingten Widersprüche in sich auflöste und zusammenschmolz. Das Leben war nicht so oder anders, sondern es war so und anders zugleich. Gewiß: die Masse war gedankenlos, ungeistig, lenksam, meist politisch indifferent, in ihren kleinen praktischen Sorgen- und Interessenkreis gepferdht, im übrigen aber weitaus sympathischer und wertvoller als manche von den Mittelschichtigen und Mittelschlächtigen, den zotenden Kommis z. B. Diese Leute waren einem fremder geblieben als die Marsbewohner; jetzt rückte man ihnen menschlich näher; der Abstand erwies sich vielfach als garnicht so ungeheuerlich; es gab natürlich Grade, Übergänge, aber kaum absolute Wesenstrennungen; man erkannte mit Maeterlinck, daß uns von den übrigen Menschen schließlich nur einige Gebärden und Gewohnheiten scheiden. Es kamen freilich Augenblicke, in denen sich weltweite Klüfte aufzutun schienen, in denen jene anderen (aber keineswegs immer nur die „einfachen Leute“!) schattenhaft aus fremden Welten, von entlegenen Küsten herüberwinkten. Dann spürte man schaudernd wieder die fast wahnsinnig machende Leere, die Unmöglichkeit der Mitteilung von Mensch zu Mensch, auch von der einen zur anderen Gruppe der Gesellschaft. Aber es gab auch solche Augenblicke, in denen man sich als brüderliche Opfer der gleichen Schicksals- und Menschengewalt fühlte, — es gab immer wieder aufleuchtende Züge von Güte, Reinheit, Menschlichkeit: ich vergesse z. B. nicht den wunden Blick und das seelisch und sprachlich überraschend feine Worte eines ganz einfachen Garnisonskameraden: „Hier wird man seelisch gebrochen.“ Übrigens kannte ich auch im Frieden schon Kinder des Volkes, die durch eingeborene Vornehmheit des Wesens, der Instinkte, der Haltung allen traditionellen Adel beschämten und ausstachen. Und wie hätte sich denn Adel überhaupt jemals bilden können, wenn nicht durch solche ewig-fließende Differenzierung; durch Abzweigung und Erhöhung der Besten, Wertvollsten?! Die moderne triviale Formel dafür lautet: Freie Bahn dem Tüchtigen! Aber es gilt hier weit mehr als nur banale Tüchtigkeit — nämlich letzte Seelenwerte. Ich darf mich rühmen, niemals in hohlen, dünkelhaften Snobismus, in jene äffische Parodie des echten geistigen Aristokratentums, verfallen zu sein, und ich habe schon damals die synthetische und geradezu schon mehr zum Demokratischen hinüberneigende Formel geprägt, zu der ich mich auch heut noch bekennen darf: „Die echte Demokratie ist gerade das Mittel der aristokratischen Auslese.“ — Und nur gegen die

durch Überlieferung, Hochmut und Entartung gefälschten Werte, nicht aber gegen die Herrschaft der wahrhaften ἄριστοι, der Besten und Edelsten, wird auch der eingefleischte Demokrat etwas einzuwenden haben. Im Gegenteil: er wird sie als Ziel- und Wertgebende, als Führer und Schöpfer sehr bald selbst brauchen und schaffen. Denn die Natur geht immer auf Differenzierung, und unbedingte Gleichheit ist wider die Natur. —

IV.

Und nun die Revolution! Haben wir wirklich durch sie so stark „umlernen" müssen, wie es den Anschein hatte? Als ob die Seele nicht auch polar entgegengesetzte Möglichkeiten umspannte! Als ob das Brudergefühl von Mensch zu Mensch nicht von Anbeginn in uns selbst geschlummert hätte! Das Wort Antigones, der schwesterlichsten Seele, „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da" war gerade auch für uns gesprochen. Warum hatten wir uns denn einsam fröstelnd in unser Ich verkapselt, um schließlich aus dem kalten Schauder selbst noch Stolz und Glück zu saugen? Doch wohl aus enttäuschter Liebe, aus verwundetem und verwirrtem Brudergefühl — freilich auch aus erwachendem Eigenbewußtsein und schmerzhafter Erkenntnis der tiefen Art- und Wertunterschiede zwischen Mensch und Mensch. All dies kristallisiert sich zu jener Nietzsche-Formel vom „Pathos der Distanz", die damals *unsere* Formel war. Die Revolution aber verlangt heut von uns gerade das Pathos der verringerten, ja aufgehobenen Distanz. Eine urdemokratische Woge des Verbrüderungsrausches, wie in Schillers pathetischem Jugend-Hymnus, geht über uns hin. „Wer den großen Ring bewohnet, huldige der Sympathie!" Aber diese Sympathie ist uns eben nicht fremd; sie ist eingeborener, aber versunkener Besitz und braucht nur wieder ins Bewußtsein gehoben zu werden. Und dies ist um so mehr eine Bereicherung, als unser einsames Ich sich schon von den gleichsam unterirdischen Liebesquellen des Menschentums erstarrend abzusperren begann. Dies eine Große hat uns die Revolution schon gegeben: die soziale Gefühls- und Tatwerdung des vedischen *Tat twam asi*; das große Wiedererkennen des eigenen Ichs im anderen; das liebende Arme-Öffnen für den Menschenbruder. Arthur Holitscher hat aus einem weichen und warmen Herzen das schöne Wort vom „Bruder Wurm" dafür gefunden. Auch im Geringsten glüht noch Einheit und Adel der Menschenseele. Und mir scheint, daß jenes „Pathos der Distanz" und diese Allmenschenliebe gleich notwendig, köstlich und unverlierbar sind, — daß sie trotz, ja wegen ihres polaren Gegensatzes nebeneinander bestehen können und müssen, so gut wie Geist und Seele, Moral und Kunst innerhalb des Welt-Ganzen, des Seelen-Ganzen nebeneinander stehen. Die indische Seele hat uns dieses Urbild bereits historisch vorgelebt. Nun bleibt es wohl wahr, daß die Geistigen verschiedener Völker sich besser zu verstehen fähig sind, als die Geistigen und Ungeistigen innerhalb desselben Volkes, — aber gerade diese Zeit hat uns den nun

einmal indiskutablen Tatsachenwert der großen nationalen Einheiten gelehrt, und wir können nur hoffen, daß sich in ihnen immer mehr die Klüfte zwischen Geist und Ungeist schließen, daß sich aus der Bluts-, Sprach- und Zweckgemeinschaft immer mehr ein Kultur-Organismus entwickle.

V.

Inwiefern ist Adel, Aristokratie in Zukunft überhaupt noch möglich? Zwischen den Polen: Ich und Masse schwingt alles geschichtliche Leben; darum sind es im Grunde verwandte Don-Quixoterien, einen der beiden Pole selbstherrlich zu vereinzeln. Aber auch dies bleibt wahr, daß jeder, auch der geringste Eigenwert an die Persönlichkeit, auf der Spitze an das persönlichste aller Wesen, das Genie, gebunden ist, mag man auch tausendmal die Verankerung des Genies im großen Ganzen zugestehen. Ihr Daseinsrecht behält also zunächst einmal die Sozialaristokratie oder, wenn man die contradictio nicht scheut, der Sozialindividualismus der Persönlichkeit und des Genies. —

Und noch von einer anderen Seite her könnte man eine Aristokratie der Zukunft rechtfertigen und fordern, die natürlich nichts mehr mit den verschollenen Äußerlichkeiten der vorrevolutionären Periode zu tun hätte. Das ist der Adel des Geblüts und der Instinkte, der Zucht und Züchtung. Diesen Gedanken findet man schon in einem Satz der Scholastik vorgeprägt: Operari sequitur esse — das Handeln folgt dem Sein; das Erste, Richtunggebende ist stets das Sein, das Wesen. Die edle Natur zahlt mit dem, was sie ist. Man handelt vornehm oder unvornehm, weil man aus den Bedingungen seiner Natur heraus nicht anders kann. Diese „Tugend“ ist nicht etwas Lehrbares, wie die sokratische, — man hat sie im Blute oder nicht. Der wahrhaft Vornehme ist nach Nietzsches Wort nur „ein Kapitalist guter Instinkte“. So wenig damit Kasten-Hohlheit und -Hochfahrt der früheren Aristokratie beschönigt ist: dies scheint doch ihre Stellung zu stärken. Sie hatte immerhin die Zeit, die lange Zucht, die Instinkt-Reserven der Jahrhunderte für sich. Und doch trifft dies den neuen demokratischen Geist nicht an der Wurzel: denn eingeborene Vornehmheit ist eben nicht von der gesellschaftlichen Kaste abhängig; sie leuchtet immer wieder meteorhaft in einem Individuum außerhalb aller exklusiven Gruppenbildungen auf, und alles läuft ja auf Differenzierung hinaus. Schließlich wissen wir ja auch, daß ein verhältnismäßig kurzer Züchtungsprozeß — Verpflanzung in bessere Bedingungen und Gewohnheiten des Lebens — genügt, um nicht nur das körperliche, sondern auch das geistig-sittliche Geblüt zu reinigen und zu veredeln; das Mirakel ist hier geradezu experimentell als Milieu-Produkt zu erzielen; oft vollzieht sich dergleichen schon in wenigen Generationen. —

Berührt sich damit nicht Ibsens Mahnung an die Drontheimer Arbeiter, es müsse etwas Adliges in unser Gesellschaftsleben hinein, nämlich das Adeltum der Gesinnung und des Charakters? Man kann es auch ruhig zum Adel des

Geistes erweitern. Wie sie sich zum Geiste stellt, das scheint mir die Lebensfrage der Revolution und der neuen Gesellschaft. (Was man von den Plänen des neuen Kultur-Ministeriums hört, weckt immerhin Hoffnungen.) — Wie in jener alten Attila-Schlacht geht auch hier über dem realen Schlachtfeld der Kampf der Geister weiter. Hier steht das große, liebende, revolutionäre Herz Börnes gegen den bei allem demokratischen Kämpfertum grandseigneurialen, persönlichen und kulturbejahenden Künstlergeist Heines. Die Revolution aber darf, um sich zu vollenden, nicht bloß im Äußeren, Materiellen, Animalischen revolutionieren: ihre höchste Aufgabe ist es gerade, die Ketten des Geistes zu sprengen. Denn in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft war bisher, trotz aller offiziell gepflegten Scheingeistigkeit, der Geist geächtet und mißhandelt. Unsere gewiß aus dem Bürgertum hervorgewachsene Kultur mußte sich doch gerade gegen dieses Bürgertum entwickeln und durchsetzen; der Spott und Haß der Neueren gegen den „Bürger" ist doch kein Zufall. Die Synthese aber gibt Heines unsterbliches Wort, der die Revolution auch erst dann erfüllt sieht, — „wenn wir das arme, glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und die geschändete Schönheit wieder in ihre Würde einsetzen".

VI.

Man steht heut am Vorabend großer sozialer Umformungen; man sieht längst Geahntes, längst Notwendiges, etwas wie den unbestimmten Riesenschatten des dritten Reiches aufsteigen; man möchte von 1918 an das neue große Zeitalter des sozialen Gedankens datieren. Immerhin kann man sich nicht gegen die Erkenntnis verschließen: daß der westliche Militarismus und Kapitalismus erst recht üppig in Blüte geschossen ist, — und daß der Sozialismus bislang nur bei den besiegten und zerschlagenen Völkern Keime treibt. Das ist geeignet, zweiflerisch, mißtrauisch und wohl ein wenig menschenverächterisch zu stimmen. Sollte wirklich die rohe Tatsache des Erfolges oder Mißerfolges entscheiden? Schreit man abwechselnd „Hosiannah" und „Kreuzige" — wie sich die Lage gerade drehen mag?! — Und sollte Nietzsche auch in kollektiver Erweiterung des Gedankens recht haben, daß die Moral eine Sache der „Schlechtweggekommenen" sei? Daß auch Völker aus ihren Nöten Tugenden machen, ihr Nicht-mehr-können mit der Ideologie der Werte verbrämen und die Schwäche in so schöne Dinge wie Menschenliebe, Kultur, Sittlichkeit umbiegen? Die Moral gleichsam als Kunstgriff der seelischen Selbstbehauptung! Dann wäre allerdings nur zu wünschen, daß auch zu den triumphierenden Völkern bald jenes Tier komme, das — nach Meister Eckehart — am schnellsten zur Vollkommenheit trägt: das adelnde Leid, die vergöttlichende Not. — Sonst bleibt es bei des Hobbes Wort: Lupus homini lupus. Und man braucht wahrlich nur ein wenig in den Pessimismus der Praxis und der Philosophie eingetaucht zu sein, um diese Wahrheit zu bekennen. Hier haben wir den seltenen Fall, daß einmal Metaphysik und Realpolitik restlos zu-

sammenstimmen: denn beide wissen gleichermaßen, daß man in dieser Welt Hammer oder Amboß sein muß, daß Gewalt und Ausbeutung tief im Wesen der Welt selbst liegen, — und daß man wohl Mächte, wie Militarismus, Imperialismus, Kapitalismus, anklagen kann — aber damit zugleich dieses tiefste Wesen der Welt selbst anklagen muß! Jacob Burckhardt hat es monumental ausgesprochen: „Hohe politische Macht ist nur zu erkaufen durch das Leiden von Unzähligen, über das wir äußerst kühl hinweggehen. Der Fürst dieser Welt ist Satan, und das Böse ein Teil der weltgeschichtlichen Ökonomie".

VII.

Die Welt war reif und überreif zu demokratischer Neugeburt, und wir grüßen sie freudig als Erfüllung eines äonenalten Traumes. Bejahrte, gefestigte Autorität, das Gerüst aller Gemeinschaftsbildung, ist freilich zerbröckelt, und das Chaos selbst drängt herauf; Anarchie und Pöbelherrschaft grollen vernehmlich in den Tiefen. Aber das Chaos, dem allein neues Leben entquellen kann, will und muß sich immer wieder zum Kosmos entwirken. Und wo Kosmos ist, da ist auch wieder Kultur, thront die lichte Aristokratie der geistigen Kräfte. Ein Dogma ist gewiß auch hier nicht aufzustellen: imperialistisch-nationale Blütezeiten haben namentlich die großen öffentlichen Kunstformen wie das Drama begünstigt; öfter aber noch hat bekanntlich die Kultur in politischen Auflösungs- und Ohnmachtszeiten geblüht. Und heut vollends hat sich die Kultur als persönlichste innere Angelegenheit aus den großen Strudeln des Gesamtlebens gelöst. So kommen wir am Ende doch wieder zum „Pathos der Distanz" zurück; und unser Ring schließt sich in sich selbst. —

Ludwig Geiger †: Neue biblische Dramen.*)

Es ist gar kein Zweifel, daß während des Krieges und sicher unter dem Einflusse dieses furchtbaren Strafgerichtes der religiöse Sinn der Massen, sowie auch der der Gebildeten erstarkt ist. Damit in Zusammenhang steht nicht nur das Anwachsen eigentlich religiöser Literatur, sondern das vermehrte Interesse, das Dichter jüdischen und christlichen Glaubens biblischen Stoffen entgegen bringen. Freilich verbindet sich dieses Interesse mit streng moderner Empfindung und Ausdrucksweise. Die Dichter wollen die von ihnen behandelten Stoffe und die in

*) Dieser Aufsatz ist uns von Geh. Regierungsrat Prof. Dr Ludwig Geiger, dem langjährigen Mitarbeiter von „Nord und Süd", kurze Zeit vor seinem Ableben zugegangen.
Die Redaktion

diesen auftretenden Persönlichkeiten dem modernen Bewußtsein näher bringen und schieben diesen daher durchaus moderne Gefühle unter. Dadurch kommt, wie ich glaube, ein Widerspruch zwischen Stoff und Ausdrucksweise. Man kann wohl sagen, Mensch bleibt Mensch und im ganzen und großen werden sich die Gefühle nicht ändern, und doch ist die Empfindungsweise älterer Zeiten eine anders geartete als die der neueren und man tut nicht gut, in die alte orientalische Gefühlswelt modernes und europäisches Wesen zu verlegen.

In der folgenden Übersicht, die sich durchaus auf poetische Werke allerneuesten Datums beschränkt, sei der chronologische Gang eingeschlagen: von der Urzeit aus gehen wir allmählich in geschichtliche Zeiten über.

Das erste Drama behandelt Adam, den Urvater der Menschheit.

* * *

Herr Arno Nadel, der Verfasser dieses biblischen Dramas, macht von dem Vorrechte des Dichters Gebrauch, die Quellen zu benutzen, wie es für seine dichterischen Pläne paßt. Ich gebrauche absichtlich das Wort Dichter zu wiederholten Malen, weil ich nach dieser Probe überzeugt bin, daß Herr Nadel, kein Neuling auf dem von ihm betretenen Gebiet, poetisches Talent besitzt. Der Inhalt seines Dramas ist kurz der: Adam und Eva, aus dem Paradies verstoßen (Inhalt des Vorspiels), mühen sich 18 Jahre lang in harter Arbeit. Sie haben Freude an ihrem zarten Sohn Abel, empfinden dagegen Haß gegen Kain, der freilich stärker auf der Seite des Vaters als auf der der Mutter ist. Der Friede, der allmählich in der Familie wieder eingekehrt ist, wird dadurch gestört, daß Abel ein Mädchen Adah findet, das Kain als seine Geliebte oder als Frau betrachtet, besonders aber dadurch, daß Adam die Mutter jenes Mädchens, Kelimah, die ihre verloren geglaubte Tochter zurückholen will, erschaut, in Liebe zu ihr entbrennt, die von der gleichfalls und zwar mit Puval vermählten Frau erwidert wird, sodaß er seine eigene Gattin zu verstoßen gedenkt. Er wird aber, nachdem er die Ermordung Abels durch Kain erfahren, zur Selbstbesinnung gebracht, möchte seinen Fehl vergessen machen, aber Eva stirbt und läßt den Gatten allein. So schließt das Drama ohne eigentliches Ende, denn man erfährt nicht, was aus Kain wird, der nach dem Bekenntnis seiner Untat sich dem väterlichen Hause entzogen hat, und wie das Schicksal Adams sich gestaltet, der nun nach dem Verluste seiner Söhne und dem Hinscheiden seiner Gattin völlig einsam zurückgeblieben ist.

Völlig frei erfunden gegenüber dem biblischen Berichte ist der Brudermord aus Eifersucht, das sinnliche Vergehen Adams und der dadurch verschuldete Tod Evas, ebenso die Persönlichkeiten der Frauen Kelimah und Adah. Diese Erfindungen mag man gelten lassen. Ebenso wird man gern zugeben, daß das Drama sehr schöne Stellen hat. Zwar ist der Charakter Abels etwas zu weichlich gehalten, die Persönlichkeit Adahs bietet ein seltsames Gemisch von Grauen vor

dem Manne, Sehnsucht nach ihm, nebst einer starken Dosis Koketterie, aber des ersten Menschenpaares Liebessehnsucht, Glücksgefühl und beginnende Trennung werden psychologisch gut geschildert, nur daß Adam zwischen Treue und Untreue etwas haltlos hin- und herschwankt. Einheitlich sehr gut, wenn natürlich auch nicht sympathisch gezeichnet, ist nur der Charakter Kains. Wie sich der Dichter die spätere Entwicklung gedacht hat, deutet er nicht an. Man wird, wie gesagt, durch keine Stelle darauf hingewiesen, wie sich die spätere Geschichte Adams und Kains entwickelt und was aus jenen Frauen wird, die einer anderen Religion angehören wie das erste Menschenpaar: sie sprechen von einem höheren Wesen: Kali, das sie verehren.

Das Drama ist seitdem, wie man hört, mit Erfolg über die Bühne gegangen (in Karlsruhe).

Immerhin muß man gestehen, daß die Dichtung, ohne eine geradezu überragende Leistung zu sein, poetische und dramatische Qualitäten besitzt, sodaß wir sie gern und freudig begrüßen.

*

So oft Josephs wechselvolle Geschichte im deutschen Drama, namentlich dem des 16. Jahrhunderts, behandelt worden ist, so wenig ist dies mit dem Leben seines Vaters Jakob der Fall. Dessen Ringen mit Gott erschien den früheren Dichtern als ein zu innerlicher Vorgang; das Erschleichen der Erstgeburt (durch ein Linsengericht) wurde höchstens benutzt, um die Ränkesucht der Juden überhaupt in ihrem Urahn Jakob darzulegen; als eigentlicher Dramenstoff, fast nur zur Idylle, blieb daher ausschließlich sein Werben um Rebekka übrig. Mutiger ist nun ein neuerer Dichter*) zu Werke gegangen. Er kennt die Bibel genug, um aus ihr und zwar aus Genesis 26, 34, 36, II die Namen der beiden Frauen Esaus, Bosmath und Oholibama, zu entnehmen, und gleichfalls aus seiner Kenntnis desselben biblischen Buches 25, 30 und 36, I entnimmt er, daß Esau: Edom genannt wird. Merkwürdig ist, daß er Jakob stets Jaákob und Abraham stets Abráham akzentuiert. Beides ist nicht ganz richtig. Herr Direktor Dr. Holzman schreibt mir nämlich: „In dem Urtext wird Jakob (diese Aussprache geht auf die 70 zurück) יעקוב geschrieben, das in der Umschrift allerdings nicht Jaákob, sondern Ja'akob heißen müßte. Dagegen ist die Akzentuierung Abráham falsch; im Hebräischen ist das Wort Oxytonon. Möglich ist, daß der Dichter auf seine Akzentuierung durch den Ursprung des Namens des Erzvaters Abram geführt worden ist."

Das neue Drama ist wortreich, aber ziemlich arm an Handlung. In dem wenigen, was man Handlung nennen kann, kommen außer den oben genannten Frauen (auch Rebekka spielt eine Rolle!) nur Edom und Jakob vor. Der letztere

*) „Die Historie von König David." Ein Zyklus von Richard Beer-Hofmann. „Diis Manibus". Jakobs Traum. Ein Vorspiel von Richard Beer-Hofmann. S. Fischer Verlag, Berlin. 1918.

erlangt den Segen des Vaters und erregt dadurch des Bruders Grimm in so hohem Grade, daß dieser in Begleitung seiner Hunde auszieht, um Jakob zu töten. Sein erster und einziger Pfeil aber trifft das Lämmchen, das Jakob mit sich genommen und schützend vor seine Brust hält; Jakobs versöhnliche Worte rühren den Bruder dermaßen, daß er seinen Groll aufgibt und ein Liebesbündnis mit dem ehemals Gehaßten schließt. Der Schluß und Hauptteil des Dramas aber ist ein etwas lang ausgesponnenes Gespräch Jakobs im Halbschlaf oder Traum (daher der Titel des Stückes!) mit den Engeln Michael, Gabriel, Uriel, Raphael, den eigentlichen Boten Gottes, und Samael, einem abgefallenen guten Geiste, und in anderen Gesprächen Jakobs mit dem Geist der Quelle und des Steins, sowie einer „Stimme", d. h. Gottes selbst. Der Inhalt dieser Gespräche besteht darin, die Auserwähltheit Jakobs zu hohen Taten und zu edlem Bestande seines Namens und des von ihm erzeugten Volkes zu bekunden. Wenn es auch etwas seltsam erscheint, daß ein Knabe, denn Jakob hat kaum das Jünglingsalter erreicht, so hohe philosophische Gedanken ausspricht, auch sich als Bibelkritiker bekundet, z. B. in einer ganz modernen Deutung der geplanten Opferung Isaaks durch Abraham, und wenn es auch als nicht minder seltsam bezeichnet werden muß, daß das Kind es wagt, den Engeln zu trotzen, und sich in weit höherem Grade als Berufenen Gottes darzutun als diese Engel, so bezeugt das Ganze eine so reine Gesinnung, ist in so edler Sprache vorgetragen und von wirklich religiöser Glut erfüllt, daß man die Dichtung mit großer Teilnahme liest. Eine Andeutung, wieso dieses Jakob-Drama als Vorspiel zu einem David-Zyklus dienen soll, fehlt; aber Ton und Gesinnung dieses Vorspiels machen auf das eigentliche Stück begierig. Es ist nicht möglich, an dieser Stelle die Proben zu häufen. Um aber unsere Leser noch begieriger auf die Kenntnis der ganzen Dichtung zu machen, sei wenigstens eine Stelle, die der Erzengel Michael zu sprechen hat, hier mitgeteilt. Sie lautet:

Michael:

Auf meine Lippen legt der Herr — dies Wort:
Was du dir wählst — versagt der Herr dir nicht!
Mächtige Könige des Meerlands — enden!
Mizrajim — schwindet! Babel — wankt und fällt!
Nur du — Sein ewig Volk — darfst ewig wandern —
Ein ewiges Wunder seiner ewigen Welt!

*

König David ist der Held des dritten Dramas*). In ihm wird nicht die ganze Lebensgeschichte des Königs, sondern nur seine Liebe zur Bathseba vorgeführt. Diese Liebe ist nicht bloß eine sinnliche Aufwallung, das Gelüste eines orientalischen Herrschers, dem die Frau in dem Sklavensinn des orientalischen Weibes sich ohne weiteres fügt, sondern es ist eine große Leidenschaft des

*) David, Tragödie von Friedrich Sebrecht. Kurt Wolff Verlag, Leipzig. 1918.

Mannes, die von einem gleichstehenden Weibe erwidert und von der Gattin Davids, Achinoam, die ein durchaus selbständiges Leben führt, geduldet, ja geradezu unterstützt wird. Die von der Bibel erzählten Vorgänge werden teils beibehalten, teils geändert. Verändert ist, daß die Schuld an Urias Tode nicht eigentlich von David getragen wird, sondern an Joab liegt, der in ganz eigenartiger Weise bald Diener, bald tyrannischer Ratgeber seines Herrn ist; im Anschluß an die Bibel dagegen wird die Prophetengestalt Nathans und sein Einfluß auf David dargestellt. Das Drama in Prosa, in einer merkwürdig bilderreichen pathetischen, freilich nicht selten hohlklingenden Sprache, schildert nicht einfache, auch in ihren Gefühlen innerlich gefaßte, sondern hypernervöse krankhafte Menschen der Neuzeit, es wühlt in Selbstquälerei und Liebesverzückungen, es enthält im Gegensatz zu den Forderungen eines Dramas weniger Handlung als Ausmalung von Empfindungen und doch liegt etwas Grandioses in der ganzen Auffassung des Stückes, namentlich in seinem Ausgang. Es wirkt erschütternd, wie Bathseba, die sich schon bei Lebzeiten ihres Gatten mit vollem Bewußtsein David hingegeben hatte, dann, nachdem die Leiche des Uria gebracht ist, trotz der flammenden Liebe, die sie noch immer, nicht für den König, sondern für den Menschen empfindet, sich in die Einsamkeit begibt, wie ferner David den Propheten Nathan beschützt, den die altgetreuen Königsanhänger als Verleumder ihres Herrschers töten wollen, wie der König sich dem Propheten unterwirft, wie er sich von Achinoam zurückzieht, die nun wieder ihre Zeit gekommen wähnt, und wie er nun einsam „in die kalte Höhe schreitet". Ich kann mir keine rechte Vorstellung machen, daß dieses fast ausschließliche Seelendrama, das dem Lesenden einen großen Eindruck macht, auf der Bühne große Wirkungen auslösen kann, trotzdem ist Zeitungsnachrichten zufolge der Versuch einer Aufführung mit Erfolg gemacht worden.

*

Die übrigen Dramen haben Esther, Simson und Jeremias zum Gegenstande.

Mit Recht nennt Max Brod sein Esther-Stück *eine* Königin Esther*). Denn es ist nicht das Esther-Stück der Bibel. Diese Esther ist ein Judenmädchen, das nicht gesucht zu werden braucht, sondern an dem Hofe des Königs dient, sich in den Fürsten verliebt, ebenso wie sie seinen Blick auf sich lenkt, zu einem Köhler flieht, wo sie den König erwartet, der, von einer magischen Kraft gezogen, in die Köhlerhütte tritt und von ihrem Anblick geblendet, sich von Vasthi scheiden läßt. Haman, der dieses Zusammentreffen herbeigeführt hat, ist ein dämonischer Mensch, übrigens selbst auch Jude, von dessen Ursprung niemand etwas weiß, der in der Seele seines Herrn zu lesen versteht und sich erkühnt, ihm die erstaunlichsten Dinge zu sagen. Esther ist mit dem König, dessen Namen übrigens nicht

*) Eine Königin Esther, Drama in einem Vorspiel und 3 Akten von Max Brod. 1918. Kurt Wolff Verlag.

genannt wird, verheiratet. Er weiß nicht oder frägt nicht danach, ob sie Jüdin sei; sie ist übrigens von den Ihrigen geflohen, da sie ihre Umgebung und deren Gebräuche nicht liebt. Haman entwickelt seinem Fürsten den Plan, die Juden zu vertilgen; Esther sucht ihn vergeblich davon abzubringen; er dagegen wird in seinem Vorhaben nur bestärkt durch das Erscheinen Mordechais, der acht Tage lang zu Esther gewandert ist, um ihre Hilfe zu erbitten. Ein solches Bittgesuch ist für sie gefährlich, da nach persischen Gesetzen die Königin, sobald ihre Bitte nicht erfüllt werden kann, verstoßen wird. Sie bittet auch nicht, sondern tötet Haman, nachdem dieser ihr seine Liebe erklärt und scheinbar ihre Einwilligung erhalten hat. Nun aber entzieht sie, nachdem sie durch einen vergifteten Schleier weiß geworden und ihrer Schönheit beraubt ist, sich dem König, der ihr nachgejagt ist, und geht zu ihren Volks- und Glaubensgenossen.

Dieses eigenartige, durch und durch moderne, Wirkliches mit Unwirklichem, Historisches mit Freierdachtem zu seltsamem Gemisch vereinigende Stück, das, obgleich durch seine geringe Handlung und seine endlosen Gespräche scheinbar von der Bühne ausgeschlossen, doch Ende April v. J. im Königsberger Theater mit Erfolg aufgeführt wurde, ist eine merkwürdige, zugleich anziehende und abstoßende Dichtung, die man gleichermaßen jüdisch und unjüdisch nennen kann. Das gänzlich Unjüdische und zugleich Unhistorische liegt darin, daß Haman (freilich nur in einer kurzen Stelle, Seite 106), wie schon erwähnt, zum Juden gemacht wird, zugleich aber zu einer Mephistonatur, der ein instinktiver Feind alles Guten, Großen und Edlen, und doch gewissermaßen zu einem Vertreter des Kraftvollen und Rechten, sodaß der König ihm als seinem einzigen Freunde nachweint und auch öfter eine Zeitlang in ihm den starken Beschützer und Helfer zu sehen wähnt. Wie Haman der böse Genius, so sind Königin und Esther, wiederum im gänzlichen Widerspruch zu der Auffassung des biblischen Buches, weniger leibhafte Menschen als Personifikationen der Güte, Reinheit, Unschuld und Vortrefflichkeit. Wenn Esther endlich, sie, die im Banne von Genien steht und das Prophetenwort mit sich herumträgt: sie werden unfruchtbar bleiben und den Feind ihres Volkes töten, mit ihren Glaubensgenossen in ihre Heimatstadt zurückkehrt, so tut sie dies nicht, um aller Erdenpracht zu entsagen und in dem Sinne ihrer Zugehörigen Jüdin zu sein, sondern mit der Aufgabe: „ich muß sie lehren, dieses Fest (Purim) nicht zu feiern, denn ich weiß jetzt: solange sie dieses Fest feiern, kann der Messias nicht in die Welt kommen." Man sieht aus dieser letzten Bemerkung, daß neben dem vielfachen Unjüdischen auch vieles Jüdische in dem Stücke vorkommt, und man könnte fragen: sollte der zuletzt angeführte Satz die eigentliche Idee des Stückes dartun? Wollte der Autor symbolisch die Lehre verkünden: die Jüdin kann wohl durch ihre Schönheit und durch ihre Geistesmacht die höchste weltliche Stufe erklimmen, aber ihr wahrer Beruf besteht darin, die Reinheit der Gesinnung zu wahren, die Verklärung ihrer Glaubenslehre zu fördern? Wie aber verträgt sich damit die Ver-

himmelung Hamans, der keineswegs bloß ein ruchloser Bösewicht, ein gewissenloser Streber genannt werden kann, sondern der, ein echter Mephistopheles, zwar das Böse schafft, aber doch das Gute will, der zwar von verbrecherischer Neigung zu Esther beseelt, doch tiefste Seelengemeinschaft mit seinem König fühlt, und der gegen die Juden nicht etwa auftritt aus fanatischem Hasse, sondern aus einer Abneigung gegen ihre Vollkommenheit und ihre lebensabgewandte Frömmigkeit? Wie verträgt sich ferner mit einer realistischen Tendenz des Stückes das Romantische und Märchenhafte: die klingenden Bäume, die singenden Bäche, die spielenden Genien? Gläubige Juden werden das Stück entrüstet von sich weisen und kritische Leser, die ihr Urteil nicht von ihrem Glaubensbekenntnis abhängig machen, werden verwundert fragen, wozu es nötig war, zu einer symbolischen Verklärung der Treue, Standhaftigkeit, Reinheit, Güte und teuflischen Bosheit feststehende biblische Typen zu nehmen, — aber gar mancher wird bekennen, daß hier ein merkwürdiger Versuch, ein starkes Zeugnis großer poetischer Begabung geliefert ist.

*

Was das Buch der Richter (Kap. 13/16) über Simson erzählt, ist im Grunde ebenso unpoetisch wie unjüdisch. Unpoetisch erscheint das bloße Prahlen mit körperlicher Kraft und unüberwindlicher Stärke und das Erliegen eines in seiner Wucht gebrochenen Mannes, der mit dem letzten Aufwand seiner Kraft die Feinde zerschmettert; unjüdisch das rein Körperliche, das dem Geistesaufward und der Innerlichkeit so völlig entgegengesetzt ist. Wenn Poeten, Christen und Juden, trotzdem gerade in neuerer Zeit diesen Stoff bearbeiteten, so mußten sie bei aller Benutzung der biblischen Erzählung diese ummodeln und von Eigenem hinzutun. Dies geschah entweder dadurch, daß sie Simson zu einem Übermenschen stempelten, daß sie ferner das Buhlerische, Perverse in seiner Natur hervorhoben, und daß sie endlich ihn zu einem Geistesheros stempelten, der mit der körperlichen Riesenmäßigkeit unbändige Geistesgröße verbindet. Alle diese drei Elemente sind in einer neuen Dichtung*) vereinigt. Man entschließt sich schwer, das Buch zu lesen, das infolge seines ungewöhnlich dicken Papiers die größte Anforderung an die Geduld der Leser zu stellen scheint; es umfaßt aber nur 277 Seiten, allerdings für ein Drama eine ungewöhnliche Länge. Aber sobald man das Buch zu lesen begonnen hat, steht man unter dem Banne des Dichters. Ich vermag nicht zu sagen, ob es sich zur Aufführung eignet; einzelne neuere Versuche, von denen die Zeitungen berichten, scheinen eine bejahende Antwort auf die Frage zu geben.

Simson, das ist der ungefähre Inhalt des neuen Dramas, hat sich zu den Philistern begeben, die schöne Michall von Timnath bezwungen, entflieht aber vor der Hochzeit, nachdem er von seiner Mutter verflucht worden und durch die

*) Hermann Burte: Simson, ein Schauspiel. 1917, Verlag von Gideon Karl Sarasin in Leipzig.

buhlerischen Reize der schönen Dalila zu einem ungünstigen Vergleiche mit seiner Verlobten genötigt worden ist. (1. Akt.) Er kehrt, nach vielen Wanderungen erschöpft, in seine judäische Heimat zurück, versöhnt sich mit seiner Mutter, gibt ihren Bitten nach, sich von den Juden den Philistern ausliefern zu lassen, wird aber, angelockt von Dalila, die in dem kräftigen, verführerischen Mann ihr Ideal gefunden zu haben vorgibt, dazu gebracht, sich aus den Banden zu befreien und sich mit ihr zu vereinigen. (2. Akt.) Dalila, bei der Simson allnächtlich einkehrt, wird von dem Dagonpriester Gallach, der ihr eine goldene Bildsäule im Dagontempel verspricht, gereizt, Simsons Geheimnis zu erkunden, schneidet ihm auf eine kurze Andeutung des Geliebten hin in einer Liebesnacht seine Locken ab und liefert ihn zu ihrer Verzweiflung den Feinden aus, die ihn binden und blenden. (3. Akt.) In seiner Erniedrigung, als Müllerknecht mit elenden Gefährten zusammengepfercht, gemißhandelt und in jeder Weise gedemütigt, findet er den Weg zu seinem Gott zurück; er ahnt seine Bestimmung, wird in seiner Hoffnung gestützt durch Achor, der, nachdem er ihn früher verraten, reumütig zu ihm zurückkehrt und mit ihm die Sklavenketten trägt, und fühlt durch das Wachsen seiner Haare den Wiederbeginn seiner Kraft. (4. Akt.) Diese Kraft bekundet er bei dem großen Tempelfest, bei dem er die Entscheidung darüber treffen soll, welcher von beiden Frauen, Michall oder Dalila, die goldne Bildsäule im Dagontempel zugesprochen werden soll. Und nun erlebt er den Triumph, daß beide Frauen, Michall, die ein Kind von ihm zu haben bekennt, und Dalila, die trotz ihres Verrates noch immer sehnsüchtig nach ihm verlangt, sich zu ihm und zu seinem Gotte bekennen, und er begräbt durch Zerschmettern der Säulen, die den Tempel tragen, sich, die beiden Frauen und alle Philister. (5. Akt.)

Was dieses Drama zu einer hochbedeutenden Leistung macht, ist nicht die Erfindung, sondern die Gestaltung der Charaktere des Titelhelden und der beiden Frauen. Denn der Simson der Dichtung ist nicht nur der Sinnen- und Gewaltmensch der Bibel, sondern eine eigenartige Mischung des Machtzwingers, des großen Buhlers, und — des Gottmenschen. Und zwar Gottmensch in dem Sinne, daß er eine göttliche Kraft in sich empfindet, daß er das Wirken einer hohen geistigen Macht in sich spürt und sie durch seine Taten, nicht bloß durch körperliche Leistungen zum Ausdruck zu bringen sucht. Neben ihm verblassen alle Männer, die sonst in dem Drama vorkommen. Die Philisterfürsten sind in ähnlicher Weise wie im Wedekinddrama grobe Karikaturen, Trunkenbolde, Fresser, Prahlhänse und geile Lumpen. Achor, der ehemalige Freund Simsons, später sein grimmigster Gegner, erscheint zunächst als ein Theaterintrigant und »Bösewicht nach verbrauchten Mustern. Auch dieser Achor ist gewissermaßen im Buch der Richter vorgebildet. Nach Schilderung des Zorns, den Simson empfindet über die Preisgabe der Lösung des Rätsels, die er seinem Weibe anvertraut hatte (denn in der Bibel hat sich Simson mit der Philisterin, deren Namen dort freilich nicht genannt, sondern deren Geburtsort nur angegeben wird, vermählt), heißt

es, er habe sie verlassen, „da wurde das Weib Simsons seinem Genossen gegeben, dem er sich zugesellt hatte". Aber in der Ausgestaltung des Charakters dieses Achor im fünften Akte ist der Dichter selbständige Wege gegangen: der feige Verräter wird zu einem frohen Bekenner, der Elende, der seinen Freund preisgegeben und als Lohn für seine Verräterei die schöne Frau erlangt hatte, die kurze Zeit Simsons Beute gewesen war, schlägt sich zu seinem früheren Gefährten, trägt mit ekstatischer Wonne Knechteskleidung und erleidet mit wahrhaftem Heroismus alle Qualen und Erniedrigungen, die ihm, wie seinem Genossen, zugefügt werden.

Bewährt sich schon in der Ausmalung dieses Charakters große dichterische Kraft, so zeigt diese sich in wahrhafter Vollendung in der Gestaltung der drei Frauencharaktere, der Mutter Simsons, der Dalila und der Michall. Hier konnte, ja mußte der Dichter vollkommen frei verfahren, da die Bibel von diesen Frauen nicht viel mehr als die Namen berichtet.

Die Mutter Simsons ist eine Prachterscheinung von tiefster Frömmigkeit, ebenso von innigster Liebe zu dem Sohne beseelt. Sie hat den Sohn verflucht, da er Israel verläßt, sie segnet ihn, da er zurückkehrt; das Amulett von ihren Haaren geflochten, das sie ihm als Lebensschutz anvertraut, übt in der Tat die Wirkung, ihn in seinen Lebenswirren zu stärken. Michall, die von Simson Geschändete, die Jungfrau, wie man sie trotz der ihr angetanen Gewalttat nennen darf, erscheint als die Repräsentantin des reinen Magdtums, eine Brunhilden-Natur, die aus dem Schwanken zwischen Haß gegen ihren Bezwinger und der Leidenschaft für diesen ganzen Mann nicht herauskommt. Trotz der großen Kunst, die auf die Zeichnung dieses Charakters verwendet ist, und trotz der Vorliebe, die der Dichter offenbar der von ihm geschaffenen Gestalt zuwendet, kann der moderne Leser bei ihr nicht mit vollem Behagen verweilen und wendet sich mit einem wahrhaften Hochgefühl der dritten Frau, der Dalila, zu. Wollte man in ihr etwa die Verklärung einer Hetäre sehen, so wäre das viel zu wenig gesagt. Gewiß trägt sie viele Züge des üppigen Sinnenweibes; diese sich preisgebende Buhlerin ist voller Verachtung gegen die tugendhaften Eheweiber und hält ihre freiwillige Hingabe für würdiger und erhabener als die pflichtmäßige Ergebung verheirateter Frauen. Aber in ihrer Begeisterung für das Ewig-Männliche liegt ein grandioser Zug, der umso erschütternder wirkt, als er gepaart ist mit einer unentwickelten Ahnung des Göttlichen in ihrem Geliebten und einer Verehrung des Unbekannten, das in Simson lebt, eine Ahnung, die sie teils zu wahnsinniger Eifersucht aufpeitscht, um diese Macht zu verdrängen, teils zu dem glühenden Verlangen erregt, auch ihrerseits dieser Gedankenwelt teilhaft zu werden.

Beide Frauen, die beide geliebt und verraten haben und über die Knechtschaft des Geliebten triumphieren, empfinden doch noch immer Liebe zu ihm. Daher bemitleiden sie, jede in ihrer Weise, den Gefallenen und bemühen sich, ihn seinem Elend zu entreißen. Wenn sie beide in dem Tempel bei dem großen Philisterfeste erscheinen, um seine Entscheidung anzurufen, welcher von ihnen die

geplante goldene Bildnissäule errichtet werden soll, wenn sie dann die von ihm getroffene Entscheidung ablehnen, so geschieht dies nicht etwa aus Haß, sondern aus überquellender Liebe. Denn sie wenden sich, nachdem diese Zurückweisung erfolgt ist, nicht etwa endgültig von ihm ab, sondern sie finden zu ihm zurück und haben kein größeres Verlangen, als seinen Gott zu dem ihrigen zu machen. Diese Wandlung tritt freilich mit einer überraschenden Plötzlichkeit und mit einer unerwarteten, jeder Vorbereitung entbehrenden Wendung ein. Man kann es nicht recht verstehen, wie diese beiden Frauen, Weiber des Philistervolkes, die von dem Glauben Israels bisher nichts wußten, vielmehr durchaus auf der Seite der Feinde Israels standen und ihren höchsten Ehrgeiz darin erblickten, eine goldene Bildnissäule im Dagontempel neben dem Götzen oder an seiner Stelle zu erhalten, sich nun als Dienerinnen des Jehova bekennen. Aber darin soll ja das eigentliche Wesen des Dramas ruhen. Es ist eine großzügige, fast ekstatische Verherrlichung des jüdischen Glaubens. Daher diese Umwandlung der beiden Frauen, daher auch die nicht minder unvorbereitete Verwandlung Achors, der seinen Freund ehemals verlassen und verraten, in seinen unzertrennlichen Begleiter. Und daher endlich die vollständige Umgestaltung von Simsons Wesen. Wie sein ganzes Nasiräertum, das in der Bibel uns wesentlich als etwas Äußerliches vorgeführt wird, in dem Drama vergeistigt wird, so auch das Ende. Der geblendete, gemarterte, erniedrigte Simson begräbt nicht bloß vermöge seiner körperlichen Kraft alle seine Vergewaltiger und Spötter, sondern er unterwirft durch die ihm innewohnende Stärke den ehemaligen Freund und die beiden Frauen, obwohl alle diese ihn lange mit grimmigem Hasse verfolgt haben. Durch ihn triumphiert Eloah über den Dämon, das Judentum über das Heidentum, und so klingt das packende Drama aus in einen Triumph des Judengottes.

Die Sprache des Dramas ist im großen und ganzen, abgesehen von vielem Überschwenglichen, Mißlautenden und unbeabsichtigt komisch klingenden Wortspielen, edel und hochpoetisch. Freilich ist sie für den in alter Technik grau Gewordenen etwas zu stark mit lyrischen Elementen gemischt, auch durch häufige derb satirische Stellen durchsetzt, die in das Gefüge eines tragischen Werkes — wiederum nach den Geboten der alten Ästhetik — sich nicht recht einfügen wollen, aber das Ganze ist jedenfalls das erhebende und ergreifende Werk eines wirklichen Dichters.

Das Drama „Simson" ist vom Deutschen Theater zur Aufführung angenommen; das letzte in dieser Übersicht zu besprechende Drama: Stefan Zweigs „Jeremias"*) ist in Zürich und an mehreren anderen Orten bereits

*) Stefan Zweig: Jeremias, eine dramatische Dichtung in neun Bildern. Insel-Verlag zu Leipzig. 1917. 216 Seiten. — Die Sprache ist hauptsächlich Prosa, nur die mehrfach erwähnte Stelle mit der Mutter. einzelne Ausdrücke des Jeremias und die Schlußszene, auch Teile einzelner Szenen zwischen Zedekia und Jeremias sind in freien Versen geschrieben. In diesen Versen wie auch in der Prosa scheut der Verfasser vor der Bildung seltsamer Worte nicht zurück, deren Grund nicht immer einleuchtet.

aufgeführt worden. Bei der Aufführung in Zürich, über die mir ein Bericht vorliegt, mußten von neun Bildern drei einfach fortgelassen werden; trotzdem dauerte die Vorstellung sehr lange, hat allerdings auf die Zuhörer einen großen Eindruck gemacht. Der Leser kann sich einen solchen kaum vorstellen. Denn wenn er auch von dem Bedeutsamen der Dichtung ergriffen und nicht selten hingerissen wird, so hat er doch die Empfindung einer rein innerlichen, d. h. eben undramatischen Leistung gegenüberzustehen: dem Kampfe des Jeremias mit sich selbst, mit dem Volke, mit seiner Mutter, mit dem König. Denn die äußere Handlung: die Bedrängung des Königs Zedekia durch Nebukadnezar und die schließliche Eroberung Jerusalems durch den letzteren, das von Jeremia an Zedekia gestellte Verlangen, infolgedessen der Prophet bei dem König und bei dem Volke in den Verdacht des Hochverrats und des Vaterlandsverrats kommt, mit dem Gegner um jeden Preis Frieden zu schließen, nicht etwa um Jerusalem zu vernichten, sondern gerade um es zu retten: seine Hoffnung oder Überzeugung, auch Nebukadnezars Reich müsse zugrunde gehen und Jerusalem zu neuem Glanze sich erheben; der Kampf zwischen Mutter und Sohn, die zuerst den Sohn verflucht, dann sich sehnt, ihn wiederzuhaben, und stirbt, nachdem er ihr die Wahrheit verkündet hat, die ihr lange verheimlicht worden war; der Kampf des Jeremias mit sich selbst, mit seinem treuen Anhänger Baruch und den Verwandten des letzteren, — alles das sind Szenen, Bilder, zum Teil von erstaunlicher Gewalt, aber es ist im Grunde doch keine Handlung.

Stefan Zweig bewährt sich auch hier als Denker und Dichter. Der Unterschied zwischen ihm und den früher behandelten Autoren ist zunächst der, daß der Gegenstand ihn auf das lebhafteste bewegt, daß Jerusalem seine und seiner Partei Sehnsucht ist, und daß infolgedessen das Schicksal der Stadt ihm innerlichst am Herzen liegt, und daß er endlich im Gegensatz zu seinen Vorgängern die Bibel, so frei er auch mit ihr schaltet, genau kennt und in ihrer Sprache zu reden versucht. Das letztere, das den Dichter zu gewaltsamen Wendungen, häufig sogar zu undeutscher Ausdrucksweise verführt, hat mich sehr gestört; das freie Schalten mit der Bibel zeigt sich z. B. darin, daß Jeremias in dieser Dichtung als unbedingter Pazifist erscheint, ja, daß er in seiner Enttäuschung und Erbitterung an einer Stelle geradezu ganz unbiblisch zum Gottesleugner wird.

Drei Szenen in unserem Drama, zwei zwischen Jeremias und Zedekia, die dritte des Jeremias mit der Mutter, erscheinen mir von höchster Bedeutung; die beiden ersteren haben auch bei der Züricher Aufführung außerordentlichen Eindruck hervorgerufen.

Die Anzahl der Personen ist sehr klein. Außer den im Zwischenspiele im Hause des Jeremias vorkommenden Persönlichkeiten, die sonst nicht wieder auftreten, handelt es sich im wesentlichen, wenn man den Propheten selbst abrechnet, um 6 Personen: Zedekia, der König, Pashur, der Hohepriester, Nachum, der Verwalter, Imre, der Älteste der Bürger, Abimelech, der Oberste der Kriegsknechte,

Hananja, der Prophet des Volkes. Sie sind alle deutlich charakterisiert, obgleich man sehr viel eigenes Leben nur wenigen zuschreiben kann. Viele Stellen haben etwas Grandioses an sich. Die sichere Hoffnung, die in der ganzen Dichtung spricht und immer wieder von neuem verkündet wird, Jerusalem könne trotz seines zeitweiligen Unglücks nicht untergehen; die Überzeugung des Propheten, die ungeachtet mancher innerer Zweifel, ungeachtet des Murren des Volkes und der Gegnerschaft des Königs, ungeachtet seiner Verfluchung und Bestrafung, ja, endlich auch im siegreichen Ansturm gegen seine eigenen Zweifel im großen und ganzen sich gleichbleibt, reißt den Leser mit sich fort. Man kann sich vorstellen, daß das Drama, wenn ein Schauspieler ersten Ranges die Person des Propheten verkörpert, einen gewaltigen Eindruck auf die Hörerschaft machen muß.

Was aber in allen diesen biblischen Dramen dem Literarhistoriker als das bedeutendste erscheint, das ist der außerordentliche Einfluß, den die biblischen Persönlichkeiten, den die Legenden und Dichtungen uralter Zeit auf die Modernen hervorrufen. Es ist psychologisch höchst merkwürdig, daß gerade diese Neuerer, die in ihrer Art als Revolutionäre betrachtet werden können, gerade dem vor so langer Zeit geschriebenen Buche der Bücher ihre Stoffe entnehmen, und obgleich sie mit dem Stoffe frei schalten, sich bemühen, in die Gedankenwelt der Urzeit einzudringen und ihn mit neuem Inhalt zu erfüllen.

H. Rimpler:
Die Seele des Tatmenschen.*)

Fühlen, Denken und Handeln, das sind die drei Grundkräfte des Menschen. Im Künstler, im Philosophen und im Tatmenschen finden sie ihren erhabensten Ausdruck. „Im Anfang war die Tat", sagt Goethe, und auch naturwissenschaftlich betrachtet war der Urmensch kein Träumer, kein Denker, sondern ein Mann der Tat. Nur so vermochte er sich im Kampfe ums Dasein zu behaupten. Andererseits aber ist jede Handlung das letzte Glied in einer Reihe von Vorgängen im Gehirn. Den ersten Anlaß gibt eine Empfindung, die sich zum Gedanken verdichtet; diesem folgt unter Beihilfe des Willens der Entschluß, der sich zuletzt in einer Handlung entladet. Die Tat ist also letzten Endes nichts anderes als eine Entladung innerer Spannung: eine Kraftäußerung.

In der rohesten Form wird sie als rein mechanische Kraft wirken, Lasten heben und Schwerter schwingen. In den höheren Formen ihres Seins jedoch wird sie als Geist in Erscheinung treten und ihren Willen auf andere übertragen. Der Befehl ist vergeistigte Tatkraft. Wer aber seinem Willen ein ganzes Volk zu

*) Vgl. Juliheft 1918. S. 25 ff; Januarheft 1919. S. 54 ff; Februarheft S. 188 ff.

unterwerfen vermag, den bezeichnet die Geschichte als ein Genie. Es gibt — Schopenhauer und seinem kritiklosen Anhang zum Trotz sei es behauptet — geniale Tatmenschen: Alexander der Große war einer, und Caesar, Friedrich II., Napoleon; und heute dürfen wir Hindenburg in dieser Reihe nicht vergessen.

Goethe hat Napoleon einen der produktivsten Menschen genannt, die je gelebt haben: „Ja, ja, mein Guter", äußerte er einmal zu Eckermann, „es gibt auch eine Produktivität der Taten, und die in manchen Fällen noch um ein Bedeutendes höher steht" (als das künstlerische Schaffen nämlich). Und er betont ausdrücklich, daß Produktivität und Genie „sehr nahe liegende Dinge" sind. „Denn was ist Genie anders als jene produktive Kraft, wodurch Taten entstehen, die vor Gott und in der Natur sich zeigen können, und die eben deswegen Folge haben und von Dauer sind? . . Es kommt dabei gar nicht auf das Geschäft, die Kunst und das Metier an, das einer treibt, es ist alles dasselbige. Ob einer in der Wissenschaft sich genial erweist, wie Oken und Humboldt, oder im Krieg und in der Staatsverwaltung, wie Friedrich, Peter der Große und Napoleon, oder ob einer ein Lied macht, wie Béranger, es ist alles gleich und kommt bloß darauf an, ob der Gedanke, das Aperçu, die Tat lebendig sei und fortzuleben vermöge."

Also die Schaffenskraft im Menschen kann sich in einem Kunstwerk, in einer wissenschaftlichen Entdeckung oder durch Taten kundgeben, meint Goethe. Die Zukunft allein ist Richterin über den Wert der Leistung. Wenn wir diesen Schluß folgerichtig durchführen, so hieße das, den Tatmenschen aus der Gemeinschaft der Genies ausschließen. Denn seine Werke sind nicht von Dauer. Das Weltreich Alexanders des Großen ist zerfallen bald nach seinem Tode; das des ersten Napoleon schon zu dessen Lebzeiten. Aber die Gesänge Homers sind unsterblich; wir können sie heute genießen genau so wie die Griechen damals im sonnigen Hellas. Nein, die Dauer kann nicht maßgebend sein für die Beurteilung übermenschlicher Leistungen.

Und dennoch hat Goethe darin recht, daß die drei zusammen gehören: der Künstler, der Gelehrte und der Tatmensch. Nicht weil sie dieselben Wirkungen hervorbringen, sondern vielmehr weil sie dieselbe Ursache haben, weil ihr Schaffen einer gemeinsamen Wurzel entspringt: eben dem Genie. Wer das Genie nur an den Wirkungen erkennt, der ist wahrlich schlecht beraten. Es ist nicht immer der Tüchtigste, der sich auf dem ersten Platze breit macht. Um jenem geheimnisvollen Etwas, das wir in Ermangelung eines Begriffs gern mit dem Worte „Genie" bezeichnen, auf die Spur zu kommen, müssen wir tiefer dringen. Denn nur der geniale Tatmensch kommt für unsere Untersuchung in Betracht, nicht der rohe Gewaltmensch. Genie ist Geist, darüber ist kein Zweifel. Körperliche Tüchtigkeit hat damit nichts zu tun.

Und damit haben wir schon einen grundlegenden Satz gefunden: nämlich, daß nur die Seele des Tatmenschen uns die Verwandtschaft mit den Künstlern und Wissenschaftlern aufdecken kann. In das Labyrinth der Seele gilt es also

zu dringen, um dem heiligen Urquell näher zu kommen, dem unter gewissen Umständen entweder ein Lied oder ein Gedanke oder schließlich eine Tat entströmen kann. Auf das Gemeinsame müssen wir dabei unser Augenmerk richten und das Trennende vorläufig beiseite lassen.

Allzu kompliziert muten uns die Menschen von heute an. Schauen wir deshalb rückwärts in jene ferne Vergangenheit, als der Urmensch noch einfach und natürlich war und Kunst und Wissenschaft nicht kannte. Damals machten sich Lust- und Unlustgefühle in Handlungen Luft. Der Mensch war der Tierheit noch nicht entwachsen; der Empfindung, dem Triebe wurde ohne weiteres nachgegeben. Hindern konnten ihn daran nur äußere Umstände. Das Tier, das seinen Hunger stillen sollte, wurde erlegt, der Feind, der seine Wut erregte, erschlagen und das Weib, das seine Begierde reizte, vergewaltigt. Nur die körperliche Kraft entschied. Aber Naturgewalten und stärkere Menschen sind oft mächtiger. Der Urmensch geht daran zugrunde, oder er entwickelt sich zu einem denkenden Wesen. Er beginnt zu überlegen, wie er das Hindernis beseitigen, einen überlegenen Feind, gegen den die rohe Kraft nicht ausreicht, dennoch besiegen kann. Eine höhere Stufe der Menschheit ist damit erklommen. Die Sitten verfeinern sich. Die Gewohnheit des Denkens bildet seelische Hemmungen aus. Man nähert sich dem Weibe seiner Wahl nicht mehr mit der Rücksichtslosigkeit des Tieres, man wirbt um seine Gunst. Man lernt schließlich seine Triebe besiegen: der bewußte Wille entsteht. Und im Laufe der Jahrtausende wurde nun das Fühlen, Denken und Wollen immer mehr entwickelt. „Da ward der Mensch eine lebendige Seele."

Diese drei Seelenkräfte finden nun ihre höchste Vollendung in der Kunst, der Wissenschaft und der (weltgeschichtlichen) Tat. Der Künstler, Dichter ist der Nachkomme des Triebmenschen, der nunmehr seine Gefühle nicht mehr körperlich betätigt, sondern sie in die Sphäre reiner Geistigkeit entrückt, sie zum Kunstwerk gestaltet. Der Denker gebraucht sein Gehirn nicht mehr, um das beste Mittel zur Beseitigung seines Gegners zu finden; er stellt seine objektiv gewordene Denkkraft in den Dienst der Menschheit. Und der geniale Tatmensch begnügt sich nicht mehr mit der Selbstbeherrschung; er wird seinem Willen Millionen anderer untertan machen, um mit ihrer Hilfe das Gewaltige zu vollbringen, was seinem Geiste vorschwebt.

Der Dichter besingt seine Freuden, seine Leiden. Der Philosoph sucht die Welt zu begreifen. Ihr Fühlen und Denken setzt ihnen selbst das Ziel. Der Tatmensch — will. Was will er? Die Bilder seiner Einbildungskraft verwirklichen. Es muß also etwas hinzukommen, um ein Ziel zu setzen, nach dem sein Wille langt: die Einbildungskraft.

So wäre der Tatmensch also ein Dichter, der das verwirklicht, was jener nur träumt? So ständen wir also hier vor der geheimnisvollen Wurzel urgewaltiger Schöpferkraft, jenes dreistämmigen Baumes der Genialität? — So scheint es in der Tat; und wir werden jedenfalls nicht fehlgehen, wenn wir diese Spur weiter verfolgen.

Alexander der Große kannte die Gesänge Homers auswendig, Friedrich II. dichtete auf den Schlachtfeldern, Napoleon hatte Goethes Werther siebenmal gelesen und Bismarck konnte den ersten Teil des Faust aus dem Gedächtnis wiederholen. Alle Tatmenschen von Genie waren für die Dichtkunst empfänglich, hatten oft auch selbst gedichtet. Ihre weltgeschichtlichen Erfolge sind nichts anderes als Äußerungen ihrer Phantasie, die durch den Willen in Tatkraft umgesetzt wurden.

Nietzsches Wille zur Macht ist es, der den Faden schlingt, zwischen dem handelnden und dem dichtenden Menschen. Wer selber König ist, braucht sich kein Königreich zu träumen. Wer aber den Willen hat, seine Träume zu verwirklichen, der dichtet in Taten. Alexander tat das und Caesar und Napoleon, als sie sich die Welt unterwarfen. Denn was von Anfang an vor ihrem geistigen Auge steht, das ist das „Reich, die Kraft und die Herrlichkeit" als lockendes Bild der Einbildungskraft. Der Dichter wird es episch oder dramatisch zu gestalten versuchen. Der Wille des Handelnden greift zu und läßt Träume zu Wirklichkeiten werden. Das ist der Unterschied.

Er ist nicht so groß, wie man vielfach annimmt. Der dichtende Napoleon wird von dem streitenden abgelöst, als sich sein Wille zur Macht zu materialisieren begann. Der Staatsmann Goethe träumte wohl von einer Fürstenkrone; aber er erreichte sein Ziel nur im Reiche der Dichtkunst. Und als Heinrich von Kleist sein geliebtes Vaterland nicht durch eine kühne Brutustat zu retten vermochte, da goß er seinen überquellenden Schmerz, seinen Germanenzorn in die wunderbare Form der Hermannsschlacht. So sind der Übergänge viele.

Die Phantasie ist es, die hier das Dichtwerk, dort die Tat erzeugt. Den Antrieb zum Schaffen aber gibt das Gefühl. Irgend ein Verlangen stellt sich ein: Liebessehnsucht, Ehrgeiz, Ruhmsucht, Kampfbegierde. Der Dichter verleiht ihm Worte. Der Dichter aber, der zugleich Willenskraft besitzt, handelt. Das eine ist geistiger, das andere ursprünglicher. Einst gab es keine Dichter, die Worte machten. „Im Anfang war die Tat."

Auch der Tatmensch von heute läßt sich vom Gefühle leiten. Es ist unvermeidlich, daß er dabei Fehler macht. Napoleon hat ein Rußland, ein Leipzig, ein Waterloo erleben müssen. Der impulsive Gefühlsmensch, der Schlachtendichter ist vor übereilten Handlungen nicht sicher.

Es gibt aber auch Schlachtendenker, die überlegen, erwägen, berechnen, zögern und schließlich vor vielem Denken nicht zur Tat kommen oder wenigstens den geeigneten Zeitpunkt versäumen. Das sind die Philosophen der Tat, Hamletnaturen, von des Gedankens Blässe angekränkelt. Jener römische Feldherr, der in der Geschichte als „Cunctator" lebt, war aus diesem Geschlechte. Auch der selbstsüchtige Wallenstein, der bei raschem Zugreifen im rechten Augenblicke vielleicht ein deutscher Napoleon geworden wäre, er ging an seinem unglückseligen Zaudern zugrunde. Das Denken, das ins Weite schweift, allzu viele Möglichkeiten in Betracht zieht, lähmt die Tatkraft. Der Schlachtenlenker muß imstande

sein, einen einzigen Punkt ins Auge zu fassen, auf ihm alle Kräfte des Denkens und Wollens zu vereinigen und das für richtig Erkannte gleich zur Ausführung zu bringen. Schnelle Entschlußfähigkeit ist die Vorbedingung des Sieges.

Anders der Staatsmann, dem die Ruhe des Philosophen geziemt. Er darf nicht übereilt handeln. Eine rasche Tat, ein unüberlegtes Wort nur kann hier die schwerwiegendsten Folgen nach sich ziehen. Zu große Bedächtigkeit wird nie in gleichem Maße schaden. Allerdings darf sie nie zur Ratlosigkeit werden. Dem echten Staatsmann steht das Ziel seiner Politik klar und unverrückbar vor Augen. Nur über den einzuschlagenden Weg steht ihm die Wahl frei. Nicht immer ist der kürzeste auch der beste. Unüberwindbare Hindernisse haben die Gegner hier aufgetürmt. Klugheit wählt den Umweg und weiß ihr Ziel so zwar etwas langsamer, doch desto sicherer zu erreichen.

In der Kriegskunst ist schnelles Wagen, in der Staatskunst bedächtiges Wägen ein Haupterfordernis. Dort liegt der Nachdruck auf dem Gefühl, hier auf dem Verstand. Zwar sind auch im Feldzugsplan strategische Erwägungen, Berechnungen von mathematischer Genauigkeit unentbehrlich. Hindenburg ist darin Meister. Aber im Drange des Augenblickes, wenn die Wage des Sieges schwankt, dann ist keine Zeit zu langem Überlegen, dann entscheidet ein Gedankenblitz, der aus dem Gefühl geboren sein muß. Der kalt rechnende Verstand würde hier unfehlbar zu spät kommen. Geistesgegenwart, schnelles Erfassen der Lage und wagemutiges Handeln sind notwendige Eigenschaften eines Feldherrn, der nicht nur Stratege, sondern auch Meister der Taktik ist.

Der Nur-Stratege freilich darf bedächtiger handeln. Er muß etwas von dem weiten Blick, der ruhigen Sicherheit des Staatsmannes haben. Kühner Angriff auf den Feind geziemt der Jugend. Staatsmänner und Strategen sind Philosophen und dürfen sich nicht übereilen. Nicht die Schnelligkeit, sondern die Sicherheit ist hier das erstrebenswerte Ziel. Der Rat der Alten, der Senatoren, war von je von größter Wichtigkeit. Wer denkt da nicht an Blücher, an Bismarck, Moltke, Roon, die auch keine Jünglinge mehr waren. Und an Hindenburg.

Fassen wir zusammen: Es gibt keine einheitliche Seele des Tatmenschen. Das, was das Genie zum Handeln treibt, ist ein Überschuß an Willenskraft. Es gibt im Grunde nur „Impulsive" und „Reflektierende", Künstler und Gelehrte, Dichter und Denker, Gefühlsmenschen und Verstandesmenschen. Gefühl und Gedanke wagen sich selten ins Leben, bleiben im Reiche der Phantasie oder der Vorstellung als Kunstwerk oder Philosophie. Der Wille aber will wirken, schaffen und Einfluß gewinnen auf das unmittelbare Leben der Gegenwart. Was kümmert ihn Vergangenheit und Zukunft? was das Jenseits von Ort und Zeit? Den Sinn dieser Erde, den Tatmenschen, den Übermenschen, nicht das dichtende oder denkende, sondern das handelnde Genie ersehnte der Seher von Sils-Maria, darin eines mit seinem ragenden Antipoden: „Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm!"

Professor Dr. G. Türk, Breslau: Denken, Wissen, Leben.

Denken kann ich mir allerlei, soviel Gutes und Schönes und Liebes, als ich will: Hund und Katze, die sich freundlich streicheln, den Hasen und den Löwen in freundlichem Verkehr, ebenso Fuchs und Gans und so fort in endloser Reihe. Denken kann ich mir laue Lüfte ewigen Frühlings, ununterbrochenes Grünen und Blühen auf der ganzen Erde. Ebenso kann ich mir gute und vernünftige Menschen vorstellen, die miteinander in Gemeinnützigkeit wetteifern und mit völliger Ausschaltung jeder Eitelkeit ihren Platz im Staate einnehmen, den ihnen etwa ein Platon anweist. Denken kann ich mir Völker, die sich gegenseitig nicht bekämpfen, sondern unterstützen wollen und in dauernder Eintracht miteinander leben.

Denken ist eine freie und schöne Tätigkeit, namentlich so recht reines Denken. Und die Gedanken bilden ein erhabenes, seliges Reich, wie Platons Begriffe, ein Reich, in dem wohl auch alle Unterschiede unter den Menschen nach Volkstum, Stand und Lebenslage verschwinden, eine Art Jenseits.

Eine beträchtliche Stufe tiefer liegt das Wissen. Denn es hat zum Inhalte nicht bloß Gedachtes, sondern Geschehenes und Wirkliches. Das reine Wissen aber hat doch mit dem Denken gemeinsam die genußreiche Beschaulichkeit. Mag der Gegenstand noch so sonderbar, töricht oder schrecklich sein, der wissenschaftliche Beobachter stellt, ohne sich zu erregen, mit Gründlichkeit fest, wie alles war, und freut sich, wenn es ihm gelingt, ein richtiges Bild von den Dingen zu bekommen. Die Dinge mögen sein, wie sie wollen. Sie bieten nur die Gelegenheit für die Betätigung des Forschers, der dann durch ein Buch oder einen Vortrag sich und anderen beweist, wie gut er die Sache beherrscht.

So kann man auch mit dem Wissen außerhalb der Dinge, außerhalb der Welt bleiben, unberührt vom gemeinen Treiben, erhaben über alle Grenzen und Streitigkeiten. Die Wissenschaft ist eine edle Blüte allgemeinen Menschentumes, ihre Vertreter reichen sich zu gemeinsamem Werke über alle Völkerschranken die Hände. So war es schon einmal eine Zeitlang oder schien wenigstens so, und so muß es wieder werden, sagt Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff in seinem soeben erschienenen Werke über Platon. Er feiert darin den Platon als vorbildlichen Denker und als den Begründer wissenschaftlicher Tätigkeit, und sein eigenes Werk ist von solcher Tätigkeit ein hervorragendes Ergebnis.

Nun aber das Leben, so tief unten. Nicht in Wolkenhöhe und unendlicher Himmelsbläue, wo die Gedanken unbeschränkt fliegen, sondern auf hartem Boden und im Gedränge der Dinge und Menschen spielt es sich ab. Da gibt es Zwang über Zwang und Mangel über Mangel, da herrschen Triebe und Eigennutz, da

gibt es einen Unverstand, der keiner Belehrung zugänglich ist, da ist die Wahrheit, der sich die Wissenschaft widmet, nicht das anerkannte Ziel und herrschender Begriff, sondern da ist Lüge und Verwirrung ausgebreitet. So ist es innerhalb jedes Volkes, und von Volk zu Volk besteht überhaupt nur die Frage, wessen Kraft dem anderen überlegen ist, und immer wieder stürzen sich die Völker aufeinander und mißgönnen sich das Dasein. Da sind unüberwindliche Schranken. Was im Gedanken so leicht war und namentlich jugendlichen Geistern immer wieder als glänzendes Bild vorschwebt, das wird hier zur Unmöglichkeit. Ja, die leichtfertigen Gedanken werden hier am Ende zur Leichtfertigkeit, wenn jemand anfängt, Dinge und Gedanken zu verwechseln.

Nein, nicht auf Gedanken und Wissenschaft läßt sich das Leben aufbauen, sondern nehmt erst das Leben, wie es ist, das Leibleben, und erfüllt seine Bedingungen, dann ist der Flug der Gedanken gesichert, dann hat er einen Ausgangspunkt und dann kann auch Wissenschaft sich entfalten. Wenn der Stamm nicht lebt, gibt es auch keine Blüte. Der Stamm ist das Volk. Das haltet aufrecht. Geht es zugrunde, dann ist es auch vorbei mit Gedanken und Wissenschaft. Sind wir ein mächtiges Volk, der Achtung der anderen sicher, dann mag mancher von uns auch dem Fremden die Hand reichen zu gemeinsamer Forschung. Sonst wird die Hand am Ende nicht angenommen oder nur im Sinne des Handlangers. Und soll unsere Wissenschaft wertvoll sein, menschlich wertvoll, so wird der menschliche Wert nicht leiden, wenn sie gut deutsch ist. Hier könnte man dem Werke von Wilamowitz-Möllendorff einen höheren Adel wünschen, und zwar in doppelter Beziehung: einmal mehr deutsches Selbstbewußtsein und außerdem eine edlere Sprache. Der Grieche und das Griechentum wird derart verherrlicht, daß deutsches Wesen ihm gegenüber schülerhaft und unbeholfen erscheint. Sollen wir denn glauben, daß deutsches Denken und Leben, wenn es zufällig von Platon nichts empfangen hätte, nicht auch auf eine ansehnliche Höhe hätte kommen können? Wohl hat manches Fremde uns bereichert, aber auch aus der eigenen Bahn gebracht, und es fragt sich, was für ein Volk mehr wert ist, fremde Zutat oder eigenes, wenn auch bescheideneres Wachstum. Warum immer die geschichtlichen Zufälle zu dankheischenden Segnungen stempeln, ohne die wir nichts Rechtes geworden wären? Am Ende kann man auch über Platon sprechen und ihn würdigen, ohne ihn zu verhimmeln. Von seinen Fehlschlüssen spricht doch auch Wilamowitz. Sowohl diese, wie manches andere in Platons Anschauungen ist geeignet, uns zu verwirren, und hat Verwirrung angerichtet. Vor allem sei an die Geringschätzung des Handwerks erinnert, die wir für deutsches Wesen garnicht brauchen können. Die Überschätzung der Wissenschaft in unseren gelehrten Kreisen und der entsprechende Dünkel hat vielen Schaden gestiftet. Von dem Menschen sagt Platon — wie es damals üblich war — er bestehe aus Leib und Seele. Die Seele ist ihm also der eine von zwei Teilen, der sich absondern kann und als ein Wesen für sich Bestand hat. Aus dieser Grundanschauung ergeben sich wichtige Folgerungen,

welche hinfällig werden, sobald die Grundanschauung nicht standhält. Das Wesen der Seele entzieht sich unserer Erkenntnis, aber soviel ist sicher, daß die einfache Zweiteilung des Menschen dem Tatbestande nicht entspricht.

Nun die Art, wie Wilamowitz spricht. Luther war auch ein hervorragender Kenner des Griechischen, hat aber nicht verzagt und verzichtet, wenn es sich darum handelte, seinem Volke in eigener Sprache griechische Schriften und Gedanken wiederzugeben. Wenn man zur Umschreibung des griechischen Begriffes der Arete mehrere Seiten braucht, so steckt doch das alles nicht in dem kurzen Klange, und jemand, der nur das griechische Wort gelernt hat, weiß über die Sache damit noch nicht Bescheid, sondern bedarf dazu noch besonderer geschichtlicher Kenntnisse. Folglich habe ich auch an das deutsche Wort Tugend oder Tüchtigkeit nicht die Forderung zu stellen, daß es mir den griechischen Begriff klarmacht. Der Wert des deutschen Wortes ist nicht geringer als der des griechischen, das Wort allein macht es hier ebensowenig wie dort. Um Platon in deutscher Übersetzung zu verstehen, ist selbstverständlich mehr notwendig, als nur die Worte zu lesen, da gehört eine reichhaltige Erläuterung hinzu. Und auch dann wird sich jeder vernünftige Nichtfachmann und Nichtkenner des Griechischen nicht einbilden, mit seinem Verständnis den Kenner zu erreichen, dem er dieses sein Verständnis verdankt, aber mit dem Erreichbaren müssen sich doch viele begnügen.

Ebenso wie Luthers Bibelwerk ein Muster deutscher Sprache ist, so hätte man sich gewünscht, auch in dem Werke des neueren Gelehrten ein Muster reiner und schöpferisch gehandhabter deutscher Sprache zu erhalten. Es wäre ein trefflicher Dienst am deutschen Volke gewesen. Den Vorsatz, in solcher Art aus deutschem Wesen und für deutsches Wesen zu wirken, hat offenbar Wilamowitz nicht gehabt. In mancher Kriegsrede klang sein Deutsch anders. Hier ist es wieder im ganzen nur der herkömmliche, mit manchen vermeintlich notwendigen wissenschaftlichen Fremdbrocken mehr verunstaltete als gezierte Gelehrsamkeitsstil. Schade! Der tiefere Grund aber ist eben die Anschauung von dem geringen Eigenwerte des deutschen Wesens, welches nur den darüber ergossenen griechischen, römischen und jüdischen Spenden seine Erhöhung und Verfeinerung verdanke, schließlich auch noch dem Französischen und Englischen und Gott weiß wem noch. Könnten wir doch endlich diesen Aberglauben los werden und zu einer Selbsterkenntnis ohne Selbstverkennung kommen!

Dr. Felix Freudenthal, Amtsgerichtsrat a. D.: Die Aussteuer unserer Töchter.

Daß die lange Dauer des furchtbaren Weltkrieges eine außerordentliche Knappheit der herkömmlichen Haushaltungsgegenstände und damit eine überaus starke Steigerung ihrer Erwerbspreise herbeigeführt hat, ist allen Schichten der Bevölkerung nur zu bekannt. Bei neuen Eheschließungen spielt daher die Frage der ersten Einrichtung meist eine ausschlaggebende Rolle und das Heiraten wird oft weit hinausgeschoben, weil es den Verlobten geradezu unmöglich wird, sich ein ihrer gesellschaftlichen Stellung auch nur einigermaßen entsprechendes Heim zu gründen. Da ist es doppelt interessant, der Aussteuerfrage, die in Friedenszeiten als eine selbstverständliche und unbestrittene nie besonders stark in den Vordergrund trat, an der Hand der gesetzlichen Bestimmungen unsere Aufmerksamkeit zu schenken.

Wir haben dabei wohl zu unterscheiden zwischen Ausstattung, auf die niemand einen Rechtsanspruch hat und die alles umfaßt, was einem Kinde, gleichviel welchen Alters und welchen Geschlechts, mit Rücksicht auf seine Verheiratung oder auf die Erlangung einer selbständigen Lebensstellung zur Begründung oder Erhaltung der Wirtschaft oder der Lebensstellung elterlicherseits zugewendet wird, und der eigentlichen Aussteuer. Diese beschränkt sich nur auf Töchter und lediglich auf den Fall ihrer Verheiratung, begreift auch nicht etwa Kapitalien und Grundstücke, sondern ausschließlich bewegliche Sachen, wie Kleider, Betten, Wäsche, Gardinen, Möbel, Kücheneinrichtung und sonstige zur Errichtung und Führung eines Hauswesens im Ehestande erforderlichen Gegenstände. Es hängt auch nicht von unserm guten Willen ab, Töchter auszusteuern, denn der Vater ist verpflichtet, einer jeden, und mag er noch so viele haben, eine „angemessene" Aussteuer zu gewähren, also eine solche, die unter Berücksichtigung der Verhältnisse, der Kinderzahl, insbesondere auch der künftigen Lebensstellung der Schwiegersöhne, nach den Anschauungen der betreffenden sozialen Gesellschaftsschichten die übliche zu sein pflegt. Daß dabei, wie gegenwärtig, eine durch Krieg oder sonstige Umstände hervorgerufene Teuerung und Erwerbsschwierigkeit gar sehr in die Wagschale fällt, ist eigentlich selbstverständlich. Nur dann ist der Vater von der Aussteuerpflicht ganz oder teilweise frei, wenn und soweit er den Nachweis führt, daß er bei Berücksichtigung seiner sonstigen Verpflichtungen ohne Gefährdung seines standesmäßigen Unterhalts dazu außer Stande ist oder daß die Tochter ein zur Beschaffung der Aussteuer ausreichendes Vermögen zur Zeit ihrer Verheiratung besitzt.

Bei Prüfung der einschlägigen Verhältnisse sind sowohl fällige wie nichtfällige Schulden des Vaters zu berücksichtigen; er darf jedoch nicht alle seine Ver-

bindlichkeiten, sondern nur die bei Aufstellung eines verständigen Tilgungs- und Wirtschaftsplans nötigen Beträge jener Anforderung entgegensetzen. Vermögenslosigkeit oder Nichtverwertbarkeit des Vermögens sind durchschlagende Befreiungsgründe, und ebensowenig ist etwa, wenn der Vater späterhin ein reicher Mann wird, eine Nachentrichtung der Aussteuer geboten. Er kann jedoch nicht verlangen, daß sein bei der Verheiratung der Tochter vorhandenes Stammkapital frei bleibt, außer soweit dessen Inanspruchnahme seinen standesmäßigen eigenen Unterhalt gefährdet. An sich steht es ihm frei, die Aussteuer durch Lieferung der hierzu gehörigen Gegenstände oder in barem Gelde zu gewähren, wobei es im Einzelfalle auf die vorliegenden Familienverhältnisse, auf Treu und Glauben, auf die herrschende Verkehrssitte und Vermeidung jeder Chikane ankommt. So kann beispielsweise eine Tochter — (an sich hat Minderjährigkeit oder Volljährigkeit auf ihren Anspruch keinen Einfluß) — unter Umständen, die eine Entfremdung zwischen Kind und Eltern rechtfertigen, an Stelle der Sachen die entsprechende Geldzahlung fordern, um sich ihre Aussteuer selbst zu beschaffen. Die Leistung an sich kann vor der Eheschließung in der Regel nicht verlangt werden, doch steht der Tochter das Recht zu, wenn die Besorgnis gerechtfertigt erscheint, daß der Vater sich der rechtzeitigen Leistung entziehen werde, auf künftige Erfüllung seiner Verpflichtung schon vor der Heirat zu klagen, und selbst im Wege der einstweiligen Verfügung Sicherung zu suchen; daß auch ein Arrest zugunsten des Aussteueranspruchs zulässig ist, dürfte unbedingt anzunehmen sein.

Die Aussteuer selbst gehört, wenn nicht durch Ehevertrag Abweichungen bestimmt sind, und soweit nicht im gesetzlichen Güterrecht die ausschließlich zum persönlichen Gebrauche der Frau bestimmten Sachen, wie z. B. ihre Kleider, Schmucksachen und Arbeitsgeräte, ihr Vorbehaltsgut bilden, zu ihrem Eingebrachten, derart, daß der Mann befugt ist, die hierher gehörigen Rechte in eigenem Namen gerichtlich geltend zu machen. Bei der allgemeinen Gütergemeinschaft bildet, falls nicht anderweitige Abkommen vorliegen, die Aussteuer einen Teil des Gesamtguts. Jedenfalls hat die Frau, ohne Rücksicht auf den Güterstand, im Verhältnisse der Ehegatten zu einander und zu den Gläubigern, die Vermutung für sich, daß jene Sachen ihr gehören, die ausschließlich ihrem persönlichen Gebrauch dienen.

Die verlobte Tochter kann im Bestreitungsfalle mit der Feststellungsklage, inhalts derer die Verbindlichkeit des Vaters, ihr eine angemessene Aussteuer, bestehend in den näher anzugebenden Gegenständen und Werten, zu geben, vom Gericht festgestellt werden soll, vorgehen, und ebenso kann nach der Eheschließung ihr Mann, selbst bei einem nur mündlichen Aussteuerversprechen, denn die so entstandene Forderung gehört zum Eingebrachten, in eigenem Namen den Prozeßweg beschreiten. Haushaltsgegenstände, die der Mann im gesetzlichen Güterrecht an Stelle der von seiner Gattin eingebrachten, nicht mehr vorhandenen oder wertlos gewordenen Aussteuerstücke anschafft, werden stets eingebrachtes Gut.

Ist der Vater außer Stande, die Tochter auszusteuern, oder ist er gestorben, so trifft, ohne Rücksicht auf Güterstand und elterliche Nutznießung, die gleiche Verpflichtung die Mutter. Auf Enkelinnen bezieht sich die Verbindlichkeit nie, wohl aber auf an Kindesstatt angenommene Töchter. Da uneheliche Töchter im Verhältnisse zur Mutter die rechtliche Stellung ehelicher Kinder genießen, hat ihre Mutter, aber nie der außereheliche Vater, die Verpflichtung, für deren Aussteuer Sorge zu tragen. Die Scheidung der Eltern und die etwaige Wiederverheiratung des einen oder beider Teile sind für die Aussteuerfrage ganz bedeutungslos. Soweit die Aussteuerpflicht der Mutter davon abhängt, daß sie zur Gewährung imstande, kommt die ihrem Manne an dem Eingebrachten zustehende Verwaltung und Nutznießung nicht in Betracht. Besteht zwischen den Eheleuten Errungenschafts-, Fahrnis- oder allgemeine Gütergemeinschaft, so bestimmt sich die Aussteuerpflicht des Vaters oder der Mutter so, wie wenn das Gesamtgut dem aussteuerpflichtigen Elternteil allein gehörte. Das gilt auch gegenüber einer nicht gemeinschaftlichen Tochter. Ist die Rechtsverfolgung gegen den Vater im Inland ausgeschlossen oder erheblich erschwert, so hat wiederum die Mutter einzutreten. Steuert sie also die Tochter aus, so geht der Anspruch gegen den Vater ohne weiteres, kraft Gesetzes, auf sie über, doch kann der Übergang nie zum Nachteile der Tochter geltend gemacht werden.

Töchter können eine Aussteuer nicht verlangen, wenn sie bereits für eine frühere Ehe von dem Vater oder der Mutter eine Aussteuer erhalten haben. Der Anspruch selbst ist weder übertragbar noch pfändbar, noch verpfändbar, ebensowenig zur Aufrechnung geeignet und verjährt in einem Jahre von der Eingehung der Ehe an. Doch geht er aktiv und passiv auf die Erben über. Der Vater und die Mutter können ebenso wie die Adoptiveltern und die außereheliche Mutter die Aussteuer verweigern, wenn sich die Tochter ohne die erforderliche elterliche Einwilligung verheiratet. Diesen Consens bedürfen in Deutschland eheliche oder legitimierte Töchter bis zur Vollendung ihres einundzwanzigsten Lebensjahres seitens des Vaters, uneheliche seitens der Mutter, adoptierte ebenso bis dahin seitens des Annehmenden. An die Stelle des Vaters tritt die eheliche Mutter, wenn der Vater verstorben, oder, ein sehr seltener Fall, wenn ihm die Nichtigkeit seiner Ehe bei der Eheschließung bekannt war. Töchter über 21 Jahre behalten demnach ihren Aussteueranspruch, selbst wenn sie gegen den elterlichen Willen eine Ehe schließen. Ebendasselbe gilt für ehelich erklärte Töchter, deren Vater nicht mehr am Leben, in Beziehung auf die Mutter. Das Recht auf Aussteuer wird auch dann gewahrt, wenn zwar Eltern ihrer für volljährig erklärten, jedoch noch vor Vollendung des einundzwanzigsten Lebensjahres heiratenden Tochter die Zustimmung verweigern, diese jedoch, weil ungerechtfertigt, seitens des von der Braut angerufenen Vormundschaftsgerichts erteilt wird. Endlich kann einer Tochter, die sich Verfehlungen zuschulden kommen läßt, die zur Pflichtteilsentziehung berechtigen, die Aussteuer versagt werden. Wird ihr später verziehen, was sie dar-

zutun hat, so gewinnt sie damit bei ihrer etwaigen Verheiratung das Recht von neuem. Demnach liegt, ohne solche Verzeihung, keinerlei Verbindlichkeit zur Aussteuer vor, wenn die Tochter:

1. dem Aussteuerpflichtigen, dessen Ehegatten oder einem seiner Abkömmlinge nach dem Leben trachtet;
2. sich einer vorsätzlichen körperlichen Mißhandlung des Aussteuerpflichtigen (z. B. des Adoptivvaters oder der unehelichen Mutter) oder dessen Ehegatten schuldig macht, letzterenfalls jedoch nur, wenn die Tochter von diesem abstammt;
3. sich eines Verbrechens oder eines schweren vorsätzlichen Vergehens gegen den Aussteuerpflichtigen oder dessen Ehegatten, z. B. gegen den Stiefvater schuldig macht;
4. die ihr dem Aussteuerpflichtigen gegenüber gesetzlich obliegende Unterhaltspflicht (§§ 1601 ff. B. G. B.) böswillig verletzt, falls der Unterhaltsberechtigte sich zu ernähren außer Stande ist;
5. einen ehrlosen oder unsittlichen Lebenswandel wider den Willen des Aussteuerpflichtigen führt.

Den zur Erhebung des Einwandes, zu keiner Aussteuer verpflichtet zu sein, erforderlichen Tatbestand hat der um eine solche angegangene Elternteil in vollem Umfange zu beweisen. Die Parteien können sich also auf Zeugen und Sachverständige berufen, einschlägige Urkunden vorlegen und selbst den Eid zuschieben, soweit dies nach den Vorschriften unserer Zivil- oder Strafprozeßordnung angängig ist. Die Dinge werden oft gar nicht sehr einfach liegen, und das Mitleid mit einem jungen Mädchen, dem menschenfreundliche Richter gerne unter die Haube zu kommen helfen möchten, darf bei der Anwendung des Gesetzes nicht den Ausschlag geben. Im Falle zu 5 hat der an sich aussteuerpflichtige Elternteil nachzuweisen, daß die Tochter noch bis zur Zeit ihrer Eheschließung ihren schimpflichen Lebenswandel weiterführt, während es ihr überlassen bleibt, die rechtzeitige Abkehr und Besserung dagegen überzeugend darzutun. Denn nur unter der Voraussetzung, daß jener Lebenswandel bis zur Zeit der Entziehung andauert, kann von dem Recht der Entziehung der Aussteuer Gebrauch gemacht werden. Der gedachte Zeitpunkt ist demnach der der Eheschließung, denn erst mit dieser wird ja der Anspruch auf Aussteuer erworben. Sache der richterlichen Beweiswürdigung bleibt es natürlich, ob eine wirkliche Besserung vorliegt oder ob das ganze frühere Verhalten der Tochter und die von ihr eingegangene Ehe einen ungünstigen Rückschluß auf die spätere Zeit zuläßt und damit die Ablehnung der Aussteuer gerechtfertigt erscheint.

Schließlich mag noch auf den nicht ganz seltenen Fall hingewiesen werden, daß der Vater seiner Tochter, deren Vermögen seiner elterlichen oder vormund-

schaftlichen Verwaltung unterliegt, eine Aussteuer gewährt. — Dann ist im Zweifel anzunehmen, daß er sie aus jenem, also nicht etwa aus seinem eigenen Vermögen hergibt, eine Vorschrift, die auf die Mutter entsprechende Anwendung findet.

Glücklicherweise ist die überwiegende Mehrzahl der Töchter Deutschlands nicht so anspruchsvoll erzogen, um übertriebene und ungerechtfertigte Ansprüche an ihre Eltern zu stellen. Die schwierigen Verhältnisse, die wir der völligen Absperrung von Seiten der Feinde verdanken, bringen es zur Zeit mit sich, wie in allen anderen wirtschaftlichen Dingen, so auch bei der Neubegründung eines Haushalts möglichster Sparsamkeit und Einfachheit Rechnung zu tragen. Doch auch diese trüben Tage werden vorübergehen und nach Eintritt des Friedens wird das schöne Geschlecht wieder dahin gelangen, sich an Solidität und Reichhaltigkeit der Aussteuer mit allen Heiratskandidatinnen unserer gegenwärtigen Gegner getrost messen zu können.

Dr. Edgar Groß: Fritz v. Unruh.

Nur beschämt und mit Widerstreben denken wir heute an die umfangreiche Kriegsliteratur zurück, an Lyrik und Roman, an Drama und Operette, die aus der spannunggeladenen Atmosphäre, aus dem Kampf aller menschlichen Kräfte und Leidenschaften, aus dem Ringen edelster Gefühle und tierischer Begierden, aus Heldentum und Verbrechen; wie es das gewaltige Völkerringen darstellte, äußerliche Konflikte, mit Sensation oder Sentimentalität billig ausstaffiert, herausgriffen und an die literarische Öffentlichkeit als angebliche Spiegelbilder der wirklichen Menschheitstragödie traten, deren Zeuge wir vier Jahre lang sein mußten. Wie verschwindend gering ist dagegen die Zahl der „Kriegsdichter", die das Kriegsproblem suchten, die zu den Quellen herabstiegen und die Not des Krieges als tief aufwühlendes Erlebnis, als unsagbares Leiden einer sich sinnlos zerfleischenden Menschheit gestalteten. Wie gering ist die Zahl dieser Dichter, die sich im chaotischen Wirbel der Ereignisse nicht von Tatsächlichkeiten erdrücken ließen, die in ihren Werken den gegenwärtigen Lebensprozeß unserer Volksseele widergespiegelt haben: die Umwertung aller Werte, von der alle Verhältnisse des politischen, wirtschaftlichen und persönlichen Lebens ergriffen sind, diese Umwälzung, deren Keime sich seit langem entwickelt haben, um jetzt endlich aufzubrechen und den Weg zu neuem, kraftvollerem Aufbau freizumachen.

Freilich mußten diese Dichter den Krieg innerlich bereits in irgend einer Form überwunden haben. Zu diesen wenigen Auserwählten gehört der Dichter Unruh.

Fritz von Unruh nimmt in dem Kreise jungdeutscher Dramatiker, die man als Expressionisten bezeichnet, einen besonderen Platz ein. Man hat zwei Kreise seines Schaffens unterschieden und betont, daß zwischen seinen ersten Dramen „Offiziere" und „Louis Ferdinand Prinz von Preußen" und der Dichtung „Ein Geschlecht" ein Glied in der Kette der Entwicklung fehlt. Wir wissen noch nicht, welche Dichtungen dazwischen liegen, und wenn das Drama, das diese Verbindung geben könnte, auch nicht geschrieben ist, vorhanden ist es trotzdem, in der Seele des Dichters hat es gelebt und gewirkt!

Wenn der Leutnant F. v. Unruh in den Herbstmonaten 1914 im Anblick des Marnetales des Himmels Segen „schlürfte" und im Aufruhr der Seele ohne jede falsche Rhetorik, schlicht und voll Zuversicht wie die preußischen Freiheitssänger den Krieg als Herzen stählende Schule der Männlichkeit pries, so setzte er damit nur eine Idee in die Tat um, der er schon 1911 in dem Drama „Offiziere" (Erich Reiß Verlag, Berlin) nachhaltig Ausdruck verliehen hatte. An anderer Stelle weist er einmal auf den Widerspruch hin, in den ein von starkem Lebenswillen erfüllter Offizier zu seinem Beruf treten muß. Dabei drückt er den Angelpunkt des tragischen Erlebens so aus: „Ein junger Mensch, aufgewachsen fern allem großstädtischen Betriebe in der Zucht militärischer Disziplin, tritt in das Leben .... Tradition zwingt ihn, dem Vaterland zu dienen als Offizier. Gern gehorcht er. Neue Welten tun sich auf ...., neben ihm, in gleicher Arbeit, Kameraden. Nach außen hin in der Schablone gleicher Uniform. Unter dem bunten Tuch aber Herzen voll Streben und Tatendrang. Glutwellen, die sich bäumen gegen die Erkenntnis, daß sie dienen, um die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches zu vermeiden: den Krieg." So ergibt sich für den jungen Menschen, das Leben als Konflikt anzusehen.

Unruh hatte diesen Widerstreit revoltierender Gefühle wohl zu gut selbst erlebt, als er sich durch ein Drama der Tat von ihm innerlich zu befreien trachtete. Pflicht und Disziplin sind die Stützen der Gesellschaft seiner „Offiziere". Pflicht gebietet den ewig gleichen Dienst, aber hinter dem bunten Rock leuchtet das zweite Gesicht. Im wirbelnden Tempo des Kasinofestes enthüllt sich unter äußerer Diszipliniertheit ein tieferes Sehnen, der Drang nach zweckvollem Dasein, nach Befreiung der im Zwang nichtiger Formen gefesselten Lebenskraft, die sich in der errötenden Atmosphäre von Alkohol und versteckter Erotik, von Pferdepassionen und Modenarrheiten untätig zersplittert. Am tiefsten leidet der junge Ernst von Schlichting, dem selbst Liebe und Braut keine Erfüllung geben können. „Wonne, Gier, zu leben, erfüllt die Brust. Vor Schaffensdrang brennt jeder Puls. Er will leben." In die übermütige Festlaune der Kasinogesellschaft platzt wie eine Bombe die Nachricht vom Ausbruch des Hereroaufstandes hinein. Plötzlich winkt die heißersehnte

Tat, freiwillig meldet sich das ganze Offizierkorps zum Kampf. Im Taumel der Begeisterung, in fieberhaft gespannter Unruhe harren alle auf den Abmarsch. Südwest erscheint den jungen Kriegern auf der Karte „wie das Füllhorn der Göttin Fortuna". Das Lebensgefühl ist auf eine höhere Stufe gehoben, die Unterordnung scheint der freien Kraft zu weichen. „Vom Sattelzwang frei! Füllenblut springt!" Aber herbe Enttäuschung wartet der Siegesfrohen, das Gleichmaß des verhaßten Heimatdienstes erhebt sich auch in Feindesland als Schreckgespenst, Autorität zwingt den Lebensdrang in alte Schranken. In der allgemeinen Mutlosigkeit erlebt Ernst den schwersten Kampf zwischen Pflichtgefühl und eigenem heißen Tatwillen. Der Oberst hat jedes eigenmächtige Handeln verboten, auf der andern Seite drohen Wassernot und Hunger, nur schnelles Zupacken kann ihn und die Seinen vom Tode retten. „Sich ducken . . ., das ganze Leben immer: Ducken! Willkür gängelt uns! Vor diese Glut, den Drang zur Tat . . ., vor jeden Wunsch stellt man: Du sollst!" Lange Zeit kämpft er um Gewißheit, um das Gefühl vom Recht. Erst in höchster Not ringt sein Lebensdrang alle Zweifel nieder: ein zweiter Prinz von Homburg, geht er gegen den Befehl zum Angriff vor. Auf seinem Rechtfertigungsgang zum Stabsquartier schwer verwundet, empfängt ihn der Starrsinn des Schwiegervaters „hart wie im Mittelalter". Ernst bricht zusammen, aber doch triumphiert er im Stolzgefühl über seine befreiende Tat. „Ob sie mich köpfen, oder mit Orden behängen . . . . Ich hab's gefühlt." Zu spät erkennt der Oberst, daß es Fälle gibt, in denen der Offizier auf eigene Verantwortung handeln darf. An der Leiche des Verlobten steht die Braut, die dem Regiment als Krankenpflegerin nachgekommen ist; in tränenlosem Entsagen, aber mit totem Herzen wendet sie sich ihrer Pflicht zu, der Pflicht, die als äußeres Schicksal gewaltsam den Sieg erringt.

Pflicht und Disziplin im vertieften Kleist'schen Widerstreit mit den Gefühlen bilden auch das Problem des 1913 veröffentlichten Dramas „Louis Ferdinand Prinz von Preußen" (Erich Reiß Verlag, Berlin). Auch hier geht es um Erlösung aus der Enge des Daseins zu freier Tat, auch hier Krieg und Vernichtung am Schluß, aber doch schon in eine höhere Sphäre gerückt und mit dem Sonnenblick in die Zukunft.

Unruhs Drama lehnt sich in voller Freiheit an die bekannten Ereignisse vor der Schlacht bei Saalfeld an. Preußens Niedergang unter der Regierung eines untätigen Herrschers, Napoleons drohende Schicksalshand, feige Hofschranzen, die mehr auf den Erhalt leerer Etiketten, als auf den des Landes bedacht sind, verlogene Kabinettspolitiker, die nur daran denken, wie „oben der Wind geht", dazu eine Atmosphäre verdorbener französischer Hofkultur und niedriger Sinnlichkeit, demgegenüber tatenfreudiges, aber launisches Bürgertum, sich auflehnende Jugend und kraftgenialisches Künstlertreiben, Ehre und diplomatische Ränke, Vaterlandsliebe und schmachvoller Verrat — alles das ist zu einem Bild voll

prächtiger Frische und Unmittelbarkeit vereint. Schwankend und unschlüssig, ganz in der Hand gewissenloser Minister, scheut der König den Krieg, der allein Ehre und Bestand des Landes retten kann. Die Stimme seines Gewissens schweigt, Orakel möchte er befragen, aber auch „die Orakel antworten nicht mehr." Ihm gegenüber, aus der ganzen Hofkamarilla strahlend sich erhebend, der feurige, tatendürstige, nach Ruhm begierige Prinz, der wirkliche Erbe Friedrichs. Vom Volke vergöttert, für Frauen ersehntes Ideal, von Künstlern als einer der ihren gefeiert, fühlt er Preußens Schicksal in seiner Brust und fühlt sich zu seiner Errettung berufen. Gewaltsam verschafft er sich Zutritt beim König, der eine Unterredung mit diesem seinem Antipoden ängstlich hinausschiebt, und klärt ihn über den Landesverrat seiner Minister auf. Voll lebendiger Spannung rollt sich die Szene ab: der Prinz im Gefühl der erlittenen Schmach drängt zum Kriege gegen Napoleon, der König ohne ethisches Bewußtsein, ein ohnmächtiger Schwächling, steht vollends verwirrt da. Einen Augenblick spielt er mit dem Gedanken, der Krone zu entsagen, aber auch da zu festem Entschluß nicht fähig und falsche Beteuerungen der Hofschranzen für die Stimme des Volkes nehmend, läßt er den Plan fallen und greift mit der überstürzten Hastigkeit unentschlossener Naturen zu einem Verzweiflungsmittel, indem er zum Schein die Mobilmachung der Armee verkündet. Ferdinands hochfliegende Pläne, die sich auf eine deutsche Krone richteten, sinken in den Staub, von der geliebten Königin wird er auf das Gebot der Pflicht dem Lande gegenüber zurückgeführt. Noch einmal baut er auf die Gewalt der Tatsachen. Er teilt dem König die von den Ministern unterschlagene Pariser Depesche mit, durch die Napoleon das Haus Brandenburg für abgesetzt erklärt hat, und will den hochverräterischen Kanzler verhaften. Der König scheut auch jetzt noch vor einer Entscheidung zurück, bis die durch Unwahrheit und Lüge entfesselte Woge über ihm zusammenbricht. Im Anblick des drohenden Feindes verzichtet Ferdinand auf seine letzten Blütenträume. Er weist die Krone, die ihm seine Anhänger anbieten, zurück, denn die Flügel halten jetzt nicht mehr an seinen Schultern. Aber sterben darf er wie andere für eine bessere Zukunft. Während König und Hof die höchste Not des Landes auf einer Ballfestlichkeit vergessen, wirft er sich dem Ansturm der anrückenden Franzosen entgegen und fällt in der Schlacht. So endet auch dieses Stück mit dem Untergang des Tatendranges, den starre Disziplin zerbricht. Aber triumphierte in den „Offizieren" als letztes die Autorität in äußerlichem Siege, fand dort nur die Seele eines Einzelnen ihre persönliche Befreiung im erfolglosen Kampf gegen das Schicksal, so wandelt sich der Prinz durch Selbstüberwindung von individueller Gebundenheit zum ethischen Pflichtbewußtsein, und so leuchtet hier über dem Untergang „die Fackel der Freiheit entgegen", hinter dem Zusammenbruche eines morschen Systems erhebt sich das Sonnenland einer neuen Zukunft. Die sorglose Jugendlichkeit, die für den Konflikt der „Offiziere" nur eine äußere gewaltsame Lösung fand, ist zum ethischen Problem verdichtet, an Stelle nur realistischer

Milieuschilderungen ist ein ganzes Volk in großen Zusammenhang gestellt und zu dramatischer Gegenüberstellung organisch verwachsen.

„Louis Ferdinand", durch die Zensur des alten Regimes der Bühne ferngehalten, wurde während des Krieges mit dem Kleistpreise ausgezeichnet. Man mag darin eine tiefere Beziehung sehen. War F. v. Unruh von der Kritik doch schon mehrfach mit H. v. Kleist in Parallele gesetzt worden. „Kleistsches Jugendfeuer", der warme Pulsschlag seiner Dichtungen, die kraftvolle Charakteristik und gewiß auch die Anklänge an das Problem des „Prinz von Homburg" in beiden Stücken gaben Anlaß zu diesem Vergleich. Gemeinsam ist beiden Stücken die abgerissene, impressionistische Sprache, die lose Aneinanderreihung der Szenen, die Kühnheit der Entwicklung. Was aber in „Louis Ferdinand" vor allem den quellenden Strom einer tiefen dichterischen Begabung erkennen läßt, das ist das Leben, das lebendige Leben in allen Erscheinungen sinnfällig gestaltet, das sind die echten Menschen, die sich auf einem tief geschauten Hintergrund erheben.

Als Nestor der deutschen Poetenwelt hatte G. Hauptmann 1914 den „Dichter der Ulanen" bei seinem Auszuge gegrüßt, als Sprecher der jungen Generation sandte Unruh inmitten der Kriegsschrecken Gegengruß „dem Dichter der Liebe unter den Menschen."

> „Lamm Gottes, ich seh deinen wehen Blick,
> Bring' Frieden uns und Ruh',
> Führ' uns bald in den Himmel der Liebe zurück
> Und deck' die Toten zu."

Die ungelöste Frage nach dem Sinn des Krieges, schwere Eindrücke und persönliche Leiden haben diese Friedenssehnsucht in zwei Jahren zu einer flammenden Anklage und Absage gegen den Krieg gesteigert, die das Drama „Ein Geschlecht" (Kurt Wolff Verlag, Leipzig)*) in die Welt hinausschreit. Hat Unruh schon vorher unsere gewöhnlichen Begriffe von Drama kühn mißachtet, so vollzieht er hier den Bruch mit aller bisherigen Bühnenform. Von einer Handlung im gewöhnlichen Sinne ist keine Rede mehr, an Stelle der impressionistischen Prosa rollen Verse voll Glut und schwerer Wucht einher, dithyrambische Gesänge, gewaltig kühn im sprachlichen Ausdruck, oft überladen und an der Grenze des Möglichen vorbeistreifend, aber selbst im Chaos noch die zwingende Hand des Schöpfers verratend. Keine eigentliche Handlung, und doch alles mit dramatischer Spannung geladen. Keine episodische Breite, keine Nebenfiguren, nur Thema und Gegenthema, grell aufzuckend wie Blitze am gewitterschwülen Himmel. Das Antithetische, das früher im Dialog lag, wird zur Gegensätzlichkeit der Charaktere und wuchtiger Symbole erhoben. Die Leidenschaften wachsen ins

---

*) Das Stück erlebte seine Uraufführung im Juni 1918 am Frankfurter Schauspielhaus, dessen jüngst verstorbener Dramaturg Dr Georg Plotke sich um die Gewinnung jüngstdeutscher Dramen für die Bühne besonderes Verdienst erworben hat, und ging dann im Rahmen der Gesellschaft „Das junge Deutschland" bei Reinhardt erfolgreich in Szene.

Titanische, der Gegenwartskampf, der Krieg der Geschlechter wird in eine übermenschliche, zeitlose Region erhoben.

Im Toben verderbenspeiender Geschütze, im erbarmungslosen Morden vor Verdun, auf lose Zettel flüchtig hingeschrieben, nicht geschrieben, nein, losgerungen, herausgewühlt aus der Glut widerstreitender Gefühle — so ist dieses Drama entstanden. Auch hier der brennende Drang nach Erlösung, aber die persönliche Freiheitssehnsucht der „Offiziere" ist zum Befreiungskampf der Menschheit erhoben. Ein Vorahnen der Revolution, wie die beiden andern Stücke das aufwühlende Kriegserlebnis vorweg nahmen. Schon den Offizieren reißt der Krieg die Maske vom Gesicht, zeigt ihre Seele nackt in allem Heldenmut und aller Schwäche, läßt sie alle menschlichen Gefühle bis zur Feigheit und Todesangst durchleben, aber schließlich siegt doch die Disziplin. Im „Geschlecht" ist jede hemmende Schranke durchbrochen, Leidenschaften sind bis zum Verbrechen entfesselt, alles wird übertönt von dem wilden Aufschrei nach Blut und Erlösung.

Durch Mutter, Tochter und vier Söhne ist das Geschlecht symbolisiert. Während die Mutter mit der Tochter und dem jüngsten Sohne den „schlachtgefallenen Liebling" auf hochgelegenem Friedhof bestattet, bringen Soldaten ihre beiden anderen Söhne gefesselt aus der im Tale tobenden Schlacht. Schmachvoller Feigheit ist der eine beschuldigt, der andere hat in entfesselter Gier Frauen geschändet. Der jüngste Sohn soll das Todesurteil an den Brüdern vollziehen, aber er fühlt es:

> „— schaudernd, wie die Leidenschaft
> den Edlen selbst zum Schwindelabgrund reißt;
> denn adlig waren sie, nur allzuheiß
> vom eignen Kraftrausch ihres Lebenswunders."

Das Beil entsinkt seiner Hand, und er wird von den Soldatenführern noch einmal in den Schlachtenstrudel zurückgeschleppt, um dort „zum würdigen Glied des großen Volkes gehämmert" zu werden. Einsam bleiben Mutter und Tochter mit den beiden Verbrechern zurück, an denen das Urteil in der Frühe des nächsten Morgens vollstreckt werden soll. Und nun entwickelt sich das Kernstück des Dramas: der Dialog zwischen Mutter, ältestem Sohne und Tochter, ein wirbelnder Rausch von Empörung und Sinnenlust, von Anklage und Verteidigung, von Mutterrecht und ungezügeltem Freiheitsdrang. Unfähig, ihr „urtolles" Sehnen weiter zu zügeln, löst die Tochter dem ältesten Sohne die Fesseln und naht ihm mit blutschänderischem Verlangen. Entsetzt blickt die Mutter auf das Treiben ihrer Kinder, mit dem Spaten will sie ihre Brut vernichten, dann fühlt sie, daß angesichts dieser grauenvollen Erlebnisse alle ihre bisherigen sittlichen Begriffe schwinden müssen.

> „Gewaltiges Schicksal weiß nichts mehr von Haß.
> In mir bricht jeder Widerstand zusammen."

Mit mütterlicher Liebe möchte sie die Qualen des Sohnes wegscheuchen, sie sucht ihn zu verstehen, will den Aufruhr der Seele, der durch die Kriegsgreuel entfesselt ist, besänftigen. Aber immer wilder und ungezügelter bricht sein Erlösungsschrei heraus:

„Erst reißt man uns auf sonnenahe Gipfel,
und hat sich unsre Brust dem Tal entwöhnt,
daß sie sein Bauernjoch nicht mehr erträgt,
sticht man uns mit Gesetzen durch das Herz."

Gegen die eisernen Satzungen der Welt, gegen die blinde Vernichtung bäumt er sich auf. In rasender Verzweiflung stößt er die Mutter zurück, die es nicht begreift, wie in dem Schädel ihres Kindes etwas sein kann, das sie nicht versteht. Erfüllt von wilder Zerrissenheit, von Ekel und Lebensüberdruß sieht er in ihr nur noch das Sinnbild der verhaßten festgefügten Welt, Anklage türmt sich auf Anklage und gemeinsam mit der Schwester verflucht er die Gebärerin, die ihn in dieses Dasein hineingesetzt hat, dessen Sinn zu ergründen sich seine Seele in chaotischer Selbstvernichtung zerquält. Gegen die Mütter schäumt seine Empörung, die ihre Kinder, „wie Natur die hohen Stämme ihrer Wälder", meistern wollen, gegen die Väterhände, die „die Schöpfung ihrer Lust in Stolzgefühl streicheln" und an allen Fragen, die um Antwort schreien, „mit blinden Blicken scheu vorübergehen." Vergeblich preist die Mutter ihm das Glück der Demütigen, die nicht über die Grenzen der Erkenntnis hinausstreben, ihn reißt die Gewalt dorthin, wo wirklich Wahrheit herrscht.

Hingerissen begleitet die Schwester den Aufruhr des Bruders. „Warum gabst Du uns Leben!" schleuderte sie als letzte vernichtende Anklage der Mutter ins Gesicht. Nur der feige Sohn ist erstarrt, „kalt wie ein bereifter, welker Ast" sieht ihn der Bruder hängen, nur dumpfe Schreie lassen ahnen, daß auch er einst dem Geschlecht fühlender Menschen angehört, daß seine zu zart besaitete Seele erst im Grauen des Krieges den Dienst versagt hat. Aber über Vernichtung und Chaos erhebt sich die Mutter zu neuer Macht, als ewiges Gesetz, nicht wie das Machtgesetz der Soldatenführer, sondern als urschaffendes Naturgesetz. Los sagt sie sich in dem fremden Geist, der gegen sie wütet, sie ruft die Mütter der Erde zum Blutbund auf und wühlt sich „vom Rausch der Tiefen unbändig angezogen" in die Erde ein. Der älteste Sohn sucht Erlösung im Tod und stürzt sich von der Kirchhofsmauer, die Tochter macht sich selbst unfähig, diesem Geschlecht Nachkommen zu gebären, und sucht ein Dickicht, wo sie endet. Noch einmal erhebt sich die Mutter an der Leiche des Sohnes zu letztem Kampf gegen die Soldatenschar, die im Glanz der Morgensonne siegreich emporsteigt. Gegen Gewalt und staatliche Macht verteidigt sie das Recht der Fruchtbarkeit und des Schaffens, das Recht der Mutter. Sie ringt dem einen Soldatenführer den Stab ab und erhebt ihn als Machtsymbol der neuen Welt, die nicht mehr unter der

„Ordnung Thron" geknechtet wird, die sich aus tiefster Freude ins Gleichgewicht rundet.

> „Es naht der Tag, voll Lachen steigt er auf,
> da wir von der Erinnerung harter Last,
> die uns in unsres Ursprungs Dämmer zwingt,
> befreit sind, und wie Adler hoch im Flug
> der Qualgebirge Gipfel selig streifen!"

Wohl fällt die Mutter von der Hand des einen Soldatenführers, weil sie des „Staates Wuchtgefüge" erschüttert hat, aber an ihrer Leiche erhebt sich der jüngste Sohn als Führer der Mannschaft und stürmt an ihrer Spitze einer neuen Zukunft entgegen.

> „O Mutterhauch,
> von Dir geschmolzen rolle die Lawine
> auf die Kasernen der Gewalt hinab,
> und was sich je zu frech ins Blau gebaut,
> fall hin!"

Der eine Soldatenführer folgt, um die entfesselte Flut mit ernstem Griff zu lenken, und auch der andere wirft das rote Tuch der Schrecken von sich.

So erhebt sich, wie im „Louis Ferdinand", über die Vernichtung eine strahlende Zukunftswelt. Worin aber besteht sie? Das sagt uns der Dichter noch nicht. Die neue Welt soll sich auf der ausgleichenden Freude aufbauen. Das ist aber keine positive Lösung, nur ein halbfertiges Symbol. Halbfertig im einzelnen ist diese Dichtung überhaupt noch, so tiefinnerlich sie erlebt, so kühn der große Wurf, so revolutionär der Kampf gegen tote Schemen auch ist, nicht immer bleibt der Künstler Herr der stofflichen Tatsächlichkeiten, und erlahmende schöpferische Kraft scheint sich manchmal hinter krampfhafter Übersteigerung zu verbergen. Das Stück stellt den ersten Teil einer geplanten Trilogie dar, von der Fortsetzung, deren Erscheinen bevorsteht, erwarten wir die Lösung der Frage, mit der Unruh an den Toren unseres Schicksals pocht. Das Drama sagt ebensosehr dem schrankenlosen Individualismus, wie der unsozialen Kraftlosigkeit den Kampf an. Der zügellose älteste Sohn, der um eine versagte Erkenntnis ringt, und seine Schwester, die die Macht des Blutes nicht beherrschen kann, vernichten sich selbst. Das Symbol der Machthaber wird gestürzt, strahlend erhebt sich der Träger der Zukunft, der jüngste Sohn, der beide schaffende Prinzipien in sich vereint, der vom Hauch der Mutter durchglüht, und in der Schlacht gehärtet ist. Und so steht neben der Anklage gegen den Vernichtungsgeist des Krieges auch seine ethische Macht, wie Unruh ihn früher als Schule der Männlichkeit gefeiert hatte; aber als materielles Prinzip ist er jetzt überwunden. Also auch hier eine Verherrlichung der Tat, aber zum absoluten Gesetz erhoben. Gleichsam ins Übermenschliche projiziert erscheinen auch die Charaktere der ersten Stücke wieder. Was in den „Offizieren" sich im Getändel einer bunten Welt widerspiegelt,

was im „Louis Ferdinand" durch den welthistorischen Hintergrund tiefere Bedeutung gewann, das wird im „Geschlecht" auf ethische Menschheitsprobleme zurückgeführt. So begreifen wir die gewiß stark autobiographische Entwicklung, die von Ernst über Louis Ferdinand zum ältesten Sohne führt, wie der feige Sohn eine Fortbildung des kraftlosen, in der tätigen Welt unbrauchbaren Dettlefffen der „Offiziere" ist, wie die Schrankenlosigkeit Harrys aus dem gleichen Stück in vertiefter Form wiederkehrt, wie andere Motive Feigheit und fleischliche Lust, Freiheitsdrang und Disziplin, Empörung und Gewalt sich in ihren Urformen entwickeln.

So sind eigentlich Motive der ersten Stücke aus ihrem Keim hier ins Ungeheure gesteigert, ihr ethischer Grund bleibt verwandt. Aber das tiefe wahrhaft große Mitleidsgefühl mit der leidenden Menschheit, das aus dieser Dichtung atmet, hebt sie allein über alle früheren Werke Unruhs.

Hatten wir vorher Beziehungen zu Kleist gefunden, so sehen wir jetzt die Linie über Grabbe und Büchner sich fortsetzen, deren bizarre Willkürlichkeiten Unruh, so verstiegen sein Ausdruck manchmal auch ist, doch vermeidet. Aber wir denken auch an die verwandten Stürmer und Dränger, an die Gewaltsamkeit des antiken Schicksals und im weiteren Sinne auch an die ungeheuerliche Atmosphäre des vorshakespeareschen Dramas, deren blutrünstige Stofflichkeit bei Unruh zu Symbolen erhoben ist.

Else Wohlgemuth: Winterende.

Lege Dich hin auf die dunkle Erde
und schreie nach Blühn.
Wirf auf die dürren zerborstenen Schollen
steinernes Grau und verwestes Grün.
Grabe, wühle zermorschte Last,
Adern mach frei, die Lüfte durchglühn,
Pulse, die aus der Tiefe klopfen,
Farben, die unsere Glieder umsprühn.

Nicht mehr dies schwarze Tuch auf der Erde,
blühendes Leuchten und Lodern werde!
Horch, sie verlangt nach dem wachsenden Tor!
Knie nieder, wir graben Leben hervor!

Ernst Altkirch:
Evremond und Spinoza.

Max Liebermann zugeeignet.

Fortsetzung.

„Euer Rat ist gut, ich werde ihn befolgen," antwortete die Dame mit einem dankbaren Lächeln, worauf sie dem Arzte beistand, der Spinoza zur Ader ließ, was ihm einige Erleichterung brachte.

Auf dem Tische ließ Lucas eine Rosenkonserve zur Linderung des Hustens zurück, und als er sich entfernt hatte, schickte die Dame auch Frau Tydeman zu Ruhe. Sie aber wachte bis zum Morgen am Lager Spinozas. So oft sie ihm den Schweiß von der Stirn trocknete, netzten Tränen, die über ihr stilles Gesicht rannen, mit das Tuch. Kaum war es Tag, dingte sie einen Boten, der zu Simon de Vries nach Amsterdam ritt.

In den schweren Leidenstagen, die dieser Nacht folgten, saß Simon als der hingebendste Freund am Bette Spinozas, seiner selbst und seiner zarten Gesundheit nicht achtend, so daß Evremond, von Frau Tydeman benachrichtigt, es für gut befand, sich im Gasthause zum Schwan einzumieten, um durch verständiges Walten zu nützen.

Er erging sich mit Simon täglich in der Umgebung von Voorburg oder auch im Huygenschen Park. Und wenn Simon, von Nachtwachen übermüdet, am Tische einschlief, nahm ihn Evremond zuweilen wie ein Kind auf seine Arme. Der Rüstige trug ihn dann in den Garten hinab, der hinter dem Hause lag, damit sich dort in der kräftigen Luft, die vom Meere kam, ein wenig seine Wangen röteten. Oft hatte Evremond das Empfinden, daß der eigentlich Leidende nicht Spinoza, sondern de Vries war, der sich in Angst und Qual um das Leben seines jungen Meisters verzehrte.

An Spinoza aber erfuhr Evremond das Wunderbare und Unbegreifliche, indem er sah, daß Leiden über ihn keine Gewalt hatte. Spinoza ertrug sein Leiden nicht nur mit grenzenloser Geduld, auch auf seinem Antlitz, seinen Lippen, über die niemals Stöhnen noch Klage kam, selbst wenn sich Blut darüber ergoß, lag der stille Abglanz seiner Festigkeit und eines unzerstörlichen Friedens.

Unbekannt war Evremond die Ursache von Spinozas Erkrankung geblieben, nur Simon de Vries wußte davon. Evremond ahnte diese erst, als Johann de Witt Anfang August, in der Freude über die unerwartete, glückliche Heimkehr de Ruyters aus dem Indischen Meere, an Spinoza einen von Dankesworten erfüllten Brief schrieb, worin er ihn zugleich inständig bat, ein Jahrgeld von zwei-

hundert Gulden anzunehmen, damit er seiner Gesundheit eine bessere Pflege zuteil werden lassen könne.

Als Simon diesen Brief Spinoza vorlas, erblühte auf dessen Lippen ein Lächeln, und des Freundes Hand ergreifend, flüsterte er: „Menschen wie Euch muß man wohl gewähren lassen, sonst kennt Eure Liebe keine Grenzen."

VIII.

Als de Witt die Ernennung Michiels de Ruyter zum Oberbefehlshaber der niederländischen Flotte durchgesetzt hatte, überließ er sich einer ungestümen Freude. Unter Lachen und Weinen bedeckte er das derbe, durchfurchte Antlitz des alten Seehelden mit Küssen. Dieser hingegen schlang wie ein täppischer Bär seine stahlharten Arme um de Witt, daß ihm fast der Atem verging, und ließ ihn mit gutmütigem Gebrumm die Worte hören: „Der Alte von Jan de Witt will ich heißen, so wie meine Matrosen sich stolz Jungens von Jan de Witt nennen!"

In Delfzijl am Dollart, gegenüber von Emden, war de Ruyter an Land gegangen. Einen Schatz von sechs Millionen Goldes brachte er aus Afrika und Westindien mit. Plötzlich war er da, nach einer tollkühnen Fahrt auf weiten Umwegen, und die britische Flotte, die ihm aufgelauert hatte, mußte mit langer Nase abziehen. Darüber lachten und jauchzten die Niederländer drei Tage lang, und noch bevor de Ruyter in Amsterdam angekommen war, flogen ihm aller Herzen zu. Seine Reise durch Holland glich einem Siegeszug. Man feierte ihn mit großen Schmäusen und Trinkgelagen, und der herrliche Mann, gewaltig in seiner Kraft, tat allen Bescheid. Er aß und trank mit Regenten und Gilden, mit Städtern und Bauern, karessierte die Weiber und schlief nachts bei ihnen in groben und feinen Betten, bis er mit einem kräftigen Fluch just aus einem üppigen Himmelbett sprang, in die tranigen Stiefel fuhr und spornstreichs nach dem Hafen lief, seinen neuen Posten anzutreten.

Als er an Bord des Admiralsschiffes erschien und zu seinen Ehren die Kanonen donnerten, blinzelte er noch ein paar Mal mit den dunklen, stechenden Bärenäuglein in der Sonne, als ob er sich von Erinnerungen verfolgt fühlte. Gleich darauf aber legte er seine Stirn in Falten, scharfe Wulste zwischen Nase und Augen wurden sichtbar, und über dem breiten, kräftigen Munde den schwarzen Schnurrbart hochzwirbelnd, gab er seine ersten eisernen Befehle.

Was in Unteradmirälen und Kapitänen etwa noch vom Geiste Wassenaers steckte, das war in wenigen Tagen wie weggeblasen. Selbst Tromp, den de Witt nur mit großer Mühe dazu hatte bewegen können, unter dem neuen Oberbefehlshaber weiter zu dienen, da er seine Verdienste höher anschlug als die de Ruyters, fügte sich und ließ seinen Groll dahinfahren. Die Mannschaften aber waren dem alten Michiel Adrianszoon, in dem das echte Holland lebte, das kein Fürchten kennt, von der ersten Stunde an blindlings ergeben.

Unter der Menge, die de Ruyter in Amsterdam zujauchzte, befanden sich auch Evremond und Simon de Vries. Sie waren noch in Reisekleidern. Simon hatte die nächtliche Fahrt erfrischt, rot waren Mund und Wangen. Seine Augen hingen unverwandt am Antlitz des alten Seehelden. Am liebsten würde er sich gleich vielen anderen an ihn herangedrängt haben, um ihm die rauhe Hand zu küssen. Aber sein seltsamer Stolz hielt ihn davon zurück; er brachte es nicht über sich, eine andere Hand als die seines jungen Meisters mit seinen Lippen zu berühren.

Der Abschied von Spinoza war ihm sehr schwer gefallen. Erst als der langsam Genesende sich so gekräftigt fühlte, daß er die Vormittagstunden wieder am Schreibtisch verbringen konnte, ließ sich Simon dazu überreden, die Heimfahrt anzutreten.

Evremond war beiden ein väterlicher, hilfreicher Freund gewesen. Mit seiner selbstlosen, milden Barmherzigkeit hatte er sie wie zwei Brüder umfaßt, hatte manche Nacht mit am Bette Spinozas gewacht und mit kluger Fürsorglichkeit verhindert, daß Simon seine Kräfte bei der Pflege des Kranken aufrieb. Dafür wußte ihm Spinoza besonders Dank, auch dafür, daß er die Einladung Simons annahm, ihn nach Amsterdam zu begleiten, um einige Tage sein Gast zu sein.

Eine Reise nach Amsterdam war für Evremond ohnehin notwendig geworden. Seines Gnadengehalts, den er bisher vom französischen Staate erhalten, plötzlich für verlustig erklärt, mußte er sich in den Besitz der Gelder setzen, die er in seinem Vaterlande zinsbar angelegt hatte. Dazu bedurfte er einer geschickten Hand, und auf Anraten Simons wollte er mit der Einziehung der Gelder einen Amsterdamer Bankherrn betrauen, dessen Klugheit und Ehrenhaftigkeit sich in dergleichen Angelegenheiten bereits bewährt hatte.

Simons Haus an der Kaisergracht, von alten Linden beschattet, gehörte zu den schönsten Häusern Amsterdams. Der junge Handelsherr öffnete nicht ohne Stolz dem adligen Freunde die schwere, dunkelgrüne Tür, die auf die geräumige Diele führte. Das Sonnenlicht strömte durch hohe Fenster herein und erhellte alte Familienbilder, die die weißgetünchten Wände schmückten. Darüber breitete sich die getäfelte, braune Holzdecke wie ein Baldachin aus. Ein edles Kunstwerk war die Wendeltreppe, die nach dem Obergeschoß führte, durch ihre reichen Schnitzereien, und man hätte dieses Haus eher für das eines Edelmannes als eines Kaufherrn halten können, wenn sich neben dem Toreingang nicht das Kontor und dahinter der Lagerraum der Waren befunden hätten. Ballen, Säcke und Kisten waren dort bis zur Decke übereinander getürmt, und es roch nach Zimt, Nelken und Safran.

Aus dem Kontor trat ein kahlköpfiger Greis, die Feder hinter dem Ohr, und nachdem er eilfertig die Hände am braunen Schurzfell abgewischt hatte, näherte

er sich seinem Herrn mit vielen Verbeugungen. Dieser betrachtete ihn lächelnd, schüttelte seine weiche, runzlige Hand herzlich und sagte: „Lieber Alter, ich sehe dir an, daß unsre Angelegenheiten gut stehen. Morgen magst du mir alles haarklein berichten. Heute aber trolle dich bald mit deinen Leuten, sonst feiert man ohne Euch unsern guten de Ruyter!" Er drückte nochmals dem Buchhalter die Rechte und geleitete dann Evremond über die Wendeltreppe in das obere Stockwerk.

Dort erwartete sie eine stattliche, ältere Frau, deren gutmütiges Gesicht mit tief liegenden Augen aus gefältelter Haube schaute, während das seidene schwarze Kleid ihr breit von den starken Hüften abfiel. Seit Simons Mutter nicht mehr lebte, stand diese würdige Dame seinem Haushalt vor. Kaum daß er sie erblickt hatte, sprang er mit großen Sätzen die Treppe hinauf, küßte sie laut auf beide Wangen und fragte, als sie ihn lange und prüfend betrachtete: „Nun, Mütterchen, gefalle ich dir nicht?" Sie nahm ihn liebevoll bei der Hand, führte ihn zum nächsten Fenster, um ihm voll ins Gesicht zu schauen, worauf sie mit einem Seufzer entgegnete: „Die Freude, Mynherr, hat Euch rote Wangen gemacht. Aber an Euren Augen sehe ich, daß Ihr Eurer Gesundheit wieder zu viel zugemutet habt." „Mütterchen!" rief Simon und faßte sie um die Schultern. „Du siehst wieder Gespenster. Ich fühle mich sehr wohl, und da Herr von Saint Evremond und meine Wenigkeit einen tüchtigen Hunger von der Reise mitgebracht haben, so laß uns auf ein gutes Mahl nicht lange warten!" Die Alte verneigte sich leicht vor beiden Herren, nickte freundlich und rauschte mit der Würde einer Hofdame davon.

Nach dem Mittagessen im luftigen Gartensaal, durch dessen große Fenster sich der Blick an ausländischen Blumen und Gewächsen ergötzte, führte Simon seinen Gast in das Bücherzimmer, wo in reichgeschnitzten Schränken köstlich gebundene Werke aus den verschiedensten Wissenschaften und zahlreiche Schriften der Alten standen. Eine mächtige Erdkugel und das Modell eines Kauffahrers mit vollen Segeln ruhten behäbig auf Gestellen zu beiden Enden eines großen Tisches, der mit Mappen bedeckt war, worin sich die wertvolle Sammlung von Handzeichnungen und Radierungen befand, die Simons Vater angelegt hatte. Mit ihrer seltenen Anmut aber schmückten chinesische Porzellane, schimmernde venetianische Gläser und Bildnereien aus Elfenbein, Emaille, Gold und Silber das bücherreiche Gemach.

Evremond versenkte sich mit Entzücken in diese feine, stille Welt, nahm bedächtig das eine oder andere Werk aus den Schränken und bewunderte mit Kennermiene die kostbaren Ausgaben holländischer Drucker, dann ruhten seine Augen lange auf einer unvergleichlichen Arbeit, einer silbergetriebenen Ruth, worauf er zu Simon sagte: „Wie schön ist dies alles! Man muß Euch beneiden, und jung und unabhängig, wie Ihr seid, sollte nicht diesem reichen Besitz die Herrin und Euch das Weib fehlen!"

„Nicht zum ersten Mal vernehme ich solche Worte," entgegnete de Vries. „Meine arme Mutter wäre um vieles leichter gestorben, wenn ich ihrem Rate Folge geleistet und mich vermählt hätte. Doch hörte ich auf Benedictus. Ich rate dir gut, lieber Simon, sprach er zu mir. Andere mögen ein Weib freien, nur du nicht, der du von einem anderen Eros befallen bist. Diese Worte erschreckten mich, und ich grübelte über sie Tag und Nacht. Plötzlich schrie ich laut auf vor Freude. Ist es das, daß du Spinoza liebst, wie Alkibiades Sokrates geliebt hat, oder ist es das, was Platon von der Begeisterung der Jünglinge im Philebos sagt? Bin ich einer von den jungen Leuten, der, nachdem er zuerst davon gekostet, ganz begeistert ist vor Freude und lüstern, jegliche Rede aufzustören, indem er die Sache bald auf die eine Seite wälzt und in eins zusammenrührt, bald wieder sie aufwickelt und zerteilt, zuerst und am meisten sich selbst in Ratlosigkeit stürzend, zunächst aber auch, wen er jedesmal festhält, sei es nun ein jüngerer oder ein älterer oder von gleichem Alter mit ihm, ohne weder des Vaters zu schonen noch der Mutter noch . . . und mein Mund fügte hinzu: des Weibes. Da fühlte ich mich so gefestigt, daß es mir nicht schwer wurde, der Liebe zum Weibe zu entsagen, um nur dem Einzigen, der mein Leben erhöht und meine Seele dem wahren Eros geöffnet hat, mich hinzugeben und ihm als ein Jünger zu folgen, bis mich der Tod treffen wird."

Mit zurückgeworfenem Haupte (nur eine goldig schimmernde Locke war auf der knabenhaften Stirn liegen geblieben), männlich schön und leidenschaftlich, wie ihn Evremond noch nie gesehen, hatte Simon diese Worte gesprochen.

Evremonds Augen ruhten in denen des Freundes, sein Mund blieb lange stumm. Dann sagte er, seine Bewegung niederkämpfend: „O glückliche, selige Jugend, aus der solche Sprache kommt! Ach, wenn ich noch einmal jung wäre wie Ihr!" Er erhob die Hand, und Simon sah, wie sie leicht zitterte.

Bestürzt ergriff er sie und stammelte: „Hab' ich Euch wehgetan?"

Evremond lächelte, aber obwohl dies feine und kluge Alterslächeln Simon ins Herz schnitt, freute er sich innig seiner Antwort. „Ja, lieber Simon, Ihr habt mir weh getan. Doch es ist gut so. Wenn ich Euch aber schon früher lieb hatte, so seid Ihr meinem Herzen jetzt noch teurer geworden."

Als sie das Bücherzimmer verließen, wurde de Vries ein Pergamentstreifen überreicht. Darauf hatte Ludwig Meijer die Worte gekritzelt: „Salve! Wir erwarten dich und deinen Gast heute Abend bei Rieuwertsz."

Evremond bat Simon, mit ihm einen Umweg durch das Judenviertel zu machen, da er den Trödler, der ihm den Stock Foucquets verkauft hatte, wieder aufsuchen wollte.

Beim Betreten des Ghettos kamen ihnen aus einer Diamantschleiferei junge Männer in dichten Scharen entgegen und drängten sie mitten auf die Gasse. Die meisten verschwanden in den nächsten Häusern, deren Fenster und Türen weit offen standen. Der Blick fiel in dämmerige, geschwärzte Räume, worin

Armut und Unordnung herrschten. Dicht an den großen Fallfenstern saß jung und alt, aß, trank und rauchte.

Vor den Häusern hielten Männer und Weiber Gemüse, Fische und Geflügel feil. In den dumpfen Kellern hockten Lumpensammler zwischen Bergen von alten Kleidern, in niedrigen Läden arbeiteten Schuster und Schneider, und aus Fischbratereien und raucherfüllten Schänken drang Lachen, Geschrei und Musik.

An den Straßenecken feilschten mit lebhaftem Gebaren junge und alte Männer, in langen Kaftanen. Sanft lächelnd glitten an ihnen Mädchen mit großen dunklen Augen und feingeschnittenem Munde vorüber, sich in den Hüften wiegend, als schritten sie zum Tanz, während bejahrte, häßliche Weiber, wo sie gingen und standen, sich in die tauben Ohren keiften.

Aber wie Adlige und hochgeborene Herren bewegten sich unter dem armen, schmutzigen Volk die reichen spanischen und portugiesischen Juden, in ansehnlicher, verschwenderischer Tracht, an der Seite Degen tragend, und keiner achtete der Menge, der zudringlichen Weiber, die ihre Mäntel erfaßten, um die Lippen darauf zu drücken und ein Almosen zu erflehen.

So stolz und abweisend wie diese Männer waren auch ihre Häuser, die zwischen denen der Armen standen. Die Türen und Fensterläden waren geschlossen, und man brannte selbst am Tage Kerzen, deren goldener Glanz durch die Ritzen der Läden strömte und sich seltsam mit dem hellen Licht der Sonne vermischte.

Simon wies Evremond ein Haus: „Dort wohnt der Reichste. Er soll ein so ungeheures Vermögen besitzen, daß das Innere seines Hauses von Gold, Silber und Marmor erglänzt, daß ein Saal ganz mit Dukaten gepflastert ist, daß silberne und goldene Schüsseln und Teller auf seinem Tische stehen, und daß seine Frauen mit Spitzen und Pelzwerk, Edelsteinen und Perlen wie die Prinzessinnen des Morgenlandes geschmückt sind."

„Welch seltsame, märchenhafte Welt!" rief Evremond aus.

Als sie in den Laden des Trödlers traten, fanden sie diesen beim Schein einer Kerze über einem aufgerollten Pergament mit hebräischen Schriftzeichen.

„Was liest du da, Montezinos?" fragte Simon de Vries.

Der Jude erhob sich, nahm sein schwarzes Samtkäppchen vom Schädel und erwiderte, noch von andächtigem Staunen befangen: „Eine Handschrift des großen Maimuni."

„Wer war Maimuni?"

„Ein Philosoph, ein Geisteskönig der Judenheit," versetzte der Portugiese stolz. „Von Mose dem Propheten bis Mose Maimuni trat keiner auf, der ihm gliche. Und bis zum heutigen Tage hat er keinen Nachfolger."

Da lächelte Simon de Vries und erkundigte sich wie ein argloses, unwissendes Kind: „Kennst du Baruch de Spinoza nicht?"

Der Jude biß sich auf die Lippen, an den Schläfen schwollen die Adern, und der rote Bart zitterte. Die dürren Hände in Abscheu ausstreckend, schrie der Alte: „Nein, ich kenne ihn nicht, oder meinest du, daß ich mich schuldig machen würde, eine von ihm verfaßte oder geschriebene Schrift zu lesen, um gleich ihm verflucht zu sein. Davor möge mich der heilige Gott behüten!"

Simon erhob die Hand, als gedächte er den Alten zu züchtigen. Evremond zog de Vries zur Tür und sagte: „Wir wollen ihn nicht weiter beim Lesen des großen Maimonides stören. Dieser Maimonides hat als ein vortrefflicher Mann einen Führer der Verirrten geschrieben."

Der Trödler rief Evremond bösherzig nach: „Du Christuskopf, hüte deine Zunge!"

Als de Vries noch in zorniger Bewegung sein Abenteuer Rieuwertsz erzählte, der in der Tür seines Ladens stand und nach ihm ausschaute, lachte dieser gutmütig und tröstete ihn mit den Worten: „Glaub' mir's, das sind sänftliche Worte gegen die, die ich von unsren Gotteslehrern zu hören bekomme, wenn sie vor meinen Bücherkästen zu Gift und Galle werden."

Am Tische der Spötter fand Evremond außer Ludwig Meijer zwei ihm fremde Männer sitzen. Als er den Namen des einen hörte, schüttelte er ihm erfreut die Hand. Das war der alte Jan Hendrik Glazemaker, dessen Ruf sich durch seine Übersetzungen der Werke Montaignes und Descartes' bis nach Frankreich verbreitet hatte. Man sah ihm an, daß er kein gewöhnlicher Mensch war. Lang, knochig, mit tiefgefurchten Gesichtszügen und zurückgestrichenem weißen Haar, worunter eine hohe, eckige Stirn, helle wasserklare Augen und eine mächtige Hakennase saßen, glich er jenen knorrigen Holzfiguren der Apostel, die man in alten Kirchen findet. Neben ihm hatte der greise Franziskus van den Enden Platz genommen, der Spinozas Lateinlehrer gewesen war. Trotz seiner fünfundsechzig Jahre und seines bewegten Lebens war er so rührig und frisch wie ein Vierziger. Seine großen, strahlenden Augen verrieten eine seltene Geisteskraft, und sein spöttischer, feiner Mund zierte wie ein Kleinod sein Gesicht. Das Äußere van den Endens war sehr gepflegt, auch durch den alten, echten Schmuck, den er trug, schien er sich in einen bewußten Gegensatz zu anderen Menschen setzen zu wollen.

(Schluß folgt.)

Rundschau

Pädagogische Rundschau.

Von P. Hoche.

Deutschlands Jugend.

Mit aller Entschiedenheit bricht eine neue Zeit an. Schon der ungeheure, lange Krieg erwies sich als der große Umwerter, der an so vielen menschlichen Gesinnungen und Einrichtungen rüttelte und der für sich allein schon hingereicht hätte, eine neue Menschenwelt zu schaffen. Dazu kam dann das zweite Große in den jüngsten Tagen, die plötzlich ausbrechende innere Umwälzung, deren Folgen sich heute noch garnicht auch nur annähernd übersehen lassen. Es hat warmherzige Patrioten gegeben, die den 9. November als einen Tag des Segens priesen, und andere, die da meinten, sie müßten in Scham und Schande ob dieses Tages ihr Haupt verhüllen.

Es geht nun um unsere Zukunft, die jedes Einzelnen wie des ganzen großen Volkes. Sie ruht, trotz unserer äußeren Zwangslage, in die uns der Ausgang des Krieges gestellt hat, doch zum sehr großen Teil in uns selber, vor allem in unserer Jugend, das Wort im weitesten Sinne gefaßt, in allen also, die noch schaffend leben, die noch freudig und bewußt mit gestalten wollen. An sie, die Bestimmenden, wendet sich daher auch Walther Rathenau in seiner Schrift: „An Deutschlands Jugend".*) Was er von ihr fordert, ist nicht Zerstörung, sondern Arbeit, langsamer, heiliger Neubau. Aus tiefen, geheiligten Herzen und neuem Geist. Das Geistige muß dabei über das Irdische gestellt werden. Einkehren wollen wir bei uns selber. Laßt uns nur, fordert er, hart werden aus Liebe und Treue. Lassen wir andern das Behagen der Beschönigung und des Selbstlobes, das seit vier Jahren zur schamlosen Pest der Völker geworden ist, und suchen wir den Weg zur alten Wahrhaftigkeit und Furchtlosigkeit, die unser vornehmstes Erbteil war.

Wer mit Ernst bei sich selber Einkehr hält, wird auch den rechten deutschen Zukunftsglauben wieder gewinnen. Er wird manches abstreifen, was bisher galt; es wird ein freier und männlicher Glaube sein, ohne Selbstentehrung, Schmeichelei, Bettelei und Winselei, für uns Deutsche aber so, wie er aus dem Herzen kommt und von deutschen Lippen klingt. Unsere ererbte sittliche Haltung der Mutverehrung wird er nicht verrichten, noch weniger aber sich ihr beugen. Der Glaube wird unsere Seelen läutern und die Seelen unserer Kinder bilden, aber Mittel zum Zweck, weder zum edlen noch zum geringen, wird er nicht werden. Kann ein Glaube sich nicht halten, sofern er nicht vom Staat verordnet wird, kann ein Staat sich nicht halten, sofern er nicht von einer Kirche verteidigt wird, so werden beide dahin sinken. Denn beide sind Mächte, die in einer befreiten Menschheit nur aus eignem Recht bestehen können. Und lediglich die Gesinnung tut's. Es gibt kein sittliches Handeln, sondern einen

*) Walther Rathenau, An Deutschlands Jugend. S. Fischer, Berlin, 127 S. 2.— Mk.

sittlichen Zustand, der unrechtes Handeln ausschließt.

In eiserner Arbeit wird alles neu geschaffen werden müssen, Lebensweise, Wirtschaft, Gesellschaftsform und Staatsbau. Unser Leben wird in dieser Arbeit ernster und härter werden, aber so Gott will, auch geistiger und reiner und in seinen Freuden auch anmutiger. Wenn die Außenwirtschaft ihre neuen Grenzen hat, so muß die Innenwirtschaft umso ergiebiger, vor allen Dingen solidarischer gestaltet werden. Völkerbund, Abrüstung und Schiedsgerichte sind möglich und verständig: doch alles bleibt wirkungslos, sofern nicht als erstes ein Wirtschaftsbund, eine Gemeinwirtschaft der Erde geschaffen wird. Dieser hat zur Aufgabe die Aufteilung und gemeinsame Verwaltung der internationalen Rohstoffe, die Aufteilung des internationalen Absatzes und der internationalen Finanzierung.

Rathenau sagt selbst von sich, daß er kein Pazifist im üblichen Sinne des Wortes sei, aber er sehnt das Ende eines Krieges herbei, der ins fünfte Jahr hineinschreitet. Daher mahnt er: Endet dies unergiebige und würdelose Spiel. Wetteifert. Schafft sittliche Ideen, die allen dienen und niemand vernichten, schafft den universalen Gedanken der Solidarität, nicht durch lahme Schiedsgerichte und kraftlose Paragraphen, sondern durch lebendiges Zusammenwirken; tut das soziale Unrecht ab im Innern und das barbarische im Völkerverkehr; wandelt die Anarchie in Ordnung; schafft dem Gedanken der Menschlichkeit sein Recht, doch nicht in verblasenem Pazifismus und utopischer Duselei; beginnt da, wo die Gefahr am dringendsten, die Schwierigkeit am größten, die Arbeit am härtesten ist, beginnt mit der Wirtschaft. Und dann, wenn das Gröbste geleistet ist, steigt auf zum Kulturellen, zum Geistigen und Menschlichen. Niemals wieder sollte die Erde dem jetzigen Blutrausch des Krieges verfallen. Denn kein Schlagwort ist so elend Lügen gestraft worden wie das von den sittlich und geistig regenerierenden Kräften des Krieges, wie das von der großen Zeit. Gewiß geschah an allen Fronten Großes, Größeres vielleicht da, wo in dunkler Stille die Herzen der Mütter bluten. Aber überblicken wir alle Länder, die mittelbar oder unmittelbar vom Kriege ergriffen worden sind, so finden wir überall die gleiche Entsittlichung in den Formen der gierigen Bereicherung, der Korruption, des Schwindels, der Denunziation, der Spionage, der Bosheit und Lüge. Überall die gleiche Entgeistigung in den Formen der Phrase, der Trivialität, der Urteilslosigkeit, des Selbstlobs, des niederen Massengeschmacks. Diesen Krieg erträgt die Erde nicht zum zweitenmal, wenn sie ihn physisch überstände, so ginge sie seelisch zugrunde.

Viel Beachtenswertes sagt Rathenau über den Charakter des deutschen Volkes. Wir waren ein halbkonstitutioneller Staat, in welchem die Worte Volk und Demokratie vor dem Kriege verpönt waren. Ein Staat, in welchem viele Sonderrechte bestehen und niemand eines aufzugeben braucht, weil niemand es verlangt. Darnach müßten wir also demokratischer werden. Aber, so folgert er weiter, Autokratie und Demokratie sind nicht Gegensätze, die sich ausschließen; im Gegenteil, nur in ihrer Vereinigung kommen sie zur Wirkung. Nur auf demokratischer Grundlage kann und darf autokratisch regiert werden, nur mit autokratischem Überbau ist Demokratie gerechtfertigt.

Viel muß in unserm Volkscharakter anders werden in Zukunft. Uns fehlte der psychologische Blick für das Wesen der andern Völker und wir selber verkannten uns auch. Bei andern sahen wir nur die Schattenseiten, bei uns nur das Licht. So war der Boden vorbereitet für das Beschämendste und Un-

deutscheste, die maßlose, schamlose Ausschüttung des Selbstlobs. Wir sind aber mitnichten ein von Gott auserwähltes Volk und wollen es nicht sein. Aber wir sind ein junges Volk und haben dennoch eine alte, herrliche Vergangenheit. Und eines haben wir vor den andern Völkern freilich voraus: die Härte und Schwere der metaphysischen Pflicht. Deshalb ist unser Blick nach innen und nach oben gegeben, das Streben zur Sache, zu den Dingen und zur Wahrheit. Wir müssen das Leben schwerer nehmen als die andern.

Ein anderer Hauptfehler unseres Volkes besteht darin, daß uns das persönliche Unabhängigkeitsgefühl fehlt, wir neigen zur gewollten Abhängigkeit, wobei bemerkt werden mag, daß Unabhängigkeit nicht mit Zuchtlosigkeit und Abhängigkeit auch nicht mit Treue verwechselt werden darf. In der Unselbständigkeit unseres gesamten Lebens merken wir garnicht die starken Bindungen, die militärisch-feudale, die gesellschaftliche, die bürokratische, die plutokratische, das Vorgesetzten- und Subordinationswesen des bürgerlichen Lebens, die Bevorzugung der Stände, die zopfigen Ungleichheiten und Unfreundlichkeiten amtlicher Behandlung. Abhängigkeitsgefühl, auf Geistiges übertragen, bedeutet Autoritätsglauben und -überschätzung. So hetzen wir infolgedessen in der Wissenschaft den Entwicklungsbegriff und Historismus zu Tode. In der Verwaltung haften wir an der Tradition. Militär und Beamtenschaft unterstehen einer Führungs- und Herkunftskontrolle. Unsere Titelsucht bedeutet den Verzicht eines bedeutenden Teils der bürgerlichen Intelligenz auf politische Unabhängigkeit. Auch beim Proletariat findet sich genau dasselbe Abhängigkeitsgefühl und zwar in der tiefen Beziehung zwischen Führer und Masse. Eigentümlich ist unserm Volke die Subordination. Das Abhängigkeitsbedürfnis sollte sich nur im Sachlichen auswirken, bei uns aber greift es allzusehr in die menschliche Beziehung über. Diese unsere Subordination ist aber nicht leicht zu nehmen. Sie schädigt auch unsern Menschenwert. Wir brauchen zweierlei dafür: Herrentum und Würde. Das Abhängigkeitsbedürfnis ist eins der schwersten Hemmnisse inneren und äußeren Aufstiegs, und es ist der Kardinalfehler des deutschen Volkes. Würde und Adel und Herrentum aber können in gewollter und geduldeter Abhängigkeit nicht bestehen.

Das deutsche Volk, so folgert Rathenau zum Schluß, hat seine bestimmte Sendung. Diese ist nicht der Militarismus, auch nicht die Mechanisierung und Technik, am wenigsten Weltherrschaft. Sie ist vielmehr die Sendung, die sie immer war und immer sein wird: die Sendung des reinen, unbestechlichen, unbeirrbaren und unerbittlichen Geistes. Diese Sendung erfordert nicht Emanzipierte und Untergebene, sondern adelige Männer, die erfüllt sind von dem Bilde des Deutschlands, das wir im Herzen tragen, des Landes der Wahrheit, der Treue, der Geistigkeit, der Innigkeit, des reinen Glaubens.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Dramatisches Schaffen ist weder verständige Abwicklung verworrener Verhältnisse noch Brandung überschäumenden Gefühls, sondern beherrschte Leidenschaft, Bewegung, die nicht zur Ruhe erstarrt und nicht zur Raserei wird. Kraftfroh stampfen und steigen die Rosse, aber der Lenker zügelt und zwingt sie mit sicherer Hand.

Solch Zusammenwirken kühler Ruhe und leidenschaftlicher Bewegung tritt immer aufs neue als stärkster Eindruck

in den Werken Georg Kaisers hervor, so auch wieder in den zu einem Bande verknüpften Einaktern „Claudius, Friedrich und Anna, Juana" (Weimar, G. Kiepenheuer, 1918). Zahlreiche Fäden verbinden diese Dichtungen mit den großen Dramen Kaisers, am meisten der in allen Werken lebendige und Leben spendende Grundgedanke, der sich nach einer gelegentlichen persönlichen Mitteilung des Verfassers mit dessen eigenen Worten so umschreiben läßt: „Kritik des gegenwärtigen Menschen im Willen zum neuen Menschen". Diesen in immer neuem Stoff aus entlegensten Gebieten sichtbar zu machen, ist die Aufgabe, die sich Kaiser gestellt hat. „Den Stoff sieht fast jedermann vor sich", sagt Goethe, während Gehalt und Form nicht so offen zutage liegen. So ist es kein Wunder, daß jedermann (unter den Zuschauern und Richtern) in seinen Dramen die Mannigfaltigkeit des Stoffes, aber nicht immer die Einheit des Gehalts und die hohe Kunst der Form sieht. Wer ist der neue Mensch, und wie wird er sichtbar? Er ist ein Erneuerer ursprünglicher Natur, ein Befreier von Gewohnheit und Vorurteil, vom Götzendienst des Alltags, ein Führer zur Tat, die nicht des Täters eigenes Glück, sondern das Vollbringen eines als notwendig erkannten Werkes erstrebt. Er ist vor allem seiner Aufgabe so ergeben, daß er sich selbst oder, was ihr in seinem Wünschen und Handeln entgegensteht, zu opfern bereit ist. Opfere dich für Höheres! Werde, was du bist! Verwirkliche in dir und deinem Tun den Begriff des Menschen, des schaffenden, gütigen, großen Menschen!

Von den genannten Einaktern sind besonders der zweite und dritte geeignet, ein anschauliches Bild von der Gedankenwelt und zugleich von der stahlharten, zielsicheren Ausdruckskunst des Dichters zu geben. Das Spiel „Friedrich und Anna" ist hier schon bei seinem Erscheinen (in einem Sammelwerk) besprochen worden*). „Juana" erneuert das Enoch-Arden-Motiv mit der überraschenden und doch wohl vorbereiteten Wendung, daß die Frau freiwillig aus dem Leben scheidet, um die Freundschaft der beiden Männer zu schützen. Der Dichter hat schon an größeren Gegenständen seine Art und Kunst bewiesen, er hat diese aber selten so rein und überzeugend wie hier zum Ausdruck gebracht.

Kaisers Komödien- und Tragikomödienheld ist das Zerrbild des neuen Menschen, ein Gernegroß, dessen Mißverhältnis zu dem, was er sein möchte oder sollte, die Quelle seiner Leiden und unserer Freuden wird. Diese Helden lachen nicht, sie werden verlacht, aber immer mischt sich ein tragischer Ton in die Heiterkeit und Mitleid in unser Lachen. (Nur einmal, in „Europa", ist alle Erdenschwere abgetan, das Leben zum Spiel froher Kraft geworden.)

Das Jugendwerk des Dichters, die Tragikomödie „Rektor Kleist", liegt jetzt auch in Buchform vor (Berlin, S. Fischer, 1918). Schon hier zeigen sich durchaus die Grundzüge und in einigen Abschnitten die Vorzüge seines Schaffens. Dieser Rektor, der sein körperliches Siechtum vor allen verbergen möchte, der die Jungen um ihre geraden, kräftigen Glieder beneidet und sich als Liebhaber spartanischer Zucht gebärdet, eifersüchtig auf sein Ansehen bedacht, sich selbst zum Ekel und andern zur Qual, wird zum Opfer seines eigenen Trugbildes und reißt andere mit ins Verderben. Nach dem Höhepunkt wird die Linienführung unsicher oder doch verwirrend, aber auch bei diesem von Anfang an zu sehr als Verzerrung angelegten Gemälde tritt deutlich der scharfe Blick für das We-

*) Nord und Süd, Augustheft 1918.

sentliche und ebenso für die dramatisch wirkungsvolle Form hervor.

Ähnlich zeigt sich ein Versagen am Schluß in dem Lustspiel „Der Zentaur" (Berlin, S. Fischer, 1918). Der Held ist ein Spießbürger, der ein Opfer seines Pflichtgefühls wird. Der Einfall, von dem die Handlung ausgeht — eine Testamentsbestimmung, nach der die Auszahlung eines Vermögens von der Geburt eines Kindes abhängig gemacht wird — ist nicht übermäßig neu, der Aufbau der Handlung voll ausgezeichnet gelungener Züge, die Fortführung vom Höhepunkt aus, die Kaiser auf verschiedene Weise versucht hat, aber nicht ebenso gelungen. In der hier vorliegenden Fassung stört vor allem, daß die Lösung von außen her, durch neu angesponnene Fäden gebracht werden soll. Steht das Stück im ganzen nicht auf der Höhe anderer Werke Kaisers, so soll doch nachdrücklich anerkannt werden, daß das Charakterbild des Helden, dieses wunderlichen, vor lauter Gewissenhaftigkeit gewissenlosen Schulmeisters, eine Glanzleistung und zum Teil von erschütternder Komik ist.

Der Schweizer Heinrich Federer, der als Schriftsteller spät angefangen hat, schafft nun um so unermüdlicher. Aus seinen Werken spricht etwas Wurzelhaftes, fast Unliterarisches, das wohl gelegentlich die volkstümlich gemütliche Kalendergeschichte streift, nicht selten aber als urwüchsige Schöpferkraft wirkt. Liebe zur Natur, zum Volk, zur Freiheit verbindet sich mit kindlicher Frömmigkeit zu einer Lebenseinheit von achtunggebietender Art. Dazu kommt quellende Phantasie, bildkräftige Sprache und namentlich in den kleineren Erzeugnissen feste Prägung der Gestalten und Gedanken. Eine Reihe schmucker Bändchen mit Erzählungen und Skizzen Federers (Freiburg im Br., Herder) läßt dies wieder erkennen. In den beiden neuesten Heften, „Der Fürchtemacher" und „Das Wunder in Holzschuhen", bildet den Mittel- oder Anknüpfungspunkt die Gestalt des Schweizer Mystikers Nikolaus von Flüe (1417—1487). Künstlerisch wertvoll sind besonders die Titelgeschichte des zweiten Bändchens und die Erzählung „Wie Bruderklaus lesen lehrt". Sie zeigen so viel Kraft und Innigkeit zugleich, daß sich die Legenden Gottfried Kellers dieser Nachbarschaft nicht zu schämen brauchen. Die früheren Bändchen sind inzwischen in neuen Auflagen erschienen: die Erzählung aus dem Freiheitskampf Irlands „Patria!" und die schönen, stimmungsreichen Reisekapitel und Geschichten aus Italien „Eine Nacht in den Abruzzen. Mein Tarcisius-Geschichtlein", „Aus Franzens Poetenstube" und „Gebt mir meine Wildnis wieder!"

Zur guten volkstümlichen Literatur gehört auch der Roman „Sonnensehnsucht" von Hans Eschelbach (Bonn, Veritas-Verlag). Er handelt vom Elend und Aufstieg eines Bergmanns, von seiner Sonnensehnsucht in den Tiefen der Erde, von seinem sozialen, sittlichen, geistigen Aufwärtsschreiten. Der Verfasser kennt genau die Welt seines Helden; er führt uns von seiner Dorfheimat durch Bergwerke, ins Getriebe der Eisenindustrie, in die Versammlungen der Arbeiter; er entwirft anschauliche Bilder von ihrer Arbeit, ihren Mußestunden, ihrem ganzen Leben. Wie es nicht selten bei solchen Erziehungsromanen der Fall ist, fesselt uns der etwas farblose Held weniger als seine Umgebung. Alles ist in breit ausgemalten Bildern dargestellt, die zuweilen die Handlung zu ersticken drohen, auch an Wiederholungen ähnlicher Motive leiden, aber zum Teil ausgezeichnete Schilderungen sind. Dies gilt besonders von der

großen Streikversammlung, die den Höhepunkt des Werkes bildet. Unter den Nebenpersonen fesseln mehr als der Hauptheld zwei Männer: ein alter Achtundvierziger, „der Lateiner", der ein Philosoph und Volksaufklärer in seinem Heimatsdorf geworden ist, und ein hochstrebender Arbeiter, der zuerst vergeblich durch Erfindungen für die Sicherheit seiner Brüder zu sorgen sucht, ihnen dann als politischer Führer dient, besonnen, opfermutig und bis zum Tode getreu. Das Schlußkapitel fällt aus dem Rahmen heraus. Im übrigen ist das ganze Werk voll gesunder Kraft, voll Wirklichkeitssinn, mit dem sich gelegentlich auch ein Stück Romantik ganz gut verträgt, voll Lebensfülle und eindringender Wärme. Das mag man schon gelten lassen, auch wenn die höchste Weihe der Kunst nicht zu spüren ist.

Einen Nachklang aus der Kriegszeit, der wohl wert ist, noch vernommen zu werden, bringt das Werk von Wilhelm Spengler „Sechs aus einem Dorf. Neue Kriegserlebnisse" (Freiburg i. Br., Herder, 1919). Das mit Beifall begrüßte Buch des Verfassers „Wir waren drei Kameraden" findet hier eine Fortsetzung, die frisch und anschaulich wie jenes ist. Spengler erzählt in diesem Bande von den Erlebnissen, die er als bayerischer Infanterist vom September 1914 bis März 1915 gehabt hat — zuerst auf dem Marsch durch Belgien, dann im Stellungskrieg. Mühsal und Kampf, Leid und Scherz im Soldatenleben werden gemütvoll ohne Rührseligkeit, markig ohne Heldenpose geschildert.

Um den meistgelesenen und meistgescholtenen Volksschriftsteller der letzten Jahre, Karl May, entbrannte neu ein heftiger Kampf aus Anlaß eines Nachrufs. Anton Bettelheims „Abrechnung mit dem Karl May-Verlag" (Leipzig, Hesse & Becker, 1918) weckt vor allem das Gefühl schmerzlichen Bedauerns, daß der Verfasser infolge des Streites um Mays Lebensbild von der Herausgabe des Werkes „Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog", das er so lange erfolgreich geleitet hat, zurückgetreten ist. Dies Bedauern ist um so größer, als man sich nach Prüfung dieser Schrift und der gegnerischen Stimmen sagen muß, daß der Bruch Bettelheims mit dem Verlage des Jahrbuches (Georg Reimer) wohl hätte vermieden werden können. Nimmt man alle Äußerungen und Gegenäußerungen in der leidigen Angelegenheit zusammen, so scheint mir dies das Ergebnis zu sein: in der Form des Verfahrens konnte sich Bettelheim als Herausgeber durch mancherlei gekränkt fühlen (ganz zu schweigen von einer schlimmen Entgleisung, die sich der Vertreter des Karl-May-Verlages zuschulden kommen ließ); in der Sache ist keine Notwendigkeit dafür zu erkennen, daß Bettelheim auf der uneingeschränkten Veröffentlichung des ersten (von Kleinberg verfaßten) Lebensabrisses im Jahrbuch bestand, der eine Reihe falscher Beschuldigungen und unbeweisbarer Verdächtigungen gegen May enthielt. Die Frage, wie das Schaffen Mays zu würdigen ist, hat damit nichts zu tun. Hierin wird wohl der Verfasser des zweiten Lebensabrisses, Buchenau, nicht ganz unrecht haben, der die Ansicht vertritt, daß die Schriften Mays einer ästhetischen Kritik kaum standhalten, aber als „Volksschriftstellerei" Anerkennung verdienen, wenn ich auch sein Urteil, daß sie als solche „unübertrefflich" sind, für eine starke Übertreibung halte.

Der von August Langmesser herausgegebene Briefwechsel von Conrad Ferdinand Meyer und Julius Rodenberg (Berlin, Gebrüder Paetel, 1918) beleuchtet das Wesen und Wirken beider Männer

in reizvoller Weise. Wir sehen hier in Rodenberg den Anreger, der den Schweizer Dichter — wie manchen andern — immer aufs neue zum Schaffen anspornt und im Schaffen berät, damit zunächst Beiträge für seine „Deutsche Rundschau" gewinnt, zugleich aber für die deutsche Literatur Meisterwerke zutage fördern hilft. Zur innigen Mitarbeit wird seine Beratung beim Entstehen von Meyers „Lutherlied", dessen Werdegang wir ausführlich vor uns entfaltet sehen. Noch wichtiger ist die andere Seite des Werkes: der Anteil Meyers an diesem Briefwechsel. Wir lieben und bewundern aufs neue den Menschen voll Ernst, Innerlichkeit und deutscher Gesinnung, den immer um Höchstes ringenden Dichter. Schade, daß kein Personen- und Sachverzeichnis das Nachschlagen in dem schönen Werke erleichtert!

In das ältere Schweizer Geistesleben führen zwei lesenswerte „Volksbücher des Deutschschweizerischen Sprachvereins" (Basel, Ernst Finckh). „Huldrych Zwingli und seine Sprache" von Oskar Farner, der an der Hand zahlreicher Beispiele die volkstümliche Sprachgewalt des Reformators zeigt, und „Jeremias Gotthelf" von Otto v. Greyerz, der ein liebevolles Lebens- und Charakterbild des Dichters gibt und gut, wenn auch reichlich knapp seine Werke würdigt. Gotthelfs politische Stellung wird im Rahmen der zeitgeschichtlichen Verhältnisse besprochen, besonderes Gewicht auch hier auf die sprachliche Eigenart gelegt.

Auf einige rein sprachliche Werke sei noch kurz verwiesen. Das durch viele Vorzüge ausgezeichnete „etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache" von Ernst Wasserzieher „Woher?" (Berlin, F. Dümmler, 1918) ist nach kurzer Frist in zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage erschienen. Wie hier schon bei der ersten Auflage ausgeführt wurde*), ist das Werk nicht nur ein etymologisches, sondern auch ein kulturgeschichtliches Nachschlagebuch. Es weist in der neuen Auflage zahlreiche Ergänzungen auf, die es noch wertvoller machen.

Eduard Engel, der rücksichtslos schneidigste Bekämpfer aller Ausländerei in unserer Sprache, hat in seinem „Verdeutschungswörterbuch für Amt, Schule, Haus, Leben" „Entwelschung" (Leipzig, Hesse & Becker) eine erstaunliche Fülle deutscher Wendungen für entbehrliche Fremdwörter zusammengestellt. Was tut's, wenn sich unter den ernsthaften Verdeutschungen auch allerlei Sprachulk findet! Auch der Humor hat sein Recht in diesen Dingen. Grundsätzlich bekenne ich mich gern zu seiner Partei. Den Benutzern wird gewiß damit gedient sein, daß ihnen für denselben fremden Ausdruck mehrere, oft sehr zahlreiche deutsche Wendungen von verschiedenem Gefühlston geboten werden. Von wissenschaftlichem Wert sind die Angaben über das erste Eindringen der einzelnen Fremdwörter in die Schriftsprache und die Hinweise auf gute Verdeutschungen, die wir unsern Dichtern und Schriftstellern verdanken. Bedauerlich erscheint mir, daß der Verfasser aus Furcht, nur „Berufswelschern" zu dienen, fast nichts über die Herkunft der Fremdwörter sagt.

Einen viel milderen Ton als in seinen Werken gegen die Ausländerei in der Sprache schlägt Engel in dem Buch „Gutes Deutsch" (Leipzig, Hesse & Becker) an. Umsichtig und besonnen gibt er hier Ratschläge, die durchweg beherzigenswert sind, Anregungen in allen wichtigeren Fragen, indem er überall das, was die Höchstgebildeten in deutscher Sprache geschrieben und gesprochen haben, als Richtschnur dienen läßt.

---

*) Nord und Süd, Novemberheft 1918.

Geschichtliche Rundschau III.

Von Dr. Kurt Ed. Imberg.

Eine tiefdurchdachte, lesenswerte Arbeit über „Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen" veröffentlicht Theodor Lessing bei der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung in München. Der als philosophischer Schriftsteller bekannte Verfasser scheint von der Geschichtswissenschaft nicht allzu viel zu halten, wenn er gleich zu Anfang seines Buches bemerkt, daß „Geschichte, aus Wunsch und Wille, Bedürfnis und Absicht entsteigend, Traumdichtungen des Menschengeschlechts verwirklicht". Lessing will zeigen, „daß Einheit der Geschichte nirgendwo besteht, wenn nicht in dem Akte der Vereinheitlichung; Wert der Geschichte nirgendwo, wenn nicht in dem Akte der Werthaltung". Sinn von Geschichte sei einzig und allein jener Sinn, „den ich mir selber gebe, und geschichtliche Entwicklung ist die Entwicklung von Mir aus und zu Mir hin". Wenn wir dem Verfasser auch in sehr vielen seiner Ausführungen ganz und garnicht zustimmen können, vielfach sogar auf einem entgegengesetzten Standpunkte betr. Geschichte, Geschichtswissenschaft und Geschichtsforschung stehen, so bietet das Buch doch so viel Interessantes, daß wir es mit gutem Gewissen als eine Bereicherung der Geschichtsphilosophie bezeichnen können, und so viel Lehrreiches, was das Buch für Philosophen wie für den Historiker lesenswert macht. —

In der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig) ist als 440. und 441. Band eine kurzgefaßte „Brandenburgisch-Preußische Geschichte" aus der Feder des Archivars Dr. Friedrich Israël erschienen. Selbstverständlich konnte Israël innerhalb des beschränkten Rahmens keine ausführliche, bis in alle Einzelheiten gehende Geschichte Brandenburg-Preußens geben, sondern er mußte sich darauf beschränken, die wichtigsten Ereignisse in der Entwicklung des preußischen Staates in knapper Form so zu einem Gesamtbilde zusammenzufassen, wie es der heutige Stand der Geschichtsforschung dem Historiker bietet. Dies ist dem Verfasser denn auch recht gut gelungen. Indem er allbekannte Ereignisse, insbesondere auch die kriegerischen, nur kurz berührt und sich nicht in Einzelheiten verliert, gelingt es ihm, mehr Raum zu erhalten für die Schilderung der großen Gesichtspunkte in der auswärtigen Politik und für die Behandlung des inneren Verfassungs- und Verwaltungslebens, deren Entwicklung und Zusammenhänge weit weniger bekannt und erkannt sind als die kriegerischen Geschehnisse, die leider immer noch allzu sehr bei dem Geschichtsunterricht in unseren Schulen in den Vordergrund gerückt werden. Ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis für jede einzelne Periode am Schluß der beiden Bände erleichtert es dem Leser, sich über diesen oder jenen Abschnitt der brandenburgisch-preußischen Geschichte genauer zu unterrichten.

In derselben Sammlung erschien — bereits in dritter Auflage — das Büchlein von Prof. Dr. Ottocar Weber: „1848". Es enthält sechs Vorträge über das Revolutionsjahr, die gerade in der heutigen Zeit von großem Interesse sein dürften. So wird das kleine Buch auch weiterhin seinen Weg machen und sich auch weitere Freunde und Leser erwerben. — Bismarcks Staatskunst" behandelt Prof. Dr. Paul Herre im 53. Heft der von Prof. Franz v. Mammen bei der Wissenschaftlichen Verlagsanstalt „Globus" in Dresden herausgegebenen „Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft". Die Schrift faßt die Wesenszüge von Bismarcks Staatskunst kurz zusammen, indem sie deren allgemeine Antriebe und technische Mittel klarstellt. Es werden

zunächst die Eigenschaften entwickelt, die Bismarck im Sinne staatsmännischer Anlage besaß, geniales Einfühlungsvermögen, grandiose Willenskraft, Kunst der Menschenbehandlung, Wirklichkeitssinn, Berechnung und Verschlagenheit. Weiter zeigt Herre, wie dementsprechend das Handeln unseres größten Staatsmannes ganz auf der Grundlage der staatlichen Machtbesonderheiten ruhte, mit dem alleinigen Zielpunkt des real erkannten Interesses des eigenen Staates. Neben diesen politischen Triebkräften werden aber auch mit besonderem Nachdruck die persönlichen und sachlichen Faktoren besprochen, die der Staatskunst Bismarcks erst das eigene Gepräge gaben: seine Wahrhaftigkeit und Sittlichkeit, sein geschichtliches Verständnis, seine von Überzeugung getragene Hingabe, sowie sein hohes Verantwortungsgefühl. —

Kurz sei wenigstens auch an dieser Stelle auf das 16. Heft der Quellenbücher zur österreichischen Geschichte „Aus Österreichs Vergangenheit" hingewiesen, die im Schulwissenschaftlichen Verlage A. Haase in Leipzig erscheinen, und auf die aufmerksam zu machen wir bereits in unseren Rundschauen der Kriegsliteratur des öfteren Gelegenheit genommen haben. Der neueste Band dieser Sammlung enthält das Vorwort zu den „Fragmenten aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa", die Friedrich Gentz 1806 anonym in Petersburg veröffentlicht hat. Der bekannte Biograph Maria Theresias Dr. Eugen Guglia hat diese kleine Schrift neu herausgegeben und mit einer guten Einleitung versehen, die den Leser in die Zeit einführt, in der Gentz seine Fragmente schrieb.

* * *

Wie nicht anders zu erwarten, hat die Revolution in Rußland und das Auftreten der Bolschewisten das Erscheinen einer ganzen Reihe von Schriften über dieses Thema veranlaßt, die zum großen Teil jetzt, wo wir die Gefahr laufen, ähnlichen Zuständen entgegenzugehen, wie sie in Rußland herrschen, von Interesse und vielleicht auch lehrreich sein können, da man aus ihnen ersehen kann, wohin der Bolschewismus führt, führen muß, wenn es nicht gelingt, seinem weiteren Vordringen rechtzeitig einen Damm entgegenzubauen. Sehr interessant ist eine Reihe von Aufsätzen, die der bekannte russische Schriftsteller und Revolutionär Maxim Gorkij in seiner Zeitung „Nowaja Shisn" über die Herrschaft der Bolschewisten veröffentlicht hat, und die nun unter dem Titel „Ein Jahr russische Revolution" ins Deutsche übersetzt und von Prof. Paul Nikolaus Cossmann mit einem Nachwort versehen als Oktoberheft 1918 der „Süddeutschen Monatshefte" erschienen sind. Gorkij macht in diesen kurzen Aufsätzen energisch Front gegen den Bolschewismus und seine Anhänger, da sie mit ihren Forderungen und Handlungen Rußland völlig zugrunde richten. Der Verfasser scheint sich jedoch nicht darüber klar zu sein, daß der Bolschewismus nur eine Folge der Revolution ist, eine Folge, die man bei allen geglückten Revolutionen beobachten kann, mag man diese revolutionäre Richtung nun Jakobiner, Bolschewisten oder sonstwie nennen; es ist eine Minderheit, denen das Erreichte und Erstrebte nicht weit und radikal genug ist, und die in ihrem Unverstande — oder Idealismus? — Umwälzungen im Staatskörper fordern, die diesen notwendigerweise völlig zerstören müssen und mit ihm diejenigen, deren Leben und Wirken an ihn geknüpft ist. Inwieweit die Revolutionäre, auch die gemäßigten, an diesem Auswuchs der Revolution schuld sind, soll hier nicht untersucht werden.

In ähnlichem Sinne sind die Erinnerungen des russischen Obersten K. M. Oberntschew, die er unter

dem Titel „Die Morgenröte“ im Verlage von Max Rascher in Zürich veröffentlicht. Mögen diese Erinnerungen auch manchmal mehr Dichtung als Wahrheit sein, mag ihr Verfasser auch hier und da seine Person etwas zu stark in den Vordergrund schieben, so liest sich das Buch doch nett, da es fesselnd und interessant geschrieben ist.

Wie die Herrschaft des Bolschewismus in Rußland ist, welches ungeheure Unglück und Elend er über das Land gebracht hat, zeigen auch die bei Rascher u. Co. in Zürich verlegten Erlebnisse von Rußland-Schweizern „Unter der Herrschaft des Bolschewismus“, die geeignet sind, aufklärend zu wirken über die wahren Absichten und Taten der angeblichen „Volksbeglücker“.

„Den roten Aufruhr in Finnland im Jahre 1918“ schildert auf Grundlage offizieller Urkunden Henning Söderhjelm in einem kürzlich bei Quelle & Meyer in Leipzig erschienenen Buche. Er untersucht die Voraussetzungen und Vorbereitungen der Revolution und versucht ein Bild zu geben von der Auffassung der „Roten“, wie sie in ihren Schilderungen und Schriftstücken zutage tritt.

„Die Bilanz des russischen Bolschewismubs“ zieht Dimitri Gawronsky in einer Schrift, die bei Paul Cassirer in Berlin erscheint. Der Verfasser ist einer der maßgebenden Führer der linken Gruppe der Sozialisten-Revolutionäre, einer Partei, die vor der Revolution sogar noch eine radikalere Richtung verfolgte als die Bolschewisten. Um so interessanter ist es zu sehen, wie sich Gawronsky jetzt gegen die Theorie und Praxis der Bolschewisten wendet, jetzt, wo er sieht, daß es in der Politik wie überall im Leben ein himmelweiter Unterschied ist zwischen Theorie und Praxis, und daß die theoretischen Ideale oft in der Praxis zu einer Hölle voller Teufel werden.

* * *

In einem Buche „Der Kampf um Türkisch-Asien“, das von Margret Platzbecker ins Deutsche übersetzt im Verlage von C. C. Klinkicht & Sohn (Meißen) erschienen ist, behandelt der Norweger Anton Mohr das Problem der Bagdadbahn. Der Verfasser bietet eine eingehende Darstellung der Geschichte dieser Bahn mit allen ihren Hemmungen und Schwierigkeiten, die ihr seitens der Türkei und der Entente-Mächte entgegengesetzt wurden, welch letztere von der Vollendung dieser Bahn eine zu große Stärkung der Türkei befürchteten, die ganz und garnicht in ihrem Interesse lag. Daneben schildert Mohr in Form einer Reisebeschreibung klar und anschaulich Land und Leute derjenigen Gegenden, die die Bahnlinie durchläuft. Es dürfte sicherlich viele interessieren, aus neutraler Feder etwas über jenes große Projekt zu lesen, das — von Anfang an im politischen Brennpunkt stehend — von allergrößter Bedeutung in der Weltpolitik der letzten Jahre vor dem Weltkriege gewesen ist. —

Auch eine kleine Schrift von Prof. Dr. M. J. Bonn, die in der von Palatinus bei Georg Müller in München herausgegebenen Sammlung „Fehler und Forderungen. Schriften zur Neugestaltung deutscher Politik“ erschienen ist, können wir unseren Lesern empfehlen. Sie führt den Titel: „Mußte es sein?“ und behandelt die Frage, aus welchen Motiven heraus während des Krieges die Stimmung in den Vereinigten Staaten von Amerika von Anfang an stark gegen Deutschland gerichtet war, und aus welchen Gründen es schließlich zum Kriege zwischen den beiden Staaten gekommen ist. Prof. Bonn ist selbst bis zum Abbruch der Beziehungen in den Vereinigten Staaten tätig gewesen und ist daher die geeignete Persönlichkeit, über die Verhältnisse in Amerika, wie sie wirklich waren, zu sprechen. —

Weit weniger wertvoll ist das achte

Heft dieser Schriftenreihe von Hans Cornelius: „Völkerbund und Dauerfriede". Er entwickelt — wie schon so viele andere Idealisten und Schwärmer vor ihm — den Gedanken einer übernationalen Organisation, die allein nach seinem Plan über Waffengewalt verfügen soll. Dieser übernationale Staat, den der Verfasser aufzubauen gedenkt, ist ja auf dem Papier sehr schön. Aber in Wirklichkeit? Vielleicht fragt er einmal in England und Amerika an, was man dort zu seinem Vorschlage meint. Voraussichtlich wird man ihm ein Lob erteilen, im übrigen sich in der Praxis jedoch wenig darum kümmern. Ein Völkerbund — wenn man so sagen darf — wird vielleicht jetzt auf der Pariser Konferenz zustandekommen, aber nicht ein Völkerbund, wie er deutschen Idealisten immer noch vorschwebt, sondern ein Völkerbund von Englands und Amerikas Gnaden, ein Völkerbund unter angelsächsischer Hegemonie. —

„Völkerfriede?" So betitelt Arnold Steinmann-Bucher eine Schrift, die er bei Leonhard Simion Nf. in Berlin erscheinen läßt, und in der er Verwahrung gegen die ununterbrochene Verschärfung der Waffenstillstandsbedingungen einlegt. Allerdings können wir das Vertrauen, das der Verfasser in Deutschlands Zukunft hat, nicht teilen. Solange wir auf dem beschrittenen Wege so weitergehen, wie es zur Zeit der Fall ist, werden derartige papierne Proteste das Papier nicht wert sein, auf dem sie geschrieben sind. mögen sie noch so ehrlich gemeint und gerechtfertigt sein. Wo keine Macht mehr ist, da nutzen auch keine Drohungen und Ermahnungen.

„Deutschtum und Schiedsgerichtsbarkeit" behandelt der Hauptredakteur der „Germania" Dr. August Hommerich in der von Prof. Dr. Godehard Jos. Ebers im Auftrage der Kommission für christliches Völkerrecht herausgegebenen Sammlung „Das Völkerrecht", die bei der Herderschen Verlagsbuchhandlung in Freiburg i. Br. erscheint. Der Verfasser unternimmt hier den Versuch, die Stellung der deutschen Regierung zu den Friedensvorschlägen des Papstes von 1917, soweit sie sich auf die Schiedsgerichtsbarkeit im zwischenstaatlichen Völkerleben beziehen, in Zusammenhang zu bringen mit der Geschichte des deutschen Volkes. Gestützt auf Autoritäten der Rechtsgeschichte zeigt er, eine wie große Rolle der Schiedsgerichtsgedanke im Rechts- und Staatsleben unserer Vorfahren gespielt hat. „Deutschtum, zwischenstaatlicher Genossenschaftsgedanke und Pflege der Schiedsgerichtsbarkeit gehören zusammen, wie in der kleinen deutschen Welt, so auf der großen weiten Erde." Auch dem internationalen Schiedsgerichtsgedanken werde das deutsche Volk und seine Regierung in Zukunft mehr Verständnis entgegenbringen, als dies leider in den letzten 20 Jahren der Fall gewesen sei. Im Interesse des Wiederaufbaus des Völkerrechts und der deutschen Mitarbeit an diesem großen Werke ist es zu wünschen, daß diese Schrift die Verbreitung erlangt, die ihr gebührt.

Theater-Rundschau.

Von Dr. Assaf Siffrin.

. . . Nur ganz wenige glühende, leuchtende Kohlen auf dem Kunstherd. Viel Asche, sehr viel Asche, die Kunsthunger stillen soll und wohl auch Eintagshunger stillt. Mit der Aufführung sind diese Eintagswerklein zur letzten Ruh gebettet — und vergessen. So ist es allemal, bleibt es allemal. Einmal im Mond schießt vielleicht eine Rakete in die Luft auf, leuchtet, verblaßt . . .

*

Rolf Lauckner ging nicht als Rakete auf. Er ging langsam empor — und wenn die Zeichen nicht trügen, wird er bleiben!

„Der Sturz des Apostel Paulus“*) im „Deutschen Theater“ — im Rahmen der Aufführungen des „Jungen Deutschland“ gegeben — war ein Erfolg: ein innerer Erfolg; der nicht äußerlich glänzend schien, aber innerlichst hell leuchtete, warm glühte. Ein großer Erfolg: um seiner Technik, zum zweiten um seines Inhalts und schließlich um seiner Bühnengestaltung willen.

Rolf Lauckners Technik hat die gerade Linie. Das zeichnet ihn unter den Jüngsten aus. Er malt ohne Deckfarben, ohne Effekte, alles offen, schlicht, aus dem Innern des Menschen, den er zeichnet, heraus. Um diese Grundeigenheit sollten ihn die Jungen beneiden. Das Wesentliche, dem er nachdrängt, ist der Menschentumsinhalt, der Erdengehalt eines jeden Wesens. Äußerlich an die Jüngsten gelehnt, greift er mit dem Auge und Gefühl in die Wesenswelt der Tolstoi, Dostojewski (auch Balzac!) hinein. Lauckner schreibt nicht wie all unsere „Letzten“; zwängt nicht um einer Idee, eines Grundzugs willen in die Relativität des gewollten Gedankenganges. Schreibt nicht wie Tolstoi, dessen Schüler er im Inhalt bleibt. Baut nicht auf ein Zerwürfnis des Einen mit den Vielen um Eines, um des Einzigen willen. Tolstoi, des stärkster Einfluß über Gerhart Hauptmanns Nazarener aus Schlesien Emanuel Quint gleitet und über diesen auf Lauckners Gestalt einen fahlen Schein wirft, ist der Vater dieses Stückes. Kein Zweifel. Die Linie ist gerade; und unverfälscht, weil Lauckner ein guter Schüler ist — und ein dankbarer Schüler dazu. — Noch mehr in der Malerei der Einzelgestalt, in der Technik des Malens wuchs dieser großartige Wurf der Gestaltung des Paul Schumann über die dogmatisch gehemmte Gestaltungsweise des Weisen von Jasnaja Poljana hinaus. Jener malt sie (im „Licht in der Finsternis“) von außen auf, als Ausfluß seines ganz eigenen, von den handelnden Personen unabhängigen Gedankenganges. Lauckner gestaltet von innen heraus, stülpt gleichsam die Menschentumsgehalte seiner Wesen nach außen — stellt sich daneben und betet bewundernd und liebevoll mit.

*) Als Buch im Verlag Erich Reiß erschienen.

Lauckner haucht symbolisch hin; in diesem Stück ist der Parallelismus der Handlung, der nachdenklich stimmt — und froh macht, augenfällig und sinnfällig zugleich. Aus einer Stätte gehen sie hervor, aus einem Bett, in dem sie gemeinsam schlafen: der Hundefänger und der Menschen(hunde)fänger. Und der „Heilige Paulus“ endet als Leierkastenmann bei seinem Genoß, der die Welt scheinbar besser zu begreifen vermag, an eben der Stätte, von der er ausgezogen war. Die ganze Welt hat sich um ihre Achse gedreht; allein der Hundefänger hatte es nicht nötig, sich zu wandeln — oder: die Kirchentür wird vom Hüter der staatlich sanktionierten Kirche dem Pseudopaulus vor der Nase zugeschlossen — und viele solcher Einzelzüge mehr vertiefen den Sinn. Alles ist nur so symbolisch hingehaucht. Viel Schönheit wird offenbar. (Schönheit, spricht Dostojewski, wird die Welt erlösen!) Dieses Erfassen der zartesten Blüten unserer Daseinswanderer, der Merkmale der Triebnaturen, die sich in Geistheit tauchen, ist auf der Bühne selten so wunderbar erreicht worden.

Zum zweiten war es der Inhalt, der ergriff. Charlatanerie und reiner Wahn sind dramatisch nie schöner verquickt worden.

Und dann lag es am Spiel. Alexander Moissi und Helene Thimig!

Gottbetrüger und Irdischbetrogene. Golgatha des modernen Getriebes.

— — — — — — —

Der Schwung des innerlich schwer zur Erde gravitierenden Pendels fehlt. Dies ist eine Folge der Jugend; birgt nur formale Schwäche, keineswegs inhaltlich dichterische Ohnmacht in sich. Der starke schwere Pendelschlag fehlt. Das große Zünden geht nicht auf — allüberall glimmt es herrlich warm, versengende Hitze strömt nicht aus. Lauckner hält sein „Sturmstück" zurück. — Viele Glöcklein erklingen, in hundertfacher Mannigfaltigkeit, eine ganze Skala menschlicher Empfindungen und Empfindsamkeit regend, — der schwere Glockenschlag des Gottestempels, der zu Geburt und Tod ertönt, schlägt hier noch leise nur an.

Gleichsam ein Schwalbenauffiug. Es ist kein Geier mit Fängen und Krallen, der die Forderungen seiner Jugend, der Jugend an die Welt stellt, der sich rauschenden Flügelschlags in die Lüfte erhebt. Immerhin Glockenklänge, die in den Morgen und Übermorgen hineinklingen. Der Ton singt, schwirrt noch ans Ohr. Dieses konnte nur Einer singen, der Höchstes in sich trägt.

Die Idee erstickt nicht das Menschliche. Lauckner läßt die Idee gleichsam Kreise schlagen um die Menschen und weist den geraden Weg dem jüngsten Drama.

Man fand, dünkt mich, hier das Beste einer bisher mehr didaktisch denn dramatisch sich gebärdenden Jugend. — Hier ist Reinheit aus ganzem herausgemeißelt — in Klarheit steht ein schönes Bauwerk vor uns! . . .

*

All die politischen, geistigen, vergeistigten Stücke — es werden nunmehr alle irgendwie politisch sich nennenden Arbeiten hervorgeholt — sind keine Stücke mehr . . .

Im „Lessing-Theater" erlebt man die Aufführung von Björnsons „König". Eines, der selber Vorbote sein will — und doch das Weiterrollen des Rades aufhalten will. All diese Stücke leiden daran, daß sie im Schatten — nicht im Licht — zweier abgeblendeten Zeitscheinwerfer stehen. Der Schatten zweier aufeinanderstoßenden Welten lagert über uns — und dem Stück, das nun nur papieren bleibt. Das Politische der Stücke und die heutige Zeit sind der erste Grund der Unbeteiligtheit. Zum zweiten kommt die schwächliche, geradezu abgepreßte Dramatik dieses undramatisch gestalteten Entwurfs einer Idee. Da müssen nun Geistervision, Revolverknall nachhelfen; und auch dann erfolgt nur ein äußerlicher Ruck. Und zum dritten liegt die Schwäche in der inneren Armut menschlicher Unterlagen.

Und so konnte jeder der Spieler nur so ein Tüpfelchen seiner eigenen Natur beilegen. Theodor Loos, äußerlich akklamiert — bleibt innerlich kalt; Kurt Goetz nur von einigen Tropfen Blutes durchpulst — und leider auch die herrliche Dagny Servaes nur ein Schemen dessen, was sie ist — was sie sein kann.

Die Regie Barnowskys arbeitet klar, straff — nicht genial. (Vorn links auf der Szene hatte die Volksversammlung einen Kopf, der einem Ei in Form und Farbe glich, aufzuweisen. Solche bewußte Unschönheit muß die Regie zu vermeiden wissen!) — Im übrigen glitt das Stück an unserem Innersten gefühllos ab.

*

Auch im „Kleinen Theater" wird etwas Politisches — aber weniger durchgeistigtes — gegeben: Sternheims: „Tabula rasa". Vier Typen starren uns entgegen: Syndikalismus (Sturm) und Revisionismus (Arthur), die gesteigerte Verbürgerlichung des

Sozialismus (Wilhelm) und ihre Fortsetzung in dem einstigen Proletarier, heutigen Fabrikdirektor Schippel. Dahinter die Massen, auf und abwogend: massenhafte Masse. —

Ein geistvoll dramatisiertes Kolleg über die Gesellschaftsordnung, über den vierten Stand, von seinen geistigen Schwankungen, seinem ungeistigen Willen — und letzten Endes seinen menschlichen Regungen! Immerhin stehen Menschen vor uns. Sternheim wirkt oft durch Wiederholung. So wirkt man immer — und Sternheim versteht so am stärksten zu wirken. —

Festzustellen ist: man möchte, daß jeder aus mancherlei Gründen es gesehen haben soll — und sonderbarerweise: nach einer kurzen Weile denkt man an das Stück nicht mehr. Indessen trifft man hier und da jene Menschen, die einen daran erinnern, daß sie bei Sternheim auftauchen — um in ihrer exemplarischen Einmaligkeit, (was gerade Sternheim vermeiden möchte), wieder unterzutauchen.

Regie (Altmann) und Spiel (Abel, Vallentin, Lupu Pick) belebten das Ganze und liehen den Gestalten der Karikatur rein menschliche Züge.

*

Im „Deutschen Theater" wurde noch Georg Kaisers „Von morgens bis Mitternacht" gegeben. Über das dynamisch-dramatische Gefüge des Stückes war schon viel die Rede. Die Aufführung wirkte zu wenig spontan, um den Eindruck zum Höchsten zu steigern. Auch konnte Pallenbergs Eigenart dem Kassierer, dem Wesen des aus dem Gleichgewicht geschleuderten Menschenwillen nicht gerecht werden. Die „Kammerspiele" boten noch Schönherrs „Narrenspiel des Lebens", in dem einzig die Leistung Paul Wegeners als freudlos durch die Welt jagender Einsiedler packen konnte. Dem Stück fehlt die innere organische Wärme. Eine Erinnerung mag den Dichter veranlaßt haben, dieses Erlebnis zu bannen. Wie ganz anders, dürftig, verdünnt, vermochte es nur zu wirken!

Während das „Lessing-Theater" nun noch das früher bereits für den Eintagshunger gespielte, oberflächliche Stück: „Der Blaufuchs" von Franz Herczeg wieder spielt — hat Friedrich Kayßler Strindbergs historisches Drama die „Nachtigall von Wittenberg", sich selber als markigen Luther herrlich-männlich darbietend, auf die Volksbühne gebracht. Wir kennen die Vorstellung von früher und es war höchster Genuß, alte, ewigjunge Freunde wiederzusehen. Die Volksbühne öffnet nun auch den Jungen die Tore. — Georg Kaiser, von dem es vor zwei Jahren an dieser Stelle hieß, daß er „morgen oder übermorgen der Gespieltesten einer sein wird", zieht mit seinem Drama „Gas" als erster ein.

Kayßler dehnt seine Arbeitsdomäne aus. Diesem Drang wissen wir großen Dank.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-uteza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

NORD UND SÜD

Bildnis und eigenhändige Unterschrift von Karl Kautsky.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10. Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Ersle v & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.
für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Baur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

43. Jahrgang. Band 169. Heft 536. Mai 1919.

Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein: Briefe an Kaiser und Kanzler.

Vorbemerkung der Redaktion: Für weitere Kreise dürfte nachfolgende Korrespondenz von Interesse sein, welche unsere innerpolitischen Zustände seit Begründung des Reichstagsausschusses behandelt. Die Korrespondenz setzt sich aus mehreren Stücken zusammen:

1. einem Anschreiben des Herzogs zu Schleswig-Holstein an seinen Schwager, den Kaiser Wilhelm II., vom 22. April 1917. — Der Herzog reicht eine Ausarbeitung linksstehender Politiker ein. Deren Tendenz ist sowohl ein Koalitionsministerium zu befürworten, wie auch die Parlamentarisierung weiter zu entwickeln und ferner ein Reichsoberhaus zu schaffen. Dieser Ausarbeitung wird eine Kritik des Grafen Westarp über dies Programm beigefügt. Der Herzog erkennt die Bedenken des Grafen Westarp allerdings als schwerwiegende an, befürwortet aber schon damals dringend den Zusammenschluß der Konservativen, Freikonservativen und Nationalliberalen, sowie eines Teiles des Zentrums unter Aneignung gewisser liberaler Gesichtspunkte.

2. Der zweite Brief ist ein Schreiben des Herzogs vom 9. Oktober 1917 an den Minister des Innern Drews nach Erlaß der Juli-Botschaft, und nachdem die Vorlage des Ministers Drews fertiggestellt ist, aber noch nicht den Häusern des Landtags zugegangen war. Hier stellt sich der Herzog entschieden auf den Standpunkt, daß die Frage des Wahlrechts, nachdem dieselbe soweit gediehen und durch den Juli-Erlaß vom König in Aussicht gestellt ist, gelöst werden muß, daß diese Lösung aber nicht nur durch eine Verfassungsänderung in Preußen erfolgen kann, sondern auch eine Verfassungsänderung im Reiche voraussetzt, wenn eine konstantere Politik verfolgt werden soll, daß ferner einer Einführung des gleichen Wahlrechts im Landtag die Schaffung eines Reichsoberhauses gegenüberstehen muß und voraussichtlich eine Parlamentarisierung im Reiche das Korrelat oder die Voraussetzung sein würde.

Diesen Schreiben waren Besprechungen des Herzogs mit den Führern der Konservativen im Frühjahr 1917 zuvorgegangen, in welchen von ihm die Frage eines Koalitionsministeriums angeregt worden war. Die konservativen

Führer äußerten jedoch dieselben Bedenken, welche in dem Schreiben des Grafen Westarp ausführlicher zum Ausdruck kommen. Auf die erste Eingabe vom 22. April 1917 an Seine Majestät den Kaiser, in welcher auf die mangelnde Initiative der Reichsregierung und der Staatsregierung in Preußen hingewiesen wurde, erhielt der Herzog weder eine Antwort von seiten des Königs, noch von seiten des Reichskanzlers. Auf das zweite Schreiben an den Minister des Innern Drews, welches allerdings im Anschluß an eine Unterredung des Herzogs mit dem Minister Drews ergangen war, erfolgte gleichfalls keine Antwort.

3. Unter dem 17. November 1917 richtete der Herzog erneut eine Eingabe an den Reichskanzler Grafen Hertling, unter Beifügung der früheren Stücke, in welcher wiederum auf die Notwendigkeit der Lösung der Wahlrechtsfrage und der notwendigen Entspannung im Reiche hingewiesen wurde. Es wurde der neuerlichen politischen Situation gedacht und der Verschärfung, welche die Lage mit jedem Tage zeitigte, sowie der Möglichkeit für die Regierung, auch in diesem Stadium noch die Führung zu übernehmen, um durch eine großzügige Reform der Gärung Herr zu werden und zugleich dauernde konstante Verhältnisse zu schaffen. In diesem Schreiben wurde ferner auf eine Unterredung des Herzogs mit Seiner Majestät dem Kaiser am Tage nach Erlaß der Juli-Botschaft hingewiesen, vor dem Sturz des Ministeriums Bethmann Hollweg. Der Herzog hatte dem Kaiser gegenüber die unmögliche politische Lage betont und auf seine derzeitige Eingabe vom 22. April 1917 hingewiesen. Auf dieses Schreiben erhielt Seine Hoheit der Herzog vom Grafen Hertling unter dem 7. Dezember 1917 die Antwort, daß eine derartige Reform voraussichtlich an dem Widerstand des Bundesrats scheitern würde und der Reichskanzler ja schon in seiner Rede im Abgeordnetenhaus sich dahin geäußert hätte, daß er an den bewährten Grundlagen des Reiches nichts zu ändern beabsichtige.

Die weitere Entwicklung ist bekannt. Die Regierung verlor immer mehr die Führung, und der Konflikt zwischen Regierung und Landtag nahm immer schärfere Formen an, bis die Revolution allen Verhandlungen ein Ende machte und die Grundlagen des Reiches und der Monarchie gewaltsam zerstörte.

Abschrift.

Berlin, den 22. April 1917.

Euer Majestät

erlaube ich mir zwei Aufsätze einzureichen. Nr. 1 stellt den Gesichtspunkt einer großen Anzahl liberaler Politiker dar, auf welchen sich wohl die eine Hälfte der Mitglieder des Reichstages vereinigen ließe, einschließlich des rechten Flügels der Sozialdemokraten. Nr. 2: Die Beurteilung dieses Vorschlages stammt vom Grafen Westarp und stellt im allgemeinen die Auffassung der allerdings wohl kleineren Hälfte dar. Die Scheidung der Ansichten dürfte zwischen Stresemann

und Bassermann liegen, also zwischen dem linken Flügel der Nationalliberalen und den übrigen Mitgliedern dieser Partei. Die Stellung des Zentrums läßt sich noch nicht ganz übersehen, anzunehmen ist allerdings, daß der linke Flügel der stärkere sein wird. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich dem Standpunkt des Grafen Westarp näher stehe. Namentlich die verfassungsmäßige Stellung der Reichsminister, ohne eine Minderung der Rechte der Krone Preußens, sowie der Einzelstaaten herbeizuführen, ist eine Frage, welche wir uns verfassungsrechtlich nicht konstruieren können. Daß der demokratische Zug sehr stark im Volke ist, daß aber das Auftreten der Regierung erst die Bildung des Verfassungsausschusses ermöglicht hat, brauche ich wohl nicht zu betonen. Deswegen wäre es von größter Wichtigkeit, die Stellung des Kaisers und Königs zu diesen Fragen zu kennen. Denn die rechtsstehenden Parteien können durch ihre Opposition gegenüber den unitarischen und demokratisierenden Tendenzen der Linken vielleicht blutige Zusammenstöße hervorrufen. Sollten sie sich in ihren Bestrebungen nicht mit dem König eins wissen, dann hätten sie sich umsonst eingesetzt und würde sich der Zusammenstoß vermeiden lassen.

gez. E. G. Herzog Holstein.

Abschrift.

Brief des Herzogs von Holstein an den Minister des Innern.

An Exzellenz Minister Drews.

Schloß Primkenau, den 9. Oktober 1917.

Euer Exzellenz!

Ich habe nach meiner Rückkehr mir das interessante Gespräch, welches ich mit Euer Exzellenz die Ehre hatte zu führen, eingehend durch den Kopf gehen lassen und die mögliche Fortentwicklung unserer Zustände in Betracht gezogen. Inzwischen sind mir auch noch einige Informationen zugegangen, da ich ja verschiedenen politischen Körperschaften angehöre.

Die ganze Lage im Reich und in Preußen enthält ja so außerordentlich viel Konfliktstoffe, daß der Wunsch nach einer gedeihlichen Entwickelung und möglichsten Vermeidung von Zusammenstößen während der kriegerischen Ereignisse in den Vordergrund gestellt werden muß. Auf der anderen Seite würde eine Verschleppung vielleicht in der Folge noch größere Konflikte herbeiführen. Es erscheint mir nicht ohne weiteres wahrscheinlich, daß die Gegner der beiden Gesetzentwürfe es zum Bruche kommen lassen werden, doch ist es fraglich, ob eine Verschleppung durch zahlreiche Kommissionsanträge in der Folge den Zündstoff nicht mehr vermehren dürfte, ohne daß eine Lösung herbeigeführt wird. Wie ich mir erlaubte, Euer Exzellenz gegenüber kurz auszuführen, würde ja das Schwergewicht in Preußen durch den numerus clausus dem Herrenhaus zufallen und dasselbe

formal ein sehr viel wesentlicherer Faktor für unsere Entwickelung werden, als wie dies bisher der Fall war. Doch zugleich mit diesem Schwergewicht ladet das Herrenhaus in der Zukunft sich alleine das Odium auf für eine retardierende Gesetzgebung gegenüber dem Ansturm der Linken und der radikalen Elemente. Findet das Herrenhaus im Reiche keine Stütze, und dies erscheint zweifelhaft bei der geringen Anzahl der konservativen Mandate im Reich, so würden leicht die Folgerungen eintreten, die ich mir schon zu skizzieren erlaubte, indem schließlich der Wille des Reichstags doch der preußischen Gesetzgebung aufoktroyiert würde und dadurch diejenigen Elemente, welche im Herrenhaus für eine Verzögerung eintreten würden, lediglich ihren Einfluß verlieren dürften, den sie bisher ausgeübt haben. Ich glaube, es ist notwendig, bei der jetzigen Situation die Verhältnisse im Reich zu gleicher Zeit mit der Fortentwickelung in Preußen zu betrachten, da ja die eine Gesetzgebung auf die andere übergreift und eine einigermaßen konstante Entwickelung nur denkbar ist, wenn auch hier unser Verfassungsleben sich einigermaßen konform entwickelt.

Zweifellos wird von der linken Seite die Parlamentarisierung im Reich nach wie vor angestrebt werden und als dauerndes Petitum kaum von der Tagesordnung verschwinden. Ich halte auch den jetzigen Zustand, wie er sich uns darstellt, auf die Dauer für unhaltbar, die der Linken gewährte Konzession der Unterstaatssekretäre und Minister, genommen aus parlamentarischen Körperschaften, befriedigt die Parteien in keiner Weise, und wie Euer Exzellenz ja auch schon ausführten, betrachten die Parteien Minister, welche aus ihren Reihen unter den jetzigen Verhältnissen hervorgegangen sind, nicht mehr als zugehörig zu ihrer Partei.

Trotz der schweren Bedenken, welche einer Parlamentarisierung im Reich entgegenstehen angesichts des bundesstaatlichen Charakters unserer Verfassung, würde ich doch eine Fortentwickelung nach dieser Richtung für das kleinere Übel ansehen, wenn ein Gegengewicht gegen dieselbe im Reiche vorhanden wäre. Ich hatte schon im Jahre 14 dem Herrn Staatssekretär Exzellenz Dr. Solf gegenüber, allerdings unter ganz anderen Gesichtspunkten, den Gedanken eines Reichsoberhauses ausgesprochen. Im Winter 16/17 ist man von anderer Seite auf diesen Gedanken zurückgekommen und schien es damals, als wenn auch die sozialdemokratische Partei hierfür zu gewinnen wäre unter der Voraussetzung, daß in einem derartigen Reichsoberhaus auch Mitglieder, hervorgegangen aus den Gewerkschaften, Sitz und Stimme erhalten würden. Man ließ damals den Gedanken fallen angesichts der Schwierigkeiten gegenüber dem Bundesrat und der sonstigen Einschränkung, welche für die Souveränität der einzelstaatlichen Monarchien sich ergeben würde. Zweifellos wird ein derartiger Schritt ja auch eine Zertrümmerung des Verfassungswerkes des Fürsten Bismarck in sich schließen, jedoch fragt es sich, was von diesem Verfassungswerk jetzt noch übrig ist oder übrig bleiben würde nach vollzogener Radikalisierung in Preußen, und ob die damals maßgebenden Gesichtspunkte unter den jetzigen Verhältnissen noch ihre Berechtigung haben. Kein

anderer Staat hat eine Verfassung, wie sie Deutschland besitzt. Wir haben im Reich das demokratische Wahlrecht, ohne das Gegengewicht eines Kongresses House of Lords oder einer sonstigen Institution, wie sie auch alle Demokratien oder Monarchien besitzen. Selbst der Bundesstaat Amerika hat neben seinem Volkshaus einen Senat, und trotzdem bleibt das bundesstaatliche Verhältnis gewahrt.

Dieser Zustand war trotz vieler Konfliktsmöglichkeiten erträglich, solange in Preußen das Gegengewicht im Abgeordnetenhaus und Herrenhaus vorhanden war. Die Radikalisierung in Preußen, auch selbst mit dem Gegengewicht des Herrenhauses, vermag jedoch auf die Dauer ein Gegengewicht für die Fortentwickelung im Reiche kaum zu bilden, wenn nicht verfassungsmäßige Garantien im Reiche vorhanden sind, welche eine gleichartige Entwickelung in Aussicht stellen. Ich möchte als Beispiel nur allein die polnische Frage anführen, in welcher zweifellos der preußische Ministerpräsident und Minister des Innern mit dem Reichskanzler in Konflikt geraten müssen. Sollte die Lösung der polnischen Frage sich in dem Sinne vollziehen, wie dieselbe von österreichischen Politikern und wohl auch zum Teil bei uns im Auswärtigen Amt und bei der Reichsleitung in Erwägung gezogen wird, so dürften für die Provinz Posen und Westpreußen die Maßnahmen der preußischen Regierung prohibitiv sich in bestimmten Bahnen bewegen. Zweifellos würde die Politik des Reiches, soweit dieselbe durch das Zentrum, die Sozialdemokratie und auch zum Teil durch den Freisinn beeinflußt wird, ganz andere Gesichtspunkte und einen ganz anderen Verlauf nehmen, als wie dies für die preußische Politik erforderlich erscheint. Ein dauernder Konfliktstoff dürfte vorhanden sein, welcher wiederum zu steten Reibungen oder einem Zickzackkurs führt, wie wir ihn bedauerlicher Weise sowohl in unserer Polenpolitik, wie auch mit Bezug auf Elsaß-Lothringen und auch hinsichtlich Nordschleswigs in vermindertem Maße bisher erlebt haben.

Verzeihen Euer Exzellenz diese längere Abhandlung, aber naturgemäß liegen mir die Dinge so außerordentlich am Herzen, daß ich nicht umhin kann, mich doch sehr eingehend mit denselben fortlaufend zu beschäftigen. Es kommt hinzu, daß ich durch häufigen Verkehr mit den einzelnen Parteien immer wieder die Erfahrung mache, daß ein großer Teil derselben so sehr in ihrer Parteitaktik eingesponnen ist, daß viele unter diesem Gesichtswinkel immer nur die Maßnahmen der nächsten Wochen ins Auge fassen, die große Entwickelung und Lösung der Fragen jedoch so oft in den Hintergrund tritt, um nur augenblickliche Vorteile zu erreichen oder Maßnahmen abzuwenden, die der einzelnen Partei unerwünscht erscheinen. Ich verkenne nicht den Widerstand, welcher namentlich im Westen und in Bayern sich gegenüber der Ausführbarkeit eines derartigen Projektes geltend macht. Angesichts der neuerlichen Haltung im Hauptausschuß dürfte zu erwarten sein, daß eine Verhandlungsmöglichkeit mit gewissen Teilen aller Parteien besteht, wenn den radikaleren Flügeln für ihre Wünsche ein Entgegenkommen gezeigt wird. Denn

gerade bei dem jetzigen Zustande stoßen die Gegensätze im Raume so heftig aufeinander, daß eine weitere Erschütterung des Staatskörpers doch äußerst bedenklich erscheint.

Euer Exzellenz

sehr ergebener

gez. Herzog Holstein.

Abschrift.

Schloß Primkenau, den 17. November 1917.

Exzellenz Graf v. Hertling.

Euer Exzellenz

erlaube ich mir eine Zusammenstellung zu überreichen, welche vielleicht Ihr Interesse finden dürfte. Unter dem 22. April d. J. hatte ich eine Denkschrift, verfaßt von liberalen Politikern, die der jetzigen Reichstagsmajorität nahe standen, Seiner Majestät eingereicht und hierzu eine Kritik des Grafen Westarp, zugleich mit einem Anschreiben an Seine Majestät, welches gleichfalls anliegt. Ich war damals davon ausgegangen, daß zu jener Zeit ein Entgegenkommen von konservativer Seite möglich war, und wenn seitens der Regierung ein Programm aufgestellt worden wäre, selbst unter dem Regime des früheren Reichskanzlers Seiner Exzellenz von Bethmann Hollweg, sich die Krise vermeiden ließ, die ja dann im Juli in voller Schärfe einsetzte. Allerdings war es ja zur Zeit wahrscheinlich, daß ein Zusammenschluß von Konservativen, Frei-Konservativen, Nationalliberalen und einem Teil des Zentrums bis auf weiteres eine Minorität gebildet hätte, welche sich aber zu einer Majorität auswachsen konnte und unter Aneignung gewisser liberaler Gesichtspunkte eine konstantere Politik gezeitigt hätte, welche uns ja leider während der ganzen Kriegszeit gefehlt hat. Seitens der Regierung ward jedoch ein Entschluß leider nicht gefaßt, eine Antwort ward mir nicht zuteil und meine Befürchtungen haben sich in vollem Umfange bestätigt. Einen Tag vor dem Sturz des Herrn Reichskanzlers, doch am Morgen nach Erlaß der Wahlreform, war ich bei Seiner Majestät dem Kaiser und erlaubte mir auf die unhaltbare Situation hinzuweisen und zu gleicher Zeit auch das Exposé zu erwähnen, welches ich im April d. J. eingereicht hatte. Seine Majestät der Kaiser erwiderte mir, daß er angesichts der Kriegsereignisse sich nicht mit der inneren Politik habe befassen können.*) Ich erlaubte mir auf die verfassungsmäßige Stellung des Herrn Reichskanzlers hinzuweisen und auf die Folgen des Wahlrechtserlasses, deren Umfang und Konsequenzen Seine Majestät, wie es schien, ganz anders auffaßte, als wie derselbe nach

*) Diese Äußerung war voraussichtlich so zu verstehen, daß die äußere Politik und die Anforderungen des Krieges in erster Linie den Kaiser in Anspruch nahmen und er Eingaben daher selbst nicht lesen konnte. Der Verfasser.

dem Wortlaut und der Interpretation in der Norddeutschen Allgemeinen zu verstehen war. Eine Verständigung über die sehr weit auseinandergehende Beurteilung der Lage war nicht zu erzielen.

Anfang Oktober 1917 hatte ich ein sehr eingehendes Gespräch mit dem jetzigen Minister des Innern, Seiner Exzellenz Drews, nachdem die kommende Wahlrechtsvorlage sowie die Reform des Herrenhauses schon einigermaßen greifbare Gestalt angenommen hatte. Im Verfolg dieses Gesprächs erlaubte ich mir an Seine Exzellenz anliegendes Schreiben zu richten. Ich möchte bemerken, daß ich dasselbe nicht in meiner Eigenschaft als 3. Vorsitzender der konservativen Fraktion des Herrenhauses verfaßt habe, denn die in demselben dargelegten Anschauungen dürften nur in beschränktem Maße einen Widerhall in der konservativen Fraktion finden, und die Taktik, welche wohl seitens der Rechten im Abgeordnetenhaus für die kommende Wahlrechtsordnung verfolgt wird, dürfte wesentlich von diesen Gesichtspunkten abweichen. Obgleich durch die Fraktion an die Taktik der Rechten gebunden, befürchte ich doch selbst bei einem Sieg derselben sowohl eine Verminderung des Ansehens der Krone auf der einen Seite und die Fortdauer des Stachels im Volke selbst, nachdem die Dinge einmal soweit gediehen sind. Deswegen erscheint mir eine Lösung der Frage, so schwer dieselbe auch ist, für wünschenswerter, selbst auf die Gefahr hin, gewisse Axiome preiszugeben, die den bisherigen Bestand der Partei gebildet haben, und die einigermaßen gedeihliche Fortentwickelung im Vaterland an erste Stelle zu rücken.

Ich verkenne nicht, daß der größte Widerstand diesem Gedanken gegenüber aus Bayern kommen wird, da die Reservatrechte Bayerns in erster Linie tangiert würden, und vermag daher auch bei Euer Exzellenz eine günstige Aufnahme dieser meiner Auffassungen nicht vorauszusetzen. Ob bei der Schaffung eines Reichsoberhauses die Reservatrechte der einzelnen Bundesstaaten noch die Souveränität der Bundesfürsten trotzdem in vollem Umfange gewahrt werden kann, das wäre Sache berufener Staatsrechtslehrer im einzelnen auszuarbeiten.

Der Gedanke, der mir vorschwebt, ist der eines Kurienhauses, in welchem der Bundesrat eine besondere Kurie mit einem Vetorecht bilden würde, und welches sonst aus allgemeiner Wahl auf berufsständischer Grundlage aufgebaut würde, mit dem Recht des Kaisers resp. des Königs von Preußen und der anderen Bundesfürsten, eine ganze Anzahl Mitglieder zu ernennen. — Seine Majestät der Kaiser Friedrich war ja zur Zeit ein Anhänger des Gedankens eines Reichsoberhauses. Allerdings auf ganz anderer Grundlage und gewissermaßen als direkte Vertretung der Bundesfürsten resp. ihrer Repräsentanten gedacht. Doch alle derartige retrospektiven Erwägungen sind ja jetzt nicht mehr am Platze, da sich unsere Verhältnisse schon von Grund auf geändert haben.

Ich möchte mir noch erlauben anzuführen, daß ich sowohl im Verkehr mit den Herren Bundesfürsten häufig die Erfahrung gemacht habe, daß sie mit dem jetzigen Zustand nicht einverstanden sind, indem bei der bisherigen Praxis die kleineren

Bundesstaaten sich oft beklagen, einen so geringen Einfluß ausüben zu können, auf der anderen Seite, wie ich mir schon erlaubte vorher darauf hinzuweisen, die Radikalisierung in Preußen allein und der Beginn der Parlamentarisierung im Reiche, ohne Gegengewicht, zu permanenten Erschütterungen führen müssen, da die vorhandenen Faktoren sich dauernd im Raume stoßen werden. Schließlich wird jede Regierung, und auch eine starke, von Etappe zu Etappe weiter gedrängt werden, als wie sie dies beabsichtigt hat, und Deutschland wird einen sehr viel schnelleren Radikalisierungsprozeß mit stark staatssozialistischem Einschlag durchmachen, als wie dies bei irgend einem anderen Staat der Fall gewesen ist. Ich lasse hierbei die Möglichkeit eines Staatsstreiches, eine Auflösung des Reichstages oder eine gewaltsame Erhebung, außer Betracht, Dinge, die jedoch von Extremen beider Richtungen mit vollem Bewußtsein angestrebt werden.

Es ist meiner und der Anstrengung einiger anderer Herren im Herrenhaus bisher gelungen, eine Adresse an den König zu verhindern, sowie ein Hervortreten des Herrenhauses im Verlaufe der letzten Monate, welche eine schroffe Absage an den Reichstag bezweckten und der Betonung der monarchischen Grundlage sowie der Rechte der Krone dienen sollten. Eine derartige Kundgebung hätte voraussichtlich noch mehr Öl in das Feuer gegossen und Seine Majestät selbst in eine noch schwierigere Lage gebracht als wie diejenige, in welcher sich der König zur Zeit befindet.

Die Stellungnahme einer großen Anzahl von Herren des Herrenhauses, sowie hoher Staatsbeamter, die bisher Sitz und Stimme im Herrenhause hatten, wird jedoch voraussichtlich wesentlich davon beeinflußt sein, ob die Zukunft eine gedeihliche Entwickelung erhoffen läßt, oder ob ihnen der Kampf auf der ganzen Linie notwendig zu werden erscheint. Soweit meine Kenntnis über die Stimmung der Herren vorhanden ist, und diese ist nicht immer konform denjenigen Anschauungen, welche in der konservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses sich geltend machen, wird die Taktik der rechten Seite des Abgeordnetenhauses nicht überall Zustimmung finden. Ich stehe in einem sehr nahen Zusammenhang mit Mitgliedern des Zentrums, welche ja in unserer Fraktion gleichfalls sitzen, da ja im Herrenhaus eine Trennung zwischen Konservativ und Zentrum nicht vorhanden ist, und habe selbst in der Bülow'schen Ära ein Zusammengehen mit dem Zentrum nach Möglichkeit befürwortet, ebenso wie es keinen Gegensatz in der Deutschen Adelsgenossenschaft nach dieser Richtung gibt, deren Protektor ich schon seit beinahe 30 Jahren zu sein die Ehre habe. Auch mit dem Grafen Lerchenfeld habe ich nach dieser Richtung durch Jahrzehnte in der Auffassung oft übereingestimmt. Umso ungünstiger finde ich die augenblickliche Stellungnahme der konservativen Fraktion im Reichstag, und auch mit Rücksicht auf diese Mitglieder des Zentrums innerhalb unserer Fraktion habe ich den Gedanken der Adresse an den König bekämpft, welche sie in einen Gegensatz zu ihrer Fraktion im Reichstag gebracht hätte. Doch dies sind ja nur Gesichtspunkte der inneren Parteipolitik und habe ich mir diese

Abschweifung erlaubt Euer Exzellenz gegenüber zum Ausdruck zu bringen, da ja die spezifisch preußischen Verhältnisse, wie dieselben sich in den 3 Parlamenten, Abgeordnetenhaus, Herrenhaus und Reichstag, geltend machen, in sehr verschiedener Art in Erscheinung treten.

Ich möchte noch darauf hinweisen, warum in Deutschland der Radikalisierungsprozeß ungünstigere Formen anzunehmen droht, als wie dies in anderen Staaten der Fall ist, welche schon eine demokratischere Regierungsform seit längerer Zeit haben. Sowohl unsere Finanzpolitik wird uns nach dem Kriege in gewissem Umfang auf einen Staatssozialismus hinweisen, ferner ist der staatssozialistische Einschlag schon fast in allen Parteien vorhanden. Demgegenüber wird als notwendige Abwehr der Zusammenschluß der großen Vermögen, die Vertrustung einsetzen, je mehr die Person als solche an Autorität und Einfluß verliert. Wir dürften daher in sehr schnellem Tempo zu Zuständen kommen, wie dieselben in Amerika sich ergeben haben, und der Kampf dieser Finanztrusts gegenüber der staatssozialistischen Tendenz und der Monopole wird sich in voller Schärfe entwickeln. Im Fall des Sieges seitens des Staates werden diese Kapitalien suchen, sich nach Möglichkeit in das Ausland zu retten. Schon jetzt machen wir in manchen Gegenden die Erfahrungen, daß das Großkapital Güter erwirbt, dieselben bis an die Grenze der Möglichkeit mit Hypotheken belastet, hierdurch sich von den Kommunalsteuern nach Möglichkeit befreit und eine etwaige gewaltsame Trennung von diesem Grund und Boden auf schmerzlose Art vorbereitet. Natürlich können solche Zustände nicht als gesunde angesehen werden. Die Verbindung mit dem Grund und mit der Scholle bleibt eine äußerst lose und die Kommunallasten werden durch ein im Bereich der Gesetzgebung legitimes Mittel schwächeren Schultern aufgebürdet.

Sollten Eure Exzellenz den Wunsch haben, mich persönlich zu sprechen, so stehe ich selbstverständlich jeder Zeit zur Disposition. Ich kann von Schlesien nach Berlin hereinkommen, bin ja auch infolge meiner Tätigkeit und meiner Geschäfte sehr oft in der Reichshauptstadt anwesend.

Mit dem Ausdruck der vorzüglichsten Hochachtung

Euer Exzellenz

sehr ergebener

gez. Herzog Holstein.

Abschrift.

Der Reichskanzler. Berlin, den 7. Dezember 1917.

Euer Hoheit

gnädiges, durch Herrn Unterstaatssekretär von Radowitz mir übermitteltes Schreiben vom 17. v. Mts. nebst Anlagen habe ich zu erhalten die Ehre gehabt und mit großem Interesse von den Anregungen Euer Hoheit und den Ausführungen

der Denkschriften Kenntnis genommen. In Zeiten geringerer Inanspruchnahme meiner Zeit und Arbeitskraft, als es jetzt der Fall ist, wird es mir eine große Freude und Ehre sein, mich gelegentlich mündlich mit Euer Hoheit über die angeschnittenen staatsrechtlichen Fragen unterhalten zu können. Der Anregung, neben dem Reichstage ein Reichs-Oberhaus zu schaffen, vermag ich jedoch eine praktische Folge nicht zu geben, da, wie auch Graf Westarp zutreffend bemerkt, es ausgeschlossen erscheint, daß die verbündeten Regierungen so tief eingreifenden Änderungen der Reichsverfassung zustimmen würden, und weil ich ja auch, wie ich in meiner Reichstagsrede vom 29. November d. J. ausdrücklich betont habe, auf dem grundsätzlichen Standpunkt stehe, daß an den bewährten Grundlagen unserer Reichsverfassung nichts geändert werden darf.

In größter Verehrung habe ich die Ehre zu sein

Euer Hoheit

ehrerbietigst ergebener

gez. Graf von Hertling.

I. Reichswahlrecht.

Ich halte alle Ideen, das gleiche und allgemeine Wahlrecht zum Reichstag zu verändern, die ab und zu aufgetaucht sind, für höchst gefährlich und unmöglich. Man wird im Gegenteil verschiedenen alten Forderungen auf Verbesserungen beim Reichstags-Wahlverfahren entgegenkommen müssen. Insbesondere wird eine neue Einteilung der Wahlkreise und eventuell auch eine Vermehrung der Reichstagsabgeordneten infolgedessen notwendig werden. Die einzige Frage, die man ernsthaft erwägen kann und muß, ist die Einführung des Proportional-Wahlrechtes, durch die auf alle Fälle den Minoritäten eine angemessene Vertretung im Reichstag erhalten bleibt. Das Proportional-Wahlrecht hat auf alle Fälle den großen Vorzug, daß die Stimmung des Gesamtdurchschnittes der Wähler im Lande viel besser gekennzeichnet wird, und auch eher zu Worte kommt, als beim heutigen Wahlrecht, in dem der Sieg eines Abgeordneten namentlich in volksreichen Wahlkreisen immer die Mundtotmachung sehr erheblicher Wählermassen der verschiedensten Geistesrichtungen zur Folge hat.

Es wäre natürlich zu überlegen, ob man im vollen Umfange das Proportional-Wahlrecht einführt, oder ob man es nur für große städtische Wahlkreise einführt, gewissermaßen als Ergänzung zu dem allgemeinen Wahlrecht. Die Gefahr der Mundtotmachung von Minoritäten ist natürlich in solch großstädtischen Wahlkreisen besonders groß. In den Landkreisen sind naturgemäß die geistigen Differenzierungen geringer als in den Großstädten. Im übrigen entsprechen sie in der Qualität denen der Großstädte, und es ist daher als sicher anzunehmen, daß diejenigen Strömungen, die im ganzen Lande verbreitet sind, auch schon beim Pro-

portional-Wahlrecht für die Großstädte im Reichstag in die Erscheinung treten würden.

II. Die eigenartige Stellung der Zentrumspartei.

Eine Abänderung der Zusammensetzung des Deutschen Reichstages durch eine Abänderung der Wahlkreise und eventuell auch mittels der Ergänzung durch das proportionale Wahlrecht wird unbedingt notwendig wegen der eigenartigen Stellung, die augenblicklich die Zentrumspartei einnimmt. Ich enthalte mich über den sachlichen Inhalt des Parteiprogramms des Zentrums jeder Äußerung, schon um nicht etwa den Eindruck zu erwecken, als ob ich irgend welche konfessionellen Momente in die Erörterung der Frage hineintragen möchte. Ich lasse auch dahingestellt, ob das Wirken der Zentrumspartei für die bisherige Entwickelung des Zentrums und des Deutschen Reichstags von Segen war oder nicht. Ich beschränke mich lediglich auf die Konstatierung der rein technischen Tatsachen, daß in der Zentrumspartei bisher die Zahl der Abgeordneten fast stets gleich geblieben ist und aus den allerverschiedensten Elementen zusammengesetzt ist. Das Zentrum ist ebenso aristokratisch wie demokratisch. Es kann sehr sozial und es kann weniger sozial sein. Die Folge davon ist, daß das Zentrum jederzeit sowohl nach der linken wie nach der rechten Seite des Reichstags hin eine Mehrheit bilden kann, wie es ihm beliebt, wenn nicht gerade einmal der besondere Zustand eintritt, daß konservative und liberale und womöglich gar sozialdemokratische Elemente sich gegen das Zentrum vereinigen. Dieser Zustand wird immer nur vorübergehend und kann nicht dauernd sein. Die Gefahr ist, daß auf diese Weise, wenn das Zentrum nicht will, eine bestimmte sachliche Politik der Reichsregierung auf die Dauer nicht möglich ist. Wenn das Zentrum heute mit den Liberalen zusammen eine Mehrheit bildet, und die Reichsleitung hat die Absicht, mit dieser ihr sicher erscheinenden Mehrheit eine bestimmte Politik zu treiben, so droht ihr jeden Tag die Gefahr, daß das Zentrum, wenn auf seine Sonderwünsche nicht eingegangen wird, sich nach der anderen Seite herüberwirft und nunmehr eine neue Mehrheit mit der Rechten bildet. Die Voraussetzung für eine dauernde, dem Volkswohl dienende Reichspolitik muß es aber sein, klare Mehrheiten zu haben, die auf Grund sachlicher Programme entstehen. Die Volksstimmung bei den Wahlen wird mal eine Rechtsmehrheit und mal eine Linksmehrheit ergeben. Auf beide kann eine Regierung sich für eine Reihe von Jahren einrichten. Aber die Erhaltung des jetzigen Zustandes ist unmöglich, wo im Grunde genommen eine in sich unentschiedene und die verschiedensten Elemente bergende Partei im Interesse ihrer engeren Parteipolitik jede Mehrheit zum Schwinden und zum Entstehen bringen kann.

III. Das parlamentarische System.

Ein solcher Zustand ist namentlich dann unmöglich, wenn man glaubt, auf parlamentarischem Wege regieren zu wollen, und man wird sich dieser Forderung auf die Dauer nicht verschließen können. Dabei braucht man keineswegs aber

sofort an die radikale Form des Parlamentarismus zu denken, die in den romanischen Staaten ausgebaut worden ist. Diese Form des Parlamentarismus gibt es nirgends in Ländern starker Monarchien, die rechtzeitig eingesehen haben, daß es notwendig ist, ebenso im Interesse ihres Landes wie im eigenen Interesse, dem Zeitgeist zu folgen oder ihm womöglich gar vorauszugehen. Es ist eine vollkommen falsche Darstellung, die z. B. vom englischen Parlamentarismus gegeben wird, als ob dort der König eine Schattenfigur sei. Der König hat dort sogar auch nach dem Gewohnheitsrecht einen überaus starken Einfluß. Die Königin Viktoria hat diesen Einfluß des öfteren, und der König Eduard fast immer ausgeübt. In England scheint mir der Parlamentarismus eine ganz wesentliche und wichtige Ergänzung der Mängel, die naturgemäß jeder Erbmonarchie inne wohnen. Die monarchische Staatsform ist durchaus nicht überlebt. Sie ist, wie gerade dieser Krieg zeigt, meines Erachtens eine Staatsform, die geradezu geschaffen werden müßte, wenn sie nicht vorhanden wäre. Aber die Institution der Erbmonarchie hat natürlich den Fehler, daß von einem einzelnen Menschen unter allen Umständen letzten Endes nicht nur das Geschick seines Volkes, sondern womöglich auch das Geschick seiner Dynastie abhängt. Ist der König eine starke Individualität und ein begnadeter Geist, so wird es ihm vielleicht auch nicht einmal unlieb sein, durch gewisse parlamentarische Widersprüche gezwungen zu werden, sich seine Entschließungen des öfteren zu überlegen und durchzudenken. Kommt er nach wiederholter Überlegung dazu, seine Entschlüsse richtig zu finden, so bleibt es ihm immer unbenommen, durch die Auflösung des Parlaments oder durch den Peers-Schub oder auch durch die Wahl seiner Minister den Lauf der Dinge in seinem Sinne zu beeinflussen. Ist er aber eine schwache Individualität, dann tritt als Ergänzung seines Wesens der Parlamentarismus in seine Rechte, und dann wird seine Schwäche verdeckt dadurch, daß das Parlament handelt, sodaß seine Fehler ihm vom Lande nicht zugerechnet und mithin auch nicht zum Schaden seiner eigenen Person und seinem eigenen Hause ausschlagen können. Ich halte es für ganz ausgeschlossen, daß in Deutschland sich jemals ein Parlamentarismus romanischer Natur entwickelt. Das liegt nicht im Willen und nicht im Wesen des deutschen Volkes. Und deshalb halte ich es für richtig, daß die Thronzustände amtlich sanktioniert werden, die in Wirklichkeit heute bereits latent vorhanden sind. Wenn heute der Reichstag dauernd und hartnäckig bestimmte Dinge fordert oder sie zu verhindern sucht, so kann der Kaiser von seinen verfassungsmäßigen Machtmitteln Gebrauch machen. Wenn er aber diese Machtmittel erschöpft hat, wenn die neugewählten Reichstage sich immer wieder auf dem Standpunkt ihrer Vorgänger halten, so bleibt dem Kaiser und den Fürsten nur die Lösung, entweder nachzugeben, oder es zum Konflikt kommen zu lassen. Ich halte es bei der Treue und loyalen Natur Sr. Majestät unseres Kaisers für vollkommen ausgeschlossen, daß er sich jemals zu dem Entschlusse durchringen könnte, gegen die Verfassung zu regieren, also den Reichstag bei der Beschlußfassung wichtiger Gesetze vollkommen auszuschalten. Auf der

anderen Seite wird es nach dem Kriege zweifellos dazu kommen, daß der Reichstag, gezwungen durch das Volk, bestimmte Forderungen aufstellt und energisch vertritt. Angesichts solcher Möglichkeiten scheint es mir doch richtiger zu sein, die einmal vorhandenen Zustände anzuerkennen, als alte und gefährliche Schlagworte weiterwirken zu lassen, wie das der Fall sein könnte, wenn man sich einer solchen Anerkennung entgegenstemmt.

IV. Die Reichsministerien.

Ein solches Anerkenntnis brauchte und dürfte durchaus nicht etwa in der Form erfolgen, daß die Rechte des Monarchen verfassungsmäßig irgendwie begrenzt oder daß ihm durch eine Änderung der Verfassung sein Pflichtenkreis anders umschrieben wird. Dem englischen König ist mit keinem Worte vorgeschrieben, daß er seine Minister aus der Mehrheit des Parlaments zu nehmen braucht. Es ist Übung geworden, und zwar deshalb, weil es sich für Volk und Monarchie gleichmäßig als ersprießlich herausgestellt hat. Man kann Verfassungen nicht nachahmen, und es kommt überhaupt nicht auf den Buchstaben der Verfassung an, sondern auf den Geist, in dem regiert wird. Und es ist auch durchaus nicht etwa nötig, und auch nur nützlich, bei uns sofort alles auf den Kopf zu stellen. Es würde vorderhand hauptsächlich darauf ankommen, die Minister nach anderen Gesichtspunkten auszuwählen, als das bisher der Fall war. Der König ist heute bereits in der Auswahl seiner Minister vollkommen frei. Es ist in Preußen und in Deutschland bisher Übung gewesen, hauptsächlich solche Leute an die Spitze der Ministerien zu berufen, die aus der Beamtenlaufbahn hervorgegangen sind. Das ist richtig für die Berufung von Beamten bis zu den Unterstaatssekretären. Das System aber ist überholt für die Ministerberufung. Die Minister sollen politische Beamte sein, die den König über die Strömungen im Lande unterrichten und ihn in enger Fühlung mit den verschiedenen politischen Anschauungen und Volksauffassungen halten. Außerdem sollen Minister keine Arbeiter, sondern Anreger sein. Es würde daher nötig sein, in Preußen, aber vor allem im Reiche, solche Männer an die Spitze der einzelnen Ressorts zu berufen, die auf bestimmten Gebieten besonders ideenreich sind, oder die in besonders enger Fühlung mit den verschiedensten Kreisen des Volkes stehen. Es ist durchaus nicht nötig, daß alle Minister aus den amtlichen Partei-Instanzen und aus dem Parlament stammen. Sie müssen nur für die herrschenden Ideenrichtungen des Volkes Verständnis haben. Dabei ist natürlich der Mehrheit des Parlaments als Barometer für die jeweilig herrschenden Ideenrichtungen Rechnung zu tragen.

Wenn derartige Reformen im Reiche durchgeführt werden sollten, so wird sich allerdings eine bestimmte Verfassungsänderung als notwendig erweisen. Männer, die wirklich etwas bedeuten, werden starke Bedenken tragen, als Staatssekretäre in den Reichsdienst zu treten. Nach unserer Verfassung sind die Staatssekretäre Untergebene des Reichskanzlers. Sie haben auf dessen Anweisung zu arbeiten.

Dadurch entstehen für sie mannigfache Nachteile. Sie haben zunächst nicht direkt das Ohr Sr. Majestät des Kaisers. Außerdem gilt nach außen das, was sie gutes leisten, als vom Reichskanzler geleistet. Auf der anderen Seite aber haben wir es in der letzten Zeit mehrfach erlebt, daß die tatsächliche Verantwortung aus politischen oder sachlichen Gründen den Staatssekretären aufgebürdet wird, daß sie gehen müssen, wenn an der Reichsregierung Kritik geübt wird. In Wirklichkeit also tragen sie heute bereits die volle Verantwortung der Minister, ohne deren Vorteile zu haben.

Diese Situation muß auch für den Kanzler peinlich sein. Er ist garnicht in der Lage, in Wirklichkeit alles innerhalb aller Reichsressorts anzuordnen. Er ist infolgedessen angewiesen auf die Arbeit seiner Staatssekretäre, und er muß sowohl dem Kaiser gegenüber, als auch der Öffentlichkeit gegenüber für Dinge die Verantwortung tragen, die zu tragen ihm gar nicht möglich ist.

Aus alledem geht hervor, daß die Reichsämter (vielleicht mit anderer Gruppierung, als das bisher der Fall war,) umgewandelt werden in Reichsministerien, und die Reichsminister (die den Titel Staatssekretäre natürlich weiter behalten können) bilden unter dem Präsidium des Reichskanzlers das Reichsministerium. Die Reichsminister haben direkten Vortrag beim Kaiser. Der Reichskanzler hat das Recht, von jedem Vortrag benachrichtigt zu werden und ihm beizuwohnen.

Es empfiehlt sich, die Verfassungsbestimmungen hinsichtlich der Verantwortlichkeit des Reichskanzlers zu ändern und die Verantwortlichkeit der Reichsministerien entsprechend zu gestalten. Es empfiehlt sich das ganz besonders im Interesse der Monarchie. Nur eine wirkliche Verantwortlichkeit der Minister gegenüber dem Parlament deckt die Monarchie vollkommen und verhindert, was unter allen Umständen verhindert werden muß, daß die Persönlichkeit des Kaisers in die politische Debatte gezogen werden kann. Man vergesse nicht, daß die Minister-Verantwortlichkeit überall dort, wo sie besteht, insbesondere in England, tatsächlich zur Stärkung des Ansehens der Monarchie und dazu beigetragen hat, daß man sich daran gewöhnt, den Monarchen als eine absolut unparteiische, über dem politischen Hader stehende Instanz anzusehen.

V. Reichs-Oberhaus.

Wenn man auch, ohne daß man dem Parlament größere formelle Macht gibt, damit rechnet, daß in langsamer Entwicklung eine Art von parlamentarischem System sich in Deutschland herausschält, so muß man gegenüber den vorwärtsstrebenden Kräften eines Unterhauses eine besonnene und retardierende zweite Kammer bilden. Deshalb erscheint mir die Schaffung eines Reichs-Oberhauses unter allen Umständen wünschenswert. Die Mitglieder des Oberhauses werden zu ein Drittel ernannt, zu ein Drittel präsentiert und zu ein Drittel gewählt. Das Ernennungsrecht haben alle Bundesfürsten ungefähr nach demselben Schlüssel, nach dem das heutige Stimmrecht zum Bundesrat eingeleitet ist. Das Präsentationsrecht haben bestimmte Verbände des Großgrundbesitzes und der Bauern-

schaft, von Handel und Industrie, der freien Berufe, der Künstlerschaft, der Presse, und der Arbeiterschaft. Die Präsentation bedarf der kaiserlichen Bestätigung. Das zu wählende Drittel wird nach demselben Schlüssel, wie das Ernennungsrecht der Fürsten ausgeübt wird, von den Parlamenten der einzelnen Staaten gewählt. Ein derartig zusammengesetztes Reichs-Oberhaus (Reichsrat) würde zweifellos eine Fülle ausgezeichneter Persönlichkeiten in sich bergen, die in ihren Beschlüssen keinem Fortschritt auf die Dauer ihre Zustimmung versagen, auf der anderen Seite aber jeder ruhigen Überlegung fördernd und jeder Übereilung hindernd sein würde.

VI. Die Umgestaltung des Bundesrats.

Durch die oben vorgeschlagenen Änderungen ergibt sich naturgemäß die Notwendigkeit, den Bundesrat umzuwandeln. Die Idee, den Fürsten einen Einfluß auf die Reichsgesetzgebung zu schaffen, soll aufrechterhalten bleiben. Aber der Bundesrat in seiner heutigen Gestalt ist eine gesetzgebende Körperschaft des Reiches, und wenn er in seiner jetzigen Form bestehen bliebe, so würden wir im Reiche tatsächlich drei gesetzgebende Körperschaften haben, was eine Unmöglichkeit wäre und zu einer erheblichen Erschwerung der Reichsgeschäfte führen müßte. Es wird nicht ganz leicht sein, zu einer entsprechenden Umgestaltung des Bundesrats zu kommen. Ich denke mir die Sache folgendermaßen: An Stelle des bisherigen Bundesrats tritt unter Beibehaltung des bisherigen Namens ein Gremium, das aus dem Reichskanzler als Vorsitzenden und Delegierten der einzelnen Bundesfürsten besteht. Die Reichsminister können von keinem Bundesfürsten zum Bundesrat delegiert werden. Sie sind aber berechtigt, den Bundesratssitzungen beizuwohnen und dort jederzeit zu sprechen. Sie sind zum Erscheinen verpflichtet, wenn der Bundesrat oder der Reichskanzler es verlangt. Die Stimmverteilung im Bundesrat bleibt die gleiche wie heute. Der Bundesrat kann jederzeit vom Kaiser oder vom Reichskanzler berufen werden. Er muß zusammentreten, wenn es eines der Königreiche, zwei der Großherzogtümer, oder drei der anderen Bundesstaaten verlangen. Seine Aufgaben bestehen im wesentlichen darin, die Grundsätze der einzelstaatlichen Politik und Verwaltung im Zusammenhang mit der Politik und der Verwaltung des Reiches zu halten, namentlich in der auswärtigen Politik, Informationen und Erfahrungen mit der Reichsleitung auszutauschen, vorher und rechtzeitig zum Zwecke gutachtlicher Äußerung über wichtige Aktionen der Gesetzgebung unterrichtet zu werden, und die Ausführungsvorschriften der Gesetze zu erlassen. Für diese Ausführungsvorschriften werden die Richtlinien vom Plenum des Bundesrats festgelegt, nach denen die Einzelheiten der Bestimmungen vom Reichsministerium ausgearbeitet werden müssen. In Fällen der Reichsexekution beschließt der Bundesrat. Ebenso werden vom Bundesrat Streitigkeiten der einzelnen Bundesstaaten untereinander, soweit sie nicht vor die ordentlichen oder Verwaltungsgerichte gehören, entschieden. Der Bundesrat entscheidet ferner als oberste Instanz in allen denjenigen Thronfolgefragen der Einzelstaaten, in denen zwischen

den einzelnen Kammern oder den Kammern und den Fürsten der Bundesstaaten Einhelligkeit nicht zu erzielen ist. Staaten, die mehr als zwei Stimmen zum Bundesrat haben, können nicht mehr als höchstens zwei Bevollmächtigte ernennen, die dann Träger der gesamten Stimmenzahl sind. Der Reichskanzler nimmt selbst an der Abstimmung im Bundesrat nur dann teil, wenn sich Stimmengleichheit ergibt. Er handelt dann nach den Instruktionen und im Namen des deutschen Kaisers.

Kritik des Grafen Westarp.

Berlin, den 22. April 1917.

Die Denkschrift, die mir zur Kenntnisnahme übergeben wurde, dürfte in Verbindung mit dem Plan der Bildung eines sogenannten Koalitions-Ministeriums stehen, welches zur Überwindung der Schwierigkeiten des Krieges und der Neuordnung aus den verschiedenen Parteien gemeinsam gebildet, und in dem dabei auch den Konservativen die Möglichkeit geboten werden soll, aus der gegensätzlichen Stellung zur jetzigen Politik des Reichskanzlers herauszukommen und eine gemeinsame innere und äußere Politik mit ihrer Verantwortung mit zu decken. Die Denkschrift erwähnt zwar diesen für den gegenwärtigen Zeitpunkt gedachten Plan nicht ausdrücklich; aber sie will für die Dauer eine parlamentarische Regierungsweise eingeführt sehen, die allerdings die notwendige Voraussetzung für die Durchführung des Planes bilden würde.

Dabei geht die Denkschrift mit Recht davon aus, daß die Durchführung der parlamentarischen Regierungsweise nicht ohne durchgreifende Veränderungen unserer Verfassung möglich ist. Sie liefert damit meines Erachtens den vollgültigen Beweis, daß auch der Gedanke des Koalitions-Ministeriums solche Änderungen zur Voraussetzung haben würde.

Der springende Punkt hierfür findet sich in den Ausführungen der Denkschrift zu IV und VI über die „Reichsministerien" und über die „Umgestaltung des Bundesrats". Allerdings will die Denkschrift nicht, wie in den Verfassungen romanischer Länder, durch geschriebenes Gesetz dem Kaiser die Verpflichtung auferlegen, die Minister aus der jeweiligen Mehrheit des Parlamentes oder doch nach deren Wünschen zu ernennen; aber sie will diese Auswahl der Minister zur Übung, wenn nicht zum Gewohnheitsrecht werden lassen. Mit Recht hält der Verfasser der Denkschrift eine solche Übung mit der jetzigen verfassungsmäßigen Stellung der Staatssekretäre nicht für vereinbar.

Der Staatssekretär ist nicht stimmberechtigtes Mitglied eines kollegialen Ministeriums, wie der preußische Minister im Staatsministerium, sondern Vertreter des Reichskanzlers. Nach dem Stellvertretungsgesetz von 1879 ist er zwar, soweit er den Kanzler vertritt, selbständig verantwortlich; aber der Kanzler kann ihm Anweisungen geben; kann die einzelne Regierungshandlung an sich ziehen und

deshalb muß der Staatssekretär jedenfalls die allgemeine Richtung der Politik und der Verwaltungsgrundsätze des Kanzlers sich zu eigen machen. Es trifft nicht zu, daß Männer, die wirklich etwas bedeuten, Bedenken tragen müßten, in diese Stellung als Untergebene des Kanzlers einzutreten; vielmehr erfordert das Amt des Staatssekretärs auch in seiner heutigen Ausgestaltung ein hohes Maß persönlicher Tüchtigkeit und eigner Verantwortung, welches auch für bedeutende Männer und selbständige Charaktere voll ausreicht. Wohl aber erscheint die Stellung des Staatssekretärs aus anderen Gründen mit der parlamentarischen Regierungsweise nicht vereinbar. Niemand kann zwei Herren dienen. In parlamentarisch regierten Ländern sind die Minister nicht nur nach dem Willen der Mehrheit ausgewählt, sondern sie sind und bleiben Vertrauensmänner — das Kabinett ist ein Ausschuß der Partei oder der Mehrheit, die hinter ihnen steht. Theoretisch möchte ja wohl denkbar sein, daß auch eine Parlamentsmehrheit in der einen Persönlichkeit des Reichskanzlers ihren Vertrauensmann erblicken könnte, der die Obliegenheiten, die er als solcher hat, durch die ihm unterstellten und als seine Vertreter handelnden Staatssekretäre ausübt. Den Auffassungen der Anhänger des parlamentarischen Regiments liegt aber solche Möglichkeit fern, und sie können sich die Verwirklichung ihrer Ideen wohl nur in der Form vorstellen, daß ein Kollegium gleichberechtigter Minister die Partei gewissermaßen als deren Ausschuß bei Führung der Regierung vertritt. Das dürfte auch praktisch das Richtigere sein. Besonders wenn hinter dem Ministerium nicht eine einheitliche Partei, sondern eine Gruppe von Parteien steht, die nur zusammen die Mehrheit des Parlamentes bilden, kann deren Vertretung in der Regierung nicht durch die Einzelpersönlichkeit eines Kanzlers mit von ihm abhängigen Stellvertretern, sondern nur durch ein Kabinett stimmberechtigter Mitglieder erfolgen. In dem Koalitions-Ministerium für die Zwecke des Krieges und der Neuordnung, an dessen Bildung man jetzt denkt, würde jedes Mitglied die Aufgabe haben, die Ziele der Partei, der es entnommen ist, soweit als möglich zur Durchführung zu bringen, diese Ziele also, wenn auch im Wege des Kompromisses, selbständig zu vertreten. Das würde natürlich unmöglich sein, wenn beispielsweise ein konservativer Kanzler als seine Vertreter und „Untergebenen" Staatssekretäre zur Seite hätte, die den andern Parteien entnommen sind.

Hiernach hat also der Verfasser der Denkschrift vollkommen recht, wenn er die Bildung eines kollegialen Reichsministeriums zur Voraussetzung der Durchführbarkeit seiner Pläne macht. Ebenso ist ihm aber auch durchaus zuzustimmen, daß diese Maßregel eine durchgreifende Änderung der Stellung des Bundesrates, wie er sie in seinen Ausführungen zu VI vorschlägt, zur Folgen haben müßte. Im Bundesrat üben die verbündeten Regierungen gemeinsam die Regierungsgewalt aus, die ihnen verblieben ist. Nur in einzelnen Zweigen, wie in der Führung der auswärtigen Politik, dem Oberbefehl über das Heer u. a., ist diese Ausübung auf den Kaiser als solchen übergegangen; in der Gesetzgebung, dem Erlaß von Ausführungsvorschriften und vielen anderen Dingen ist sie der Gesamtheit der ver-

bündeten Regierungen verblieben. Das will der Verfasser der Denkschrift grundlegend ändern. Das Organ der verbündeten Regierungen, der Bundesrat, soll nicht die entscheidende Zustimmung zu allen Gesetzen, sondern nur das Recht einer „gutachtlichen Äußerung über wichtige Aktionen der Gesetzgebung" behalten, und bei der Ausführung soll er lediglich die „Richtlinien feststellen", während das Reichs-Ministerium die Bestimmungen im einzelnen erlassen soll, eine Unterscheidung, die übrigens auch praktisch unklar ist und deshalb nur zu Reibungen führen könnte. Der Vorschlag bedeutet also die vollständige Mediatisierung der Bundesstaaten, die als solche von der Gesetzgebung des Reiches und von der maßgebenden Bestimmung über dessen Verwaltung ausgeschlossen und zu einer Provinzial-Instanz für diejenigen Angelegenheiten gemacht werden, die das Reich ihrer Verwaltung überträgt. Nun wäre man vielleicht versucht, zu sagen, was hierbei der König von Preußen verliert, gewinnt der Kaiser. Auch diese Auffassung würde aber nicht richtig sein, oder doch jedenfalls sehr maßgebend von denjenigen Rechten abhängen, die die Verfechter des Planes dem Kaiser im Reiche geben wollen. In dieser Beziehung läßt die Denkschrift sehr wesentliche Punkte unberührt. Vor allem nimmt der Verfasser zu der Frage nicht Stellung, in welcher Weise ein Gesetz zustande kommen soll, d. h. also, ob dazu die Übereinstimmung zwischen dem Reichstag und dem von ihm in Aussicht genommenen Reichs-Oberhaus genügen soll, so daß der Kaiser so wie jetzt die vom Bundesrat und Reichstag beschlossenen Gesetze nur zu verkünden hätte, oder ob zur Gültigkeit des Gesetzes außer dem übereinstimmenden Beschluß der beiden Häuser so wie jetzt in Preußen auch die Zustimmung des Kaisers unter Gegenzeichnung des Reichsministeriums erforderlich sein soll. Ersteres scheint die Absicht zu sein; dann verliert der Kaiser das Recht der Zustimmung mit den 17 preußischen Stimmen, welches er jetzt als König von Preußen ausübt und mit dem er zur Zeit Verfassungs-Änderungen verhindern kann. Aber selbst wenn die Absicht dahin gehen sollte, Rechte, die der König von Preußen verlieren soll, durch Rechte des Kaisers auszugleichen, so würden durch diese Änderung beider für die Monarchie der Hohenzollern große Werte verloren gehen, die durch die Überlieferung der 500jährigen Verbindung der Hohenzollern mit dem Brandenburg-Preußischen Staate begründet sind. Dieser Überlieferung, durch welche das Hohenzollernhaus besonders fest im Volke verankert ist, wird die konstitutionelle Mitwirkung des preußischen Staatsministerium und des preußischen Landtages stets mehr Raum lassen, als es bei der Mitwirkung der Organe des Reiches der Fall ist, besonders dann, wenn nicht die demokratische Zusammensetzung des Reichstages ohne weiteres auf Preußen übertragen wird.

Im übrigen bedeutet zweifellos auch für den Kaiser eine mehr oder weniger zum Zwange gewordene Übung, wonach die Minister nach den Wünschen der Parlamentsmehrheit entlassen und ausgewählt werden müssen, eine Einschränkung seiner Rechte. Bezieht sich diese Übung auf ein kollegiales Reichsministerium, so ist die Einschränkung noch größer, als wenn sie nur den Reichskanzler betrifft,

während die Auswahl der Staatssekretäre frei bleibt. Dabei wird der Kaiser nicht nur in der persönlichen Auswahl beschränkt, sondern es ergibt sich aus einer derartigen Regelung der Dinge von selbst, daß er auch die Gesamtrichtung der Politik nicht mehr selbständig bestimmen, kaum noch beeinflussen kann. Denn es ist selbstverständlich ein großer Unterschied, ob der Monarch nur noch im Wege der Auflösung des Reichstages oder durch einen Pairsschub seine Auffassungen zur Geltung bringen kann, oder ob er dazu die von ihm nach eigenem Ermessen zu ernennenden und zu entlassenden Minister zur Verfügung hat. Es kann auch nicht zugegeben werden, daß es ohne weiteres eine Verbesserung bedeutet, wenn nach dem Vorschlage der Denkschrift die Minister grundsätzlich nicht mehr aus der Beamtenlaufbahn, sondern aus dem Parlament entnommen werden. Man darf das Maß des Einflusses nicht unterschätzen, den auch in der größten Behörde ein Sachkundiger und willensstarker Chef bei guter Organisation bis in die Einzelheiten der laufenden Verwaltung hinein ausüben kann. Und deshalb ist es von hohem Werte, wenn nicht nur die Räte und Unterstaatssekretäre fachkundige Beamte sind; auch für den Chef ist diese Erfordernis aufzustellen und genügt es nicht, daß er ein Anreger, ein ideenreicher Kopf, ein Politiker ist. Der Unterschied der Auffassungen, um den es sich hierbei handelt, liegt aber tiefer. Im konstitutionellen Staat liegt die Führung der Geschäfte und die Leitung der Politik bei dem Monarchen und seinem Beamtentum; das Parlament ist auf die Mitwirkung beschränkt, die in der Hauptsache in der Zustimmung oder Ablehnung von Gesetzen, in der Bewilligung der Geldmittel, in der nachträglichen Kontrolle und in Anregungen besteht. In parlamentarisch regierten Ländern soll das Parlament die eigentliche Leitung der ganzen Politik und der Verwaltung in der Hand haben oder doch vollständig beherrschen. Darauf beruht auch die Forderung, daß das Parlament den maßgebenden Einfluß auf die Zusammensetzung des Ministeriums erhalten und wenn auch nicht ausnahmslos, so doch in der Regel die Minister aus seiner Mitte stellen soll. Es mag sein, daß dieser Zustand den Beruf des Parlamentariers verlockender machen und dem Parlament bessere Köpfe zuführen würde. Dem steht in unserer konstitutionellen Monarchie der ungeheure Vorteil gegenüber, der in der durch die preußische Geschichte überlieferten fachlichen Objektivität und Tüchtigkeit, sowie in der Unbestechlichkeit im weitesten Sinne des Beamtentums zu erblicken ist. Die Auswahl der Minister aus dem gewählten Parlament birgt die Gefahr in sich, daß das Beamtentum in Abhängigkeit von denjenigen großkapitalistischen Mächten gerät, die vermöge ihres Kapitalbesitzes durch Presse und Agitation die Wahlen beeinflussen können und dazu umsomehr Anlaß haben, je größer die Einwirkung des Parlaments auf die Leitung der Geschäfte ist. Um Minister und Beamte von diesen Einflüssen frei zu halten, muß es in den Kauf genommen werden, daß vielleicht der Beruf des Parlamentariers als Lebensberuf nicht befriedigt, sondern lediglich als eine ehrenamtliche Pflicht von Männern ausgeübt wird, die in anderen Berufen stehen.

Auf die übrigen Ausführungen der Denkschrift, die sich auf die Änderung der Wahlkreise, die Stellung des Zentrums und die Bildung eines Reichs-Oberhauses beziehen, möchte ich, obwohl sie in dem zur Erörterung stehenden Zusammenhang Interessantes bieten, zur Zeit nicht eingehen, sondern meine Meinung wie folgt zusammenfassen.

Mit Recht führt die Denkschrift aus, daß die parlamentarische Regierungsweise mit den jetzigen Verfassungsbestimmungen nicht vereinbar ist, daß sie vielmehr zunächst die Bildung eines kollegialen Reichsministeriums zur Voraussetzung hat. Das bedingt weiter die Ausschaltung der gesetzgeberischen Befugnisse des Bundesrats und damit die Beseitigung der Teilnahme der Einzelstaaten und ihrer Monarchen an der Regierungsgewalt des Reiches. Dadurch würden die Einzelstaaten mediatisiert. Neben dem König von Preußen würde dabei aber auch der deutsche Kaiser in seinen selbständigen Regierungsrechten wesentlich eingeschränkt werden.

Der Plan, zur Zeit gewisser Schwierigkeiten durch Bildung eines Koalitions-Ministeriums aus Vertretern der verschiedenen Parteien Herr zu werden, ist in der Denkschrift zwar nicht erwähnt; seine Durchführbarkeit hängt aber davon ab, daß die in der Denkschrift gemachten Vorschläge ausgeführt werden. Wird diese Voraussetzung für ein Koalitions-Ministerium nicht geschaffen, so ist der Versuch eines solchen einerseits zwar von vornherein zum Scheitern verurteilt, andererseits aber als ein Schritt auf dem Wege, der zur grundsätzlichen Einführung der parlamentarischen Regierungsweise führt, schweren Bedenken unterworfen.

Von konservativer Seite werden daher diese Pläne nach meiner persönlichen Auffassung nicht unterstützt werden können. Während des Krieges ist es ausgeschlossen, daß die verbündeten Regierungen so tiefgreifenden, mit ihrer völligen Ausschaltung verknüpften Änderungen zustimmen. Die Gefahr, daß der neugebildete Verfassungsausschuß des Reichstages solche Änderungen durch seine Beschlüsse sollte erzwingen können oder auch nur wollen, scheint mir nicht vorzuliegen. Zentrum und Nationalliberale haben seit seiner Bildung in der Presse gegenüber den Gedanken der parlamentarischen Regierung eine sehr zurückhaltende, wenn nicht ablehnende Stellung eingenommen. Viel größer ist die Gefahr, daß allmählich von den Regierungsrechten des Kaisers und von der Selbständigkeit der Einzelstaaten und ihrer Herrscher immer mehr abgebröckelt wird, daß der jetzige Herr Reichskanzler den hierauf gerichteten Bestrebungen keinen entscheidenden Widerstand entgegenstellt, und daß in Augenblicken innerer oder äußerer Schwierigkeiten und Krisen Schritte auf diesem Wege getan werden, die sich nachher nicht wieder rückgängig machen lassen.

Professor Dr. Ludwig Stein: Der Staat — eine Organprojektion.

Die Lösung des Rätsels, warum die erlesensten Geister seit Platon immer wieder den Staat mit den Menschen verglichen haben, so daß Naturforscher wie His die Parallele mit dem staatlichen Organismus sogar zur Veranschaulichung des menschlichen Organismus heranziehen, glaube ich — einer gelegentlichen Andeutung des Hobbes folgend — darin zu finden, daß der Staat wie alle menschlichen Werkzeuge und Institutionen ihrem letzten Ursprunge nach Organprojektionen sind. Schon Benjamin Franklin führte den Ursprung aller menschlichen Kultur darauf zurück, daß der Mensch zum Unterschiede vom Tier ein „werkzeugschaffendes Wesen" ist. Ihm schloß sich der Mainzer Philosoph Ludwig Noiré an, der in einer Reihe eigenartiger, nicht gerade systemgerechter Werke den Andeutungen Franklins glücklich nachgegangen ist. In jüngerer Zeit ist der Anthropologe Ludwig Woltmann diesen Gedankenspuren gefolgt und hat auf Grund des Franklin-Noiréschen Prinzips wertvolle Schlüsse für unsre gegenwärtige Staats- und Gesellschaftsauffassung gezogen. Der Physiker Wiener führte in einer Rektoratsrede „über die Erweiterung der menschlichen Sinne" aus, daß wir mit fortschreitender Technik nahe daran sind, unsre Sinne ins Unermeßliche zu erweitern. So seien Teleskop und Mikroskop erweiterte und verfeinerte Augen, Telephon und Mikrophon erweiterte und verfeinerte Ohren. Endlich hat der Nationalökonom Karl Bücher in seiner grundlegenden Studie über „Arbeit und Rhythmus" den Zusammenhang zwischen Poesie, Musik und Tanz mit den menschlichen Arbeitswerkzeugen aufgedeckt.

Am schärfsten indes finde ich den Gedanken der Organprojektion in Kapps „Grundlinien einer Philosophie der Technik" ausgeführt. Danach werden gewisse Tätigkeiten des Mundes, der Faust, des Fußes, die der Mensch als Funktionen seines Leibes wahrnimmt, hinausprojiziert und in Werkzeuge umgebildet. Wie das Stumpfe, so führt Kapp aus, in der Faust vorgebildet ist, so die Schneide der Werkzeuge in den Nägeln der Finger und in den Schneidezähnen. Der Hammer mit seiner Schneide geht in der Umgestaltung in Beil und Axt über. Der gesteifte Finger mit seiner Nagelschärfe wird in technischer Nachbildung zum Bohrer, die einfache Zahnreihe findet sich wieder in Feile und Säge. Hammer, Beil, Meißel, Bohrer sind Urwerkzeuge, gleichsam die ersten Begründer der menschlichen Gesellschaft und ihrer Kultur.

Auch die Anfänge der Kunst beruhen auf Organprojektionen. Menschliche Gliedmaßen oder Werkorgane des Körpers werden in Stein und Holz umgebildet. Das Werkzeug wird so „ein Teil des Individuums, wie wir noch heute bei der gewöhnlichen Handarbeit beobachten können, wo jeder mit der eigenen Schaufel

oder Hacke, dem eigenen Beil oder Schlegel am besten fertig wird" (Bücher). Es verlängert, erweitert und verstärkt der Mensch in seinen Werkzeugen gerade diejenigen Eigenschaften, die für den Arbeitsprozeß am wichtigsten sind. Der Hammer ist, wie Bücher weiter ausführt, eine härtere und unempfindliche Faust, die Feile, das Grabscheit treten an die Stelle der Fingernägel, die Ruderschaufel ist nur eine verbreiterte hohle Hand, die Mörserkeule ersetzt den stampfenden Fuß, der Reibstein die pressende Handfläche.

Sind erst diese Werkzeuge vorhanden, so wirken sie auf den Menschen zurück. Der Mensch schafft und formt zwar das Werkzeug, aber hinterher bildet das Werkzeug den Menschen um. Die ältesten Arbeitsmaschinen ahmen wohl die Hand- und Armbewegungen des Menschen nach, so die ersten Hobelmaschinen die Stöße des Handhobels; die ältesten Sägewerke sind das Abbild der Handsäge usw. Aber der arbeitende Mensch ist, wie Bücher betont, im Maschinenzeitalter nicht mehr Herr seiner Bewegungen und das Werkzeug sein Diener, sein verstärktes Körperglied, sondern das Werkzeug ist Herr über ihn geworden; es diktiert ihm das Maß seiner Bewegungen; das Tempo und die Dauer seiner Arbeit ist seinem Willen entzogen; der Mensch ist jetzt an den toten und doch so lebendigen Mechanismus gefesselt.

Wir haben bisher festgestellt, daß die ersten Werkzeuge aus Organprojektionen hervorgegangen und daß die verwickeltsten Maschinen nur ihre Nachbildungen und Umformungen sind. Sobald sich die Werkzeuge zu einer gewissen Höhe und Vollkommenheit entwickelt haben, beherrscht der Mensch nicht mehr sein Gebilde, sondern das Gebilde beherrscht ihn. Jetzt erinnere man sich der Einleitungsworte des Hobbesschen „Leviathan": Die Kunst ahmt nicht bloß die Tiere nach, sondern auch das vornehmste derselben, den Menschen. Jener große Leviathan, welcher Staat heißt, ist ein Werk der Kunst und ein künstlicher Mensch, obgleich in Masse und Kraft dem natürlichen weit überlegen, da er zu dessen Schutz und Wohl erfunden worden ist.

Der Staat ist danach eine Organprojektion, ein Werkzeug, das sich die Menschen nach ihrem eigenen Ebenbilde im Interesse ihrer Selbst- und Arterhaltung geschaffen haben. Dabei erinnere man sich daran, daß der Wortsinn des griechischen Organon eigentlich „Werkzeug" heißt. Der Staat ist sonach das Organon, das Werkzeug, das sich die Menschen im Kampfe um die Selbstbehauptung selbst geschmiedet haben. Aber es ergeht ihm damit ganz ähnlich wie bei allen seinen übrigen Werkzeugen. Erst konstruieren die Menschen die Maschine, dann bildet das Maschinenzeitalter ihren Charakter um. Zuerst ahmen sie im Staat ihren eigenen Organismus nach. Ihren Kopf verdoppeln sie im Monarchen oder in der gesetzgebenden Gewalt, ihre Arme und Hände in der Exekutivgewalt, ihre Eingeweide im Nährstand. Aber der einmal gebildete Staat wirft sich zum Herrn des Individuums auf, wie die einmal gebildete Maschine den ganzen Typus menschlicher Arbeit umgestaltet. Nach Werner

Sombart haben Manufaktur und Maschine das Aufkommen des kapitalistischen Geistes begünstigt, wenn nicht direkt hervorgerufen. Anfänglich, bei der ersten Bildung von Gemeinschaften, heißt es bei Theodor Lindner (Geschichtsphilosophie, 1901, S. 182), war gewiß die Stellung des Individuums zum Ganzen wichtig; als sie fester wurden, wandten sich die Beziehungen, und die Gemeinschaft bestimmte das Verhältnis des Individuums zu ihr.

Verstehen wir unter Staat mit Treitschke (Die Gesellschaftswissenschaft, 1859, S. 99) „die einheitlich geordnete bürgerliche Gesellschaft", so ist in diesem auf die Willenseinheit der einzelnen gegründeten Staate ein neuer, einheitlicher Träger aller dieser Willenseinheiten erwachsen. „Gemeinsame Beherrschung und gemeinsame Interessen schaffen Staaten" (Ratzel). Vor Begründung des Staates war das Individuum allmächtig, nach Begründung desselben ist es der Staat, das einheitliche Subjekt des Willens aller. Der Staat ist dann, mit Hobbes zu sprechen (de cive Cap. I, § 9): Eine Person, deren Wille vermöge des Vertrags mehrerer Menschen als der Wille alles gilt und der daher die Vermögen und Kräfte der einzelnen für den gemeinsamen Frieden und Schutz verwenden kann.

Übrigens stehen Werkzeug und Staat nicht als einzige Beispiele für das interessante Phänomen da, wonach sich die Menschen durch eingeübte Funktionen Organe schaffen, um hinterher durch ihre eigenen Organe gebunden zu werden. Entstehen doch alle Instinkte der Menschen, die ihr vegetatives und animalisches Leben regulieren, zum großen Teile auch ihr Affektleben bestimmen, auf die nämliche Weise. Erst hinterläßt die Gattungserfahrung unzähliger vorangegangener Geschlechter in den uns vererbten Instinkten die angesammelte und in den Nervenzentren als potenzielle Energie aufgespeicherte Summe der eingeübten Gewohnheiten unsrer Vorfahren, und hinterher lassen wir uns diese Instinkte als Regulatoren unsres Lebens und affektiven Handelns dienen. Genau so ergeht es mit den Sitten und Bräuchen, den von Wundt so genannten „sekundären Instinkten". Sitten sind „mechanisch gewordene, zweckmäßige Tätigkeitsketten". Jeder Brauch, der durch lange Übung herrschend geworden ist, beruht seinem Ursprunge nach auf einem logischen Schluß. Hat sich aber erst ein solcher Brauch eingebürgert, durch gewohnheitsmäßige Übung stabilisiert, so wirft er sich zum Herrscher auf. Also genau derselbe Vorgang: erst schaffen Menschen Brauch und Sitte, hinterher schaffen Brauch und Sitte die Menschen um. Die Sitten sind, wie der leider zu früh verstorbene Kulturhistoriker Heinrich Schurtz vortrefflich bemerkt, aufgespeicherte Erfahrungen, von der Vorwelt bereits durchdachte Probleme, und wer ihnen mechanisch folgt, wird, ohne daß er seinen Verstand dabei zu Rate zu ziehen braucht, das Richtige treffen. Wie außerordentlich auf diese Weise der Geist abermals entlastet, der Daseinskampf erleichtert wird, ergibt sich von selbst. Was hier von Bräuchen und Sitten gilt, darf doppelt und dreifach für den Staat in Anspruch genommen werden, der ja diese flüch-

tigen Sitten und Bräuche zu stabilen Verordnungen und Gesetzen kondensiert und solchergestalt die vortrefflichste Waffe darstellt, die sich der Mensch im Kampfe um die Selbst- und Arterhaltung je geschmiedet hat.

Man wundere sich also nicht, daß Staat, Werkzeug und Mensch so merkwürdige Parallelen aufweisen. Der anthropomorphische Zug der Menschennatur ist eben ein durchgehender. Der Mensch verdoppelt sich im Werkzeug, in der Maschine, im Staate, ja sogar in seinen höchsten Verallgemeinerungen, in seinem Welt- und Gottesbegriff. Der Naturmensch wird von Instinkten, der Kulturmensch von Begriffen geleitet. Die Instinkte stellen die Gattungserfahrung der unbewußten, die Begriffe die der bewußten Sammeltätigkeit unsrer Vorfahren dar. Und wenn wir heute gleich wissen, daß unsre am höchsten gewerteten Begriffe sich erst mühselig und langsam an der Hand der rohesten und plumpesten Erfahrung gebildet haben, so verlieren sie durch diesen Einblick in ihren Werdegang nichts von ihrer Bedeutung und ihrem Gewicht. Was verdanken wir Menschen alles unsrer Fähigkeit, zu messen, zu wägen, zu zählen! Und wie unbeholfen, ja täppisch waren die ersten Versuche, die uns alle diese Fähigkeiten allmählich beigebracht haben! Alle unsere Maße sind von Hause aus nichts andres als Organprojektionen. Unsre Daumenbreite ist der Zoll, unser Fuß ist das Modell für den „Schuh", die Elle bedeutet die Länge des Armes, die Klafter als Längenmaße bedeuten nichts anderes als die Entfernung der rechten und linken Fingerenden bei horizontal ausgebreiteten Armen. Den Zeitbegriff entwickelten unsre Vorfahren ebenso konkret am konstanten Wechsel von Tag und Nacht, von Wind und Wetter, von Donner und Blitz, von Regen und Sonnenschein, von Winter und Sommer, späterhin von der jährlichen Bewegung der Sonne und den regulären Bewegungen des Mondes. Nicht anders steht's um den konkreten Ursprung unsres Zahlenbegriffs. Die paarweisen Organe (Hand, Auge, Ohr, Bein) führten zur Zahl zwei. Das fünfgliedrige Zahlensystem ist von den fünf Fingern *einer* Hand abgezogen. Das herrschend gewordene, bei Indern und Phöniziern zuerst eingeführte dekadische Zahlensystem geht auf die zehn Finger der beiden Hände zurück. Das vielfach noch gültige Vigesimalsystem (mit der Grundzahl 20) leitet seinen Ursprung offensichtlich von den Fingern an Händen *und* Füßen ab. So ist die Zahl 20 dort etymologisch gleichbedeutend mit „ganzer Mensch," und das Zahlenwort 7 ist bei manchen Völkern soviel als Zeigefinger. Selbst das Rückgrat aller wissenschaftlichen Gedankenverknüpfung, die Kategorie der Kausalität, ist verfeinerte Organprojektion; sie bildet sich konkret an der konstanten Aufeinanderfolge von Hammer und Ambos heraus.

Das alles beweist, daß der Ursprung unsrer wichtigsten Orientierungsmittel in Maß und Zahl auf Organprojektionen zurückzuführen ist. Und wie sich Brauch und Sitte zu Recht und Gesetz, Animismus und Fetischismus zu Religion und Moral verhalten, so der primitive Ursprung der Meß- und Zählerfahrung zur formalen Logik. Der Staat schreibt dem entwickelten Kulturmenschen, der

ebenso als Bürger in den Staat hineingeboren wird, wie er als Besitzer eines von seinem Vorfahren psychologisch präparierten Zentralnervensystems in ein festes logisches Schema schon bei seiner Geburt eingebettet wird, vor, wie er Handeln, die Logik befiehlt ihm, wie er denken soll. Dort ist die bewußte menschliche Gattungserfahrung über die zweckmäßigste Art des Handelns, hier die über die zweckmäßigste Art des Denkens niedergelegt. Unsre Auffassung läßt sich kurz dahin definieren: Wir sind Empiristen bezüglich des Ursprungs, aber Rationalisten hinsichtlich der Geltung des Staates.

Ferdinand Tönnies sagt einmal (über die Grundtatsachen des sozialen Lebens, S. 44): „Der Staat ist das, was seine Bürger wollen, daß er sei, das, als was er gedacht wird; denn er ist, seiner Natur nach, ein pures Gedankending." Der Ursprung des Staates ist in dieser Definition richtig erfaßt, nicht aber seine Geltung. Daß der Staat als Kollektivbegriff wie jeder abstrakte Allgemeinbegriff ein „pures Gedankending" ist, steht außer Zweifel. Aber soll damit angedeutet sein, daß die Menschen aus diesem „puren Gedankending" machen können, was sie wollen, so führt diese Schlußfolgerung völlig in die Irre. Die Kausalität ist, wie wir seit Hume wissen, auch nur ein solches „Gedankending", aber kein pures Gewohnheitserzeugnis, wie Hume annahm, sondern — zumal für den Kulturmenschen — innere Gedankennötigung, wie Kant bewiesen hat. Es ist richtig, daß die Menschen erst die Kategorie der Kausalität behufs Orientierung über die Konstanzen im Durcheinander des Geschehens selbst gebildet haben, aber — einmal entstanden, ist die Kategorie der Kausalität stärker als die Menschen, die sie konstituiert haben. Der Denkzwang, den sie auf uns ausübt, ist das Apriori an ihr. Der entwickelte Mensch ist jetzt der von seinen Vorfahren geschaffenen Denkform Kausalität genau so untertan, wie der einzelne Bürger im konstitutionellen Staat der Verfassung unterstellt ist, die er als Mitkonstituent selbst geschaffen hat. Die Menschen stellen im Interesse der Denkökonomie, die ihrer Selbst- und Arterhaltung förderlich ist, das Allgemeine fest: Kategorien in der Logik, Gesetze in der Naturwissenschaft, Verfassungen im Staatsleben, um hinterher jedes Einzelgeschehen unter dieses Allgemeine zu subsumieren. Wie das zur allgemeinen Anerkennung gelangte Denkgesetz, meinethalben die Kausalität, das logische Denken der Kulturmenschen vollkommen beherrscht, und wie die von der Wissenschaft einhellig formulierten Naturgesetze die feste Richtschnur für unser Leben und Verhalten abgeben, so sind die Staatsgrundgesetze oder Verfassungen, trotzdem wir sie in demokratischen Staaten selbst ins Leben gerufen haben, für jeden von uns von bindender Gültigkeit.

Das Einzelne wechselt, das Ganze bleibt; das Individuum stirbt, der Staat lebt; die Einzelglieder des staatlichen Organismus verkümmern; der Staat assimiliert sich neue Glieder. Der Staat ist das dauernde im Wechsel sozialer Erscheinungen. Adam Müller hat darum in seinen „Elementen der Staatskunst" im Gegensatz zu den staatsfeindlichen Individualisten, wie sie seinerzeit Wilhelm

von Humboldt und im neunzehnten Jahrhundert Herbert Spencer repräsentierte, den Staat treffend als „Totalität der menschlichen Angelegenheiten, ihre Verbindung zu einem lebendigen Ganzen" begriffen. Der Staat ist ihm nicht, wie Adam Smith und der späteren englischen Manchesterdoktrin, eine bloße Manufaktur, Meierei, Assekuranzanstalt oder merkantilische Sozietät; er ist die innige Verbindung des gesamten physischen und geistigen Reichtums, des gesamten inneren und äußeren Lebens einer Nation zu einem großen energischen, unendlich bewegten und lebendigen Ganzen.

Die Einheit des Staates ist eine teleologische — eine Zweckeinheit; denn in ihm und nur in ihm schützt man sein Ich durch die Kraft aller zu einem Staate verbundenen Individuen.

Die Zweckeinheit Staat reguliert jenes System von Hemmungsvorstellungen, dessen wir Menschen dringend bedürfen, um nicht blinde Sklaven unsrer Instinkte, Triebe und Affekte zu bleiben. Dem Tiere und Naturmenschen werden diese Hemmungsvorstellungen durch die Peitsche und die Furcht beigebracht; dem entwickelten Kulturmenschen aber suggeriert sie der Staat abschreckend durch Polizei und Justiz, anfeuernd durch Ehre, Auszeichnung, Ruhm und Macht.

Die teleologische Verbandseinheit Staat ist nun das Werkzeug, das sich die Menschen auf dem Wege der bewußten Gattungserfahrung geschaffen haben, um im Interesse ihrer Selbst- und besonders in dem ihrer Arterhaltung den Gesamtwillen über den Einzelwillen zu stellen. Wie die Naturgesetze die Atome oder Korpuskeln, die logischen Gesetze die Empfindungen, so regulieren die Rechts- und Staatsgrundgesetze die Bürger. Die Ordnung löst die Regellosigkeit, das Gesetz die Willkür ab. Und die Verbandseinheit Staat stellt sich uns solchergestalt als ein System von Zweckgesetzen dar, welches die Menschen durch Hemmungsvorstellungen, die sie den Bürgern vermittelst ihrer Institutionen in Recht und Sitte, in Moral und Religion planmäßig einschärfen, dahin bringen soll, zweckwidrige Handlungen zu unterlassen und zweckfördernde zu vollführen. Und wie bewußte Handlungen durch häufige Wiederholung automatisch werden — Gehen, Bewegung der Finger beim Klavierspielen usw. — so macht der Staat aus dem normalen, vollsinnigen, zu keinen Exzessen neigenden Kulturmenschen einen Automaten zur Verrichtung gesellschaftlich zweckmäßiger Handlungen. Das ist das teleologische Daseinsrecht, zugleich aber auch die äußerste Grenze des staatlichen Eingreifens.

Wir gelangen somit zu folgendem Ergebnis. Die mechanische Staatsauffassung gilt vom Ursprung der Staatenbildung in den Gentes, Phratrien, Tribus, Clans, Sippen und Stämmen, bis hinauf zu den ersten Stadtstaaten. Die organische Staatsauffassung hingegen gilt vom vollentwickelten Kulturstaat. Die unbeholfenen Versuche zur Staatenbildung der Halbkulturvölker verhalten sich zu unsren Rechts- und Kulturstaaten etwa wie die plumpen Lettern Gutenbergs zu unsren Schnelldruckpressen. Die Ansätze zur Staatenbildung sind von Hause aus

ebensogut Organprojektionen wie unsre heutigen Großstaaten. Wie sich indes eine reiche Skala aufsteigender Zweckmäßigkeit offenbart von den paläolithischen oder neolithischen Nachahmungen unsrer Gliedmaßen bis hinauf zu unsren wunderbar kraftersparenden Maschinen, so ist eine regelrecht aufgebaute Zweckmäßigkeitspyramide konstatierbar von der primitiven Verfassung der Gentes bis zur Habeas-Corpusakte, zur Erklärung der Menschenrechte, ja bis hinauf zu unsrem heutigen Verfassungsleben. Man versteht jetzt, warum die organische Staatsauffassung so viele und gescheite Anhänger zählt und woher die Übereinstimmungen zwischen Mensch und Staat stammen. Der Staat ist eben seinem Ursprunge nach Organprojektion, d. h. ein erweiterter Mensch — daher die überraschenden Parallelen.

Man werfe uns nicht ein, daß man dem Menschen unmöglich zumuten könne, vor seinem eigenen Zweckgebilde, dem Staat, anbetend niederzuknieen. Gleicht doch der Staat darin nur allen unsren höchsten Ideen und Idealen, die sich, gleich dem Staat, aus anthropomorphischen Wurzeln ableiten lassen. Selbst der Gottesbegriff macht davon, wie ich (Der Sinn des Daseins. Tübingen, Mohr. 1904, S. 17) ausgeführt habe, keine Ausnahme. Dieser psychologische Zirkel ist ein durchgängiger: erst projiziert der Mensch seine erhabensten Ideale in den Gottesbegriff hinüber, dann läßt er sich den Widerschein dieses Gebildes als Muster seiner eigenen Lebensführung dienen. Erst wird Gott vermenschlicht, dann wird der Mensch vergöttlicht. Ebenso borgt der Mensch seine Organe dem Staat und überträgt ihm seine Ideale der Lebensführung, und hinterher richtet er sich in seiner ganzen Lebensführung nach diesem von ihm geschaffenen „puren Gedankending", dieser „Fiktion" oder Gattungsbegriff. Aber gerade weil unsre Ideale menschliche Formungen sind und Forderungen des menschlichen Gattungsgeistes auf einen höchsten begrifflichen Ausdruck bringen, haben sie für uns den Wert weithin leuchtender Musterbilder. Denn das Beste und Höchste, was ein Volkstum, weiterhin ein Kultursystem, noch tiefer gesehen, das ganze Menschengeschlecht als gemeinsames Besitztum in sich trägt, hat es in seinen Idealen niedergelegt. Und so ist denn der Staat das Ideal menschlicher Selbst- und Arterhaltung. Eine der nächsten Aufgaben der Wissenschaft ist eine Psychologie der Idealbildung.

Siegfried Dyck, Königsberg i. Pr.: Völkerbundgedanken.

Wilson wollte das Recht der Macht durch eine Macht des Rechtes ablösen. Der Gedanke ist nicht neu, wenn auch die Formel Völkerbund uns neu erscheint. Das Streben ging von je in neuerer Zeit dahin, eine Grundlage dafür zu finden, eine Macht zu begründen, die Recht schuf und Recht zu wahren wußte. Auch der Machtstaat wollte im Grunde nichts anderes als Recht. Er wollte jedoch sein Recht einem anderen Volke aufzwingen. Wenn Napoleon der Welt seinen Willen zu diktieren strebte, so versuchte er damit doch gleichzeitig ein Recht zu schaffen, das die ganze Welt als ihres anerkennen sollte; ein Recht, das für alle Bürger dieses Weltreichs gleiche Grundbedingungen der Entwicklung schuf. Napoleon und alle die, die an das Machtrecht glaubten, vergaßen dabei eins: die ausgeprägte Volkspersönlichkeit. Das Rechtsempfinden beruht auf Tradition, Entwicklung und Anlage und ist nicht rasch und leicht durch Änderung der Gesetze umzustoßen. Das Rechtsempfinden beruht auf suggestiver Kraft, doch kann man andere schwer, fast nie beeinflussen, wenn sich ein Wille gegen anderen Willen stemmt. Das gilt schon für das Einzelindividuum, das sich durch einen fremden Einfluß auf sein Fühlen, Denken, Wollen gefährdet glaubt, es gilt in noch viel höherem Maße für ein Volk. Der Selbsterhaltungstrieb, der Trieb der Arterhaltung wandte sich gegen jede fremde Nation, die einer starken Volkspersönlichkeit ihr eigenes Recht zu geben unternahm. Instinktiv griff es zum Selbstschutz, um ausgeprägten Volkstyp zu bewahren. Deshalb mißlang, was Machthaber und Machtstaaten begannen, um eine einheitliche große Basis des Rechts zu schaffen. Mißlang und mußte für die Dauer mißlingen, weil Gewalt zum Widerstand reizt. Für kurze Zeit allerdings war der Starke Sieger. Er zwang dem anderen seinen Willen auf, um nach dem Recht der Macht nach außen hin ihn zu beherrschen. Das war schwachen Nationen scheinbar ungünstig. Sie verloren das Recht der Selbsthilfe, der Selbstbestimmung. Doch dadurch, daß innerhalb großer geordneter Staatsverbände bereits die Macht des Rechtes herrschte, wurden sie auch in die Rechtsgemeinschaft des Machtstaates aufgenommen und nahmen Teil an dessen Entwicklung. Ja, sie waren darin noch bevorzugt, denn um sie wirtschaftlich zu erschließen, gab das große Staatsgebilde ihnen von seiner überschüssigen Kraft ab. So erstarkten im Schutze großer Staaten fremde Nationalitäten wirtschaftlich und kulturell. Verkehrseinrichtungen wurden geschaffen, die eine kleine arme Nation sich nicht selbst schaffen konnte, Industrien wuchsen empor, die Bodenschätze wurden gehoben und die landwirtschaftliche Produktion

gefördert, ohne daß die steuerliche Belastung die angegliederten Gebiete anders behandelte als den Machtstaat, der sie annektiert hatte. Durch die Förderung des Schulwesens und den steigenden Wohlstand aber wuchs auch die psychische Stärke und das Selbstbewußtsein der Nation, die sich einem fremden Staatsverbande, gezwungen durch ein Machtrecht, einfügen mußte. Das war so in den polnischen Gebieten, die bei der Teilung Rußland, Preußen und Österreich zufielen, so war es im Baltikum, so in Elsaß-Lothringen, so im Trentino und an der Adriaküste, so in Böhmen und selbst in Litauen. Überall hat sich dort — wenn auch je nach der Eigenkultur des Machtstaates verschieden — Kultur und Wirtschaftsleben der angegliederten Fremdvölker gehoben. Man darf dabei nicht das Leben einer kleinen bevorzugten Gesellschaftsschicht früher und heute vergleichen, wie sie vielleicht der Warschauer Hof in der Blütezeit des polnischen Reiches und die polnische Gesellschaft in Warschau unter dem Zarenregime im neunzehnten und am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts bot, sondern man muß Kultur und Wirtschaftsleben der breiten Schichten vergleichen. Tut man das, so wird man in den den Machtstaaten angegliederten Fremdvölkern eine verhältnismäßig raschere Entwicklung beobachten können, als bei ihren Volksgenossen in schwachen, auf der Grundlage nationaler Autonomie errichteten Staaten. Die Gründe sind nicht immer gleich. Während Preußens geordnete Finanzen, sein hochentwickeltes Schulwesen, seine genossenschaftliche und seine Verwaltungsorganisation den Polen durch Vorbild und Erziehung, durch Schutz und Förderung zu geistiger Entwicklung und wirtschaftlichem Gedeihen verhalfen, war es in Rußland nur die Möglichkeit, im Wettbewerb mit dem indulgenten Russentum die natürlichen Wirtschaftschancen eines Riesenreiches auszunützen, die die polnischen und baltischen Gebiete mit ihrer im Ganzen höheren Volkskultur vorwärts brachten und die ihnen mit ihrer wirtschaftlichen Entwicklung auch in erhöhtem Maße die Möglichkeit boten, ihre geistige Entwicklung an fremden Bildungsstätten und durch fremde Geistesarbeit befruchten zu lassen. Stärkere Reibungen mit dem fremden Machtvolk, das sie unterjocht, blieben, trotz vielfach guten Willens des herrschenden Volkes, nicht aus und wirkten auf das durch höhere Kultur verfeinerte Empfinden schärfer als früher. So verschärften sich im Zusammenleben die Gegensätze, anstatt sich auszugleichen und eine nationalistische Agitation fand fruchtbaren Boden. Wir sehen diese Entwicklung dann in den autonomen Nationalstaaten sich ihr Zentrum schaffen und von dort aus ihre Agitation in die benachbarten Gebiete mit verwandter Bevölkerung tragen. Wenn gerade das Deutschtum bisher nur ganz schwache Ansätze einer nationalistischen, auf Angliederung deutschsprachiger Volksteile anderer Länder gerichteten Bewegung aufzuweisen hatte, so lag der Grund darin, daß sowohl in Österreich, wie im Baltikum die Deutschen, mochten sie in den Ostseeprovinzen auch unter russischem Druck, in Böhmen unter tschechischem Fanatismus leiden, sich immer noch als Herrenvolk, als Machthaber ihrer Umgebung gegenüber, fühlen konnten. Da

lag naturgemäß für sie kein Grund vor, grundsätzlich den Anschluß an Deutschland zu suchen, dessen geistige Förderung ihnen auch ohne staatliche Vereinigung zuteil wurde. Sie hatten allerdings Interesse an einem Bündnis, das ihre Stellung im eigenen Staate stärkte, darüber hinaus aber fand eine alldeutsche Agitation kaum fruchtbaren Boden. Anders war die Situation der Letten, Litauer, Polen, Tschechen und Italiener, der französischen Reichsländer und der nordschleswiger Dänen. Ihr materielles Gedeihen gestattete ihnen, alle Bildungsmöglichkeiten auszunützen, der wachsende Intellekt aber ließ sie erkennen, daß sie auch in der Heimat einflußlos blieben, solange sie nicht sich rückhaltlos in den Dienst der Fremdmacht stellten oder, auf eine nationalistische Bewegung gestützt, eine breite Volksmasse hinter sich hatten. So ward aus dem Ringen um Recht ein Ringen um Macht innerhalb eines Staates, in dem alle Bürger auf gleichem Rechtsboden standen, obwohl jeden Bürger die Macht des Rechtes in gleicher Weise beschirmte. Da der Nationalismus die Begeisterung der Masse brauchte, mußte er naturgemäß demokratische Formen für seine Ziele finden. Das gab dem Nationalbewußtsein Kraft und Antrieb. Zur Volksbewegung geworden, förderte es im Kampfe gegen das Machtrecht die Ausprägung völkischer Eigenart in den von einem Machtstaat angegliederten Fremdgebieten mehr, als eine Entnationalisierungsaktion des Machtstaates sie schädigen konnte.

So haben die Verkünder und Nutznießer des Machtrechtes selbst wieder die Gegenströmungen großgezogen, die das Machtrecht bedrohten.

Deutschland ist nun aus einem Machtstaat zu einem an realer Wehrkraft schwachen Volk geworden. Es ist dazu geworden, weil die gewaltige Koalition der Mächte, die ihm in diesem Kriege gegenüberstanden, die mächtige Organisation der Wehrverfassung vernichtete, unsere wirtschaftliche Kraft zerbrach und mit der Hungerblockade nicht nur die Volksgesundheit, sondern auch das Zusammengehörigkeitsgefühl des Volkes in seinen breiten Schichten untergrub. Da Reich und Staat, da die Gesamtheit den Einzelnen nicht mehr in seinen primitivsten Lebensbedingungen, nicht mehr in seinem Recht zu schützen vermochten, wuchs der Selbsterhaltungstrieb des Einzelmenschen über den Selbsterhaltungstrieb der Gesamtheit hinaus. Der krasse Egoismus trat an die Stelle völkischen Empfindens. Jeder suchte an Lebensmitteln und, da der Besitz von Geld eine bessere Versorgung verhieß, auch an Geldmitteln soviel an sich zu bringen, als er irgend konnte. Und je schärfer dieser Kampf wurde, um so mehr trat das Empfinden für die Volksgesamtheit, das sich als Rechtsbewußtsein in unserem Gefühlsleben ausprägt, zurück. Nur Lebensbedürfnisse (notwendige und überflüssige — auch diese Unterscheidung fiel alsbald) wollte jeder befriedigen, das „Wie" blieb gleich. Es gab

keine moralischen Wertungen mehr und auch der Kämpfer an der Front verlor vollständig das Gefühl dafür, wofür er kämpfte. War es noch der Schutz der Heimat, in der seine Angehörigen zugrunde gingen, während er den Feind abwehrte, und in der Drückeberger sie auswucherten und reich wurden? War es noch der Schutz der Heimat, in der eine Minderheit unter dem Druck des Kriegsrechts die freie Meinungsäußerung knebelte und wahnsinnige Eroberungsziele zu vertreten schien, ohne Rücksicht auf Menschenopfer, die in Hekatomben an der Front und im Inland täglich diesem Machtbegehren fielen? Sie sahen nicht mehr das Machtbegehren, den Vernichtungswillen unserer Feinde, sie sahen allgemach nur noch die egoistischen Motive, die sich in der Not hüllenlos zeigten. So zerfiel im Inlande und an der Front mit dem Empfinden für die Volksgesamtheit auch das Empfinden für die Volkszusammengehörigkeit. Das Nationalgefühl wurde geschwächt. Gewiß waren große Teile der Frontkämpfer und große Teile unseres Volkes in der Heimat noch von dem Geist heißester Vaterlandsliebe erfüllt, als die Revolution ausbrach, und gewiß gab es unter den Revolutionären auch idealgesinnte Männer, die gerade durch die Abkehr von dem, was früher galt, der großen Menge des Volkes ihr Volksgefühl erhalten wollten; doch die egozentrische Bewegung war bereits zu stark geworden. Die Volkspersönlichkeit hatte sich in Einzelindividuen aufgelöst. Kampf nicht nur wirtschaftlich, Kampf aller gegen alle mit der Waffe fand Anhänger. Gewalttat, Raub und Diebstahl, zumal der Diebstahl am Eigentume der Gesamtheit nahm überhand. So wurde Deutschland machtlos, unfähig, sich der Räuber zu erwehren, die heute an das Machtrecht appellierend ihm Glied um Glied von seinem Leibe reißen und deutsche Volksgenossen zu Sklaven machen.

Das Recht der Macht ist Deutschland nun genommen. Wir vermögen heute nicht mehr zur Selbsthilfe zu greifen, wenn die Lebensinteressen unserer Volksgesamtheit verletzt werden, daher müssen diejenigen, die mit den Tatsachen rechnen und sich nicht an den Wunderglauben klammern, nun eine große machtvolle Völkerorganisation willkommen heißen, die innerhalb ihres Gefüges Deutschland und jeden deutschen Staatsbürger unter den Schutz des Rechtes ihrer größeren Gemeinschaft stellt. Nur wenn das gelingt, wird es möglich sein, unser Wirtschaftsleben wieder aufzurichten und die Nation wieder soweit zu kräftigen, daß sie ein Eigenleben als Volkspersönlichkeit in sich verspürt. Dann aber wird es erst wieder möglich sein, Deutschland auch in der Weltpolitik den ihm zukommenden Einfluß zu sichern und dem deutschen Staatsbürger den Rückhalt in seinem Volkstum zu bieten, der ihn überall in der Welt zu einem stolzen, freien Menschen macht.

Wilsons Völkerbundplan ging dahin, den Nationen das Recht der Selbstbestimmung zu sichern, das sich auf die Bekundung freien Volkswillens stützen soll. Wenn man jedoch den Nationen das Recht der Selbstbestimmung nicht verkürzt, ist ein Völkerbund schlechterdings nicht möglich. Ohne Ein-

schränkung des freien Selbstbestimmungsrechtes gibt es kein Mittel, eigensüchtige Nationen davon zurückzuhalten, ein Machtrecht anzuwenden, ohne Unterordnung unter ein gemeinsames Recht wird keine Völkergemeinschaft zustande kommen. Und wie der Rechtsstaat der Gewalt gegen unbotmäßige Volksgenossen nicht entbehren kann, kann auch der Völkerbund ihrer nicht entbehren, wenn er gemeinsame Rechtsgrundsätze nicht nur aufstellen, sondern auch durchführen will. Wilson hat geglaubt, daß die Demokratien an sich einen Schutz gegen eine Gewaltpolitik, gegen Vergewaltigung anderer Nationen bilden. Daß diese Annahme falsch ist, hat nicht nur der Krieg gezeigt, dessen Ursachen nicht nur auf das Verschulden autokratisch regierter Länder, sondern in viel höherem Maße noch auf die Kriegstreibereien demokratisch regierter Staaten zurückzuführen sind, sondern es zeigt sich heute genau so in dem Verhalten Englands und seiner Kolonien, die Deutschland seines Kolonialbesitzes berauben wollen, wie Frankreichs, das Elsaß-Lothringen die Volksabstimmung weigert, es also mit Gewalt an sich fesseln will, wie Polens, das — unbekümmert um den Willen der Volksmehrheit — deutsche Gebiete an sich bringen möchte. Es zeigt sich in der Tschecho-Slowakei, in Italiens Ansprüchen auf deutsches und südslavisches Gebiet, in der Ukraine, in den französischen Ansprüchen auf das linke Rheinufer, in den italienischen, englischen, französischen und griechischen Ansprüchen auf Teile der Türkei, die zweifellos nicht durch nationale Rechte zu begründen sind. Eine demokratische Staatsverfassung hat noch niemals, das ergibt sich auch aus der Geschichte der Vereinigten Staaten selbst, Expansionsbestrebungen verhindert, wenn sie aus wirtschaftlichen und politischen Gründen emporwuchsen. Wenn also der Völkerbund ein Weltrecht schaffen will, dann kann er sich nicht darauf verlassen, daß demokratische Verfassung der Einzelstaaten ihre Unterordnung unter ein auf Mehrheitsbeschlüssen basierendes Weltrecht verbürgt, sondern er muß reale Machtmittel besitzen, um seinen Gesetzen Geltung zu verschaffen. Wilson hat das auch eingesehen, er ist ja nicht der weltfremde, verstiegene Professor, zu dem ihn während des Krieges ein großer Teil unserer Presse zu stempeln bemüht war, sondern ein kluger Realpolitiker, vielleicht der größte und klügste seiner Zeit, wenn man die Welt von amerikanischem Standpunkt aus ansieht. Er will nicht nur durch Rohstoff- und Nahrungsmittelsperre, sondern auch eventuell durch maritime und militärische Maßnahmen den Beschlüssen des Völkerbundes Geltung verschaffen. So wird der Völkerbund gegenüber den ihm zugehörigen Staaten und gegenüber den Staaten, die außerhalb des Völkerbundes stehen, zum Machtstaat, der sein Recht ihnen aufzwingt, ihnen also in für sie sehr wesentlichen Punkten das Recht der freien Selbstbestimmung nehmen kann. Dann aber hat er auch die Verpflichtungen eines Machtstaates gegen annektierte Landesteile. Völker und Land sollten nicht ohne Befragen, ja gegen ihren Willen von heimischen und fremden Machthabern

wie eine seelenlose Sache behandelt werden, nicht wie Steine bei einem Brettspiel verschoben werden können, hinüber und herüber. Aber worin unterscheidet sich eigentlich der Pariser Kongreß von 1919 vom Wiener Kongreß von 1814/15? Doch nur darin, daß in Paris die entscheidenden Entschließungen ohne die Völker getroffen werden, über deren Schicksal entschieden wird, während man in Wien auch die Vertreter des besiegten Landes zu den Verhandlungen zuließ. Auch die Begründung des Völkerbundes durch die Gegner der Mittelmächte, der Türkei und Bulgariens, die diese von der Mitberatung an dem Bunde ausschließt und ihnen später nur die Teilnahme ohne eine Einflußnahme an der Rechtsgestaltung gestattet, ist nicht der Macht des Rechtes, sondern dem Arsenal des Rechts der Macht entnommen. Wenn der Besiegte nicht bedingungslos sich fügt, dann wird er wirtschaftlich zugrunde gerichtet und setzt sich militärischer Vergewaltigung aus. Deutschland wird also dem Völkerbunde beitreten müssen, wenn es nicht sterben will. Wir haben uns in Deutschland die Entwicklung einst anders gedacht. Der Gedanke Mitteleuropa hatte bei einsichtigen Politikern und Volkswirten schon Wurzel gefaßt, ehe ihn Naumann aufgriff und popularisierte. Ein wirtschaftlicher Zusammenschluß Deutschlands und Österreich-Ungarns mit möglichst einheitlicher Zollverfassung und Zollgrenze, einer Vereinheitlichung der Verkehrsgesetzgebung und der Verkehrseinrichtungen, des bürgerlichen und des Handelsrechtes und eine Sicherung der persönlichen Freiheit und Freizügigkeit nach gleichen Grundsätzen wäre den Angehörigen der Staaten und Völker eines solchen mitteleuropäischen Bundes zweifellos bald in so hohem Maße zugute gekommen, daß dieses „Mitteleuropa und seine kulturelle Auswirkung eine starke Anziehungskraft auf die benachbarten Nationen ausüben mußte und so den Grundstock zu bilden vermocht hätte für die „Vereinigten Staaten von Europa", die wiederum in ihrer weiteren Entwicklung den Weltbund vorbereiten konnten, der, in gemeinsamer Arbeit hohe geistige und soziale Werte schaffend, dem Frieden diente und in dem unter dem Schutze der Macht des Rechtes jede Nation in der freien Entwicklung ihres Volkstums gefördert worden wäre. Eine solche Entwicklung hätte, ohne zu zerstören, auf dem Vorhandenen aufbauen, Neues organisch entwickeln können. Der Ausgang des Krieges hat diese Hoffnungen zunächst vernichtet und anstatt Kräfte zu sammeln, die Staaten zersplittert, die als Träger dieser Ideen gelten konnten. Es ist schade darum, denn es wird nun zweifellos viel schwieriger sein, eine Organisation zu schaffen, innerhalb deren die Macht des Rechtes groß genug ist, um den europäischen Völkern die Sicherheit und Bewegungsfreiheit zu geben, die sie brauchen.

Eine solche Organisation kann heute der Vielverband nur auf der Grundlage des Machtrechtes schaffen, das er ja auch für sich beansprucht, indem er jedem Widerstrebenden den Wirtschaftskrieg und militärische Gewaltmaßnahmen androht.

Wenn er jedoch das Machtrecht anwendet, dann müßte er diejenigen Staaten, die er in seinen Bund zwingt, auch zu gleichberechtigten Gliedern des Völkerbundes machen, die wie die angegliederten Gebiete des ehemaligen Königreichs Polen in Preußen, Österreich und schließlich selbst in Rußland, ebenso wie einst Schlesien und Schleswig-Holstein in Deutschland und Preußen ohne Vorbelastung und Sonderverpflichtungen in die Rechtsgemeinschaft aufgenommen werden. Als Muster für die Gleichberechtigung der Staaten im Völkerbunde könnten wohl Deutschland, die Vereinigten Staaten von Nordamerika und die Schweiz angesehen werden, in denen jedem Einzelstaat, jedem Kanton ein Mitbestimmungsrecht an der gemeinsamen Verfassung und Gesetzgebung zugebilligt ist und jeder Einzelbürger durch freie Wahl zur Volksvertretung des Gesamtbundes gleichfalls an der Gesetzgebung und Verwaltung Anteil hat.

Doch eine solche Mitwirkung würde an sich wohl auch noch kaum genügen, um dem Bundesverhältnis Sicherheit und Beständigkeit zu gewährleisten, wenn nicht die Gleichberechtigung der Staaten und Staatsbürger bei der Mitwirkung an der Bundesverfassung und Bundesgesetzgebung dadurch ergänzt würde, daß jeder Bürger eines Völkerbundstaates den Schutz der Gesamtheit genießt, in welchem Teile des Bundesgebietes er auch wohnen und seinen Erwerbsitz nehmen mag. Es scheint jedoch bereits heute so, als ob der Völkerbund, wie man ihn in Paris plant, nicht nur den Staaten gleiche Rechte weigert, sondern auch den Bürgern Deutschlands außerhalb der Grenzen des Reiches jedes Recht und jeden Schutz versagt. Die Erwägungen, wonach die Vereinigten Staaten Einwanderern aus Deutschland und dem ehemaligen Österreich-Ungarn (mit Ausschluß vielleicht der Entente-Schutzstaaten: Polen, der Tschecho-Slowakei und Südslaviens) erschwerte Einwanderungsbedingungen stellen will, die Drohung Lloyd Georges, die Deutschgebürtigen und Abkömmlinge von Deutschen, auch wenn sie Bürgerrecht in England erworben haben, von dort zu vertreiben, Boykott der deutschen Waren in Belgien und Frankreich, die Drohung mit dem Ausschluß der Deutschen vom Weltmarkt und die systematische Vertreibung der Auslanddeutschen, wie die auch nach dem Waffenstillstand noch fortgesetzte Zerstörung der deutschen Handelsbeziehungen in aller Welt, sie zeigen das Bestreben, zwei, vielleicht gar drei oder vier Rechtsklassen für Bürger der Völkerbundsstaaten zu schaffen und den Bevorzugten einen abgestuften Schutz zu gewähren. Das würde fortgesetzt das Rechtsempfinden der betroffenen Völker verletzen und sie zu Sonderbündnissen innerhalb des Völkerbundes drängen, die ihnen schließlich die Gleichstellung bringen oder den Völkerbund sprengen müßten.

Im übrigen sind die dem Völkerbund zugewiesenen Aufgaben rein negativer Art. Er soll Streitigkeiten und Kriege zwischen den Staaten verhindern und eine Völkerrechtspolizei ausüben, die auch immer

nur Verbote zu überwachen haben, als auch nur hemmende, einengende Funktionen haben und nichts Positives schaffen kann. Damit würde der Völkerbund zu einer großen Koalition, die alle Schwächen und Fehler einer solchen aufwiese. Wenn der Völkerbund nicht Einrichtungen schafft, die den Völkern eine große Interessengemeinschaft zeigen und das Gefühl dafür alle Tage lebendig erhalten, dann wird der Völkerbundsvertrag, auch wenn er einen Teil des Friedensvertrages bildet, einmal das Schicksal aller der „auf ewige Zeiten" abgeschlossenen Friedens- und Freundschaftsverträge und der auf Kündigung abgeschlossenen Bündnisverträge haben. Er wird solange dann gehalten werden, bis eine Macht, die sich stark genug dazu fühlt, sich durch den Völkerbund in ihren Lebensinteressen beeinträchtigt sieht und die lästige Fessel, die dann im Volksempfinden nicht stärker verankert sein wird als frühere diplomatische Abmachungen, einfach zerbricht. Will man eine Macht des Rechtes aufrichten, die Bestand hat, so muß man weiter gehen. Die Gleichberechtigung aller Bürger der Völkerbundstaaten auf rechtlichem und wirtschaftlichem Gebiete herzustellen, das wäre schon eine positive Aufgabe für den Völkerbund. Er braucht dazu nicht einmal ein durchaus in allen Staaten gleichmäßig gültiges Zivil- und Strafrecht. Es genügte schon, wenn zivil- und strafrechtlich jeder Bürger dem allgemeinen Recht des Landes unterstellt wird, in dem er lebt. Freiheit und Sicherheit der Person und des Eigentums aber müssen vorerst gewährleistet und volle Freizügigkeit für Personen und Sachen innerhalb des Bundesgebietes gesichert sein. Das ist freilich nur möglich durch eine möglichst weitgehende Annäherung der Rechtsnormen, der Richtlinien für die Verwaltung und durch eine einheitliche Verkehrs- und Finanzpolitik. Letztere ist ebenso notwendig wie die Rechtssicherheit und Verkehrserleichterung. Eine Finanzhoheit des Völkerbundes über seine Glieder, die eine gleichmäßige Verteilung der Kriegslasten ermöglicht, würde erst eine gedeihliche wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung sicher stellen. Will man Deutschland gegenüber nach altem Recht, dem Recht der Macht verfahren und es direkt oder indirekt in den Völkerbund hineinzwingen, so kann man ihm dort auch nicht das Benefizium entziehen, das unter dem Machtrecht annektierten Staaten zugute kam, die nach der Annexion in die Rechts-, Wirtschafts- und Finanzgemeinschaft des Machtstaates eintraten. Wenn der Völkerbund ehrlich dem Rechte dienen soll, so muß er, der nun einmal seinen Gliedern gegenüber in das Verhältnis des alten Machtstaates tritt, deren Beispiel auch darin folgen und seinen Gliedren einen finanziellen Rückhalt gewähren. Das würde bedingen, daß die gesamten Kriegslasten gemeinsam getragen und ihre Verzinsung und Tilgung durch eine gleiche Besteuerung auf die tragfähigen Schultern aller Angehörigen der dem Völkerbunde angehörigen Nationen verteilt werden. So

verfuhren die Machtstaaten angeglieberten Gebieten gegenüber. Den polnischen Gebietsteilen ist nach der Angliederung die Finanzkraft Preußens in vollem Umfange zugute gekommen und die Entwicklung der Reichslande ist, wie die des Reiches, durch die französische Kriegsentschädigung befruchtet. Keiner der angegliederten Staaten wurde jemals von dem Machtstaate, der ihn sich einverleibte, steuerlich derart vorbelastet, daß er im wirtschaftlichen Wettbewerb mit den anderen Landesteilen von vorneherein zur Niederlage verurteilt war. Man bemühte sich im Gegenteil, neue Landesteile unter Berücksichtigung ihrer individuellen wirtschaftlichen Struktur möglichst rasch soweit zu entwickeln, daß sie kulturell vollwertige Glieder des Gesamtstaates wurden. Auch diese wirtschaftliche und kulturelle Förderung gehört untrennbar zum Wesen gemeinsamen Rechtes, ebenso wie die soziale Fürsorge zu den gemeinsamen Aufgaben der Völkerbundstaaten zu zählen ist. Nur durch sie wird der Zwangsverband zu einer ethisch höheren Organisation als der Einzelstaat.

Fehlt dem Völkerbund die materielle Klammer und das ethische Band, fehlt ihm ein positives Schaffensfeld und gemeinsame Lebensinteressen, so würden sich den ihm eingegliederten Völkern nur die Hemmungen bemerkbar machen, die an sich bereits vorhandene Gegensätzlichkeiten vertiefen und verschärfen müßten. Das würde rasch zu einer Völkerbunds-Verdrossenheit führen, die entweder durch Massenkündigungen seine Auflösung veranlassen oder bei einem Streitfall schließlich den Bund gewaltsam sprengen würde. Wird Wilsons Völkerbund nur eine reine Rechtsorganisation, so kann es ihm so ergehen wie den staatlichen Rechtsorganisationen der unterlegenen Staaten nach dem Kriege. Die Rechtsvorschriften bestehen nach wie vor, da jedoch der Staat dem Einzelmenschen nicht mehr den Lebensbedarf, nicht mehr die wirtschaftliche Unabhängigkeit und Sicherheit garantieren, ihn nicht mehr vor übermäßigem Druck und einer Überlastung schützen konnte, verloren sie ihre Kraft. Wer seine wirtschaftliche Existenz, seine Gesundheit und sein Leben gefährdet weiß, der wird das Recht, das ihn nicht mehr schützt, auch nicht mehr achten. Im übrigen zeigt sich auch bei einem Vergleiche von 1805 und 1918, wie wichtig die wirtschaftliche und kulturelle Gemeinsamkeit für eine überstaatliche Organisation ist. Während sich 1805 nach dem Zusammenbruch der Vormacht das Deutsche Reich vollständig auflöste, hat — trotz ausgiebiger feindlicher Agitation und mancher separatistischer Versuchungen — der verlorene Krieg, die Revolution und die durch den Hungerkrieg geschaffene, egoistische Gleichgültigkeit gegenüber der Gesamtheit, einer nationalen Volkspersönlichkeit, das Gefüge des Reiches doch noch nicht zu lösen vermocht, weil der Nutzen der Reichsgemeinschaft im Volksbewußtsein noch fest verankert ist. Daß die nationalistische Agitation in Österreich und Ungarn zu anderen Ergebnissen geführt hat und daß auch bei uns im Reichslande und den polnischen Landesteilen starke Strömungen

für eine Abtrennung vorhanden sind (bei einer Volksabstimmung würde sich wohl auch in diesen Gebietsteilen Deutschlands zeigen, daß nur aktive, lärmende Minderheiten die Loslösung fordern!), verschiebt die Sachlage nicht, da diese Strömungen aus der Entwicklung der Volkspersönlichkeiten, aus dem Erstarken eines völkischen Eigenlebens erwuchsen, das im alten Machtstaate gehemmt wurde, weil diesem die demokratische Grundlage, auf der sich diese Entwicklung vollzog, fehlte.

Daraus ergibt sich für den Völkerbund zunächst die Notwendigkeit des positiven Schaffens auf dem Gebiet der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Interessengemeinschaft, es ergibt sich jedoch auch, daß der Völkerbund, wenn er wirklich dem Rechte dienen will, jeder imperialistischen Regung des Nationalismus vorbeugen muß. Mit Gewalt wird das schwerlich für die Dauer gehen. Die Verbindung großer nationaler Staatengebilde mit den Weltverkehrsstraßen des freien Meeres ist ihnen eine Lebensnotwendigkeit. Diese Verbindung aber läßt sich auch ohne Gewalt, die einem Teile immer Unrecht tut, herstellen, wenn man verkehrspolitisch die ganzen dem Völkerbunde angeschlossenen Nationen zusammenfaßt und wenn man *Zollvereinigungen* schafft, *die den natürlichen Bedürfnissen der Völker Rechnung tragen.* Jede Lösung der Nationalitätenfrage, die das freie Selbstbestimmungsrecht der Völker mißachtet, ist eine Quelle neuer blutiger Völkerkriege. Es würde sich bitter rächen, wenn man den Polen, den Tschechen, den Italienern und den Franzosen deutsche Gebiete gegen den ausgesprochenen Willen der Mehrheit ihrer Bevölkerung auslieferte. Die Hungerblockade hat in der großen Mehrheit des deutschen Volkes zwar den Egoismus riesengroß anwachsen lassen, sie hat den *Selbsterhaltungstrieb des Individuums in Gegensatz gebracht zu den Interessen des Gesamtvolkes* und das nationale Empfinden damit abgestumpft; doch das wird *nicht so bleiben, wenn die Wirkung der Hungerblockade aufhört,* das Volk jedoch fühlt, daß ihm die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklungsfähigkeit genommen werden soll, seine Volksindividualität aufs schwerste bedroht wird. Dann regt sich *auch in der Volkspersönlichkeit,* mag sie nun innerhalb oder außerhalb der großen Völkerbund-Koalition stehen, *der Selbsterhaltungstrieb.* Der Lebenswille eines großen Volkes aber ist ebenso stark, wie der Lebenswille des Einzelnen. Er schreckt, wenn's not tut, ebenso wenig vor der Gewalttat, vor der Selbsthilfe zurück. Das sollten unsere Gegner bedenken, ehe sie uns durch unerträgliche Bedingungen wirtschaftlich und kulturell zu erdrosseln versuchen. Man soll im gegnerischen Lager nicht mit *dem* Volksgeist rechnen, wie er bei uns noch heute vielfach in Erscheinung tritt, sondern mit dem Geiste eines wieder gesundeten, starken Volkes. Die Zeit ist vorüber, in der man Deutsche knechten, ihnen einen fremden Volkswillen aufzwingen konnte. Bisher war, wie bereits betont, auch im Frieden die alldeutsche Agitation, die im Volke keinen Boden fand, ungefährlich weil die Deutschen die bei Nachbarvölkern wohnten, in er-

träglichen, staatsrechtlichen Verhältnissen lebten, wie die Deutsch-Österreicher und Balten, oder weil es ihnen freistand, sich unerträglicher Bedrückung durch Rückwanderung in das deutsche Vaterland zu entziehen. Wenn man jedoch den Deutschen in der eigenen Heimat, in seinen alten Volkstumsgrenzen, unter fremde Herrschaft stellt, wenn man die alte Heimat ihm verwüstet durch unerträglichen wirtschaftlichen Druck wenn man ihn draußen in der Fremde ächtet, sein Volkstum höhnt und ihn zu einem Menschen minderen Rechtes macht, dann wird man Haß in alle Kreise unseres Volkes tragen; der Haß erbt sich durch die Geschlechter fort und fordert dann Vergeltung: Aug' um Auge, Zahn um Zahn. Dann wird ganz Deutschland, wird das ganze gewaltsam zu fremden Staatsgebieten geschlagene Deutschtum ein Herd der nationalistischen Agitation. Jeder Mißgriff einer Staatsverwaltung, jedes harte Zupacken, jedes Zurückweichen gibt dazu Anlaß. Jede Geste, jedes Wort und jedes Lied wird zum Agitationsmittel; jede Waffe wird gut, wenn sie sich gegen den gehaßten Feind gebrauchen läßt. Will man sich dann der nationalistischen Agitation erwehren, so muß man das deutsche Volk bis zum letzten Mann und letzten Weib ausrotten, denn der Haß wird dann erst sterben, wenn der letzte Deutsche starb.

Werden jedoch im Völkerbunde die nationalen Ansprüche Deutschlands unter Wahrung des vollen Selbstbestimmungsrechtes der Bevölkerung und Zulassung der Option in durch Volksabstimmung etwa abgelösten Gebieten anerkannt und erfüllt der Völkerbund die Aufgaben, die ihm als großer, überstaatlicher Machtorganisation auf finanziellem, wirtschaftlichem, sozialem und verkehrs- und völkerrechtlichem Gebiet zufallen, dann kann zum mindesten in Europa ein Ausgleich geschaffen werden, der allen Nationen eine freie Entwicklung ohne Verschärfung der nationalen Gegensätze ermöglicht. Wenn die Gebiete Posens und Westpreußens, die bei Deutschland bleiben wollen, Polen nicht von der See abschneiden, weil eine gemeinsame Zollgrenze Deutschland und Polen verbindet, wenn eine einheitliche Verkehrspolitik im Völkerbunde den Polen Bahn- und Wasserverbindung mit der See zu gleichen Bedingungen sichert, wie den Deutschen, wenn die Sprachenfrage durch das Selbstbestimmungsrecht so geregelt ist, daß kein Grund mehr zur Beschwerde vorliegt, wenn finanzielle Vorbelastungen eines Staates zu Gunsten eines anderen nicht möglich sind und wenn zuletzt den militärischen Rüstungen Schranken auferlegt sind, die Angriffskriege verhüten können, welchen Grund sollte Polen dann noch haben, eine imperialistische Politik zu treiben? Oder welchen Grund sollte Deutschland haben, polnisches Gebiet zu begehren, wenn in gemeinsamem friedlichen Schaffen die Gütererzeugung und damit das materielle Gedeihen und die Kultur der beiden Völker wächst? Auch der Tschechenstaat würde unter gleichen Bedingungen kein wesentliches Interesse mehr haben, sich deutscher Gebiete zu bemächtigen. Was

könnte Italien von Deutsch-Tirol begehren oder wie könnte es den Deutschen den freien Zugang zur Adria verwehren wollen, wenn die Zollgrenzen fallen oder soweit abgebaut werden, daß die wirtschaftlichen Kräfte hüben und drüben zu höchster Energie angespornt werden? Wirtschaftlich bestehen zwischen Deutschland, dem Polenreiche, der Tschecho-Slowakei, den Südslaven und Italien sicherlich kaum halb so große Gegensätze als Gemeinsamkeiten. Selbst die deutsch-französischen Gegensätze sind nicht unüberbrückbar, wenn die Frage der Zugehörigkeit Elsaß-Lothringens durch freie, völlig unbeeinflußte Volksabstimmung geregelt wird und wenn eine größere Wirtschaftsannäherung beiden Teilen die Nützung der Bodenschätze des strittigen Gebietes ermöglicht.

Die völkischen Gegensätze würden niemals ganz verschwinden, weil ausgeprägte Volksindividualitäten sich einander ebenso wenig völlig angleichen, wie starke Einzelpersönlichkeiten; es wird sicherlich auch noch längere Zeit, vielleicht solange dauern, bis die Generation ins Grab sank, die sich in Kampf und Hassen gegenüberstand, doch wird sich schließlich ein modus vivendi finden, wie er sich ja auch bei den ausgeprägten Stammesindividualitäten großer Völker fand. *Die ethischen Ziele einer größeren Gemeinsamkeit sind so hohe, daß sie weite Kreise der Kulturwelt fesseln, zu Verkündern der Lehre von der Macht des Rechtes machen müssen, und ihre sozialen und wirtschaftlichen Vorteile sind so groß, daß sie auch in der breiten Masse derer Fuß fassen werden*, denen die Sorge um das tägliche Brot nicht vergönnt, sich nur nach hohen idealen Gesichtspunkten im Leben zu orientieren. Fallen die künstlichen Hemmungen der Produktion fort, kann ein jeder in völliger Freiheit und Sicherheit seine Intelligenz und seine Arbeitskraft so verwerten, wie es ihm am besten erscheint, wird Handel und Verkehr mit allen Bodenschätzen ihre bestmögliche Verwertung zulassen, dann wird auch bei Verminderung der Zahl der Arbeitsstunden der Wohlstand jedes Bürgers der Staaten dieser großen Kulturgemeinschaft wachsen. Und mit dem Wohlstand wächst dann auch die Freude am Schönen und am Guten, am künstlerischen Schaffen und Genießen. Aus größerer Unabhängigkeit von den Notwendigkeiten materiellen Denkens erwachsen seelische Bedürfnisse, die tiefer greifen als nach der Habe eines anderen.

Ein Völkerbund, der diese Entwicklung fördert, doch nur ein solcher, wird Bestand haben. Die Welt steht heute an einem Schicksalskreuzweg. Schlägt sie den falschen Weg ein, so wird sie das wohl auch nicht dauernd vom Ziele abbringen, das uns die Weltentwicklung vorgezeichnet hat, doch wird sie dann zur Umkehr zum heutigen Ausgangspunkt gezwungen sein, oder sie wird das Ziel erst auf weiten Umwegen um vieles später erreichen: Das Ziel der Macht des Rechtes für eine Welt.

Dr. A. H. Appelmann,

weiland Professor an der Universität Vermont:

Versuch zur Aufstellung eines Programms für die Organisation des Völkerbundes.

Vorwort.

Friedensbestrebungen und Bemühungen, Kriege zu verhindern, sind in den Vereinigten Staaten stets besonders stark gewesen. Unmittelbar nach des Weltenbrandes Ausbruch, im Jahre 1914, vor allem aber im Sommer 1915, als wir zu einem „Internationalen Erziehungskongreß" aus aller Herren Länder, soweit die unglücklichen Verkehrsverhältnisse dies gestatteten, in Kalifornien versammelt waren, wurden besonders starke Friedensanstrengungen gemacht. Im Winter 1915 nahmen die Bestrebungen greifbarere Formen an, und im Frühjahr 1916 stand eine „League to enforce Peace" fest gegründet da, mit Expräsident W. Howard Taft als Vorsitzenden. Die Besten liehen ihre Dienste. Die weitreichendsten Verbindungen, selbst mit den kriegführenden Nationen, wurden angeknüpft. Da drängte mehr oder minder plötzlich eine Reihe unglücklichster Momente die Vereinigten Staaten selbst in die Reihe der Kriegführenden und jenes Land, das bislang die Führung in dieser Bewegung gehabt hatte, schied aus.

Mit dem der angloſächsischen, besonders aber der amerikanischen Rasse eigenen Einmütigkeit, Geschlossenheit und zähem Zielbewußtsein, das im Augenblick der Gefahr keinen Partikularismus und Sondergedanken mehr kennt, ja ihn geradezu an den Schandpfahl stellt, wo immer er sein unliebsames Haupt emporstreckt, und je nach Umständen ihn schwer ahndet, wurde in Amerika nach dem für Deutschland so verhängnisvollen Karfreitag des Jahres 1917 jeder Friedensgedanke zur Seite geschoben. Wer damals noch von Frieden sprach, wurde, so sagten wenigstens die Zeitungen, schwer bestraft.

Die seiner Zeit für die oben erwähnte „Liga, den Frieden zu erzwingen" skizzierten Programmpunkte des möglichen Völkerbundes sollten eben erscheinen, als durch die erwähnten veränderten Zeitumstände ihre Drucklegung zur Unmöglichkeit wurde.

Im Dezember 1917 entließen die Vereinigten Staaten den Verfasser mit freiem Geleit in die Heimat. Sein Manuskript für das „Völkerbundprogramm" mußte er, wie alles andere, drüben lassen. Erst jetzt, wo wir im Vakuum des Waffenstillstands sind, kann er, dem steten Drängen wohlmeinender Freunde nachgebend, sich dazu entschließen, die seiner Zeit in englischer Sprache festgelegten Gedanken erneut zu Papier zu bringen. Eine eben wegen der Wiederholung, und ohne den schon einmal fixierten Gedanken vor sich zu haben, wenig erfreuliche Aufgabe, die des Lesers Nachsicht erheischt.

Ausdrücklich hingewiesen werden muß an dieser Stelle nochmals auf die Tatsache, daß die folgenden Ausführungen nichts weiter sein wollen als ein schwacher Versuch, gewisse allgemeine Richtlinien anzudeuten, die gegebenenfalls Dienste leisten mögen bei der sicherlich nicht leichten Aufgabe, jenes gewaltige Unternehmen zu organisieren, das die Völker der Erde zu einem machtvollen Schiedsgericht, zu einer segenspendenden Friedensliga zusammenfassen soll.

Gewiß: Quot capita tot sensus!
Aber: Wo ein Wille, da ist auch ein Weg!

Koblenz a. Rhein, im Januar des Jahres 1919.

Der Verfasser.

*

Völkerfriede und Völkerbund, nach denen sich die Welt von jeher bald mehr, bald minder laut gesehnt, haben sich gegenwärtig als das unabweisbare Gebot und die dringende Forderung der Stunde erwiesen. Sie müssen kommen, weil die Welt sie braucht.

Daß dieser Friedensbund alle Länder umschließen muß, daß keine Nation auch nur für bestimmte Zeit von dieser Organisation ausgeschlossen werden dürfte, ist für die Lebensfähigkeit des Bundes selbst Notwendigkeit.

Die einzig diskutable Frage, mit deren Lösung sich, seltsam genug, die Welt am wenigsten befaßt hat, ist die: Wie, in welcher Form, in welcher äußeren Struktur wird der Bund in die Erscheinung treten müssen.

Eins scheint bei allen, die sich je ernstlich mit dem Völkerbundgedanken befaßt haben, festzustehen, nämlich, daß eine dauernde, sich stets in Sitzung befindende berufsmäßige Vertretung aller Nationen, ein oberster Gerichtshof, zur Erledigung internationaler Fragen eingerichtet werden muß, und daß diesem Machtmittel in die Hand zu geben sind, mit deren Hilfe er nötigenfalls seinen Willen zur Durchführung bringen kann.

Über die einzelnen Aufgaben des Völkerbundes, nennen wir sie im Gegensatz zu den negativen des Schlichtens und Ausgleichens etwa die positiven des Aufbaus und der Neuschaffung, wie internationale Regelung des Arbeiterschutzes, Arbeiterrechts, Arbeitsversicherung, Förderung von Kunst, Wissenschaft und Handel in internationalem Sinne, Regelung des Kolonialbesitzes und gerechte Verteilung der Kolonien, wohlgemerkt unter alle interessierten Nationen, usw. usw. läßt sich kein allgemeines Programm aufstellen, dies um so weniger, als zu hoffen steht, daß des Völkerbundes Arbeit wachsen wird mit seinen höheren Zwecken.

Was nun die rein strukturelle Organisation des Bundes anlangt, so wird er seinem äußeren Aufbau nach jenem Regierungskörper ähnlich sein müssen, den wir in seiner Zweiteilung in gleicher Form in fast allen Ländern vorfinden. Er würde also bestehen aus 1. dem Obergericht, Tribunal oder Welttribunal, welch

Namen immer man wählen mag, das dauernd in Sitzung bleibt und eine Berufsorganisation ist, und 2. aus der Generalversammlung, die periodistisch zu Einzelversammlungen in bestimmten Zeitabschnitten zusammentritt.

In jeder dieser Körperschaften haben alle selbständigen Nationen Sitz und Stimme. Ägypten, Anam, Australien, Bayern, Canada, Cuba, Marokko etc. werden von der Reichsgesamtheit, der sie sich unterstellt, resp. angegliedert haben, vertreten.

Im übrigen entsendet jedes selbständige Land, ob groß ob klein, zwei Mitglieder ins Obergericht. Dies ist, wie bereits erwähnt, in dauernder Sitzung und behandelt alle Fragen internationalen Charakters, die keine anderweitige Lösung finden können. Das Obergericht erwählt aus seiner Mitte einen Präsidenten, der seinerseits wiederum die verschiedenen Kommissionen und die Abteilungen für die verschiedenen Angelegenheiten, wie Grenzfragen, Seerechte, Kanal- und Wasserwege etc. mit den geeigneten Persönlichkeiten aus der Reihe seiner (des Obergerichts) Mitglieder besetzt. In den Kommissionen werden alle Fragen eingehend vorbereitet und nach Möglichkeit erledigt, ehe sie in der allwöchentlich mindestens einmal stattfindenden Allgemeinsitzung des Obergerichts zur Behandlung kommen, allgemein angenommen, resp. diskutiert und vielleicht dort noch abgelehnt und an die betreffende Kommission zurückverwiesen werden. Solche zurückverwiesene Fragen sind in den Kommissionen sofort wieder zu bearbeiten und werden in der nächsten Allgemeinsitzung wieder vorgelegt. Wird die von der Kommission dargebotene Lösung erneut in der Allgemeinsitzung abgelehnt, ist sie der Generalversammlung, deren Sitzungen im Gegensatz zu den Kommissions- und Allgemeinsitzungen des Obergerichts öffentlich sind, vorzulegen. Kommt die Generalversammlung mit Zweidrittel Mehrheit zu einer Entscheidung, so gilt diese Lösung als endgültig. Kommt sie nicht zur Entscheidung, so ist sie am dritten Sitzungstage erneut vorzulegen; fällt sie auch dort durch, so ist sie nach Verlauf von mindestens einer Woche nochmals vorzulegen. Findet sie auch in dritter Lesung keine Erledigung, so führt sie einen casus belli herbei. (Es ist selbstverständlich, daß es sich hier stets um hinreichend gewichtige internationale Fragen handelt, was ja auch der Umstand gewährleistet, daß die Frage überhaupt dem Völkerbund zur Entscheidung unterbreitet wurde.) Mit der Eröffnung der Feindseligkeiten werden die sich streitenden Nationen ein halbes Jahr warten, innerhalb welcher Zeit die Angehörigen beider Gegner ihre Sicherheitsmaßnahmen treffen, letzte Geschäftsabschlüsse machen, oder auch das Land verlassen können.

Daß der Völkerbund zur Einschärfung der Innehaltung dieser „Neutralzeit" seitens der Nationen sowohl als auch für die wirksame Durchführung seiner Befehle resp. zur polizeilichen Kontrolle eine nicht unwesentliche, bewaffnete Macht nötig hat, ist selbstverständlich. Über den Ausbau dieser Polizeimacht unten mehr.

Die Wahlen und Ersatzwahlen für das Obergericht (soweit letztere Wahlen erforderlich sind) sowohl als für die Generalversammlung finden alle vier Jahre,

am 1. August, dem Tage des Weltkriegsausbruches, statt und sind allgemein, direkt und geheim. Männer und Frauen über 20 Jahre, soweit sie nicht auf Grund der Landesgesetze vom Wählen überhaupt ausgeschlossen sind, besitzen für die Wahlen zur Generalversammlung das aktive und passive Wahlrecht; für die Wahlen zum Obergericht haben Frauen nur das aktive Wahlrecht.

In das Obergericht wählt jede selbständige Nation zwei Mitglieder mit je zwei Ersatzmännern. Zweidrittel Majorität ist erforderlich für die Wahl. In der Stichwahl entscheidet absolute Majorität. Die Oberrichter sind auf Lebenszeit gewählt, werden besoldet und können kein anderes Amt bekleiden. Wird aus irgend einem Grund von dieser oder jener Nation das Ausscheiden eines Oberrichters berechtigter Weise gefordert (persona non grata), so wird er unverzüglich pensioniert, und es tritt der erste, nach ihm der zweite Ersatzmann an die Stelle. Todesfall bedingt gleiches Aufrücken. Sind auch beide Ersatzmänner zur Verwendung gekommen, ehe die regelmäßigen Wahlen stattfinden, so ist, falls mehr als zwei Monate bis zu den allgemeinen Wahlen verstreichen würden, eine sofortige Wahl für den Oberrichter und beide Ersatzmänner vorzunehmen. Im übrigen aber finden die Wahlen, besonders auch der fehlenden Ersatzmänner — Aufrücken findet immer statt, falls nicht zwei Drittel des bestehenden Obergerichts sich gegen den aufzurückenden Ersatzmann ausspricht (Entscheidung in der Allgemeinsitzung des Obergerichts) — am allgemeinen Wahltage statt.

Der Völkerbund selbst (Obergericht und Generalversammlung) soll möglichst gleich in den ersten Sitzungen entscheiden, ob in Zukunft nach der Verhältniswahl oder einem andern Wahlmodus zu wählen ist.

Die Mitgliedschaft zur Generalversammlung ist, abgesehen von der Erstattung der wirklichen Unkosten, ehrenamtlich. Auch hier sind, wie bereits angedeutet, ein Mitglied und zwei Ersatzmänner zu wählen. Die Amtsdauer beträgt vier Jahre. Wiederwahl ist möglich. Die Zahl der Mitglieder, die jede Nation zur Generalversammlung entsendet, richtet sich je nach der Einwohnerzahl des zu vertretenden Landes, in der Weise, daß auf die erste Million je ein Vertreter, bis zu drei Millionen zwei, bis sechs Millionen drei, zehn Millionen vier, fünfzehn Millionen fünf, zweiundzwanzig Millionen sechs, dreißig Millionen acht, vierzig Millionen neun, fünfundfünfzig Millionen zehn, fünfundsiebzig Millionen elf, hundert Millionen zwölf, hundertfünfzig Millionen dreizehn, zweihundertfünfzig Millionen vierzehn, fünfhundert Millionen fünfzehn, darüber sechzehn Vertreter entfallen. Der Papst ist beim Obergericht mit zwei, in der Generalversammlung mit drei Stimmen vertreten.

Der Völkerbund unterhält bei jeder selbständigen Nation Botschaften, die die vollen Rechte der übrigen Botschaften genießen, im übrigen aber lediglich als Beobachter und Berichterstatter von und nach dem Völkerbund wirken.

Den einzelnen Botschaften sowohl als besonders dem Bunde selbst wird ein

großer Stab von Fachkennern zur Verfügung stehen, die der Bund in Geheimmission und vielleicht auch als Geheimagenten, wo und wann immer es dem Bunde nötig erscheinen mag, hinausschicken wird, um diese oder jene gewünschte Information einzuholen, um über diese oder jene Frage Auskunft zu erhalten, um gewisse Beobachtungen anzustellen usw. Besonders werden derartige Geheimagenten nötig sein, um die einzelnen Nationen zu überwachen, ob sie die Bundesvorschriften auch auf das strikteste beobachten, um geheimes Rüsten, Verschwörungen irgendwelcher Art, und was immer dem Geiste und Wortlaut der Völkerbundregeln zuwiderlaufen mag, zu überwachen und dem Völkerbund sofort zu berichten. Dem Treiben anarchistisch gesinnter oder das öffentliche und Gemeinwohl bedrohender Körperschaften werden sie, unter Umständen mit Zuhilfenahme der lokalen, beziehungsweise nationalen Polizeigewalt, nachspüren und die Verbrecher vor die Schranken des Gerichtes beim Völkerbund stellen. Wo die Gesetze des jeweiligen Landes sich als kompetent und ausreichend erweisen, sind diese heranzuziehen. Verbrecher, die bislang im Ausland Zuflucht suchten und oft genug fanden, werden nicht mehr „ausgeliefert", sondern vor den Gerichtshof des Völkerbundes gestellt und mit besonders schweren Strafen belegt.

Dem Völkerbund müssen, wie bereits angedeutet, Mittel zur Verfügung stehen, um seine Anordnungen durchsetzen zu können. Er bedarf dazu nicht bloß eines stets bereiten Heeres, einer eigenen Flotte, sondern auch eines großen Stabes von Hilfskräften, die z. T. in einer Art von Polizeidiensten, wie eben angedeutet, werden zu verwenden sein.

Das Heer wird ein International-Heer sein müssen; die Flotte dementsprechend kosmopolitisch.

Um feststellen zu können, wieviel jedes Land an Truppen resp. Schiffen zum International-Heer resp. zur kosmopolitischen Flotte beizutragen hat, ist zunächst festzustellen, eine wie große Streit- resp. Verteidigungsmacht die verschiedenen Nationen für sich selbst zur Eigenverteidigung aufstellen dürfen. Hier muß Gerechtigkeit walten und dem Charakter des zu verteidigenden Landes Rechnung getragen werden. Daß England eine größere Flotte nötig hat als Deutschland, und umgekehrt, Deutschland ein größeres Landheer als England, (von Kolonialtruppen, die nur in den Kolonien zu stationieren und zu verwenden sind, wird hierbei abgesehen), liegt auf der Hand. Eine Einheitszahl als Maximalgrenze wird für die verschiedenen Nationen festzusetzen sein.

Für die Flotte bilde gleicherweise ein bestimmter Prozentsatz einer Einheitszahl die Grundlage für den Tonnengehalt, den jede Nation besitzen darf. Daß hier ein Unterschied zwischen den einzelnen Nationen je nach Lage und Beschaffenheit des Landes herrschen wird, kann bei gerecht Urteilenden keine Zweifel auslösen. Die oben erwähnte Einheitszahl wird etwa zu gewinnen sein aus einer Multiplikation der Kilometerzahl der Küstenlänge mit dem Flächeninhalte des

Landes und der Zahl seiner Einwohner. Ein bestimmtes von Hundert der so gewonnenen Zahl würde den Tonnenraum festlegen, der den verschiedenen Nationen an Kriegsschiffsraumgehalt im Höchstfalle zugebilligt werden könnte. Ein Beispiel: Nation X habe eine Küstenlänge von etwa 65 km, die multipliziert mit dem Flächeninhalt von 30 000 qkm ergibt 1 950 000, mal der Einwohnerzahl von $7^{1}/_{2}$ Millionen (die Zahlen passen in etwa auf Belgiens Verhältnisse) ergibt eine Grundzahl von 14 625 000 000 000, von der der bestimmte Prozentsatz für den Tonnengehalt der Kriegsflotte herzuleiten wäre.

Zum Vergleich seien noch Zahlen herangezogen, die bis zu einem gewissen Grade auf Hollands Verhältnisse passen, wo wir mit einer ungefähren Küstenlänge von 320 km, mal 33 000 qkm Flächenraum = 10 560 000, mal 6 500 000 Einwohnern = 68 640 000 000 000 eine wesentlich höhere Grundzahl als bei dem vorherigen Beispiel erhalten. Es ist eben eine ungleich längere Küste und ein von der See arg zerklüftetes Land zu verteidigen. Nicht in Betracht gezogen sind hier die Überseebesitzungen der verschiedenen Nationen. Hier wird eine besondere Regelung nötig sein. Grundsätzlich festgelegt werden sollte hier nur ein Weg für die Bestimmung des Tonnengehaltes der Kriegsflotte, die jeder Nation mit Seeküste oder Kolonien oder beidem zuzubilligen wäre. Ob sie von der vollen Zahl oder eines Teiles von ihr Gebrauch machen will, bleibt dem freien Ermessen jeder Nation überlassen. In gleicher Weise bleibt den Nationen überlassen, in welcher Weise sie die ihnen zustehende Tonnenzahl verwerten wollen, ob in mächtigen Dreadnoughts, in Kreuzern oder Unterseebooten. Von jeder Art von Schiffen aber würde jede Nation einen bestimmten Prozentsatz für die kosmopolitische Flotte des Völkerbundes abzugeben haben.

Es muß nach Möglichkeit jeder Nation ein Zugang zum Meere eingeräumt und ihr vor allen Dingen Gelegenheit und Freiheit belassen bleiben, eine Handelsflotte aufzubauen und diese unbegrenzt auszudehnen. „Seefahrt tut not", ist Atem, Leben und Sonnenschein für jede lebensfähige Nation. —

Was das Landheer anlangt, so ist von ähnlichen Grundlagen auszugehen wie bei der Festlegung des Tonnengehaltes der Flotte, mit der Maßgabe freilich, daß die Zahl der das betreffende Land unmittelbar berührenden Fremdländer bei der Gewinnung der Einheitszahl mit in Betracht zu ziehen ist. Die Grundzahl würde also etwa gewonnen werden aus der Festlandgrenzlänge (wohlgemerkt ohne Berücksichtigung der Küstenlänge) multipliziert mit der Zahl der angrenzenden fremden Nationen, mal dem Flächeninhalt des Landes, mal der Einwohnerzahl. Dies würde für Nation A (die Zahlen sollen in etwa für Deutschlands Verhältnisse gelten) ungefähr folgende Grundzahl ergeben: Grenzlänge = 3250 km, mal 8 angrenzenden Nationen = 26 000, mal Flächeninhalt: 540 000 qkm = 14 040 000 000, mal Einwohnerzahl: 65 000 000 = 912 600 000000 000 000.

Zum Vergleich seien auch die u n g e f ä h r für Frankreich geltenden Zahlen

hier verrechnet, wo sich aus einer Grenzlänge (einschließlich Pyrenäengrenze) von etwa 1700 km, mal 6 Fremdländern = 10 200, mal Flächeninhalt: 536 000 qkm = 5 467 200 000, mal Einwohnerzahl: 36 000 000 = eine Grundzahl von 196 819 200 000 000 000 ergibt.

Ein bestimmter, für alle Länder gleicher Prozentsatz (der so gewonnenen Zahl) würde die Truppenzahl ergeben, die das betreffende Land im Höchstfalle zur Friedenszeit unterhalten dürfte.

Auf welche Truppengattung jede Nation diese Mannschaften verwenden will, das zu bestimmen bleibt wiederum ihr überlassen. Nur ist auch hier wieder ein bestimmter Prozentsatz von jeder Truppengattung für das International-Heer abzugeben resp. bereit zu halten.

Es soll nicht geleugnet werden, daß die Schiffe für die kosmopolitische Flotte verhältnismäßig leicht zu einer dauernden Einheit zusammengesetzt werden können, während das aus den Beiträgen der verschiedenen Nationen sich zusammensetzende International-Heer zu Friedenszeit kaum an einer Stelle und als Einheit zusammengefaßt werden könnte. Um dies wenigstens in etwa zu erleichtern, wird jede Nation das Kontingent, das sie zur Kontinentalarmee stellen muß, in eigenen Garnisonen im Innern des Landes stationieren, von wo die Truppen auf Befehl des Völkerbundes unmittelbar an den vom Generalstab des Völkerbundes näher bezeichneten Ort abgehen würden.

Es erscheint vielleicht ratsam, daß das gesamte Kontinentalheer aus Miliz bestehe, zu dem unter Zubilligung guten Soldes nur die besten Elemente zuzulassen wären, ein Heer, das in Friedenszeit zu öffentlichen Arbeiten wie Straßen-, Kanal- und Bahnbau, resp. Reparatur von Verkehrswegen, die an den Landesgrenzen liegen resp. diese kreuzen, verwendet werden könnte. Im übrigen verfügt der Generalstab des Völkerbundes über das Kontinentalheer.

Was die Truppen der verschiedenen Nationen anlangt, die letzteren zu eigen sind, so müssen diese über das ganze Land und an den Landesgrenzen gleichmäßig verteilt werden. Eine einseitige größere Truppenansammlung zu Friedenszeiten an einem bestimmten Orte ist ohne besondere Erlaubnis des Völkerbundes verboten.

Im Falle eines Krieges wird jenes Kontingent von Truppen, das die betreffenden feindlichen Nationen für die Kontinentalarmee zu stellen haben, in einem neutralen Lande interniert. Erweist sich das als Unmöglichkeit, kann der Völkerbund nach Belieben sein Kontinentalheer sofort um die Zahl der nicht internierten, an sich dem Kontinentalheer zugehörigen Truppen vermehren. Er wird es tun und nach Wunsch sogar noch weit mehr freiwillige Mannschaften im Kontinentalheer einstellen, wenn er einem einzigen Land oder einer Gruppe von Mächten gegenüber zu einem „Schuldig" gekommen ist.

Wo eine wenigstens der Einwohnerzahl nach kleine Nation an eine große grenzt, ohne unmittelbar von links und rechts Hilfe bekommen zu können, wie es

z. B. bei Dänemark und Deutschland oder bei Nordamerika mit Canada und Mexiko der Fall ist, wird der Völkerbund besondere Maßnahmen treffen müssen, um im Falle eines unberechtigten Angriffes der einen Nation auf die andre sofort hinreichend Hilfe zur Hand zu haben.—

Der Bund ernennt den gemeinsam über Flotte und Heer kommandierenden Oberbefehlshaber, der den Titel Marschall führt und gleichzeitig der Chef des beim Völkerbunde stationierten großen Generalstabs ist. Erwählt vom Völkerbunde wird ferner je ein Oberbefehlshaber für das Heer, der den Titel General, und für die Flotte, der den Titel Admiral führt. Es wird demnach nur einen Marschall, nur einen General und einen Admiral (die beiden letzteren ranggleich) geben.

Diese drei Oberbefehlshaber werden bei den einzelnen Truppengattungen resp. der Flotte die Offiziere in einer Weise befördern, resp. sie nach bestandener Prüfung einstellen, daß nur Serben bei Serben, Mexikaner bei Mexikanern usw. Offiziere werden können. Berufungen in den Generalstab bedürfen der Genehmigung des Obergerichtes und der Generalversammlung.

Wenn in einem Streitfalle das Obergericht mit $^2/_3$, die Generalversammlung mit $^4/_5$ Mehrheit eine bestimmte Nation als die Schuldige erklärt und einen Monat lang vergebens Nachgiebigkeit gefordert hat, werden die kosmopolitische Flotte sowohl als das Kontinentalheer sofort unter Unterstützung des von der schuldigen Nation bedrohten Landes diese betreffende Nation mit allen Kriegsmitteln angreifen.

Wird kein einseitiges „Schuldig" ausgesprochen, aber auch keine Einigung erzielt, bleibt die oben erwähnte halbjährige Neutralzeit zwischen den Streitenden bestehen. Die kosmopolitische Flotte wird während des Krieges die Seepolizeidienste tun, wird vor allem das Prisenrecht und Prisengericht, die Überwachung des Verkehrs von Konterbande etc. überwachen resp. unterbinden; sie wird vor allen Dingen aber die vollen Aus- und Einfuhrrechte der neutralen Länder schützen.

Die in Streitigkeiten geratenen Nationen bleiben für die Dauer ihres Krieges von jeglicher Aus- und Einfuhr von Rohmaterialien oder anderen Gegenständen, die direkt oder indirekt die Kriegführung fördern, ausgeschlossen. Kontinentalheer und kosmopolitische Flotte haben die genaue Beobachtung dieser Maßnahme zu überwachen.

Das Kontinentalheer wird zum Grenzschutz bei den neutralen Ländern verwendet, unter Berücksichtigung jener Nationen, deren Grenzen und Grenzrechte durch die Kriegführenden am meisten gefährdet erscheinen.

Die Angehörigen der dem Völkerbund zur Verfügung stehenden Wehrmacht tragen eine besondere Uniform.

Die kosmopolitische Flotte wird in Friedenszeit nach Möglichkeit dem Transport der Kontinentalarmee, das etwa Arbeiter für Werften oder Bauten irgend welcher Art stellt, wie oben erwähnt, dienstbar gemacht. Sie wird ferner wissen-

schaftlichen Zwecken, wie maritimen und Polarforschungen, soweit dies angängig ist, dienen, wird auch zur Beförderung der Beamten des Völkerbundes, die in offizieller Eigenschaft reisen, heranzuziehen sein. Im übrigen ist es aber der kosmopolitischen Flotte, deren Admiralstab seinen Sitz neben dem Generalstab beim Völkerbund hat, unbenommen, jeden Hafen, jedes territoriale Gewässer, jeden Kanal jeder Zeit außer im „berechtigten" Kriege zu befahren resp. anzulaufen.

Privatkanäle und private Rechte an Wasserwegen fallen im allgemeinen fort. Das Hoheitsrecht über und die Verwaltung von mehr oder minder öffentlichen Wasserwegen wie Sund, Dardanellen, Gibraltar, Suez, Panama etc. fällt dem Völkerbunde zu. Privatgesellschaften, die aus Bau und Verwaltung von Kanälen Vorteile ziehen, wie z. B. die Suezkanalgesellschaft, sind mit entsprechender Entschädigung abzufinden und aufzulösen. Der Völkerbund übernimmt die Verwaltung und Instandhaltung dieser öffentlichen Wasserwege. Der Durchfahrtszoll pro Tonne Schiffsraum ist zu ermäßigen. Die Kopfsteuer im Personenverkehr fällt gänzlich fort.

Einige der größten Eisenbahnen, zum mindesten jene, die internationalen Charakter tragen, d. h. also solche, die sich von einem Lande in ein anderes oder gar durch mehrere Länder erstrecken, werden in gleicher Weise vom Völkerbund zu verwalten sein.

Außer Heer und Flotte bedarf der Völkerbund zur wirksamen Einschärfung seiner Maßnahmen einer Luftflotte. Die Höhe des Beitrages an Luftstreitkräften, die jede Nation zur Internationalen Luftflotte zu liefern haben würde, richtet sich gleichmäßig nach der Größe der jeder Nation im Höchstmaße zustehenden Kampfflotte. Für die Bestimmung letzterer sollte die aus der Summe der Einheitszahl für Flotte und Heeresstärke gewonnene Ziffer das Grundmaß abgeben, woraus dann die Basis für die Zahl von Pferdekräften gewonnen würde, die jede Nation nach eigener Maßgabe in groß- oder kleinmotorigen Eindeckern, Doppeldeckern usw. anlegen könnte. Die dem Völkerbunde zu stellenden Flugzeuge stehen gänzlich zur Verfügung und im Dienste des Bundes resp. der Botschaften des Bundes bei den verschiedenen Nationen. In diesem Sinne werden sie den Post- und Personenverkehr in dienstlichen Angelegenheiten vermitteln.

Die offizielle Verkehrs- und Verhandlungssprache des Völkerbundes: Obergericht sowohl als Generalversammlung, ist das Englische, in der von amerikanischen fortschrittlichen Kreisen angeregten und bereits durchgeführten vereinfachten und modifizierten Schreibung und dem kondensierten Ausdruck in Wort und Schrift.

Sitz des Völkerbundes ist der Friedenspalast im Haag, um den sich alle Weiterungen gruppieren werden.

Die erhabenste Aufgabe des Völkerbundes wird es sein, niemals Bedingungen aufkommen zu lassen oder Verhältnisse zu schaffen, durch die sich eine andere Nation begründeterweise in ihren Gefühlen verletzt, in ihren rechtlichen Forde-

rungen beschränkt oder gar in ihrer Existenzfähigkeit bedroht sieht. Der jetzige Friedensschluß wird den Schluß des Krieges oder des Friedens bedeuten; er wird den Grundstein legen für das Gebäude der Ruhe, des Segens und des Glückes, oder er wird den Grundstein verwerfen, das Gebäude für immer zerstören, eine Giftsaat säen, deren Früchte einstens sicher reifen und die Welt vernichten werden.

Mögen die Männer, die den Frieden schaffen sollen, sich dieser unermeßlichen Verantwortung, die sie vor der Welt, vor der Geschichte und vor Gott auf ewige Zeiten tragen müssen, in ihrer ganzen Schwere bewußt werden, ehe sie vom Friedens-Tische sich erheben.

Heinrich Göhring, Bremerhaven: Das Sozialisierungsproblem in der Vergangenheit und Gegenwart.

Die Sozialisierung des Wirtschaftslebens, wie sie die Mehrheit der Kommunisten und Sozialisten erstrebt, ist ein Ding der Unmöglichkeit, ein Luftschloß, das unter der rauhen Wirklichkeit zusammenbricht. Alle Versuche, solche Theorien oder auch nur einen Teil von ihnen in die Praxis umzusetzen, sind mißlungen. Platos Politeia, Morus' Utopia und Fouriers Phalangen blieben Gedankenkonstruktionen, der blutige Babouvismus zerfiel, die Unternehmungen Cabets verkrachten ebenso wie die Arbeitsaustauschbank und die kommunistischen Gemeinden Owens, über denen noch ein Strahl reinster Menschenliebe leuchtete, die Arbeitsbank Proudhons war nicht lebensfähig, und die Nationalwerkstätten des Schwärmers Louis Blanc von 1848 zu Paris erlebten einen jammervollen Zusammenbruch. Ein ähnliches Fiasko hatten bekanntlich die nach Lassalles Vorschlag in Preußen errichteten Produktivgenossenschaften mit Staatskredit zu verzeichnen. Nicht besser erging es aber auch in neuerer Zeit allen anderen Sozialisten, sobald sie ihre Phantasien auf dem Boden der Wirklichkeit zur Ausführung bringen wollten. Man nehme nur beispielsweise die verunglückte Gründung „Walden" bei Amsterdam, die kommunistische Kolonie bei Aiglemont in den Ardennen, die Genossenschaftsmolkerei in Zürich, die Unionsschuhmacherei in Davos u. v. a. m. Immer wieder haben sich die Worte des alten Griechen Aristoteles, daß die Gemeinschaft des Besitzes gegen die menschliche Natur ist, bewahrheitet.

Man braucht nun nicht einmal strikter Gegner der Vergesellschaftung größerer Zweige des Wirtschaftslebens zu sein. Man nehme nur beispielsweise die Verstaatlichung der Eisenbahnen, die doch nach jeder Richtung hin die daran geknüpften Erwartungen erfüllt hat. Immerhin ist die Frage, ob Privat- oder Staatsbahnen vorzuziehen seien, auch heute noch viel umstritten. Einen inter-

essanten Beitrag zur Beurteilung der staatssozialistischen Theorie hat unlängst der französische Volkswirt Colson geleistet. Er hat nämlich die Betriebsergebnisse der französischen Staatsbahnen im Jahre 1912 untersucht, und aus seiner Zusammenstellung ergibt sich die Tatsache, daß die Privatbahnen zum mindesten wirtschaftlich ein weitaus besseres Ergebnis aufzuweisen haben, als die Staatsbahnen. Die vorliegende Tabelle zeigt ein geradezu überraschendes Bild. In Frankreich hat die Zunahme der Betriebseinnahmen im Jahre 1912 für das Hauptbahnnetz rund 17½ Millionen Franken betragen. Diese Zahl kommt zustande, indem die fünf großen Privatgesellschaften eine Mehreinnahme von 28½ Millionen Franken, die Staatsbahnen aber — eine Mindereinnahme von 11 Millionen Franken aufzuweisen haben. Jedenfalls bleibt die Feststellung des französischen Forschers ein interessanter Beitrag, den man nicht aus den Augen verlieren darf, wenn es sich um das Für und Wider der Ausdehnung staatssozialistischer Einrichtungen handelt. Bekanntlich unterliegt der deutsche Kohlenbergbau zum Teil dem staatlichen Betriebe und seit Jahren beschäftigen sich Sozialpolitiker mit dem Projekt, den gesamten Kohlenbergbau Preußens durch den Staat zu betreiben. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß auf diesem Gebiet der Erfolg einer Verstaatlichung zum mindesten noch sehr zweifelhaft ist. Obgleich die staatlichen Bergwerke im Ruhrbezirk beispielsweise bisher nur Zuschüsse erfordert haben und zwar in außerordentlich beträchtlicher Höhe, ist der wirtschaftliche Erfolg des Staatsbergbaues weit hinter dem privaten Bergbau zurückgeblieben. Man nehme nur weiter den Kalibergbau, der gerade durch sein Ausfuhrgeschäft für Deutschland eine ungeheure Bedeutung erlangt hat. Es läßt sich aber kaum vorstellen, daß ein schwerfälliger staatlicher Apparat eine so gewandte und energische Propaganda im Ausland betreiben kann, wie sie das Kalisyndikat durchgeführt hat. Nicht viel anders liegt aber die Sache in verschiedenen anderen Industrien und Gewerbezweigen, so beispielsweise in der Elektrotechnik, in der Herstellung chemischer Produkte, in der Textilindustrie, in der Glasindustrie u. v. a. m. Eine überaus schwere Gefährdung unserer Volkswirtschaft würde die Vergesellschaftung der Schiffahrt sowie des Fischereigewerbes bedeuten. Überhaupt wo die Technik und Wirtschaft der Betriebe nicht so einfach liegt, wo es gilt, lebhafte Initiative zu entfalten, wo man es mit starker Konkurrenz, schnell wachsender Nachfrage zu tun hat, wo es auf Wagemut und Unternehmungslust ankommt, da ist bis heute unbestritten die Privatwirtschaft im Vorsprung.

Nach Dr. Hugo Lindemann „Städteverwaltung und Munizipalsozialismus in England", Stuttgart 1906, haben 193 englische Städte eigene Wasserwerke, 265 eigene Gaswerke, 244 erzeugen ihre Elektrizität selbst, 174 haben eigene Straßenbahnen. Das ist an sich nicht befremdend und bildet auch bei uns die Regel. Bemerkenswerter ist aber der Umstand, daß viele englische Städte Maschinenfabriken haben, daß viele Beleuchtungsapparate, Dampfmaschinen, Dynamos usw. konstruieren. Wolverhampton verkauft Eis an die Geschäftsleute, Tunbridge

Well baut Hopfen und Rüben auf eigene Gefahr. Seltsam mutet es an, wenn man hört, daß Torquay sogar Hasen auf städtische Kosten zieht. In den Jahren 1874 bis 1900 eroberte der Munizipalsozialismus (Als Munizipalsozialismus bezeichnet man die Anwendung des Sozialismus auf den lokalen Charakter der Gemeinden. Übrigens ist der Munizipalsozialismus keine Erfindung der Neuzeit, bereits die alten Römer kannten diese Wirtschaftsform, wie M. A. des Cilleuls in seinem Buche „Le socialisme municipal à travers les siècles", Paris 1905, überzeugend nachgewiesen hat.) in England eine Stadt nach der anderen, aber schließlich erfolgte eine Reaktion. Im Jahre 1901 erlebten die Munizipalisten in West Ham ihre erste größere Niederlage, der sich manche andere in den mittleren und größeren Stäten des vereinigten Königreiches anschloß; keine ist jedoch von der Bedeutung wie die, welche die Munizipalisten im Jahre 1907 bei den Wahlen zum Londoner Grafschaftsrat erlitten. Zunächst muß jeden Einsichtigen das rapide Steigen der städtischen Verschuldung befremden. Die lokalen Schulden betrugen im Jahre 1874/1875 122 513 445 £ gegen 398 882 146 £ im Jahre 1904/1905. Dieses rapide Anwachsen der lokalen Verschuldung hat natürlich eine Beängstigung der Steuerzahler herbeigeführt, zumal der Kredit der Städte immer fällt. So fand beispielsweise West Ham für eine Anleihe keine Zeichner, aber die Munizipalisten ließen sich hierdurch nicht beirren. Durch die englische Presse ging im Jahre 1902 die Nachricht, daß Manchester durch städtischen Gewerbetrieb die Steuern im Jahre 1901/1902 um 3 Prozent herabsetzen könne. Bald wies die „Times" nach, auf welche Weise dies erfolgt war: Die Stadtverwaltung verlangte von der Gasanstalt einen Beitrag von 50 000 £. Da nun diese keinen Überschuß erzielt hatte, wurde das Gas für 3 d teurer pro Kubikfuß verkauft. Das ist zum mindesten eine eigentümliche Praxis. Aber verkauft denn trotzdem die Stadt das Gas an die Steuerzahler nicht billiger, als wenn diese es von Privatanstalten geliefert bekämen? Wie es damit steht, zeigt das Beispiel von Nottingham und Sheffield. Nach Lord Avebury „On municipal and national trading", London 1907, kostet das Gas in Nottingham, wo der Betrieb städtisch ist, pro Kubikfuß 2 sh 6 d, in Sheffield, wo es von Privaten stammt, 1 sh $4^{1}/_{2}$ d. Diese eine Tatsache dürfte schon genügend sagen. Am schlimmsten ist die Lage der munizipalen Unternehmungen da, wo sie in Konkurrenz mit privaten treten. Solange sie eine Monopolstellung innehaben, ist es für sie, die durch das Gesetz in jeder Weise bevorzugt sind, verhältnismäßig leicht, zu verdienen. Aber in anderem Falle erweist sich oft das Privatunternehmen als das siegreiche. So hat beispielsweise London in einem Jahre mit seinen Themsedampfern 50 000 £ verloren, Preston büßt jährlich 36 000 £ mit seinen Docks ein, Brighton, Portsmouth, Hull haben ungeheure Summen mit ihrem Stadttelephon zugesetzt. Von munizipal-sozialistischer Seite ist ausgerechnet worden, daß die städtischen industriellen Unternehmungen einen Reingewinn von 360 867 £ in 6 Jahren abgeworfen haben, bei näherem Zusehen entdeckte aber Lord Ave-

bury, daß dieser Reingewinn sich in einen mittleren Jahresverlust von 5 Millionen Pfund verwandelte. Manchester hat mit Wasserleitungen jährlich 16 000 bis 27 000 £ verloren, Birmingham in den letzten drei Jahren 80 000 bis 90 000 £. Die Stadt Bath errichtete ein Elektrizitätswerk für 105 000 £ und es mußte es im Jahre 1902 wieder schließen. Glasgow verkrachte nach einem Jahre mit einem Telephonunternehmen, das ungefähr 1 Million Pfund gekostet hatte. Die Tendenz, den von den Stadtverwaltungen betriebenen Industriezweigen monopolistische Stellung zu verleihen, hat natürlich schwere Schäden herbeigeführt. Paul Dubois („Le socialisme municipal en Angleterre" in der „Revue des deux mondes", Band 44) konstatiert auf Grund statistischen Materials, daß in den munizipalistischen Städten die Industrie schwinde und die Summe der leeren Häuser steige. Ein Professor der Staatswissenschaften an der Universität Chicago führt die niedrige Stufe der Elektrizitätsindustrie in England direkt auf den Munizipalsozialismus zurück. Verweilen wir nun noch etwas bei dem Munizipalsozialismus außerhalb Englands. Am wenigsten scheinen die romanischen Länder geeignet zu sein, diese Ideen in sich aufzunehmen. Immerhin sind auch hier Versuche zu verzeichnen gewesen. Man nehme nur beispielsweise den Zusammenbruch der Munizipalbäckerei in Catania und die sozialistischen Experimente in den Jahren 1904 bis 1908 in der Stadt Brest, die der französische linksliberale Politiker Louis Coudurier in seinem Buche „Une ville sous le régime collectiviste" so reizend schildert. Relativ stärker erscheint der Munizipalsozialismus in Belgien. Aber auch Deutschland hat in den vergangenen Jahren schon Erfahrungen in dieser Hinsicht gemacht. So hat — um nur ein Beispiel herauszugreifen — nach Dr. Franz Ludwig „Kommunalpolitik und Sozialdemokratie", Berlin 1912, die Stadt Mülhausen im Elsaß das Experiment teuer bezahlen müssen, die Gemeindeinteressen der Sozialdemokratie anzuvertrauen. Als diese im Jahre 1902 ans Ruder kam, betrug die städtische Schuld 5,5 Millionen Mark, nach Ablauf ihrer Herrschaft rund 28 Millionen Mark. In dieser Summe ist das von der Stadt erworbene Elektrizitätswerk zum Preise von 8 Millionen Mark nicht eingerechnet. Die bestehenden sozialdemokratischen Kommunalprogramme laufen darauf hinaus, die fortschreitende Demokratisierung der Gemeinden zu fördern und den Mittelstand dadurch zu schädigen, daß immer weitere Gebiete der Privatwirtschaft entzogen und durch die Gemeinde sozialisiert werden.

Wohin die strikte Verwirklichung des Sozialisierungsproblems ein Land bringen kann, zeigt so recht als Beispiel Rußland. Nach zuverlässigen Nachrichten sind von der Moskauer Regierung der Volksbeauftragten bisher weit über 500 industrielle, kaufmännische und Verkehrsunternehmungen verstaatlicht worden. Wenn der Bericht des russischen Finanzamtes vom 7. November 1918 zugibt, daß seit dem 1. Januar 1918 30 Milliarden Rubel in Kreditnoten ausgegeben worden sind, so liegt die Wirkung der Verstaatlichung auf die Staatsfinanzen offen zutage. Die Verstaatlichung begann erst in der Zeit vom Januar bis Juli 1918,

doch sind schon jetzt die Einnahmen aus den früher bedeutenden Steuern der Industrie von 314 671 000 Rubel in der ersten Hälfte 1917 auf 91 775 000 Rubel in der ersten Hälfte 1918 gefallen. Gegenüber diesem Steuerausfall hat die Verstaatlichung keinen Ausgleich geschaffen. Die Ausgaben für die Monate Januar bis März 1918 werden mit 532 921 000 Rubel angegeben; das Budget gibt die Höhe der Kosten der Verstaatlichung (d. h. Kapital für Umwandlung und Umstellung) mit 2 Milliarden Rubel für das erste Halbjahr 1918 und mit 800 000 000 Rubel für das zweite Halbjahr 1918 an; der gesamte Voranschlag für 1918 wird auf 46 Milliarden und 600 000 000 Rubel geschätzt. Das Budget zeigt weiter, daß der kürzlich gegründete Obervolkswirtschaftsrat, das Verwaltungsorgan für die bolschewistische Sozialisierung, in der ersten Hälfte des Jahres 1918 nur 14 832 000 Rubel, in der zweiten Hälfte desselben Jahres hingegen 1 674 203 000 Rubel verausgabt hat. Die Gewinnseite des Staatshaushaltes zeigt eine Gesamteinnahme aus Staatsbetrieben von 813 082 000 Rubel. Daraus muß man den Schluß ziehen, daß sich die Einnahmen aus der Verstaatlichung auf höchstens die Hälfte der für sie gemachten Ausgaben belaufen. Besonders belangreich sind die Angaben der amtlichen „Prawda" über sieben verstaatlichte Fabriken, die mit 3 890 000 Rubel Kosten Waren herstellen und sie zu 2 950 000 Rubel verkaufen. Dieser Verlust ist zwar noch nicht katastrophal, aber in den vier Monaten, die gewöhnlich zwischen Herstellung und Verkauf verstreichen, fiel die Kaufkraft des Rubels um die Hälfte, sodaß die Regierung in Wirklichkeit nur $1^1/_2$ Millionen Rubel für Waren erzielte, die sie 4 Millionen Rubel selbst gekostet hatten. Der Mißerfolg der überstürzten Verstaatlichung in Rußland wurde durch die Unfähigkeit der Sowjets, Absatzmärkte zu organisieren, noch vergrößert. Jedenfalls haben die bolschewistischen Experimente das russische Erwerbsleben in die nur denkbar traurigste Lage gebracht.

Gert von Natzmer: Möglichkeiten und Grenzen einer organischen Staatsauffassung.*)

Jedwede wissenschaftliche Betrachtungsweise ist allein schon infolge ihrer ganzen Natur gewissen Beschränkungen unterworfen. Wir sprechen in diesem Sinne auch von Grenzen der Wissenschaft und meinen damit zumeist, daß es uns nicht gegeben ist, auf dem Wege einer begrifflichen Erkenntnis bis in das innere Wesen der

*) Vergl. hierzu auch folgende Arbeiten des Verfassers: „Das organische Prinzip", Die Tat, X. Jhrg., Heft 7, Juni 1918; „Politik und Weltanschauung", Die Tat, X. Jhrg., Heft 10, Juni 1919; „Die Freiheit des Einzelnen im Staat der Neuzeit", Nord und Süd, 42. Jhrg., Septemberheft, Breslau 1918.

Dinge vorzudringen. Das reflektierende Denken bleibt jedoch nicht nur bei der Feststellung des Tatsächlichen stehen, sondern es erhebt häufig offen oder halb versteckt den Anspruch, daß seine Ergebnisse auch Regeln für das Leben bedeuten. So liegt es beispielsweise nahe, gewisse offenbare Gesetzmäßigkeiten im historischen Verlauf zu Richtlinien für alles künftige politische Verhalten zu machen. Da ich mich selbst verschiedentlich mit den Problemen des Gesellschaftslebens beschäftigt habe, möchte ich mich einmal über die Fragen äußern, welche sich hier weiterhin ergeben.

Eine organische Betrachtungsweise kann uns ohne Zweifel über allgemeine große Züge im sozialen Geschehen der Natur wie der menschlichen Gesellschaft und damit über die Grundlagen alles staatlichen Lebens Klarheit verschaffen. Während nun etwa für Kjellén vor allem die Formen im Mittelpunkt des Interesses stehen, unter welchen der Staat nach außenhin in Erscheinung tritt, möchte ich die innere Struktur und Dynamik des Ganzen als mindestens ebenso bedeutungsvoll ansehen, denn sie erlaubt es erst, den menschlichen Staat in einer nicht mehr rein spielerischen Weise mit anderen organismenhaften Gebilden in Parallele zu setzen. Wie für den Menschen als Einzelpersönlichkeit Selbsterkenntnis die erste Vorbedingung alles weiteren Vervollkommnungsstrebens ist, so gilt für ihn dasselbe in seiner Eigenschaft als Glied eines sozialen Ganzen. Auch dessen Wesen muß ergründet werden, ehe man an eine Verbesserung und Ausgestaltung herantreten kann. Macht uns nun eine solche Erkenntnis fähig, unsere Gesellschaftsorganisation bewußt dem in ihr wirkenden Prinzip gemäß zu gestalten, sodaß unproduktive Arbeit immer mehr vermieden wird, und eine weitgehende Energieersparnis eintritt? Ist dies der Fall, so wäre es dann die Aufgabe einer wissenschaftlich betriebenen Politik, dem natürlichen Entwicklungsgang die Bahn frei zu machen und Reibungsmöglichkeiten von vornherein möglichst auszuschalten. Man könnte noch hinzufügen, daß alle derart begründeten Forderungen eine ganz andere Stoßkraft besitzen würden, als wenn sie nur auf individuellem Meinen und Fürguthalten beruhen. Letzten Endes läuft das alles auf die Frage hinaus, was uns eine organische Staatsauffassung für unser Verhalten in einem konkreten Einzelfall lehren kann. Und mit einem solchen haben wir es doch stets zu tun, wenn es sich darum handelt, daß wir uns in irgendeiner Hinsicht entscheiden. Wenn wir hier auch nicht erörtern können, in welchem Maße ein derartig elementar naturhaftes Geschehen, wie es das soziale Leben darstellt, vernunftbestimmbar ist, so müssen wir uns doch darüber klar werden, wieweit wir aus theoretischen Erkenntnissen praktische Folgerungen zu ziehen fähig sind. Folgende Erwägungen mögen diese Frage verdeutlichen! Wie in der ganzen organischen Natur, so sind auch im sozialen und staatlichen Leben der Menschheit Kampf und Zusammenschluß keineswegs zwei einander aufhebende Antithesen. Vielmehr äußert sich in beiden nur ein- und dasselbe Prinzip auf verschiedene Weise. Kampf und Vereinigung liegen auf der gleichen Linie; es hängt allein von den gegebenen Umständen ab, auf welchem dieser beiden Wege sich der Wille zum Leben durchsetzt. Und zwar führt die Ent-

wicklung auf ihrem ansteigenden Ast zu immer engeren Zusammenschlüssen hin; auch mannigfache Abirrungen von dieser allgemeinen Richtung des Geschehens können hierüber nicht hinwegtäuschen. Das sind wichtige Erkenntnisse, welche uns eine organische Gesellschaftsbetrachtung gebracht hat. Sie sind auch für den Staatsmann insofern bedeutungsvoll, als sie ihn über das Wesen der Tendenzen und Strebungen des Völkerlebens aufklären, die er doch ständig gebrauchen muß, indem er sie in den Dienst seiner Zwecke stellt, oder auch indem er sich ihnen anvertraut und sich gleichsam von ihnen dorthin tragen läßt, wohin er gelangen will. Sehr fraglich ist es jedoch, ob man auf Grund derartiger allgemeiner Erwägungen feststellen kann, was zu tun an einem gewissen Zeitpunkt und unter bestimmten Verhältnissen „das Richtige" sei. Ein schnelles Erfassen des Gegebenen und eine instinktiv sichere Abschätzung aller Begleitumstände wird im Augenblick vielleicht weiter helfen, als ein noch so tiefes Wissen von den großen Gesetzmäßigkeiten. Wir berühren hiermit die allgemein bestehende Spannung zwischen Theorie und Praxis. Sie ist deshalb überall vorhanden, weil uns in der Wirklichkeit nichts so rein gegeben ist, wie das in der Abstraktion der Fall ist. Die oben aufgeworfene Frage wäre dahin zu beantworten, daß wir zwar versuchen können, unser Tun den großen Linien des Geschehens anzugleichen, daß wir hingegen bei jeder besonderen Entscheidung auf uns allein gestellt sind. Denn im Einzelfall müssen wir zahlreiche Zufälligkeiten und Verkettungen mit in Rechnung ziehen, welche in keine Formel eingehen. Alle nach außen gerichtete Wirksamkeit — und nicht zuletzt jede Politik — ist und bleibt eben Pragmatismus!

Bisher haben wir festzustellen versucht, ob wir unser Verhalten den erkannten objektiven Regeln entsprechend gestalten können. Hier ergibt sich nun aber eine neue Frage von grundlegender Wichtigkeit! Bedeutet nämlich Fakticität bereits Geltung? Oder weniger abstrakt gesprochen und auf den vorliegenden Fall angewandt: gibt es vielleicht Grenzen, jenseits derer wir nicht mehr in der Lage sind, die Gültigkeit einer rein organischen Auffassung anzuerkennen? Diese Möglichkeit sei an Hand eines uns sehr nahe angehenden Problems erörtert! Jede fortschreitende Entwicklung eines sozialen Ganzen fordert eine immer weitergehende Differenzierung seiner Teile. Dieses allgemeine organische Gesetz gilt in gleicher Weise für den Zellorganismus der Tiere und Pflanzen wie für die menschliche Gesellschaft. Es wirkt sich nicht nur in allen Zweigen unseres sozialen und wirtschaftlichen Daseins aus, sondern es beherrscht auch das Geistesleben. Gerade unsere Zeit steht völlig unter dem Zeichen einer solchen Arbeitsteilung. Vom Standpunkt rein organischer Betrachtung ist diese zunehmende Spezialisierung zweifellos zu bejahen, da sie eine immer vollkommener werdende Energienutzung, und somit eine immer höhere rein vitale Lebenssteigerung bedeutet. Wollen und können wir uns nun aber ohne Vorbehalt auf diesen Standpunkt stellen? Berücksichtigen wir hierbei folgendes! Auf allen Gebieten des Lebens macht sich eine tiefer und tiefer einschneidende Zerklüftung bemerkbar; ihr Zusammenhang wird somit ein immer lockerer, bis sie sich

schließlich völlig voneinander ablösen. Es fehlt den einzelnen Teilen dann aber auch jedes gemeinsame Zentrum, um das sie sich ordneten, und damit tritt das kulturelle Chaos ein. So werden alle Lebensinhalte mehr und mehr atomisiert, und jeder innerliche Sinn beginnt sich zu verflüchtigen. Auf das hier aufblitzende schwere Kulturproblem kann an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden. Diese Andeutungen sollten nur zeigen, daß dem Tatsächlichen noch nicht notwendigerweise Geltung zukommen muß, denn der Machtbereich aller Wissenschaft endet dort, wo das Gebiet des Seinsollenden beginnt. Gerade wenn man, wie auch der Verfasser, die Berechtigung einer organischen Staatsauffassung durchaus vertritt und ihr eine entscheidende Bedeutung für das Verständnis der betreffenden Phänomene beimißt, erscheint es desto gebotener, ihre Grenzen unumwunden anzuerkennen. Das letzte Wort fällt hier der Philosophie zu: ihre Aufgabe ist es, zu untersuchen, ob wir zur Aufstellung letzter, allgemeiner Grundsätze gelangen können. —

Die wichtige Leistung einer organischen Staatsbetrachtung liegt also darin, daß sie uns über unsere Einordnung in das große Ganze, dessen Teile wir sind, und über dieses selbst Aufschluß gibt. Es wäre jedoch ein Irrtum zu glauben, daß wir damit auch für all unsere einzelnen Handlungen eine Norm besäßen, nach der wir uns unbedingt richten könnten. Sodann darf nicht vergessen werden, daß theoretische Folgerungen, die aus einer empirischen Betrachtung des Gegebenen gewonnen sind, nur unter gewissen Voraussetzungen auch praktisch für unser Tun gelten. Denn Wissenschaft allein kann uns für dieses kein Fundament bieten. Ihre Erkenntnisse schließen an sich noch keinerlei letzte Forderungen in sich; sie sind unentbehrliches Material, aber sobald sie mehr als bloße Feststellungen sein wollen, unterliegen sie selbst wiederum einer höheren Wertung!

Mil Richter:
Aus der Werkstätte der politischen Parteien.

In früheren Zeiten ist den Deutschen, namentlich seitens des Auslandes, oft Mangel an politischer Begabung zum Vorwurf gemacht worden. Doch mit Unrecht. Denn nicht die Fähigkeit des politischen Denkens mangelte der Gesamtheit des deutschen Volkes, sondern eine gewisse politische Zurückhaltung behauptete sich als Gegenstück eines höheren geistigen Lebens, in dessen Mitte die Dichterfürsten und Freiheitshelden als die berufenen Führer des Volkes standen. Der Mangel dieser politischen Betätigung der Volksmassen ist durch die stärkere Betonung geistiger und ethischer Eigenschaften mehr als ausgeglichen worden und kann deshalb kaum als ein Nachteil für die deutsche Kulturentwicklung empfunden werden. Denn, „wer den agitatorisch politischen Mob englischer und französischer Städte beobachtet hat, sagt Oskar A. H. Schmitz in seinen Plaudereien über

Politik mit Recht, wird den unpolitischen, aber kenntnisreichen Durchschnittsdeutschen an seinem Stammtisch liebhaben lernen. Seit Gladstone ist in England der Parlamentarismus in geistigen Verfall geraten, die Politik ist Wettrennen geworden. In Frankreich und Belgien dient sie ganz offen dem Ehrgeiz geschickter Advokaten." Dort gehört es zu den „guten Sitten" des Wahlkampfes, daß der Vertreter einer Partei dem einer anderen die niedrigsten menschlichen Eigenschaften, — übrigens auch mit Hilfe der Parteipresse, — vorwirft, nur um Anhänger zu gewinnen und um jeden Preis die Majorität der Partei zu erzwingen. Das ist politische Korruption, mit der die deutschen Parteiverhältnisse der Vergangenheit nichts gemein hatten. Dies mag ein Blick in die Werkstätten der politischen Parteien zeigen.

Die Zentrumspartei ist ein Kind der kirchenpolitischen Zustände aus der Zeit des Krieges von 1866. Sie übernahm die Erbschaft der früheren „Katholischen Fraktion", die bereits damals den Namen „Zentrum" geführt hatte, um die arg bedrohte verfassungsmäßige Freiheit der katholischen Kirche zu retten. Ausgestattet mit allen wesentlichen Forderungen eines politisch ausgestalteten Zukunftsprogrammes trat die neugebildete Zentrumsfraktion Ende des Jahres 1870 im preußischen Abgeordnetenhause und Anfang 1871 im ersten Reichstage des neuen Deutschen Reiches zusammen. Auf dem Boden der neugeschaffenen bundesstaatlichen Verfassung stehend, betonte sie die Freiheit und Selbständigkeit der Kirche und damit zugleich „die bürgerliche und religiöse Freiheit aller Angehörigen des Reiches".

Eine Zeit positiver politischer Arbeit begann für die Zentrumspartei namentlich mit der neuen Wirtschaftspolitik Bismarcks und fand eine fruchtbare Fortsetzung in der Sozialpolitik und der Arbeiterschutzpolitik des Reiches. In diese Hauptarbeitsperiode des neuen deutschen Reichstags fällt auch die bekannte Miquelsche Steuerreform der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, welche das Einkommen- und Gewerbesteuergesetz und das Kommunalabgabengesetz brachte. An diesen finanzwirtschaftlichen Arbeiten war die Zentrumspartei ebenso beteiligt, wie an dem Zustandekommen eines neuen einheitlichen Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich. Nicht minder hat die Partei an der Neugestaltung der Arbeiterversicherungsgesetzgebung in einer gemeinsamen Reichsversicherungsordnung und der Sanierung der Reichsfinanzen des Jahres 1913 durch Abgabe eines Wehrbeitrages und neuer umfassender Reichssteuern ihren berechtigten Anteil.

Seit den Anfängen der neuen Zentrumspartei hat sich eine gewisse Beständigkeit der inneren Stärke behauptet. In der ersten Reichstagsperiode zählte sie 65 Abgeordnete, erreichte im Jahre 1890 die Höchstzahl mit 113 Reichstagsabgeordneten, wies im Jahre 1907 einen Bestand von 103 Abgeordneten auf und schloß in der letzten Reichstagsperiode des monarchischen Deutschland mit einer Anzahl von 90 Abgeordneten. Auf die Kandidaten dieser Partei entfielen im

Jahre 1903 rund 1,88 Mill. Stimmen oder 15 Prozent der Wahlberechtigten und im Jahre 1907 rund 2,15 Mill. Stimmen oder 16,14 Prozent der Wahlberechtigten.

Ein heftiger Kulturkampf hatte die Volksmassen in Deutschland erfaßt und sie — namentlich in den Großstädten — in eine soziale Wirrnis gedrängt, als im Jahre 1878 die „Christlich-soziale Partei" ins Leben gerufen wurde. Ihr geistiger Vater ist der damalige Hofprediger Stöcker. Er wollte eine Arbeiterpartei schaffen, um die soziale Frage nicht nur vom wirtschaftlichen, sondern auch vom sittlichen und religiösen Gesichtspunkte aus zu lösen. Das religiöse Ziel gipfelte in dem Grundsatze des christlichen Glaubens, das patriotische in der Liebe zu König und Vaterland. Später, im Jahre 1895, erweiterte die „Christlich-soziale Partei", von konservativem Einfluß befreit, ihre politischen Ziele, indem sie in ihrem Programm außer der „Sammlung der vom christlich-sozialen Geist durchdrungenen Volkskreise aller Schichten und Berufe" auch den Kampf „gegen den falschen Liberalismus und die drückende Kapitalsherrschaft, gegen das übergreifende Judentum und die revolutionäre Sozialdemokratie" forderte. Auf dem Boden dieser Grundsätze hat die Christlich-soziale Partei namentlich an dem Ausbau der deutschen Sozialpolitik erfolgreich mitgewirkt. In der Steuerpolitik trat sie für Ausbildung der Erbschaftssteuer unter schärferer Besteuerung der großen Vermögen, für eine Besteuerung des Wertzuwachses und für Erhebung von Luxussteuern ein.

Für die späteren politischen Erfolge der „Deutschkonservativen und Reichspartei" sind die Jahre 1848 und 1866 insofern von großer Bedeutung gewesen, als sie den Boden dieser politischen Geistesrichtung befruchteten. Als im Jahre 1876 die Gründung der „Deutsch-konservativen Partei" erfolgte, konnten die Fäden zur Bismarckschen Politik wieder aufgenommen werden, die durch die Spaltung der früheren konservativen Partei in „Altkonservative" und eine freikonservative Gruppe, die sich zur „Reichspartei" bekannte, gelöst worden waren. Jene Neugründung hatte indessen einen doppelten Erfolg: Einmal führte sie zur Vereinigung der beiden Gruppen der Alt- und Neukonservativen, dann aber bewirkte sie späterhin eine Förderung der Politik des ersten deutschen Kanzlers.

Mit den konservativen Anschauungen war es unvereinbar, die Verfassung in demokratischem Sinne auszugestalten. Doch haben sich später die Konservativen an dem Ausbau der Selbstverwaltung auf gesetzgeberischem Wege wiederholt beteiligt. In der Wirtschaftspolitik haben sich die Konservativen im Prinzip zum Schutzzoll bekehrt. Auch für die innere Kolonisation ist die Partei eingetreten; kam doch unter ihrer Mitwirkung das preußische Enteignungsgesetz zustande. In Finanzfragen kam es wiederholt zur Spaltung in den Anschauungen der Deutschkonservativen und der Reichspartei; während letztere für die Erbschaftssteuer und das Reichsfinanzgesetz vom Jahre 1913 eintrat, strebten erstere

eine Lösung dieser Fragen auf dem Wege indirekter Reichssteuern an. Dagegen bekannte sich die Deutschkonservative Partei nicht nur zur Sozialreform, sondern auch zum Gewerbeschutz, dem Ausbau der Nahrungsmittelgesetze und der Wuchergesetzgebung. Das staatserhaltende Prinzip der konservativen Partei kommt namentlich im Verhältnis von Staat und Kirche zum Ausdruck, welches in dem Recht des Staates gipfelt, sein Verhältnis zur Kirche kraft seiner Souveränität zu regeln. Die Trennung von Staat und Kirche dagegen war nicht ihre Parteisache.

Der konservativen Partei gehörten im Jahre 1907 insgesamt 85 Abgeordnete an, während auf sie im Jahre 1903 rund 1,30 Mill. Stimmen oder 13,7 Prozent der abgegebenen Stimmen und im Jahre 1907 rund 1,54 oder 13,69 der abgegebenen Stimmen entfielen.

Die Nationalliberale Partei ist aus den Kämpfen um die nationale Wiedergeburt Deutschlands auf dem Boden liberaler Weltanschauung entstanden. Ihr Geburtsjahr ist das Jahr 1866. An der Reichsgründung sowohl, wie an der Reichsgesetzgebung des neuen Deutschlands hat sie einen wesentlichen Anteil. Gerade zur Blütezeit der Partei zerrissen die wirtschaftlichen Interessen im Kampfe um Freihandel und Schutzzoll in den Jahren 1879 und 1880 das nationalliberale Parteiband. War es auch in der Folgezeit gelungen, diese innere Spaltung zu überbrücken, so war doch der äußere Mißerfolg kaum aufzuhalten, der wiederholt in die Erscheinung trat, als die Partei im Jahre 1890 bei den Konservativen eine Annäherung suchte.

In der Wirtschaftspolitik strebte die Nationalliberale Partei bessere Produktionsbedingungen der Landwirtschaft an und setzte die Einführung höherer Zölle und günstiger Handelsverträge — teilweise unter schweren parlamentarischen Kämpfen durch. Handwerk und Gewerbe waren beständig Sorgenkinder der Partei. Unter ihrer Mitwirkung entstanden die Gesetze über den Bauhandwerkerschutz und den unlauteren Wettbewerb. Bei der Lösung anderer wirtschaftlicher, auch weltwirtschaftlicher Probleme stand die Sorge um die nationale Wohlfahrt im Vordergrunde der Parteiinteressen. Um die Beziehungen Deutschlands zum Weltmarkte zu heben, lag der Nationalliberalen Partei namentlich die Reformbedürftigkeit der Diplomatie am Herzen. An dem Zustandekommen des großen Einheitswerkes der Reichsversicherungsordnung hat sich die Partei in erfolgreicher Weise betätigt, während sie der Reichsfinanzreform als einer unsozialen Schöpfung ablehnend gegenüberstand.

Das Stärkeverhältnis der Nationalliberalen Partei ist bezeichnend für ihre geschichtliche Entwicklung. Im Jahre 1871 zählte sie 125 Abgeordnete, auf die 1,17 Mill. Stimmen oder 32,7 der gesamten Wahlstimmen entfielen; im Jahre 1874 war die Anzahl der Abgeordneten auf 155 und die der Wählerstimmen auf 1,54 Mill. oder 39,0 Prozent der gesamten Stimmenanzahl gestiegen, während

die Partei im Jahre 1907 insgesamt 54 Abgeordnete mit 1,63 Mill. Stimmen oder 13,6 Prozent und 1912 nur noch 45 Abgeordnete mit 1,66 Mill. Wählerstimmen oder 11,3 Prozent der Gesamtheit der Wähler umfaßte.

In der „Fortschrittlichen Volkspartei" war zuletzt der sogenannte Linksliberalismus vereinigt. Sie ist hervorgegangen aus der „Deutschen Fortschrittspartei", die später den Namen „Freisinnige Volkspartei" annahm, und der „Freisinnigen Vereinigung", die später zusammen mit der „Deutschen Volkspartei" die neue „Fortschrittliche Volkspartei" bildete. Nach erfolgter Reichsgründung hat die Partei und ihre Vorgängerinnen sich namentlich auf dem Gebiete der Vereinheitlichung der reichsgesetzlichen Maßnahmen hervorgetan. So kamen unter ihrer Mitwirkung die großen sozialen Gesetzgebungswerke und ein einheitliches bürgerliches Recht zustande. Der Bismarckschen Schutzzollpolitik stand sie ablehnend gegenüber, da sie in dieser Politik nachteilige Wirkungen auf die deutsche Außenhandelswirtschaft erblickte. Unter der Mitwirkung des Linksliberalismus ist namentlich das Gewerberecht und Gerichtswesen nach einheitlichen Gesichtspunkten geregelt und die Selbstverwaltung im Reiche durchgeführt worden. Auch in den Fragen des Vereins-, Versammlungs- und Presserechts traten die hier vereinigten Parteien für eine freiheitliche Gestaltung und Auslegung nach dem Gesichtspunkte der Gleichheit vor dem Gesetz ohne Ansehen der Person und der Partei, ebenso für völlige Gewissens- und Religionsfreiheit ein.

Die Stärke der drei freisinnigen Parteien, welche im Jahre 1910 den Zusammenschluß des Linksliberalismus vollzogen, war im Jahre 1907 auf 50 Abgeordnete mit 1,27 Mill. Stimmen oder 11,3 Prozent der abgegebenen Stimmenzahl angewachsen.

Obwohl die ersten Anfänge einer sozialdemokratischen Parteiorganisation in Deutschland bis in die Jahre 1848/49 zurückreichen und auch bereits in der Gründung des „Allgemeinen deutschen Arbeitervereins" im Jahre 1863 feste Gestalt erhielten, wurde doch die Sozialdemokratie als politisch und sozial-agitatorisch wirkende, auf einem eigenen, selbständigen Parteiprogramm fußende Partei erst im Jahre 1875 aus der Taufe gehoben. Bereits früher, im Jahre 1868, hatte die deutsche Sozialdemokratie gelegentlich einer Tagung der deutschen Arbeitervereine Anschluß an die „Internationale Arbeiter-Assoziation" gefunden und dadurch den antinationalen Gesichtspunkt ihrer Parteibestrebungen im Gegensatz zu den bürgerlichen Parteien zum Ausdruck gebracht. Diesen Gegensatz hat sie auch späterhin bei ihrer politischen und parlamentarischen Tätigkeit aufrecht erhalten und bisweilen, so bei der Schaffung nationaler Schutzgesetze, mit Nachdruck hervorgehoben. Ihre politischen Ziele waren mehr und mehr auf den Umsturz der bürgerlichen Gesellschaft und der von ihr geschützten Verfassung gerichtet, sodaß sich angesichts des bedrohlichen Anwachsens der sozialdemokratischen Partei die damalige Reichsregierung, unter der Kanzlerschaft Bismarcks,

veranlaßt sah, zur Bekämpfung dieser Gefahr ein Ausnahmegesetz zu schaffen, das im Oktober 1878 als sogenanntes „Sozialistengesetz" in Wirksamkeit trat. Hatte diese parlamentarische Maßnahme auch eine entgegengesetzte Wirkung als die beabsichtigte, nämlich statt der Niederdrückung ein Umsichgreifen der sozialdemokratischen Bestrebungen zur Folge, so zeigt sie doch andererseits, in welchem Maße die sozialdemokratische Partei beständig Zündstoff für die inneren politischen Kämpfe geliefert und dadurch die fruchtbare, positive parlamentarische Arbeit in ungünstigem Sinne beeinflußt hat. Namentlich bei der Beratung wichtiger sozialer Fragen, der Schaffung des sozialen Arbeiterversicherungswerkes und der Reichsversicherungsordnung, ganz abgesehen von Fragen der Steuerreform des Reiches, hat sich die sozialdemokratische Partei in der Hauptsache auf dem Kampfboden der Opposition bewegt. Darin liegt der Schwerpunkt ihrer Arbeit in der Werkstätte des deutschen Reichsparlaments gegenüber den bürgerlichen Parteien.

Als die sozialdemokratische Partei in Einzelfragen eine Annäherung an liberale Bestrebungen einging, sonderten sich die radikal-politischen Elemente von ihr ab, um sich in einer „Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands" zu vereinigen. Diese ist neueren Datums. Der Inhalt ihrer Entwicklung erschöpft sich in den radikalen Bestrebungen des politischen Umsturzgedankens.

Die Ausdehnung der Sozialdemokratischen Partei wird durch die Anzahl der Mandate und der auf sie vereinigten Stimmen beleuchtet. Im Jahre 1893 zählte sie 44 Abgeordnete mit rund 1,80 Mill. Stimmen, im Jahre 1903 81 Mandate mit rund 3,0 Mill. Stimmen und im Jahre 1907 43 Abgeordnete mit einer Stimmenzahl von 3,26 Mill. oder 28,9 Prozent der abgegebenen Wählerstimmen. Im letzten Reichstage dagegen war die sozialdemokratische Partei durch 110 Abgeordnete vertreten, die insgesamt 4,2 Mill. Reichstagswähler auf ihre Mandate vereinigten.

In den Werkstätten dieser sechs größeren Parteien flossen in der Zeit vor dem Kriege die politischen Bestrebungen zusammen; von ihnen gingen die Anregungen für die parlamentarische Arbeit aus, deren Früchte im sturmbewegten Parteikampfe zu politischen Taten heranreiften. Nun haben die Umwälzungen der Revolution auch diese Parteigebilde zerstört und äußerlich vernichtet. Unter ihren Trümmern sind jedoch neue Parteien entstanden, deren Wesen und Ziele erst im Lichte geschichtlicher Entwicklung voneinander unterscheidbar und dem Laien verständlich sind. So hat das Erbe der früheren Zentrumspartei die „Christlich-demokratische Volkspartei" übernommen. Ihre alte Forderung, die Erziehung des Volkes auf religiöser Grundlage und den Religionsunterricht in den Volksschulen zu pflegen, hat sie trotz aller Bestrebungen, Staat und Kirche zu trennen, auch im neuen Gewande aufrecht erhalten. Die Deutschkonservative Partei und die Reichspartei bilden zusammen mit zwei kleineren Parteigruppen die „Deutschnationale Volkspartei". In ihnen leben

die alten deutschnationalen Ideale wieder auf, welche in der Betonung des monarchischen und christlichen Gedankens nach dem Wahlspruch „Mit Gott für König und Vaterland" gipfelten. In der „Deutschen Volkspartei" hat sich ein Teil (und zwar der rechtsstehende) der früheren Nationalliberalen zusammengeschlossen, um auf der einen Seite den nationalen Gedanken vor der im gegenwärtigen Kampfe ihm drohenden Gefahr der Vernichtung zu retten, auf der anderen Seite dem liberalen Gedanken der wirtschaftlichen Selbständigkeit und einer maßvollen Sozialisierung des deutschen Wirtschaftslebens zu seinem Rechte zu verhelfen. Ein Teil (und zwar der linksstehende) der Nationalliberalen hat sich mit der Fortschrittlichen Volkspartei in der neuen „Deutschen Demokratischen Partei" vereinigt, um eine gemeinsame Hochburg für die liberalen Forderungen des neuen demokratischen Deutschland zu schaffen, die in einer zeitgemäßen Erweiterung der Volksrechte und der wirtschaftlichen Freiheit des Einzelnen bestehen. Die Sozialdemokratische Partei hat sich schließlich in drei Richtungen geteilt; neben der bisherigen „Sozialdemokratischen Partei Deutschlands" sind noch die „Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands" und der „Spartakusbund" entstanden. Einen Teil ihrer politischen und wirtschaftlichen Ziele haben diese Parteien bereits durch die Revolution erreicht, während sie in der durchgreifenden Sozialisierung einem neuen Zeitalter der persönlichen und wirtschaftlichen Freiheit entgegensehen. Ihrem Charakter nach unterscheiden sich die jetzt nebeneinander bestehenden Parteigruppen lediglich in der mehr oder weniger radikalen Durchführung der angestrebten Reformen. Während die Sozialdemokratische Partei dafür eintritt, eine neue Wirtschaftsordnung durch vernünftige Sozialisierung zu schaffen, stellt der Spartakusbund völlig umgestaltende Forderungen auf, von denen die wichtigsten sind: das Recht des Eingreifens des Proletariats in die Staatsgeschäfte durch besondere Organe (Arbeiter- und Soldatenräte); Konfiskation aller Vermögen; Enteignung aller Privatbetriebe; Beseitigung der Staatsschulden, insbesondere Entwertung der Kriegsanleihen von einem bestimmten höheren Betrage ab und andere ähnliche Maßnahmen.

In die zukünftigen Arbeiten der deutschen Volksvertretung teilen sich fernerhin neben vier bürgerlichen, nämlich einer nationalen, einer christlichen, einer deutschen und einer demokratischen Partei, drei revolutionäre Parteien, nämlich eine sozialdemokratische, eine unabhängige und eine radikale, um gemeinsam über Wohl und Wehe des deutschen Volkes, seiner sozialen, wirtschaftlichen und geistigen Güter zu beraten und zu entscheiden. Mögen die Früchte, die aus ihren geistigen Werkstätten hervorgehen, dem deutschen Volksstaate zur dauernden Gesundung verhelfen!

Pfarrer Dr. Pfannkuche, Osnabrück: Das Frankfurter Parlament zur Frage Staat und Kirche.

Die heutige Nationalversammlung ruft die Erinnerung wach an die konstituierende Nationalversammlung, die am 18. Mai 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt am Main zusammentrat. Zu den im Vordergrund stehenden Verhandlungsgegenständen gehörten die „Grundrechte des deutschen Volkes". Und unter diesen Grundrechten nahm wieder die Frage der Religionsfreiheit eine hervorragende Stelle ein. Selten ist diese Frage und die Frage des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche mit einer solchen Gründlichkeit und einer solchen Großzügigkeit verhandelt worden, wie in den Debatten der Paulskirche. Es ist für die bevorstehenden Auseinandersetzungen nicht ohne Wert, auf diese Verhandlungen einmal zurückzugreifen.

Der am 19. Juni vom Verfassungsausschuß fertiggestellte Entwurf der Grundrechte des deutschen Volkes setzte in Artikel 3 folgendes fest:

„§ 11. Jeder Deutsche hat volle Glaubens- und Gewissensfreiheit. § 12. Jeder Deutsche ist unbeschränkt in der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Übung seiner Religion. — Verbrechen und Vergehen, welche bei Ausübung dieser Freiheit begangen werden, sind nach dem Gesetze zu bestrafen. § 13. Durch das religiöse Bekenntnis wird der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte weder bedingt noch beschränkt. — Den staatsbürgerlichen Pflichten darf dasselbe keinen Abbruch tun. § 14. Neue Religionsgesellschaften dürfen sich bilden; einer Anerkennung ihres Bekenntnisses durch den Staat bedarf es nicht. § 15. Niemand soll zu einer kirchlichen Handlung oder Feierlichkeit gezwungen werden. § 16. Die bürgerliche Gültigkeit der Ehe ist nur von der Vollziehung des Zivilaktes abhängig; die kirchliche Trauung kann erst nach Vollziehung des Zivilaktes stattfinden."

Der Ausschuß verzichtete darnach zunächst darauf, die Trennung von Staat und Kirche auszusprechen, und beschränkte sich darauf, die persönliche Freiheit der Staatsbürger sicherzustellen.

Das Plenum der Nationalversammlung ging aber über diesen Antrag wesentlich hinaus und zog die vollen Konsequenzen aus dem Prinzip der Trennung von Staat und Kirche. Es lagen hierzu 4 Anträge vor, und zwar von klerikaler, gemäßigt liberaler und radikaler Seite. Am zielbewußtesten war wohl das Vorgehen des „Vereins katholischer Abgeordneter", unter dem Vorsitz des preußischen Generals von Radowitz, der wieder unter dem bestimmenden Einflusse des Kölner Erzbischofs Geißel stand. Die Forderungen der Klerikalen verdichteten sich zu folgendem Antrag Nagel:

„Die bestehenden und die sich neu bildenden Religionsgesellschaften sind als solche unabhängig von der Staatsgewalt; sie ordnen und verwalten ihre Angelegenheiten selbständig. 2. Die Be-

stellung der Kirchenbeamten unterliegt keiner Mitwirkung von seiten der Staatsgewalt, auch nicht vermöge des Patronatsrechtes. 3. Die Bekanntmachungen kirchlicher Erlasse sind nur den Beschränkungen unterworfen, welchen alle Veröffentlichungen unterliegen. 4. Jeder Religionsgesellschaft wird der Besitz und die freie Verwendung ihres Kirchenvermögens sowie ihrer für Kultus-, Unterrichts- und Wohltätigkeitszwecke bestimmten Anstalten gewährleistet."

In glänzender Rede hat besonders der durch seinen späteren Kampf gegen das Vatikanum bekannt gewordene Münchener Theologe Döllinger diese Forderungen vertreten. Döllinger begrüßte die Trennung zunächst vom Standpunkte des liberalen Staatsgedankens aus. Es sei auch im Interesse aller Kirchen, dem alten bürokratischen Polizeistaate, den man als begraben betrachten müsse, „nicht das weite und so unendlich mächtige Gebiet der Religionen und Konfessionen in der bisherigen Abhängigkeit und Unterordnung zu belassen". Döllinger erklärte sich bereit, aus dem Prinzip der Religionsfreiheit die vollen Folgerungen auch für den Unglauben ziehen zu wollen. Die religiöse Freiheit müsse so verstanden werden, daß künftig niemand mehr gezwungen sei, irgendeiner Kirche anzugehören, daß man auch sich als völlig konfessionslos erklären dürfe und daß der Staat den, der dies tue, in Beziehung auf alle bürgerlichen Rechte gleichstellen müsse. Bis zur äußersten Konsequenz, daß auch der offene Atheismus völlig frei und gleichberechtigt sein solle, könne er allerdings nicht gehen. Döllinger vertrat die Meinung, daß die Trennung auch dazu beitragen würde, das Verhältnis der Konfessionen untereinander zu bessern, da die bisherige Entfremdung, die leider zwischen Katholiken und Protestanten in Deutschland bestehe, ihren Hauptgrund in der Einmischung der Staatsgewalt habe.

Nicht weniger scharf wandten sich die anderen klerikalen Abgeordneten, unter denen der Münchener Philologe Ernst von Lassaulx, der Historiker Sepp und der General von Radowitz hervorragten, gegen das „Unheil des bisherigen Staatskirchentums". Das Christentum sei die Religionsfreiheit. Es habe zuerst den Gedanken verwirklicht, daß alle Menschen sich gleich, daß sie untereinander Brüder seien. Es vertrage sich mit allen Staatsformen. Ja, es sei das eigentliche staatenbildende Prinzip. Aber die Religion dürfe nicht als ein Staatsinstitut fortbestehen. Denn dadurch würde die Religion ihrer Kraft beraubt, geknechtet und geknebelt. Sogar für die Abschaffung der religiösen Form des Eides trat wenigstens ein Teil der Klerikalen ein, wie auch für die staatsbürgerliche Gleichstellung der Juden. Der Staat, so rief der katholische Priester Kauzer aus, müsse sich völlig indifferent verhalten gegen alle und jede Religion, keine Christen, keine Juden, keine Atheisten kennen, sondern nur Bürger.

Auf liberaler und demokratischer Seite stand man dieser Freiheitsbegeisterung der Klerikalen mit einigem Mißtrauen gegenüber. Man erinnerte daran, daß z. B. Döllinger und Sepp noch wenige Jahre vorher die berüchtigte bayerische Kniebeugungsorder, wonach protestantische Offiziere und Soldaten gezwungen wurden, vor dem Sanktissimum niederzuknien, verteidigt hatten. Immerhin ließ

sich die Mehrheit der Liberalen nicht beirren. Begeistert rief der schwäbische Professor Zimmermann aus: „Daran erkenne ich die Macht des Zeitgeistes, und darum glaube ich, daß in Bälde die katholische Kirche eine umgewandelte sein wird."

Eindringlicher warnte eine Gruppe freisinniger Katholiken aus Süddeutschland, Anhänger des Josephinismus und Schüler des Freiherrn von Wessenberg, „vor dem heiseren Geschrei der Klerikalen nach Beseitigung alles Staatseinflusses". In dem Protest der Klerikalen gegen den angeblichen staatlichen Gewissenszwang erblickten sie nichts anderes als das Streben nach einer schrankenlosen Herrschaft der römischen Hierarchie, die zu einer völligen Unterdrückung jeder Bewegungs- und Entwicklungsfreiheit innerhalb der Kirche führen müsse. Es dürfe nicht übersehen werden, daß der moderne Staat, der jetzt im Begriff stehe, sich zu demokratisieren, ein Hort der Freiheit sei, die Kirche aber, so wie sie jetzt sei, ein Bollwerk der Unfreiheit bedeute. Darum müsse das gesamte Geistesleben der Nation — vor allem auch die Schule — dem freiheitlichen demokratischen Staate anvertraut werden. Dieser müsse frei und unabhängig dastehen, um seine Bürger in seiner wahren Freiheit des Gewissens gegen jede fremde Beeinträchtigung — auch seitens der Kirche — schützen zu können. Mit besonderer Wucht wandte sich auch der bayerische Kultusminister von Beisler, selbst Katholik, gegen die Unabhängigkeitsforderungen der Klerikalen. Diese hätten nur die Absicht, den Absolutismus, den der Staat jetzt überwinde, in der Kirche zu erhalten. Darum dürfe der Staat die Kirche nicht ganz aus der Hand geben. Er müsse dafür sorgen, daß die Kirche ihre Verfassung nach dem Geiste der Zeit ändere und sich auf demokratischer Grundlage neu aufbaue.

Neben diesen freigesinnten Katholiken war es noch eine Reihe anderer Männer, vorwiegend Professoren, sowohl von der Rechten wie von der Linken, die sich aus ähnlichen Gründen gegen eine Trennung aussprachen. In ihrer Namen warnte vor allem der Staatsrechtslehrer Karl Theodor Welcker vor den Folgen eines radikalen Eingriffes in die historisch gewordenen kirchlichen Verhältnisse. Man solle die friedlichen Wechselgemeinschaften zwischen dem Staat und der Kirche bestehen lassen. Wenn es hieße: „Unabhängigkeit der religiösen Überzeugung", so würde er zustimmen, aber hieße es: „Unabhängigkeit der Gesellschaft", da könne er nicht beistimmen. Auch die Kirche müsse sich den Staatsgesetzen, dem Frieden und der Freiheit fügen. Ähnlich erklärte sich der Heidelberger Professor Hagen bereit, der Unabhängigkeit der Kirche zuzustimmen, aber nur unter der Bedingung, daß die Kirchen nach dem demokratischen Prinzip organisiert würden, d. h. daß das Synodalsystem durchgeführt und den Gemeinden eine geordnete Mitwirkung an dem gesamten Kirchenwesen eingeräumt werde. „Wir haben in alle Sphären die Demokratie hineingeworfen; soll die Kirche allein davon ausgeschlossen sein? . . . Gewiß hat der Staat nicht das Recht, die Kirche zu bevormunden und in das einzelne, insbesondere in das Gebiet der Lehre und des Kultus einzugreifen." Aber gerade der demokratische Staat habe die Pflicht, „alle Staatsgenossen zu schützen

gegen etwaige Übergriffe der Kirche nach außen, und die Mitglieder der Kirche selber gegen die Übergriffe im Innern." Darum müsse der Staat sich ein Oberaufsichtsrecht über die Verfassung und Verwaltung der Kirchen vorbehalten und für das Verfassungs- und Verwaltungsleben der Kirchen die Durchführung derselben Grundsätze fordern, die er sich selber zur Pflicht mache.*)

Im Namen einer Reihe politischer und religiöser Radikaler forderte der bekannte Materialist Karl Vogt die Trennung, in der Hoffnung, daß die Kirche damit überhaupt verschwinde und eine allgemeine, in den Staatsschulen zu lehrende Humanitätsreligion entstehe. Die überwiegende Mehrheit, zu der unter andern der Historiker Karl Biedermann, der Staatsrechtslehrer Robert Mohl, der protestantische Pfarrer Zittel aus Baden und auch der alte Ernst Moritz Arndt gehörten, ließ sich durch alle vorgebrachten Bedenken nicht beirren. Im Interesse der vollen religiösen Freiheit und im Interesse des Staates wie der Kirche hielten sie alle eine klare Trennung zwischen kirchlicher und staatlicher Verwaltung für unumgänglich. Unter ihrem Einflusse erhielt der von der Religionsfreiheit handelnde Abschnitt der Grundrechte folgende endgültige Fassung:

„§ 14. Jeder Deutsche hat volle Glaubens- und Gewissensfreiheit. Niemand ist verpflichtet, seine religiöse Überzeugung zu offenbaren. § 15. Jeder Deutsche ist unbeschränkt in der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Übung seiner Religion. — Verbrechen und Vergehen, welche bei Ausübung dieser Freiheit begangen werden, sind nach dem Gesetz zu bestrafen. § 16. Durch das religiöse Bekenntnis wird der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte weder bedingt noch beschränkt. — Den staatsbürgerlichen Pflichten darf dasselbe keinen Abbruch tuen. § 17. Jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig, bleibt aber den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen. — Keine Religionsgesellschaft genießt vor anderen Vorrechte durch den Staat; es besteht fernerhin keine Staatskirche. — Neue Religionsgesellschaften dürfen sich bilden; einer Anerkennung ihres Bekenntnisses durch den Staat bedarf es nicht. § 18. Niemand soll zu einer kirchlichen Handlung oder Feierlichkeit gezwungen werden. § 19. Die Formel des Eides soll künftig lauten: so wahr mir Gott helfe! § 20. Die bürgerliche Gültigkeit der Ehe ist nur von der Vollziehung des Zivilaktes abhängig; die kirchliche Trauung kann nur nach der Vollziehung des Zivilaktes stattfinden. — Die Religionsverschiedenheit ist kein bürgerliches Ehehindernis. § 21. Die Standesbücher werden von den bürgerlichen Behörden geführt. — Die Schulfrage wurde in Art. 6 wie folgt geregelt: § 23. Das Unterrichts- und Erziehungswesen steht unter Oberaufsicht des Staates und ist abgesehen vom Religionsunterricht der Beaufsichtigung der Geistlichkeit als solcher enthoben. § 24. Unterrichts- und Erziehungsanstalten zu gründen, zu leiten und an solchen Unterricht zu erteilen steht jedem Deutschen frei, wenn er seine Befähigkeit der betr. Staatsbehörde nachgewiesen hat. — Der häusliche Unterricht unterliegt keiner Beschränkung."

Ein Antrag, öffentliche konfessionelle Schulen zu untersagen, wurde abgelehnt. Ebensowenig wurde ein Verbot der Übertragung der Schulaufsicht an Geistliche ausgesprochen. Eine praktische Bedeutung haben diese von der National-

*) Nach diesem Gesichtspunkte ist die Trennung von Staat und Kirche 1910 im Kanton Basel-Stadt durchgeführt. Vgl. dazu: Pfannkuche, Die Baseler Kirchenverfassung als Vorbild f. d. Neuverfassung der Deutsch-ev. Kirchen. Berlin 1919, Huttenverlag.

versammlung beschlossenen Grundrechte bekanntlich nicht gehabt. Nur in Oldenburg wurde nach ihren Grundsätzen eine Trennung von Staat und Kirche durchgeführt, die aber nicht von langer Dauer blieb. Immerhin sind aber die Grundsätze nicht ganz ohne Einfluß auf das moderne Verfassungsleben der deutschen Staaten geblieben.*)

Dr. N. Hansen, Berlin: Englands Führerwille auf dem Gebiete des Zivil-Flugverkehrs.

In England macht sich von Monat zu Monat immer lebhafter das Bestreben geltend, auf allen Gebieten des Zivil-Flugverkehrs die Führung an sich zu reißen. In einem Vortrage, den der bekannte Flieger und jetzige Aero-Industrielle Claude Graham White Ende Februar dieses Jahres vor den Mitgliedern der königlich britischen Gesellschaft für Luftschiffahrt in der Central Hall von Westminster hielt, sprach er klar und deutlich aus, daß sein Vaterland auf den Gebieten des Luftverkehrs und der großen Flugzeugindustrie die unumstrittene Führung zu übernehmen bemüht sei. Der Unterstaatssekretär im englischen Luftschiffahrtsministerium, Generalmajor Seely, vertrat in einer Ansprache, die er im Anschluß an den Vortrag White's hielt, die gleichen Forderungen. Er teilte bei dieser Gelegenheit ferner mit, daß im Unterhause eine Bill angenommen worden sei, die jede staatliche Kontrolle für aviatische Privatunternehmen, Industrien und Experimente auf flugtechnischem Gebiet in Zukunft aufhebt, damit in England der technischen und kommerziellen Unternehmungslust und Erfindergabe freie Bahn geöffnet werde.

Wie kommt das Bestreben Englands, die Führerrolle im Zivil-Flugverkehr zu übernehmen, heute zum Ausdruck? In erster Linie handelt es sich dabei um Monopolbestrebungen und Bemühungen um die besten Leistungen auf den verschiedensten flugtechnischen Gebieten.

Von Monopolbestrebungen kann man mit Recht sprechen, wenn man die Pläne liest, die jetzt für die Sicherung eines englischen Weltflugnetzes entworfen werden. Die Einzelheiten der „all-red-lines", des imperialistisch gedachten Organisationsplanes, sind zwar heute noch nicht genau bekannt. Jedoch neigen viele Sachverständige des englischen Flugwesens einem Plane zu, wonach Ägypten das Zentrum dieses Netzes bilden soll, weil es zu den heutigen Zentren

*) Vgl. hierzu: Pfannkuche, Staat und Kirche seit der Reformation, ein geschichtlicher Rückblick. Leipzig 1915, B. G. Teubner. (Aus Natur und Geisteswelt.)

des Weltflugverkehrs, die durch Europa, Westasien und Nordafrika gebildet werden, und auch zu den übrigen Teilen des englischen Kolonialreiches am zentralsten liegt. Die Routen nach Indien, Australien, Neuseeland, nach Zentral- und Südafrika können rein wirtschaftlich betrachtet viel vorteilhafter über Kairo als über London zentralisiert werden, da London an der westlichsten Ecke der Weltflugverkehrszentren liegt, während die Kolonien an den äußersten Peripherieteilen anzutreffen sind. Man verlangt zur Durchführung des englischen Weltflugnetzes ganz namhafte Beträge von der englischen Regierung.*)

Das Monopol, das London bis jetzt als Mittelpunkt des Welthandels, der Weltschiffahrt, der Weltfinanz und des Weltnachrichtenverkehrs (Presse, Kabel, drahtlose Telegraphie) hatte, ist heute auf dem Gebiete des Luftverkehrs scheinbar gefährdet. Solange es nicht möglich ist, durch Dauerflüge die Ozeane zu überqueren, ist ihm seine geographische und insulare Lage hinderlich. Die Lösung des Problems der Transozeanflüge, an welchem besonders die Londoner Fliegerkreise mit größtem Eifer arbeiten, und das bekanntlich im Juni dieses Sommers in einem Fluge von London nach Buenos Aires praktisch verwirklicht werden soll, ist für Londons Stellung als Zentrale oder als Endstation des englischen Weltflugnetzes entscheidend. Unter diesem Gesichtspunkte müssen die englischen Transozeanflugversuche, die jetzt vorbereitet werden, und auch das letzte Experiment mit einem großen lenkbaren Luftschiff an der schottischen Küste, das im Februar 100 Stunden ununterbrochen in der Luft blieb, bewertet werden.

Von den sonstigen englischen Monopolbestrebungen im Flugverkehr verdienen in erster Linie die Bemühungen Beachtung, die auf eine möglichst weite Verbreitung von englischen Luftverkehrsgesellschaften und Flugapparaten in allen Teilen der Welt gerichtet sind. Obgleich diese Entwicklung sich erst im Anfangsstadium befindet, machen sich heute bereits ihre Spuren deutlich in Holland, Skandinavien, Brasilien, Argentinien, Chile etc. bemerkbar. Fast überall sind zunächst Konzessionen für den Betrieb von Luftverkehrslinien erlangt worden. In den meisten Fällen, wo englische Kapitalisten mit Verkehrsunternehmen einzelner Länder gemeinsam Luftdienste organisierten, waren englische Fluginduſtriegesellschaften lebhaft bemüht, ihre Apparate allein in den Dienst der neuen Unternehmen zu stellen. Ein besonderer Expreß-Luftpost-Aeroplan, der berufen sein soll, als Transportmittel eine entscheidende Rolle zu spielen, wird jetzt in den White nahestehenden Werken erzeugt. Dieser Typ soll nur Expreßpoststücke im Gewicht von höchstens 50 kg befördern. Dafür soll er eine Geschwindigkeit von 170 Meilen pro Stunde erreichen, sodaß er die Strecke London—Paris in $1^1/_2$ Stunden durchfliegen kann.

---

*) Das englische Luftamt hat am 17. März 65 Millionen Pfd. Sterling in seinem Etat vom Unterhaus gefordert, wovon die Hälfte auf Weltflugnetz- und sonstige Flugmonopolbestrebungen entfallen.

Für den englischen Führerwillen auf technischem Gebiete sind neuerdings ebenfalls eine ganze Reihe interessanter Vorgänge zu beobachten. So beabsichtigt die Marconi-Gesellschaft mit Hilfe eines besonderen Kartensystems und einer ganzen Reihe von meteorologischen Stationen einen besonderen internationalen Orientierungsdienst für den Luftverkehr herzustellen. Ihre Vorbereitungen sind nach Erklärung eines ihrer Direktoren in der Financial-Times soweit gediehen, daß jedes englische Flugzeug mit einem Marconi-Apparat gegen eine feste jährliche Gebühr ausgestattet werden kann, wodurch es jedem Flugzeugführer möglich sein wird, mit allen Teilen der Welt in drahtlose Verbindung zu treten. Auch auf dem Gebiete des Luftsignaldienstes machte England bereits seit dem 17. Dezember 1918 eine Reihe interessanter Versuche. Die Royal Air Force hat zwischen den Städten Boulogne—Valenciennes, Valenciennes—Namur und Namur—Spaa regelmäßig tägliche Dienste verrichtet, die sehr zuverlässig und pünktlich arbeiten und mit Luftsignalstationen (Ballon) ausgestattet sind. Nach der „Times" vom 28. Februar ist beabsichtigt, in Kürze einen regelmäßigen durchlaufenden Dienst von Boulogne direkt nach Köln einzurichten, der auch in Friedenszeiten bezw. während der Besetzung des Rheinlandes weitergeführt werden soll. Auf der ganzen Strecke ist eine Kette von Signalstationen für den Nachtverkehr mit erleuchteten Ballons, Leuchttürmen, drahtlosen Stationen etc. in Vorbereitung.

Der diplomatische englische Kurierdienst im Flugzeug für die Friedensverhandlungen in Paris, über den White in seinem eingangs erwähnten Aufsatz interessante Angaben macht, stellt ebenfalls eine Neuerung dar. Nach den bisherigen Erfahrungen glaubt White erklären zu können, daß man auf einem gut organisierten Luftwege den Nebel beispielsweise besser bekämpfen kann, als auf der Eisenbahn oder gar auf einem Schiff. Auf der Strecke London—Paris sind in Abständen von je 10 englischen Meilen Notlandungsplätze errichtet worden. Der Kurierdienst hat bisher klaglos funktioniert. Über 300 Flüge wurden ausgeführt, wobei nur ein einziges Mal eine Person leicht verletzt wurde.

Mit dem Flugverkehr, der zurzeit zwischen Folkestone und Gent arbeitet, und durch welchen die belgische Bevölkerung mit Lebensmitteln in besonders für diesen Transport hergerichteten Flugzeugen versorgt wird, wollen die Engländer einen neuen Rekord schlagen. Sie erheben den Anspruch, den ersten regulären Lufthandelsverkehr eingerichtet zu haben.

Auch in der Ausbildung der Schnelligkeitsflüge, in der Ausgestaltung von Luxusdiensten und in der Bildung zahlreicher Fliegerklubs kommen immer wieder die gleichen Monopol- und Rekordbestrebungen der Engländer zum Ausdruck. Auf sie zurückzukommen möge einem besonderen Aufsatze vorbehalten sein.

Dr. Paul Ostwald, Berlin: Die Ablehnung des englischen Bündnisangebotes um die Jahrhundertwende.

Von allen Fragen, welche die Vorgeschichte des Weltkrieges betreffen, wird für uns die wichtigste vor allem die sein, die eine Antwort darauf zu finden sucht, wie es England möglich war, eine solche gewaltige Koalition der Nationen und Staaten gegen uns zustande zu bringen. Immer wieder werden wir uns fragen: mußte das so kommen, und wo liegt die Schuld, daß es so kam? Für jeden nun, der sich so fragt und Gründe dafür auf unserer eigenen Seite suchen will, werden zwei Ereignisse in den Vordergrund seiner Kritik rücken: die Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland nach dem Rücktritt Bismarcks und die Verhandlungen über den Abschluß eines deutsch-englisch-japanischen Bündnisses um die Jahrhundertwende. Die letzteren gewinnen nun deshalb augenblicklich ein stärkeres Interesse für uns, weil zwei Schriften erschienen sind, die sich mit ihnen im besonderen befassen, und die von Männern herausgegeben sind, welche damals einen genaueren Einblick in den Gang der Verhandlungen infolge ihrer amtlichen Stellung haben konnten. Gemeint sind die „Diplomatischen Enthüllungen zum Ursprung des Weltkrieges" des Freiherrn von Eckardstein und der zweite Band der Erinnerungen Hammanns: „Zur Vorgeschichte des Weltkrieges".

Es ist nun durchaus nicht so zu verstehen, als ob die beiden erwähnten Schriften irgend etwas in den großen Linien des Bildes, wie wir es schon durch die bereits früher bekanntgewordenen Veröffentlichungen des japanischen Botschafters Hayaschi kennen, ändern könnten. Dafür aber gewähren sie uns einen Einblick in die Hexenküche unserer früheren auswärtigen Diplomatie, und gerade darin liegt ja für uns im Augenblick ein ganz besonderes Interesse. Uns liegt ja daran, zu erfahren, wessen und welche Meinungen unserer damaligen Diplomaten ausschlaggebend waren, so daß es nicht zum Abschluß des von England eifrig betriebenen Bündnisplanes kam. Es ist daher eine wohl lohnende Aufgabe, auf Grund der beiden neu erschienenen Schriften die Verhandlungen über den Abschluß eines deutsch-englisch-japanischen Bündnisses noch einmal zu erörtern und zwar vor allem in Hinsicht auf die Art und Weise der Behandlung, welche das englische Angebot von seiten unserer Diplomaten erfahren hat.

Selbstverständlich haben wir uns, ehe wir zur Sache selbst Stellung nehmen können, über den Standpunkt der Verfasser der in Betracht kommenden beiden Schriften klar zu werden. Wir werden unmöglich richtig urteilen können, wenn wir nicht wissen, unter welchem Gesichtspunkt Eckardstein und Hamman geschrieben haben.

Der Freiherr von Eckardstein, in dessen Händen damals für den erkrankten Botschafter, den Grafen Hatzfeldt, die Vertretung der Angelegenheiten des Deutschen Reiches bei der englischen Regierung lag, kann selbstverständlich nur von dieser seiner Stellung aus die Verhandlungen beleuchten. Er weiß wohl, was in dieser Beziehung in London vor sich ging, nicht aber kann er unterrichtet sein über die Vorgänge im Berliner Auswärtigen Amt. Ferner aber ist wohl zu beachten, daß Eckardstein nur pro domo schreibt; aus dem ganzen Ton und der ganzen Art seiner Schrift geht das für jeden Leser unzweifelhaft hervor. Dem Verfasser hat offenbar weiter nichts als Absicht vorgeschwebt, als die Revolutionszeit und die Revolutionsstimmung zu benutzen, um sich nachträglich als ein Retter des Vaterlandes aufzuspielen. Die Maßlosigkeiten gegen Bülow, seine Bewunderung für England u. a. m. zwingen uns dazu, dem Verfasser eben jede Objektivität abzusprechen, wie es ja bei einer Arbeit, die nur eigennützigen Zwecken dienen soll, schließlich nicht anders sein kann.

Hammann dagegen weiß natürlich nichts von den genaueren Vorgängen in London, ist dafür aber über die Verhandlungen im Berliner Auswärtigen Amt orientiert. Soweit es bei Erinnerungen möglich ist, werden wir Hammann Objektivität nicht absprechen dürfen; vergessen werden darf allerdings nicht, daß er ein Parteigänger Bülows ist. Uns liegen also Berichte vor, die in der Art und Weise der Behandlung des Stoffes sich völlig entgegengesetzt sind, die vielleicht aber gerade deshalb sich für uns in wertvoller Weise ergänzen.

Nach diesen Feststellungen können wir nun dazu übergehen, uns ein möglichst genaues Bild von dem Gang der diplomatischen Verhandlungen zu entwerfen. Wie bekannt, machten sich im Jahre 1898 in England starke Strömungen dahin geltend, einen engeren Zusammenschluß mit Deutschland zu erreichen. In den verantwortlichen und nichtverantwortlichen politischen Kreisen Englands war es eben immer mehr zur Gewißheit geworden, daß die Zeit der berühmten „splendide isolation“ vorüber sei, daß es ein Gebot der Stunde sei, sich nach einem Bundesgenossen umzusehen. Bei der Gegnerschaft zu Rußland und zu Frankreich kam als europäische Kontinentalmacht nur Deutschland in Frage. Zum Vorkämpfer dieses Gedankens machte sich der Kolonialminister Chamberlain, der damalige starke Mann im Kabinett Salisbury. Wie Eckardstein berichtet, war es im Monat März 1898, als sich Chamberlain an den deutschen Botschafter, den Grafen Hatzfeldt, wandte und in vertraulichen Besprechungen mit ihm den Abschluß eines englisch-deutschen Bündnisses anregte. Der Antrag, über den Hatzfeldt natürlich nach Berlin berichtete, wurde abgelehnt, und zwar, wie Hammann schreibt, zunächst mit dem Scheingrunde, daß das parlamentarisch regierte England nicht genügend Garantie für ein Bündnis bieten könnte. Erst als Chamberlain sich nicht abweisen ließ, antwortete man ihm der Wahrheit gemäß, daß man mit Rücksicht auf Rußland das Bündnis mit England nicht wolle. Wenn nun immer geltend gemacht wird, die Ablehnung des englischen Antrages sei deshalb erfolgt, weil er nur durch den

Kolonialminister und nicht durch Salisbury selbst oder ausdrücklich in dessen Namen — auch Bülow nennt in seiner „Deutschen Politik" diesen Grund — so ist auch das nicht anders als als Kulisse zu bewerten. Selbstverständlich hat man in Berlin wohl gewußt, daß Chamberlain einen solchen Schritt nur mit Einwilligung des leitenden Ministers tun konnte, daß dieser Schritt garnicht von Salisbury selbst getan werden konnte, da er unmöglich sich im Falle einer Ablehnung bloßstellen durfte. Immerhin es waren das bisher Berechnungen und Vermutungen, und so ist die Notiz Hammanns wertvoll, daß Chamberlain die Berliner Regierung über die Neigung Salisburys zu einem Bündnis mit Deutschland nicht im Zweifel gelassen habe. Damit ist von nun an jede Möglichkeit genommen, den oben erwähnten Scheingrund noch irgendwie aufrecht zu erhalten. Trotz dieser Ablehnung gab man aber in London die Hoffnung nicht auf, sondern glaubte doch noch zum Ziele zu kommen. An diesem Weiterspinnen der Fäden beteiligte sich aber auch der deutsche Londoner Botschaftsrat Freiherr von Eckardstein in ganz besonderer Weise, wie er selbst erzählt. Eckardstein tat das also, ohne von der Berliner Regierung damit beauftragt zu sein, ja er handelte ihr nach dem Vorhergegangenen geradezu entgegen. Am 17. November 1899 machte dann Chamberlain Eckardstein mit seinen Absichten, die auf ein englisch-deutsch-amerikanisches Bündnis abzielten, bekannt. Der Kolonialminister hat ja dann dasselbe bald öffentlich in seiner bekannten Leicesterrede am 30. November geäußert. Ende November fiel nun der Besuch des Kaisers bei der Königin Viktoria, auf dem er von Bülow begleitet war. Wie Eckardstein erzählt, ist auf seine Veranlassung die politische Unterredung in Windsor zwischen dem Kaiser, Bülow und Chamberlain zustandegekommen. Nach dem weiteren Eckardsteinschen Bericht soll nun Chamberlain mit seinen oben schon gekennzeichneten Allianzplänen bei Bülow das größte Entgegenkommen gefunden haben und nur dadurch ermutigt worden sein, auch vor der Öffentlichkeit diese seine Pläne zu vertreten. Eckardstein beruft sich für die Richtigkeit seiner Mitteilung auf einen Privatbrief Chamberlains vom 18. 12. 1899, den er leider aber weder in genauerer Inhaltsangabe, noch im Wortlaut bekannt gibt. Denn die Behauptungen Eckardsteins belasten Bülow ganz ungeheuer, da er ja nach seiner Rückkehr nach Deutschland in keiner Weise nach dem Programm handelte, was in der Windsorunterredung mit Chamberlain festgestellt worden sein soll. Es ist wohl auch kaum anzunehmen, daß Bülow so fahrlässig gehandelt hat und sowohl sich wie überhaupt die deutsche Politik in einen solchen Mißkredit gebracht hat. Die Konsequenz seiner Politik, die ihm auch seine Gegner nicht werden absprechen können, macht es jedenfalls schwer, an die Behauptungen Eckardsteins zu glauben, und man wird sie solange ablehnen, als Eckardstein nicht durch den authentischen Wortlaut des betreffenden Briefes die Richtigkeit seines Berichtes beweisen kann. Denn wir wissen, daß wir bei Eckardstein alle Vorsicht walten lassen müssen.

In eine neues Stadium traten nun die Verhandlungen erst wieder im Januar

1901. In England war unterdessen ein Wechsel in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten vor sich gegangen. Lord Lansdowne übernahm dieses Ressort, das Salisbury neben der allgemeinen Politik bisher auch in seinen Händen gehabt hatte. Lansdowne war inbezug auf die Notwendigkeit eines Bündnisses, das England jetzt schließen müsse, und inbezug auf Deutschland als den besten Bundesgenossen derselben Ansicht wie Chamberlain. Wie Eckardstein nun erzählt und wie auch Hammann mit ihm übereinstimmend berichtet, fand zwischen Chamberlain und Eckardstein Mitte Januar 1901 auf einem Landsitz des Herzogs von Devonshire eine neue Aussprache über die künftigen deutsch-englischen Beziehungen statt. Wichtig ist bei dieser Unterredung vor allem das, daß der englische Kolonialminister auch die Möglichkeit eines englisch-russischen Zusammengehens andeutete, falls Deutschland wieder die kalte Schulter zeigen würde. Der Tod der Königin Viktoria machte weiteren Besprechungen nun zunächst ein Ende. Der deutsche Kaiser kam am 21. Januar nach England und blieb dort bis zum 6. Februar. Nach Eckardsteins Bericht ist auf ausdrücklichen Wunsch des Fürsten Bülow die Bündnisfrage zwischen dem Kaiser und den englischen Staatsmännern nicht berührt worden. Hammann bestätigt das in seinem zweiten Teil seiner Erinnerungen. Es ist das ein deutliches Zeichen, wie wenig man von den Berichten des Botschaftsrats über die neuen Verhandlungen mit Chamberlain über die Bündnisfrage entzückt war. Eckardstein schreibt ja denn auch ausdrücklich, daß er auf Veranlassung Bülows durch Holstein die strengsten Instruktionen erhalten habe, nicht auf die Bündnisfrage zurückzukommen. Doch setzt er bezeichnender Weise sofort hinzu, daß er sich aber nicht an diese und andere törichte Instruktionen aus Berlin gehalten habe. Wieweit Eckardstein allerdings gegen seine Instruktionen in seinen Schritten gegangen ist, läßt sich aus seinen Darlegungen nicht entnehmen.

Am 15. März hielt nun Bülow im Reichstag seine Rede, in der er Stellung nahm zur englischen Auslegung des Jangtsevertrages und in der er deutlich genug betonte, wie wertvoll ihm das gute Verhältnis zu Rußland sei. Es ist nun eigentümlich, daß wir bei Eckardstein keine Bemerkung darüber finden, welchen Eindruck diese Worte Bülows in England hervorriefen. Und doch wissen wir von anderer Seite genügend, daß sie selbstverständlich einen Sturm der Entrüstung hervorriefen und England mit aller Entschiedenheit zu Japan hindrängten. Allerdings haben sich in der Tat die für das Bündnis mit Deutschland so eifrig tätigen englischen Kreise auch durch diese Absage Bülows, die doch deutlich genug vor aller Öffentlichkeit ausgesprochen wurde, nicht abschrecken lassen. Der deutsche Botschaftsrat in London aber auch nicht. Bereits am 17. März, also nur zwei Tage nach Bülows Rede, nahm Lord Lansdowne, der Minister des Auswärtigen selbst bei einem Diner die Gelegenheit wahr, um mit Eckardstein von neuem Fühlung zu nehmen. Die Besprechungen wurden am nächsten Tage im Auswärtigen Amt fortgesetzt, und trotz seiner anderslautenden Instruktionen, und trotzdem er wußte, daß man in der Wilhelmstraße das Bündnis mit England nicht wollte,

förderte Eckardstein von seiner Seite aus die Verhandlungen, soviel er konnte. Wie wir es ja schon aus dem Hayaschischen Bericht wissen und wie es nun der Botschaftsrat selber bestätigt, hat er sich sogar an den japanischen Botschafter gewandt, um ein deutsch-englisch-japanisches Bündnis in die Wege zu leiten. Auf seinen Bericht über die gepflogenen Verhandlungen erhielt nun Eckardstein ein Telegramm von Holstein, in dem er aufgefordert wurde, auf dem von ihm beschrittenen Wege fortzufahren. Auch hier wäre es nötig, das Telegramm im Wortlaut vor sich zu haben, um ganz klar sehen zu können. Denn wie aus dem Berichte Hammanns hervorgeht und wie Eckardstein selbst später erzählt, dachte sich Holstein die Sache anders als der Londoner Botschaftsrat. Hiernach sollte ein Zusammenschluß Englands und Japans mit dem Dreibunde versucht werden. Nicht Berlin, sondern Wien sollte das Zentrum der Verhandlungen werden. Eckardstein gegenüber wurde das damit begründet, daß man dem burenfreundlichen deutschen Volke sagen konnte: „Wir haben ja das Bündnis mit England nicht gewollt, aber unsere Bundesgenossen, die Österreicher, wollten es durchaus und deshalb konnte sich die deutsche Regierung von einem solchen Bündnis nicht fernhalten." Hammann dagegen erklärt dieses Vorgehen Holsteins damit, daß er in England doch nicht einen allzu sicheren Bundesgenossen sah. Beides wird sich, wie wir unten noch sehen werden, in Einklang bringen lassen. Die Hauptsache ist uns hier, daß man in Berlin an dem Plan der sogenannten Fünfergruppe festhielt, und sich auch hiervon nicht durch Hatzfeldt abbringen ließ, als dieser im Mai die Geschäfte wieder übernahm. Der Freiherr von Eckardstein schiebt dem Grafen Hatzfeldt, der im Mai mit Lansdowne über die Bündnisfrage noch wiederholt verhandelte, einen großen Teil der Schuld zu, wenn kein Resultat gezeitigt wurde. Durch Hammann aber wissen wir, daß Hatzfeldt nicht die Schuld trifft, wenn die Verhandlungen im Sande verliefen und einschliefen, sondern weil England sich weigerte, auf den Plan der sogenannten Fünfergruppe einzugehen.

Drei Personen sind es also, die auf deutscher Seite bei den Verhandlungen eine besondere Rolle gespielt haben: Bülow, Holstein und Eckardstein. Der Freiherr von Eckardstein schiebt selbstverständlich alle Schuld an dem Scheitern der Verhandlungen auf Bülow und Holstein. Hammann dagegen macht Holstein zum Sündenbock, da er daran festhielt, daß eine Versöhnung zwischen Rußland und England ganz undenkbar sei, und darum den englischen Bündnisplänen nicht ernstlich genug entgegenkam. Wir werden aber weder die eine noch die andere Lösung der Schuldfrage als richtig anerkennen können, wenn wir den Dingen völlig unparteiisch gegenübertreten. Wenn es auch richtig ist, was Hammann von dem großen Einfluß Holsteins schreibt, so werden wir doch Bülow auf keinen Fall hier von der vollen Verantwortung für die Ablehnung der englischen Bündnispläne freisprechen können. Daß die Verhandlungen diesen Weg nahmen, ist allein die Schuld Bülows, und nicht Holsteins. Bülow hat den englischen Anregungen von Anfang an ablehnend gegenübergestanden, weil er in einem Bündnis mit England

für Deutschland die Gefahr sah, daß es zum englischen Landsknecht werden könnte. Dazu kam, daß bei der damaligen starken antienglischen Stimmung im deutschen Volke der Abschluß eines Bündnisses mit England im Reichstage wahrscheinlich auf großen Widerstand gestoßen wäre. Gewiß war ihm ein gutes Verhältnis zu England wertvoll, aber einem engeren Verhältnis war er abgeneigt. Ähnlich stellte er sich ja bekanntlich auch zu Rußland, nur daß ihm recht gute Beziehungen zum Zarenreiche doch noch um ein Bedeutendes wertvoller waren als solche zu England. Daß Holstein ihn in dieser Politik der zwei Eisen im Feuer sicher sehr bestärkt haben wird, ist Hammann zuzugeben. Aber: Bülow selbst ist es gewesen, wie wir oben schon sagten, der den Kaiser bei seinem Besuche in England anläßlich des Todes der Königin Viktoria bat, nicht auf die Bündnisfrage zurückzukommen. Er hat sich ferner um die Eckardsteinschen Bemühungen im Frühjahr 1901 persönlich sehr wenig gekümmert, denn wie Eckardstein schreibt, hat er nicht ein Telegramm von dem Reichskanzler erhalten, obwohl er sich wiederholt sogar direkt an ihn gewandt hat. Bülow hielt an seiner einmal für richtig erkannten Politik: Bau der Flotte und Festigung des Dreibundes konsequent fest und ließ sich durch nichts davon abbringen. Den Eckardsteinschen Bemühungen schenkte er darum keine Beachtung, sie waren ihm wahrscheinlich eher unangenehm als erwünscht. So wenigstens erklärt sich die oben angeführte Instruktion an den Botschaftsrat, in jeder Weise sich einer Initiative in der Bündnisfrage zu enthalten, so erklären sich seine scharfen Wendungen in seinen Reichstagsreden gegen die englischen Bündnispläne. Ferner ist in dieser Richtung wohl zu beachten, daß der Gedanke der Fünfergruppe, wie Hammann schreibt, nicht Bülow, sondern allein Holstein zugeschrieben werden muß. Bülow wird Holstein die Freiheit des Handelns bezüglich der Ausführung dieses seines Gedankens gelassen haben, denn er stand ja seiner Politik nicht im Wege. Erreichte Holstein wirklich, was er wollte, so hatte man einmal, wie man ja auch an Eckardstein schrieb, eine Rechtfertigung vor dem deutschen Volke, und vor allem, der Dreibund blieb die Hauptstütze Deutschlands. Diesen letzteren Gedanken behielt man als den ausschlaggebenden natürlich in Berlin für sich und schrieb nichts davon an Eckardstein. Es ist nun selbstverständlich, daß man in der Wilhelmstraße sich sicher nicht übertriebenen Hoffnungen bei diesem Plan der Fünfergruppe hingegeben hat. Man wird ebensogut wie Eckardstein gewußt haben, daß England wohl kaum auf diesen Gedanken eingehen würde. Aber man versuchte es; gelang es nicht, so war man darüber auch nicht traurig, und man hatte sich mit Anstand aus der Affäre gezogen, oder man glaubte wenigstens, es dann getan zu haben.

Darum also das zähe Festhalten an dem Gedanken der Fünfergruppe in Berlin, als im Mai 1901 Graf Hatzfeldt selbst die Dinge in die Hand nahm, und der, wie Hammann berichtet, von vornherein dafür eintrat, daß mit der Drohung Englands, sich mit Rußland zu versöhnen, kein Bluff gemeint sein konnte. Hatzfeldt ließ der Berliner Regierung keinen Zweifel darüber, daß an die Ehrlichkeit

der Worte Lansdownes zu glauben sei. Mit welchem Erfolg er das tat, das sahen wir oben. Bülow und Holstein hielten eine Aussöhnung der Rivalen für unmöglich oder wenigstens für sehr unwahrscheinlich.

Inwieweit die damalige Politik Bülows berechtigt war oder nicht, darüber soll hier nicht ein Urteil gefällt werden. Uns gehen die Dinge nur soviel an, als wir feststellen wollen, daß die Schuld an Bülow gelegen hat, wenn die Bündnisverhandlungen mit England nicht zum Abschluß kamen. Er ist der spiritus rector gewesen, und er selbst wird es nicht leugnen wollen. Holsteins Betätigung dabei haben wir nur eine untergeordnete Bedeutung zuzuweisen.

So bleibt nur noch die Frage: Eckardstein übrig. Seine Schuld liegt gerade in entgegengesetzter Richtung wie die Bülows. Denn er hat in keiner Weise die Politik seiner Regierung unterstützt, sondern ihr geradezu entgegengearbeitet. Er mußte durch sein Verhalten die Politik der deutschen Regierung in Mißkredit bringen und sie in den Ruf der Unzuverlässigkeit setzen. Entweder hätte Eckardstein sich den Anordnungen aus Berlin fügen müssen oder, wenn er im Bündnis mit England das Heil sah, den Abschied nehmen. Von dem schweren Vorwurf, durch seine Quertreibereien dem Ansehen seines Vaterlandes in der Welt schwer geschadet zu haben, wird Eckardstein sich nicht freimachen können.

Daß die Geschichte ihr Urteil nicht zugunsten der Bülowschen Politik gesprochen hat, werden wir ohne weiteres Eckardstein zugeben. Verurteilen müssen wir aber unter allen Umständen, aus den Tatsachen, wie sie der Weltkrieg für uns geschaffen hat, das Recht zu einer Verunglimpfung Bülows herzuleiten, wie es Eckardstein tut, noch dazu aus höchst eigennützigen Gründen. So einfach, wie Eckardstein der Welt glauben machen will, lagen die Dinge denn doch weder in England noch in Deutschland, sodaß wir wegen der Ablehnung des englischen Bündnisangebotes dem damaligen Reichskanzler ein völliges Armutszeugnis an diplomatischen Fähigkeiten aussprechen könnten, wie es Eckardstein tut. Dagegen werden wir uns Hammanns Urteil zu eigen machen können, wenn er schreibt: „Ein ganz überlegener Wille, ein Bismarckscher Wille, wäre vielleicht imstande gewesen, mit der beiderseits schroff widerwilligen öffentlichen Meinung fertig zu werden. Dieser überlegene Wille fehlte."

L. Simons, den Haag: Deutschland und die Welt.

Ein längere Zeit in unserem Lande verweilender Deutscher Publizist, Dr. Paul Raché, schickte mir neulich seine im Verlag Karl Curtius erschienene Flugschrift: „Wir sind allzumal Sünder. — Die Völkerverhetzung im Weltkriege in neutralem Lichte“, die sich wunderbar zusammenfindet mit dem, was ich, als neutraler Publizist in einer deutschen Zeitung auf Wunsch das Wort nehmend, niederschreiben möchte.

Daß ich wirklich ein „Neutraler“ bin, möge der Leser mir glauben. Bin ich doch während des Krieges meiner verschiedenen Äußerungen wegen sowohl deutscherseits als ein Pro-Entente-Mensch, wie englischerseits als von Deutschland „gekauft“ verhöhnt worden.

Und nun war es mir ebenso interessant, durch diese Schrift des Herrn Dr. Raché meine Ansicht bestärkt zu finden, wie schwer es den Deutschen noch fällt, auch wenn sie glauben, die Geschichte der letzten Jahre in neutralem Lichte zu sehen, sich recht zu vergegenwärtigen, welche Kluft auch heute noch zwischen dem deutschen Volk und fast der ganzen übrigen Welt unüberbrückt klafft.

Herr Dr. Raché ist, wahrhaftig, für seine Landsleute kein sanfter Arzt. Die ganze Verblendung der Kriegsjahre, Verblendung durch die militärische und bürgerliche Autorität, Selbstverblendung der Presse und des Publikums, werden rücksichtslos dargetan. Es liegt da ein psychologisches Problem vor uns, das man deutscherseits wohl tief ins Auge fassen mag: das Problem, wie die deutsche Nation, der durch Schule, Presse und Buch doch die beste Entwicklung in Europa zuteil wurde, sich so kritiklos ihren Autoritäten unterworfen, alles geglaubt, alles gutgeheißen hat. Man muß scheinbar viel gelernt haben, aber zu wenig gelernt, selbst zu denken. Ganz deutlich wird es einem jedenfalls nach der Lesung dieser Schrift, wie stark der Umschlag werden mußte, als im vorigen Herbste den Deutschen im Heere und daheim auf einmal klar wurde, daß der noch auf der letzten Reklame-Anzeige der Kriegsanleihe auf „Sieg“ zugespitzte Pfeil nie sein Ziel erreichen könnte. Alles hatte man geopfert: Leben, das Liebste, Besitz. Alles hatte man ertragen, bis auf Hunger und Not, damit man diesen Sieg nur erreichte. Und fand sich plötzlich, in dieser Überspannung, dem Betrug und der Lüge gegenüber. Die bittere Enttäuschung mußte zu einer moralischen Schlappe führen, durch die die zu lange mutig ertragene Not noch unendlich verschärft wurde.

„Alles vergebens!“

Doch bringt Dr. Raché schließlich seinem Volke noch ein Wort des Trostes und der Ermutigung. Und eben in diesem Worte fühle ich heraus, wie er hier doch nicht das neutrale Licht auf die Situation Deutschlands fallen läßt:

„Man hat uns gehaßt, aber imponiert hat ihnen unsere Kraft doch!"

*

Nicht weil ich die Wahrheit dieses Wortes zu leugnen gesinnt bin, glaube ich, daß hier etwas richtig gestellt werden muß, sondern weil ich glaube, daß eben nicht dieses „imponieren mit deutscher Kraft" die Kluft zwischen dem deutschen Volk und der Außenwelt überbrücken wird.

Imponiert hat Deutschland wirklich genug. Vor dem Kriege und während des Krieges. Und eben durch „Kraft". Durch Organisation und Überanstrengung. Durch Selbstvertrauen und Mut des Durchhaltens.

Doch obgleich ich nicht daran denke, in allen diesen Äußerungen auch die „moralischen Kräfte" zu verkennen, so hat es eben dem deutschen Volke an moralischer Kraft gefehlt.

Dr. Raché hat nicht unterlassen, seinen Landsleuten klar zu machen, wie tief die Invasion in Belgien das Gefühl der Welt verletzt hat. Aber auch bei ihm hören wir dabei noch immer mehr die Stimme der Vernunft als die des Gewissens heraus. Diese belgische Frage ist für ihn auch immer noch mehr eine Dummheit als ein Verbrechen. Und doch wird das deutsche Volk sich nicht eher mit dem Auslande zurechtfinden können, bis es sich ganz klar darüber geworden ist, daß dieses Hereinbrechen der Deutschen in Belgien nicht nur eine schreckliche politische Dummheit gewesen ist — brachte sie doch der englischen Regierung den Vorwand, um ihr Abkommen mit Frankreich aufrecht erhalten zu können und das englische Volk mit in den Krieg hinein zu ziehen — sondern eine böse Äußerung der moralischen Rücksichtslosigkeit. Rücksichtslosigkeit, die auch das Benehmen der deutschen militärischen Autoritäten gegenüber der belgischen und französischen Bevölkerung im besetzten Gebiete beherrscht hat und sie zu Maßregeln verführte, welche auf Jahre dem guten Ruf des deutschen Volkes schaden werden.

Es ist ein Unglück für Deutschland gewesen, daß die Antwort auf meinen „Offenen Brief an unsre Freunde in Deutschland", im September 1914, und andere derartige Äußerungen nach der Zerstörung Löwens nur im professoralen „Es ist nicht wahr!" bestanden hat!

*

Es ist viel von der Demokratisierung Deutschlands die Rede gewesen. Es war aber nicht die Demokratisierung, die zuerst Not tat, sondern die Realisierung dieser peinlichen Wahrheiten und das Erwachen aus dem Amoralismus seiner Realpolitik. Auch der Demokratismus schützt vor Betörung und Imperialismus nicht. Deutschland war versunken in die Anbetung und Vergötzung eben der Kraft,

der Energie und des Erreichens; so tief versunken, daß man für die Frage nach dem Wie kaum mehr Verständnis übrig hatte. Und wenn uns aus „allerhöchsten" Kreisen das Wort erklang: „Die Welt soll am Deutschtum gesunden", da sahen wir uns mit ironischem Blicke an. In vielem möchte uns Deutschland zweifelsohne vorbildlich erscheinen — ein Vorbild moralischen Wesens und Gesundheit, wie vor 30 Jahren England unter Gladstone und eben dasselbe nach dem Burenkrieg unter Campbell-Bannermann, war es uns doch wahrhaftig nicht geworden.

Ich war im Spätjahr 1918 in der Schweiz, als die Presse die erste Rede des Prinzen Max von Baden als Reichskanzler brachte. Und ich durchlebe noch das allgemeine Gefühl der freudigen Überraschung, daß endlich wieder ein offenherziges, wahrheitsgetreues, menschliches Wort aus Berlin hinüberklang. Es war, als ob einem ein Alp von der Brust verschwand. Und wir waren ja nur Neutrale, hatten keine Mitverantwortlichkeit für das offizielle deutsche Benehmen.

Jetzt steigen sehr viele Proteste in Deutschland auf. Proteste gegen den Wortbruch der Entente, das Festhalten der deutschen Kriegsgefangenen, die Aushungerung des deutschen Volkes. Proteste, die nicht nur bei den Neutralen, sondern auch bei Gruppen von Engländern und Amerikanern Widerhall finden; die uns aber, trotzdem wie sie völlig unterstützen möchten, doch auch deshalb unangenehm berühren, weil doch die Proteste aus deutschem Munde ausgeblieben sind, als die deutschen Autoritäten, gleich wortbrüchig und rücksichtslos, den Bevölkerungen der besetzten Gebiete gegenüber auftraten.

„Aber die Erkenntnis dieser Schuld ist die Vorbedingung für alles neue Werden."

Mit diesem Schlußworte hat Dr. Paul Raché zweifelsohne recht.

Nur soll man in Deutschland nicht, wie er selbst, diesen Begriff der Schuld zu sehr in dem Sinne auffassen, wie man es mit Recht mit der „tragischen Schuld" gemacht hat. Man denke nicht nur an „Schuld", sondern an wirkliche, moralische Verantwortlichkeit. Und man wird den Weg zum neuen internationalen und besseren Verständnis finden.

Bertha Witt, Altona: Klaus Groth.

Zum 100. Geburtstag am 24. April 1919.

Klaus Groth wurde in dem kleinen Städtchen Heide in Dithmarschen geboren. Nicht weit von dem Ort liegt Wesselburen, und in nördlicher Richtung, „am grauen Strand, am grauen Meer" Husum, drei Orte von poesievoller Bedeutung, von der sehnsuchtweckenden Herbheit des Nordens. Das Land seufzte unter der dänischen Unterdrückung, der auch das am längsten freigewesene Volk der Erde, das Volk der Dithmarscher, die in dem Marsch genannten Winkel zwischen Elbe und Nordsee hausten, verfallen war. Es erscheint als wunderbare Fügung, daß gerade unter dieser drückenden Fremdherrschaft im Zeitraum weniger Jahre aus diesen nordischen Landstrichen dem deutschen Volke drei Dichter hervorgingen, die in ihren Gedanken und Prinzipien wesensverwandt, in ihrem Wollen und Können grundverschieden, zu den größten zählen, die das verflossene Jahrhundert hervorgebracht. Hebbel, Storm und Groth, — jeder einzelne von ihnen ein Beweis für die geistige Kraft des Landes, die um so mehr wuchs, je drückender die Fremdherrschaft empfunden wurde. Die Liebe zu der kleinen meerumschlungenen Heimat war bei allen gleich tief. Storm brachte sie am bewußtesten zum Ausdruck, ja, er büßte eine Zeit lang für sie. Gleich war bei allen das Gefühl der Befreiung und Befriedigung, als die Herzogtümer in den Schoß Preußens übergingen, um hinfort im Gemeinwesen des großen deutschen Reiches fest verankert zu sein. Hundert Jahre politisch bewegtes Leben, aber auch hundert Jahre Aufstieg ist also diese Zeitspanne, in der Groths Leben sich abspielte. Die Zeit, da im Hexenkessel der Revolution nördliche und südliche Nachbarn die up ewig ungedeelten Herzogtümer in Stücke zu reißen bestrebt sind, um verkappte Annexionsgelüste zu befriedigen, hat der Dichter, der auf dem Standpunkt stand, daß man mit dem Aufgehen in Preußen-Deutschland den Traum von der alten Dithmarscher Freiheit endgültig, aber leichten Herzens begraben könnte, nicht mehr erlebt. Ob er ebenso leichten Herzens bereit gewesen wäre, eine der wichtigsten Städte der Herzogtümer den Groß-Hamburgischen Plänen zu opfern —?

Ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied.

Und doch lag etwas von Politik in Groths Lebensaufgabe, im Gegensatz zu jener des Dramatikers Hebbel, des Poeten Storm. Denn Groth eröffnete einen Kreuzzug um den Fortbestand der alten aussterbenden plattdeutschen Sprache, nicht wohl mit der Absicht, aber mit dem Erfolg, Nord und Süd, ja das Deutschtum in der Welt zusammenzuschweißen. Ursprünglich wollte er nur das eine: die alte Muttersprache, „de ole frame Reed", die vor ihrer hochgeborenen vornehmen Schwester immer weiter zurückweichen mußte, die Kanzel, Katheder, die Häuser der Städte längst geräumt, vor dem Untergang, für das Volk retten, ja sie wieder

zu Ansehen bringen und zu diesem Zweck für die Poesie urbar machen. Sie sollte, was sie nie zuvor gewesen war, die Quelle der Poesie des Volkes werden, und dazu war Groth, der Müllerssohn aus Heide, der Mann aus dem Volke, der rechte. So schrieb er den Quickborn, den Jungbrunnen, den Psalter einer herzigen volkstümlichen Poesie. Das war ein Buch, wie man es bisher noch nicht gekannt. Das war ein Buch, das den Weg zu allen Herzen fand, wenigstens zu allen, die bereit waren, sich der Volkspoesie zu öffnen. Es war eine Art Prüfstein für das poetische Bedürfnis des Volkes und den Grad einer übertünchten Bildung, die sich wohl hier und da breit zu machen suchte. Und der Quickborn machte seinen Weg. Er blieb nicht im deutschen Norden hängen, für den er doch vielleicht ursprünglich bestimmt war; er drang nach Süden vor, kam ins Niederland, nach England, Amerika, und so konnte Bismarck dem nordischen Dichter die auszeichnende Anerkennung zuteil werden lassen, daß er Wesentliches für die Vereinigung aller deutschen Stämme getan habe. Es war in der Tat so; fern in den abgelegensten Kolonistenansiedelungen Nordamerikas und Afrikas besannen sich die zersplitterten deutschen Glieder wieder auf ihre Zusammengehörigkeit, der germanisch sprechende Teil der Menschheit empfand wieder ein einigendes Band, unter dem alle zu Brüdern werden. Einen solchen Erfolg konnte Groth nicht erwartet haben, aber er setzte naturgemäß alles daran, diesen Erfolg seines Lebenswerkes festzuhalten. Daß das nicht, oder doch nur bedingungsweise möglich war, hat die Zeit gelehrt; denn im Rahmen der Menschheitsgeschichte sind auch die begeisterndsten Ideen immer nur wie ein mehr oder weniger begrenztes Aufflackern, gleichsam wie der Stein, der die glatte Wasserfläche eines Sees durchschlägt und eine Zeit lang leichtbewegte Kreise auf der Oberfläche hervorruft. Das eine hat Groth erreicht: er hat der gemeinen platten Sprache eine poetische Daseinsberechtigung verschafft und ihr in diesem Rahmen auch außerhalb der Hütten des Volkes Liebe erworben, er hat sie gleichsam, wie in seiner Art auch Fritz Reuter, als historisches Kuriosum, und doch wiederum als den wahren und bleibenden Ausdruck niederdeutschen Volkstums und Wesens der Nachwelt erhalten. Das unaufhaltsame Vorwärtsdringen der hochdeutschen Sprache aufzuhalten, vermochte er nicht. Und das ist auch gut so; denn das Trennende fällt erst eigentlich in der Gemeinsamkeit, — hier also in der Gemeinsamkeit der Sprache. Sehen wir es doch an den Flamen und Niederländern, die, an sich deutsche Volksstämme, ihre Sprache die Wandlung zum Hochdeutschen nicht mitmachen ließen und sich dadurch ihre völkische Gemeinschaft, aber auf Kosten der Zersplitterung der germanischen Rassen, bewahrt haben. In Schleswig-Holstein war es allerdings die hochdeutsche Sprache, die dem Vordringen des Dänischen einen Damm entgegensetzte. Diese dänische Gefahr besteht heute nicht mehr. Viel eher könnte man heute sagen, gerade die plattdeutsche Sprache, heute nur noch auf dem platten Lande, auf dem Markte und im großstädtischen Proletariat heimisch, in allen andern Kreisen aber als Umgangssprache längst historisch, sei das Trennende im Volk, da sie den Klassenunterschied verschärft und die Schichten untereinander kennzeichnet.

Dem sei jedoch, wie ihm wolle. Immerhin aber mag hier der Grund liegen, daß man Groth heute eigentlich nicht mehr als Kämpfer und Führer wertet, sondern als Dichter, den das Niedersachsentum aus dem Grunde um so höher schätzt, als er eben die niederdeutsche Sprache in dem Gewande der Poesie gerettet hat. Als Dichter zählt Groth zu den ganz echten Poeten. Er schöpft aus dem unergründlichen Born der Volkspoesie, aus dem auch die Volkslieder kommen, mit denen seine Gedichte eine auffallende Wesensverwandtschaft aufweisen, und dessen Inhalt eine ganz tiefe, oft fast naive Herzlichkeit ist. So konnte niemand Anstoß nehmen, als Hebbel ihm schrieb: „Der alte Rückert ist tot; nun kann Ihnen niemand die Krone des Liedes mehr streitig machen," oder Gervinus prophezeite: „Ihre Gedichte werden sein, wie die Oase in der Wüste". Was uns bei Reuter fesselt, ist der herzliche, aus wahren Tiefen quellende Humor! Bei Groth ist es die Poesie, die hier in dem eigenartig heimatlichen Gewand der Mundart umherschreitet. Es ist just so, wie Groth selber in Bezug auf die Muttersprache sagte:

So herrli klingt mi keen Musik
Un singt keen Nachtigall,
Mi loopt je glik in Oogenblick
De hellen Tran hendal.

Hans Brecht:
Von höheren Dingen.

G o t t. Man hat dem Weltall einen Sinn, einen Gott gegeben und nannte es Pantheismus; man erhob Gott zum Alleinherrscher über Geist und Welt und nannte es Monotheismus; man lehrte, der Deist glaube lediglich an einen Gott, der Theist an einen l e b e n d i g e n Gott. Doch weil Gott nur mit dem H e r z e n begriffen werden kann, sind alle Auffassungen s u b j e k t i v. Auch folgende Auffassung ist subjektiv.

Gott ist die Emanation des Guten, Sittlichen und Gerechten. Gott ist das Leben. Die Liebe. Gott ist das Seiende und die Ewigkeit. Gott ist die Seele des Menschen, sofern sie gut ist. Gott aber ist nicht die Bibel, der Mythos, die Vergangenheit: Gott ist G e f ü h l, nicht Lehre! Ein Funke des Göttlichen wohnt wohl in jedem Menschen — die Liebe! Und wo sie ganz erstorben ist, wo sie niemals war, dort war auch nie Gott. Gott ist nur das Leben, wenn Gott auch die L i e b e ist. Ein Leben ohne Gott ist ein totes Leben.

Mancher lernt Gott erst in den Gefahren kennen. Wo keine irdische Macht

mehr Rettung vor dem Tode gewährt — da könnte, vielleicht, der Wille des Ewigen retten. Und mancher Soldat, der nicht weiß, ob es ihm vergönnt sein wird, der feindlichen Kugel zu entrinnen, wendet sich instinktiv wie ein schutzsuchendes Kind zu Gott, in stummem Appell an Gottes Vaterliebe, Güte und Verzeihn. Ein Phänomen von hoher Bedeutung! Hier findet mit unfehlbarer Konsequenz der Instinkt den Weg zu Gott.

Auch der Verfasser lebte, wie fast alle Vertreter der Wissenschaft, lange Zeit in den „kalten Regionen des Atheismus". Aufgewachsen im Geiste rationaler Weltanschauung und gestützt auf streng wissenschaftlichen Empirismus, erschien ihm die Welt als ein Universum, dessen letzte Rätsel durch den Fortschritt auf allen Gebieten des Wissens der Lösung näherrückten. Zwar ist er auch heute noch dieser Überzeugung, doch hat sich bei ihm im Verlaufe seiner geistigen Entwicklung die Überzeugung gefestigt, daß über allem, was Menschengeist wirkt und erdenkt, ein höheres Wesen waltet, über allen Werken und Taten, doch wohnhaft in des Menschen Herz und Seele! Sollte die Wissenschaft einstmals nachzuweisen versuchen, daß Gott nur ein Wahn des Menschen und der Mensch selbst ein chemisches Produkt und seine geistigen Tätigkeiten, die Gefühle der Liebe, des Guten und Edlen in ihm nichts als „elektrochemische" Vorgänge — ich glaube, es gäbe eine Revolution, eine Empörung der edelsten und tiefsten Geister!

Gott war also, nach der damaligen Überzeugung des Verfassers, eine Erfindung des Menschengeistes, der, noch in Unwissenheit verharrend, vor den Offenbarungen der Natur und seiner eigenen Seele gleichsam vor etwas Rätselhaftem, völlig Unbegreiflichem stand und demzufolge in seiner geistigen Machtlosigkeit ein Wesen sich vorstellte, auf dessen Schöpferwillen er das Sein — das Sein der Natur und sein eigenes Leben — zurückführte. Dieser Irrtum des jungen Philosophen ist begreiflich, wenn wir den Einfluß der materialistisch-atheistischen Philosophie auf seine Entwicklung berücksichtigen. Die Konsequenz, die sich aus der Weltanschauung eines Voltaire, Diderot und Bacon ergab, lautete (nach der Definition Windelbands): „Die Natur selbst kennt nur die Notwendigkeit der Atombewegung und in ihr gibt es keine Wertbestimmungen, welche von Zwecken oder Normen abhängig sind. Die Gesetzmäßigkeit der Natur ist in denjenigen Dingen, welche uns zwecklos oder unzweckmäßig, regellos oder anomal erscheinen, mit derselben Folgerichtigkeit wirksam, wie in den Dingen, die wir hinsichtlich ihrer Übereinstimmung mit unseren Absichten oder Gewohnheiten beurteilen und als zweckvoll billigen." Der rein atheistische Geist einer solchen Weltanschauung war wenig geeignet, die Tiefen göttlichen Wesens und Waltens zu ergründen. Hier war nichts gelehrt, was des Herzens reinen Impulsen entsprungen wäre, kein Wort, das Wärme gehabt, nichts, was an Gott gemahnt hätte. Lediglich mit dem Maßstabe der Logik wurde gemessen, und jene berühmten Vernunftschlüsse erschienen bei allem unentbehrlich. So vergingen die Jahre, von denen das letzte den Grenzstein bildete zwischen einst und jetzt, zwischen dem Morgenlande der

Vergangenheit und dem Mittagsreiche der Zukunft. Denn es war heimlich eine große, namenlose Sehnsucht aufgekeimt in des Herzens Tiefe, und es ward ein Verlangen und ein Schrei nach Liebe, reiner, tiefer, selbstloser Liebe. Und da Liebe Gott ist, so war es die Sehnsucht nach Gott.

Wie arm ist in dieser Zeit die Menschheit an Gott, wie arm an Liebe! Sank die Zeit so tief? Oder sehe ich trüber, als gut ist? Nur bedenke ein jeder das Wie seines Lebens, daß leben und leben ein Unterschied ist, wie Tag und Nacht! Dies aber ist die höchste Forderung, die an die Menschheit gestellt werden kann: Lebe im Geiste der Liebe! Und betrachte die Arbeit als dein Evangelium, als dein Heil und deinen Hort! Denn „wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz. Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen; denn es fähret schnell dahin, als flögen wir davon" (Psalm 90).

Und darf ich persönlich noch etwas offenbaren? Nun, in den Tagen, da meine Seele göttlichem Wandel ferner denn je, da ich nach Art der heutigen Jugend „in Freuden" leben zu dürfen meinte — in jenen Tagen geschah es oft, daß eine Versuchung an mich herantrat oder Gefahren mich umdräuten, aus denen nur höherer Wille mich retten konnte; und was ich damals blindem Zufall oder eigenem Entschluß zu danken wähnte, es war — diese Überzeugung wurzelt heut felsenfest in mir! — es war allein Gottes liebevollster Fügung zu danken! Das Gute in mir hatte gesiegt, es hatte mich unversehrt über Abgründe geführt! So blicke ich oft aus tiefster Not empor zum Licht, zum wiedergewonnenen Gott, wissend, daß seine Liebe zu mir nie aufhören wird. Wer dies erkannt hat, wem zur Gewißheit ward, daß Gott seine wahren Kinder nie verläßt, der neige sich in Demut vor dem Allmächtigen!

*

Das Genie des Herzens. Ich unterscheide zwischen Genie schlechthin und der engeren Bezeichnung: Genie des Herzens. Nicht jeder geniale Mensch ist ein Genie des Herzens. Newton zum Beispiel war ein mathematisches Genie, aber ich wüßte nicht, in welcher Beziehung er ein Genie des Herzens genannt werden dürfte. Ein Genie des Herzens war Goethe, ja wäre selbst Werther gewesen, wenn ihm, nach des Meisters Willen, ein gütiges Geschick neben so tiefer, heißer Liebe auch den Seherblick des Genies verliehen hätte. Ein Genie des Herzens war Hölderlin, der an seinem Herzen zugrunde ging, war Byron, der große Sänger, den ein frühzeitiger Tod auf der Höhe seines Lebens dahinraffte. Hat je ein großer Dichter, Künstler, Religionsstifter gelebt, der nicht ein Genie des Herzens gewesen wäre?

Die Lehre Lombrosos, wonach das Genie nahverwandt mit Irrsinn sein soll, muß ich als Irrlehre bezeichnen. Ebenso die Ausführungen Moreau de Tours: „Les dispositions d'esprit qui font qu'un homme se distingue des autres

hommes par l'originalité de ses pensées et de ses conceptions, par son excentricité ou l'énergie de ses facultés intellectuelles, prennent leur source dans les mêmes conditions organiques, que les divers troubles moraux, dont la folie et l'idiotie sont l'expression la plus complète.“ Englische Irrenärzte (z. B. Maudsley) reden von einem moralischen Irrsinn (moral insanity) beim Genie. Auch dies ist zu weit gegriffen. Das disharmonische Verhältnis, das fast immer zwischen dem genialen Menschen und der ihn umgebenden Welt, seinen Zeitgenossen, besteht, hat seine Ursache in der Fremdartigkeit zu allem, was nicht seinesgleichen, was unter ihm. Die Welt, deren Fesseln der geniale Mensch zerreißt, aus der er emporstrebt zu Wesen seiner Art, sie besteht, sagen wir es getrost, zum allergrößten Teil aus Philistern, jenen engherzigen Pfahlbürgern, die falsche Ehrbegriffe, Voreingenommenheit, Beschränktheit, instinktiver Haß gegen alles Schöne, Große, Erhabene zu dem stempelt, was sie sind: die „Guten", die „Gerechten", die „Sittsamen", die „Normalen".

Das Genie des Herzens, das eine Welt voll Liebe in sich birgt, das tapfere Genie des Herzens, das „Wahrheiten" als Lügen entlarvt, die Prüderie der braven Bürgersleut' des sittsamen Gewandes entkleidet und lachend, nach Heineschem Vorbild, das kleine gemeine Menschlein zeigt; das schöne Genie des Herzens, dessen göttliche Gesänge noch nach Jahrtausenden ertönen und „wecken der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen", das auf plastischen Gemälden in zaubrischen Farben eine Fata Morgana erstehen läßt und aus Bronze und Marmor schöne, seelenvolle Götter meißelt; das gütige Genie des Herzens, das toten Saiten himmlische Lieder entlockt und denen, die reinen Herzens sind, des Paradieses goldene Tore erschließt — Tristan! Welch ein Zauber der Weltentrückung! Wie wird hier tiefste irdische Liebe wundervoll verklärt, in die strahlenden Regionen des Jenseits gehoben! Da umgürtet ein Meer von Duft aus tausend Blüten die feiernden Seelen der Liebenden, da steht alles — Liebe, Lust und die namenlosen Wonnen dieser einzigen Liebe — im Zenith der Vollendung, und es scheint, als hätte Gott selbst seine Hand an dieses Meisterwerk gelegt, um uns den Weg zum Paradiese zu weisen .... Das gütige Genie des Herzens, das uns lehrt: im Wein sei Wahrheit, und in den Visionen des Künstlers und in den Künsten selbst offenbare sich das andere, schöne Leben — dieses Genie des Herzens ist der gesündeste und glücklichst geratene, wenn auch nicht glücklichste Typus Mensch! So zeugen die Taten des genialen Menschen von seiner berufenen Führerschaft — Grund genug zu aufrichtiger steter Dankbarkeit all derer, die ihre Bildung, ihr Kunstverständnis, ihr Wissen dem Genie vornehmlich zu danken haben. Dankbarkeit — ich vermisse leider dieses Wort im Sprachgebrauche der Gebildeten, wenn sie ihre großen Vorbilder und Lehrmeister erwähnen.

Es liegt im Wesen der Masse, des großen „Publikums", der Überzähligen, der Mittelmäßigen des Geistes und Körpers, daß sie sich — sie beweisen darin eine

glänzende Logik, einen merkwürdigen sechsten Sinn — instinktiv und eigensinnig gegen alles wehren, was nicht ihresgleichen, was „aus der Art geschlagen". Ich habe in Deutschland, dem Lande der goldenen Mäßigkeit, diese Erfahrung persönlich gemacht. Gab ich mich, wie ich bin, so galt ich unter ganz milden Beurteilern als „Sonderling", unter denen, die mich nicht verstanden, und sie bilden wohl den weitaus größten Teil, als „unbeschriebenes Blatt", und unter den Rachsüchtigen (ich hatte ihnen aus erzieherischen Gründen ihren „Charakter" enthüllt), Neidischen und Verdorbenen (ich hatte ihnen bewiesen, daß ihr Schmutz, auch unter reinen Kleidern, doch Schmutz bleibe) als „Psychopath". Ich habe für derartige Ehrentitel nur ein mitleidiges Lächeln, ja sogar ein wenig Belustigung bei dem Gedanken, daß ich unter den ach! so lächerlichen Figuren der Divina Commedia eine schon tragikomische Rolle spielen muß — die Rolle eines Mündigen unter Kindern! Ich gedenke ferner der vielen Kränkungen, die mir, dem Deutschen, von Deutschen zuteil wurden, der vielen Bosheiten und Ränke, die mir nicht selten diejenigen schmiedeten, für die ich irgendeine Schwäche, irgendeine faiblesse des Herzens empfand. Ich vergesse auch diejenigen nicht, die einst freundlich und, so schien es, auch gütig zu mir waren; die später, als man mich feige verleumdete, vergaßen, was sie mir und was ich ihnen gewesen.

Ich setze diesen Fall für tausend ähnliche. Was ich hier sage und klage, hat zweifellos eine stark persönliche Färbung, aber ich erblicke gerade in der Schilderung des Persönlichsten etwas Reizvolleres, Nachhaltigeres, als in den objektiv-unpersönlichen, blassen Berichten unserer Gegenwartsliteraten. Selbst meine Kritik der Deutschen, ihres Wesens, ihres Charakters entspringt lediglich dem Triebe meines Herzens: Man kritisiert in der Erwartung, der „Beurteilte" werde, von einem Berufenen auf seine Schwächen, Fehler und Mängel mehr oder weniger schonend hingewiesen, zur nötigen Selbsterkenntnis gelangen und ein Besserer und Gütigerer zu werden aufrichtig bestrebt sein. Und es ist gleichermaßen eine erhebende, ja beglückende Aufgabe, einem großen (zahlreichen!) Volke noch etwas sagen, raten, vorschlagen zu können, zu dürfen, und erfreulich zu wissen, daß die eigene Stimme von vielen groben und feinen Ohren vernommen und der eigene Gedanke von vielen Geistern wiedergedacht, nachgedacht und in Taten umgesetzt wird. —

Das Genie des Herzens, das eine Welt voll Liebe in sich birgt — hier hebt sich der Vorhang und die Tragödie beginnt! Tasso, der Sänger des befreiten Jerusalems, und Leonore — unter allen Tragödien, in denen der geniale Mensch an seinem Herzen, seiner Liebe zugrunde geht, wüßte ich keine, die so vollendet sein tiefstes Geheimnis erschlösse wie Goethes Meisterwerk. An der Liebe, am Ewig-Weiblichen, das uns hinanzieht, wird das Genie zugrunde gehen oder an ihr genesen, durch sie das Höchste erreichen, was Menschengeist zu erreichen vermag. Aber der Tragödie wohnen verborgene Gewalten inne, und verborgene Gewalten dem Menschenherzen; je mehr sie den gewöhnlichen Menschen

verschonen, umso heftiger ergreifen sie das Genie, wie eine Flamme gleichsam, die sich selbst verzehrt und den Stoff, der sie erhält.

*

Das Christentum im Lichte der Zukunft. Als Zweiundzwanzigjähriger, nach manches vorwegnehmend und häufig auf Kosten der Zukunft lebend und denkend, auch gern, als geborener Psychologe, hinein- und hinüberleuchtend in jenen dunklen Schoß, aus dem kommende Geschlechter als eine lebendige und lebhafte Folge dieser problematischen Zeitgenossen hervorgehen werden, konstruierte ich mir einen vielleicht nicht ganz unrichtigen Begriff vom Christentume im Lichte der Zukunft: „Die Nachwelt wird das Christentum auffassen als eine Völkerphilosophie mit religiöser Basis. Es bildete einst ein großartiges, jedoch, wie man bewiesen hat, nicht für alle Zeiten günstiges System. Und da eben jenes Christentum in das Gebiet der Philosophie — einer Philosophie des Mittelalters — gehört, sein System hat und ferner, historisch gewertet, in die Geschichte der Philosophie gehört, und diese bisher noch von keinem System als absolutem und unwiderlegbarem zu berichten weiß: so ist es auch zeitlich bestimmt und umgrenzt, ist es wie alle Systeme eine inventio animi — ein System der suchenden irrenden Seele . . ." Diese wenig verheißungsvolle Zukunft des Christentums kann und soll nur so aufgefaßt werden, daß es, alles Mythischen und Mystischen der Vergangenheit entkleidet, einst wiederkehren wird als ein Christentum, so der Aufklärung und dem Fortschritt kommender Jahrhunderte Rechnung trägt. Das alte Christentum war ein „Symptom der suchenden irrenden Seele" — das neue ist wahres Menschentum. Das Mitleiden, Guttun, die Barmherzigkeit, die reine selbstlose Liebe, aufgefaßt als Adel der Seele und Krone des wahrhaft Menschlichen — sie werden, sie sollen ewig in unserem Herzen wohnen! Könnte ein Christentum in diesem Sinne nicht alle Völker der Erde umfassen?

Ernst Altkirch:
Evremond und Spinoza.

Max Liebermann zugeeignet.

Schluß.

De Vries war kaum eingetreten, als er sich von vier Männern umringt fand, die ihn mit Fragen bestürmten, bis van den Enden einen jeden sanft beiseite schob, Simon in seine Arme schloß und zu ihm sprach: „Du hast unseren Dank verdient für alles Gute und Liebe, das du wieder unserem Freunde erwiesen hast. Und nun setz' dich zu uns und erzähle. Vergiß dabei auch das Unbedeutendste nicht, denn wisse, wir haben hier oft beieinander gesessen und haben auf dich gewartet, in Unruhe und wachsender Sorge, uns gegenseitig tröstend, und nicht selten mit erregten und leidenschaftlichen Ausrufen den Augenblick herbeisehnend, wo du wieder in unsre Mitte treten würdest. Nun bist du da! Die Götter mögen dafür gepriesen sein!"

Simon errötete unter dieser Anrede vor Freude. Schlicht und innig war seine Erzählung, und jedes Wort, von Liebe getränkt, wurde von liebenden Herzen aufgenommen.

Als er eben geendet hatte, tat sich die Tür auf. Ein junger, schöner Mensch, dem man ansah, daß er Künstler war, trat herein. Er ließ seine Augen über die Anwesenden schweifen und rief: „Welch feierliche Versammlung! Ihr Männer, sagt an, was führte Euch zusammen!"

Romeyn de Hooghe, der junge Maler und Radierer, der Spinoza im Zeichnen unterrichtet hatte, als dieser bei van den Enden wohnte, ruhte nun nicht eher, bis er alles erfahren hatte. Er küßte Simon auf den Mund, dann aber vermochte er seiner Ungeduld nicht länger Herr zu bleiben. Er warf sein Barett gegen die Wand und schrie, sich in Worten überstürzend: „Freunde, hört, wo ich war! Weiß selbst nicht, wie ich's aufgespürt habe und in das kleine verrufene Gasthaus geriet, das nicht einmal einen Namen hat. Dort haust er, auch ein Namenloser . . . in einer Bodenkammer mit Ratten und Mäusen, kaum daß er eine Staffelei und eine Palette sein eigen nennt. Aber in den Ecken stehen ein Dutzend Bilder, die niemand haben will. So ungeheuerliche Klecksereien, daß einem schaudert, und darunter ein Bild . . . o Freunde, Tränen hat es mir ausgepreßt, und es hat hitzige Worte gekostet, ehe er's mir ließ. Er wollte sich nicht davon trennen, und noch, als ich die Treppe damit hinunterlief, flog mir ein Buch mit solcher Gewalt ins Genick, daß ich mein Ende nahe glaubte. Nachdem ich mir den schmerzenden Buckel an der Wand gerieben, vergaß ich nicht, mir das vertrackte Buch näher zu betrachten. Was sahen meine

Augen? Es waren des Cartesius Principia philosophiae in harte Holzdeckel gebunden. Da lachte ich laut auf und warf mit einem wohlgezielten Wurf die Schwarte an die verschlossene Bodentür zurück, daß es wie ein Böllerschuß krachte, wobei ich zu mir sprach: Der alte Ketzer wird ihrer noch zuweilen bedürfen!"

Meijer fiel ihm in die Rede: „Genug, genug . . . zeig' her das Bild, und wenn es verkäuflich ist, so nenne den Preis!"

Der Maler lachte ihm ins Gesicht und antwortete spöttisch: „Bedarf der neugebackene Theaterleiter Doktor Meijer etwa eines Bildes für sein Kontörchen, so möge er sich eins von Jan Steen hinhängen, daran werden sich auch seine Aktricen ergötzen. Aber dieses Bild selbst in seiner Bücherstube aufzuhängen, möchte ich ihm nicht raten, es würde ihn tiefsinnig machen, und das Nichtchen de Flines hätte schließlich einen Narren!"

Meijer vertrug es nur schwer, daß man auf sein ungebundenes Leben eine Anspielung machte, aber er beherrschte sich und tat, als ob die Spöttereien de Hooghes ihm gleichgültig wären. Unwirsch sagte er nur nochmals: „Zeig' her das Bild!"

„Tragt Euer Gezänk wo anders aus!" fuhr jetzt Rieuwertsz dazwischen. „Ist des Krakeels beim Jan Zoet, dem Schankwirt-Poeten, noch nicht genug, daß Ihr Euch auch hier Grobheiten an den Kopf werfen müßt? Zeig' her das Bild, sag' auch ich, oder scher dich damit zum Henker!"

Da lächelte de Hooghe und wandte sich zur Tür, wo ein Knabe stand, der das Bild getragen hatte. Er befahl: „Stell' es dort hin und nimm die Hülle weg!"

Die Männer waren hinter dem Tisch zusammengetreten und beugten in Erwartung ihre Köpfe vor. Das Licht einer Kerze fiel auf das Bild, und je länger ihr goldener Schein es bestrahlte, desto stiller wurde es im Gemach. Man fühlte förmlich, wie jeder den Atem anhielt, und die Alten, die ihre Hände auf den Tisch stützten, hatten Mühe, ein Zittern, das durch ihren Körper ging, zu verbergen.

Ist das Saul und der junge David, der ihm auf der Harfe vorspielt? Ist das der König Saul, der sich schamhaft mit dem Vorhang eine Träne aus dem Auge wischt? O bleicher König Saul, wie erglänzt dein Turban von Gold und Edelsteinen, wie bist du köstlich in Seide und Purpur gekleidet, und bist dennoch wie ein nackter Bettler, und weinest, und bist in Gram erstickt, weil aller Reichtum und alle Schönheit der Welt dir nicht soviel geben, daß dein vom bösen Geist getriebenes Herz ruhig wird und sich in Seligkeit auflöst beim Saitenspiel des bräunlichen, hellblickenden David.

„Was glaubt Ihr", ließ sich die tiefe Stimme des greisen Glazemaker vernehmen. „Was glaubt Ihr, wen Ihr dort seht? Ich sehe nicht Saul und David,

und Ihr mögt wohl lachen über mich, meine alten Augen sehen dort den königlichen Rembrandt und den jungen Hirten Spinoza."

Da alle schwiegen, erhob Glazemaker nochmals seine Stimme und fuhr fort: „Ihr kennt Spinozas tiefes Wort: Das Licht erleuchtet zugleich sich selbst und die Finsternis. So erleuchtet David das verstockte Herz Sauls, daß er mit dem Zipfel des Vorhangs heimlich verbergen muß, was er dem schmerzlich geliebten Jüngling nicht zeigen will."

Meijer, der sich gern trockenen und kühlen Geistes gab, und der Glazemaker wenig freundlich gesinnt war, unterbrach den alten Gelehrten gemessen, wobei er absichtlich lateinisch sprach: „Sub specie affectus . . . Es ist gewiß schön und lehrreich, auch einmal auf diese Weise ein Bild zu betrachten. Doch kehren wir zur Wirklichkeit zurück. Wer kauft das Bild? Man sollte es in einen Gerichtssaal hängen, damit bei seinem Anblick verstockte Sünder in sich gehen."

„Ich kaufe es," sagte Glazemaker ruhig und würdevoll. „Herr de Hooghe, habt die Güte, mich morgen früh zu besuchen. Wir werden bald handelseinig sein." Dann ging er rasch zur Tür, senkte vor den Anwesenden leicht sein Haupt und verließ sie mit dem kurzen Gruß: „Gute Nacht, meine Herren!" Nur van den Enden winkte er mit der Hand zu. Dieser warf ihm als Dank eine weiße und eine rote Rose mit anmutiger Gebärde in den Hut.

Auf dem Heimwege sprach Simon zu Evremond: „Es schmerzt mich nicht wenig, daß dieser Abend durch de Hooghes Dazwischenkommen mit einem Mißton geendigt hat." Er wollte weiter sprechen, aber Evremond fiel ihm ins Wort: „Lieber Simon, ich sah nur dies seltsame und ergreifende Bild und weiß nichts davon, was um mich her geredet worden ist. Ich sah noch niemals das Leid eines Menschen so aus tiefster Seele gestaltet wie auf diesem Bilde. Es hat mich dieses Bild mehr erschüttert als der durch die Gassen des Judenviertels stampfende Greis, der Ahasver zu sein schien. Welch ein Schicksal! Das Schicksal des Künstlers, verflucht und beladen mit den Schmerzen dieser Welt zu sein. Ein heiliger Träger des menschlichen Leidens! Ich würde das Leben der Menschen als ungeheuerlich und nicht erträglich empfinden müssen, wenn der in seinem Schmerz vergehende Saul das Letzte wäre. Ich trete auf Davids Seite, um seiner hohen und mächtigen Melodie zu lauschen . . . er ist der Auserwählte, der künftige König!"

Simon ergriff den Arm Evremonds und fragte leise und beglückt: „Denkt auch Ihr dabei an Spinoza?"

„Ich denke an ihn."

IX.

Evremond war nach dem Haag zurückgekehrt. Wie Frühlingsstürme waren die Tage, die er in Voorburg und Amsterdam verbracht hatte, über ihn hingeweht. Seine äußeren und inneren Erlebnisse hatten ihn in eine starke Er-

regung versetzt, daß er oft das schöne, beglückende Empfinden hatte, Tage, wie sie nur die Jugend dem Menschen gibt, seien wie durch ein Wunder von neuem für ihn angebrochen. Er stand früh auf, schob seine eigenen Arbeiten beiseite, las alte Schriftsteller, Platon, Epikur und Seneca, und auf ein Wort stoßend, das seiner Stimmung gemäß war, schleuderte er im Aufspringen das Buch von sich. Gleich darauf aber steckte er es in die Tasche und begab sich ans Meer. Seine Wanderungen an der Küste entlang, in Begleitung seines Pudels, dehnten sich stundenlang aus, und wenn er müde und hungrig am Abend zurückkehrte, das Gesicht von der Seeluft gerötet, freute es ihn, seine fast derbe Eßlust zu stillen. Oft schlenderte er dann noch in die Bacchusklause „Zur ewigen Lampe", um beim Burgunder eine Pfeife Tabak zu rauchen. So verbrachte er heitere und glückliche Tage.

Da geschah es eines Abends, daß er Francesco de Melos steif wie einen Besenstil und mit mürrischem Gesicht, ihn in seinem Bücherzimmer erwartend, antraf.

Evremond, in dessen Hand sich ein Ginsterstrauß befand, begrüßte den Mißvergnügten mit gutmütigem Spott: „Sind Euer Gnaden Degenschlucker geworden oder will man hier zur Salzsäule werden?" Dann hielt er ihm die gelben Blüten unter die Nase, und von den steifen Stielen gekitzelt, brach Melos in heftiges Niesen aus.

„Ich bin nicht zu Scherzen aufgelegt!" brummte der Portugiese und wischte an seiner Nasenspitze herum, die vom Blütenstaub gelb gefärbt war.

„Du siehst in der Tat nicht heiter aus!" antwortete Evremond. „Wir haben uns lange nicht gesehen. Deshalb freue ich mich, daß du gekommen bist, und wenn du etwas gegen mich auf dem Herzen hast, so magst du es unverblümt heraussagen, nachdem ein angenehmes Mahl unsere Zunge erfreut hat. Es wird sich alsdann der Zwiesprache um so besser pflegen lassen."

Melos runzelte die Stirn und entgegnete verdrießlich: „Du treibst Spott mit mir."

„Spott? O nein!" versetzte Evremond. „Wisse, daß ich gerade in diesen Tagen sehr heiteren Gemüts und voll guter Laune bin, während du übel gelaunt und dazu aufgelegt bist, Grillen zu fangen und Gespenstern nachzujagen. Fast möchte ich glauben, daß du bei Tage fastest und des Nachts dich kasteist, als ob du hinter den Mauern eines hispanischen Klosters und nicht im freien Holland säßest. O bester Freund, laß dir nochmals gut raten und verschließ deine Rede solange in der Brust, bis wir getafelt haben. Laß uns einmal wieder so munter und fröhlich miteinander speisen, wie wir es beim Prinzen von Condé taten, als wir uns kennen lernten. An feiner und witziger Rede habe ich mich ohnehin seit langem nicht ergötzt. Überzeugen wir uns, ob uns das funkelnde Wort noch

ebenso hurtig vom Munde springt wie damals, und ob uns der Geist Montaignes noch umschwebt, der Lachen unser bestes Teil nennt."

Melos stieß einen Seufzer aus, aber Evremond zeigte eine so große Herzlichkeit, daß er, davon bezwungen, sich mit ihm zu Tisch setzte und in ein Gespräch verwickeln ließ, wobei soviel Geistvolles und Feingedachtes über beider Männer Lippen kam, daß dies Mahl wahrhaft köstlich war. Melos streckte schließlich sogar mit Behagen seine langen Beine aus, die er bisher unter den Stuhl gezwängt hatte, wurde ein froher Gast, von dessen Stirn die Wolken des Unmuts verflogen, und als in kristallenen Kelchen der rote Wein von Ay glühte, lehnte er sich zurück, sog seinen zarten, süßen Pfirsichduft ein, und lange in Evremonds offenes Gesicht blickend, dachte er bei sich: „Er ist noch ganz der Alte; er ist nur in des Satans Klauen geraten!"

Melos überlegte, zupfte sich am Spitzbart, nahm einen kräftigen Schluck, als ob er seine Zunge für ein Wortgefecht gründlich letzen wollte, und den Blick zur Decke richtend, wobei an seinem dürren Halse der Adamsapfel häßlich hervortrat, fragte er: „Erinnerst du dich noch, daß man mich in Paris den Satansaustreiber nannte?"

„Ich erinnere mich. Die Damen nannten dich so. Sie fürchteten sich vor deiner langen, hageren Gestalt und scherzten über deine seltsame Gewohnheit, täglich zwei Messen zu hören. Du hattest kein sonderliches Glück bei ihnen. Bekümmert dich das heute noch?"

„Nicht so sehr," gab Melos zur Antwort, wobei er, ohne aufzublicken, mit seinem elfenbeinernen Zahnstocher ins Tischtuch stach. „Aber ich habe diesen Spottnamen unter den vielen, die man mir angehängt hat, nicht vergessen. Ich verspüre sogar die Lust, mir ihn als Ehrentitel zu verdienen."

„Der Teufel ist schlau, aber es gibt fürwahr Leute, die ihn an Schlauheit noch übertreffen. Möchtest du dich mit solchen Leuten messen?" fragte Evremond, und um seinen Mund flog ein spöttisches, doch dabei ernstes Lächeln.

„Ich möchte es versuchen!" rief Melos und verschränkte die Arme. „Ich möchte es . . . an dir versuchen!"

Evremond lachte ihm fröhlich ins Gesicht. „Ah, du glaubst mich von einem Satan besessen und willst mich von ihm befreien? Das nenne ich ein gutes Vorhaben. Du bist zwar Portugiese, aber soweit ich dich kenne, bist du zu vernünftig, um an den Teufels- und Hexenprozessen deines Landes Geschmack zu finden. Was ist's also für ein Satan, der dich ärgert, und noch dazu, der dich an mir ärgert!"

Melos beobachtete unter gesenkten Lidern Evremond, er zögerte und rang sogar einen Augenblick nach Atem, dann kam wie ein häßlicher, zischender Laut das Bekenntnis aus seinem Munde: „Der Satan Spinoza!"

Evremond sah Melos an, und es entging ihm nicht, daß der kurze, böse Blick, der ihn streifte, von Feindschaft erfüllt war. Mitleid ergriff ihn, und trotzdem er sich überwinden mußte, reichte er doch dem anderen die Hand über den Tisch und sagte mit milder Stimme: „Mein lieber Freund, wohin verirrst du dich!"

Aber Melos blieb kühl, ergriff nicht die ihm dargebotene Hand, und als ob er eine sich bereits zurecht gelegte Rede beginne, sprach er: „Du bist ein großer Bewunderer des Sokrates. Ich liebe den häßlichen und verschlagenen Mann nicht. Dieser Spinoza ist jedoch weit schlimmer und verschlagener als Sokrates. Wie heißt es doch im Xenophon: Gesetzwidrig handelte Sokrates, weil er die vom Staate anerkannten Götter nicht anerkennt, dafür aber fremde Gottheiten einführt, und weil er die Jünglinge verdirbt . . . Dieser Spinoza aber verdirbt Junge und Alte."

„So freue ich mich denn," antwortete Evremond mit einem weisen und tiefen Lächeln, „daß er mich Alten verdorben hat. Und du hast recht, nur noch zum Verderben bin ich gut genug. O wenn ich heute ein Jüngling wäre gleich jenen griechischen, von denen Platon im Philebos spricht, und es begegnete mir dieser von dir geschmähte Spinoza, fürwahr, mein Leben würde ihm gehören! So aber kann ich nur beklagen, daß ich ein Alter und kein Jüngling mehr bin. Doch wisse, daß immerhin mein Herz noch jung genug ist, um zu fühlen, daß auf mein Leben ein Strahl vom Licht seines Genius gefallen ist. Und dieser Strahl hat mich unendlich erwärmt!"

„Solche Worte hast du für den Juden Spinoza?" schrie Melos auf.

„Du sprichst vom Juden Spinoza!" entgegnete Evremond ruhig. „Der Jude ärgert dich. Aber war nicht auch Jesus Christus ein Jude?"

„Du lästerst! Wer von Jesus Christus sagt, er sei ein Jude gewesen, der verhöhnt Gott. Christus war Gottes Sohn, doch anstatt ihn als einen von Gott Gesandten zu erkennen und zu verehren, haben die Juden ihn verraten, gemartert, ins Antlitz gespien und ans Kreuz geschlagen."

„O, man tat mit Spinoza nicht anders," versetzte Evremond. „Vielleicht erinnerst du dich. Man hat ihn zwar bisher nicht gekreuzigt, aber die Juden haben ihn mit Geld zu kaufen versucht, aus ihrer Gemeinschaft gestoßen und mit dem Bann belegt, auch erzählte man mir, daß ein Glaubenstoller nach ihm mit dem Dolche gestoßen habe . . . Wenn Christus ein Gottgesandter und kein Jude war, vielleicht ist dann auch Spinoza ein Gottgesandter und kein Jude. Ich weiß allerdings nicht, ob auch zu ihm bei seiner Geburt die Könige aus dem Morgenlande gekommen sind, um ihn anzubeten. Solche Könige sind in unsrer Zeit selten. Früher mag es immerhin ihrer gegeben haben. Aber an Jüngern fehlt es Spinoza nicht; ich habe den allertreuesten von ihnen lieb gewonnen. Er heißt

Simon de Vries, er gleicht dem Johannes. Spinoza nennt ihn zwar nur seinen liebsten Freund, Johannes war jedoch kein besserer Jünger Christi!"

Melos brach in ein hartes Lachen aus. „Ich habe dich ausreden lassen! Unerhörtes und Ketzerisches ist über deine Lippen gekommen. Möge Gott dir deine Lästerungen verzeihen! Ich schweige von Spinoza, um nicht noch Ärgeres aus deinem Munde zu vernehmen. Aber von diesen holländischen Pfeffersäcken und Heringskrämern, die in ihrer mißtönenden Bauernsprache beteuern: Es gibt keinen Gott, keine Auferstehung, kein ewiges Leben und keine ewige Verdammnis, von ihnen will ich nicht schweigen. Ekelt dich nicht ihre hagebuchene Gottlosigkeit, die wie ganz Holland nach Käse, Heringen und Tabak stinkt. Aber deine Nase hat sich bereits in der Ketzerkneipe „Zur ewigen Lampe" so sehr an Gestank und Unflat gewöhnt, daß du auch die heiligen Jünger Christi mit niedrigen Worten höhnst."

„Ich könnte von den Jüngern Jesu Christi nur sagen," entgegnete Evremond, „daß sie einfache Fischer waren, und es würde mich nicht wundern, wenn auch sie nicht wie katholische Heilige nach Weihrauch, sondern nach Heringen und sonstigen kleinbürgerlichen Dingen gerochen hätten, wie sie es zur damaligen Zeit gab. Es ist also kein Unterschied zwischen damals und heute. Aber um dieses Gespräch zu Ende zu führen, müssen wir uns wohl erst begraben lassen und nach tausend Jahren wieder auferstehen. Dann werden wir wissen, was wir heute nicht wissen; jedes weitere Wort wäre darum lächerlich und unserer unwürdig. Trennen wir uns in Frieden. Wir brauchen beide den Frieden, du für das, wovon du als harter und eifersüchtiger Freund der Kirche nicht lassen kannst und magst, ich für das, was ich von hier mit mir wegnehme dorthin, wo ich meine letzten Jahre in Ruhe verbringen kann. Leb wohl, Friede sei mit dir!"

Evremond streckte ihm abermals herzlich die Hand hin, aber Melos ergriff sie auch dieses Mal nicht. Er erhob sich und murmelte: „Ich kenne dich nicht mehr!" Mit einem verschlossenen, undurchdringlichen Gesicht, die Augen zu Boden geheftet, schritt er unsicher zur Tür, wobei er gegen den Pfosten stieß. Er schien noch etwas sagen zu wollen, aber nach kurzem Besinnen drückte er die Klinke nieder und ging hinaus.

Draußen wartete Praestigiar. Er sprang mit Gebell an Melos hoch und bezeigte ihm seine ungestüme Freude. Aber dieser stieß ihn unwillig von sich. Das Tier brach in einen klagenden Laut aus und flüchtete zu seinem Herrn, mit seinen treuen Augen zu ihm aufblickend. Als Evremond regungslos sitzen blieb, schmiegte er sich an ihn und liebkoste ihm die Hände mit seiner feuchten, warmen Zunge. Evremond streichelte Praestigiar, und als der Pudel den Kopf auf seine Knie legte und weiter zu ihm aufschaute, sagte er leise und freundlich: „Du Klugäugiger, habe Dank!" —

Um diese Zeit bemühten sich Freunde und Verehrer Evremonds, ohne daß er zunächst davon wußte, ihm den Weg nach Frankreich zurück zu eröffnen. Be-

sonders der junge Graf von Lionne, der Evremond im Haag kennen gelernt hatte, und der Graf von Lauzun, der zu des Königs Günstlingen gehörte, hatten sich verbunden, um sich bei Ludwig dem Vierzehnten für ihn zu verwenden. Sie legten ihm nahe, einen Brief zu schreiben, worin er sich nicht demütigen, aber an dem Könige wohlgefälligen Schmeicheleien nicht sparen sollte. Lange zögerte Evremond, und er schrieb diesen Brief zuletzt nicht auf Zureden Lionnes und des französischen Gesandten im Haag, des Grafen von Estrades, sondern weil die Sehnsucht nach seinem Vaterlande so mächtig und unbezähmbar in ihm geworden war, daß er im Gram und Trotz Worte aufs Papier schleuderte, von denen sein Herz nichts wußte. Aber des Königs Groll war nicht so leicht zu besänftigen, und als man Evremond noch einen zweiten ähnlichen Brief abverlangte, setzte er nicht einmal die Feder an.

Eine wenig freundliche Zukunft schien vor ihm zu liegen, da auch seine Vermögensverhältnisse keine günstigen waren. Trotzdem sich der Amsterdamer Bankherr für ihn in Frankreich persönlich bemühte, weigerten sich verschiedene Schuldner zu zahlen. Ein Feind ärgerlicher und langer Prozesse, verzichtete Evremond lieber auf diese Forderungen und ging dafür mit sich zu Rate, wie er sich einzuschränken vermöchte.

Hellere Tage kamen auch für ihn, als der Krieg zwischen England und den Niederlanden beendet war. In einer viertägigen mörderischen Seeschlacht hatte de Ruyter einen so glänzenden Sieg erfochten, daß er die englische Flotte in wilder Flucht vor sich hertrieb und ganz vernichtet hätte, wenn nicht dichter Nebel eingetreten wäre, der ihn an der Verfolgung hinderte. England, dessen Hochmut durch diese Niederlage aufs empfindlichste getroffen war, bot alles auf, die Scharte wieder auszuwetzen. Aber der furchtbare Brand Londons, den weder die Fluten der Themse, noch die Tränen der Bürger zu ersticken vermochten, und die Pest, der soviel Menschen zum Opfer fielen, daß ein großer Teil Englands verödete, waren wie Geißelhiebe und trieben das Volk zum Frieden.

Sir William Temple kam nach dem Friedensschlusse als englischer Gesandter nach dem Haag. Da er sich, trotz geringer Gaben, den Schöngeistern zurechnete, suchte er die Freundschaft Evremonds. Dieser verdankte ihm, daß aus dem Staatssekretariat eines Tages ein Brief eintraf, worin der König Herrn von Saint Evremond auffordern ließ, nach London zurückzukehren. Ein sorgenfreies Dasein war ihm durch die Einladung gewiß.

Schweren Herzens schied Evremond von Holland, wo er so Ungewöhnliches erlebt hatte. Vor der Abreise sichtete er sorgfältig seine Niederschriften und übergab davon vieles dem Feuer. Der letzte, der ihm in Amsterdam, bevor er das Schiff bestieg, die Hand drückte, und dem er wie einem Sohne die Rechte aufs Haupt legte, war der junge de Vries. Über Simons blasse Wangen rollten große Tränen.

In England ward Evremond eine seinem Range und Namen zukommende Aufnahme zuteil. Der König empfing ihn bald nach seiner Ankunft in Audienz und ernannte ihn huldvoll zum Statthalter einer kleinen Insel, worauf sich nur Enten befanden, die für die königliche Tafel bestimmt waren. Ein Jahresgehalt von dreihundert Pfund Sterling war mit dieser Ernennung verbunden, die als ein liebenswürdiger Scherz des witzigen Karl des Zweiten gelten kann, womit er Evremonds feine Zunge ehren wollte.

Als die erste königliche Ente auf seinen Tisch kam, ließ er sich nicht ohne einen Seufzer davor nieder. Aber er hatte allmählich gelernt, in jeder Lage des Lebens ein Weiser zu sein und sie mit der ihm eigenen Anmut zu ertragen. Während er jedoch dabei war, die Ente zu zerteilen, wurde ihm von seinem alten Diener ein Brief überreicht. Er kam aus Amsterdam. Unruhe ergriff Evremond, und er ging in sein Bücherzimmer, um ihn sofort zu lesen. Der Brief war von Jan Hendrik Glazemaker geschrieben und enthielt mit wenigen, schmerzlichen Worten die Nachricht, daß Simon de Vries nach kurzer Krankheit gestorben wäre. Das Schreiben entfiel Evremond, und er barg sein Gesicht in den Händen. Er fand keine Tränen, aber als er das Haupt der Sonne wieder zuwandte, waren seine Züge wie versteinert und tiefe Falten des Wehs darin eingegraben.

Da Evremond zum gedeckten Tisch nicht zurückkehrte, erhob sich Praestigiar, der den köstlichen Braten roch. Er stieg auf den Stuhl seines Herrn und betrachtete die goldgelbe Ente mit glänzenden Augen. Aber so oft er auch, sich das Maul leckend, nach der Tür des Bücherzimmers blickte, sie öffnete sich nicht. Traurig ließ er zuletzt die langbehaarten Ohren hängen.

Rundschau

Geschichtliche Rundschau IV.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Ein historisches Werk ersten Ranges hat der durch sein Werk über den „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" bekannte Wiener Historiker Heinrich Friedjung der Öffentlichkeit übergeben. Ohne Rücksicht auf einen Parteistandpunkt, mit streng wissenschaftlicher Objektivität gibt der Verfasser in diesem neuen Werke eine Darstellung der geschichtlichen Ereignisse in den letzten 3 Jahrzehnten. Klar und deutlich zeichnet er „Das Zeitalter des Imperialismus",*) die Zusammenhänge und die Gegenspiele in der großen Politik seit 1884, die schließlich zu einer der größten Katastrophen der Weltgeschichte geführt haben, führen mußten: dem Weltkriege.

Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über Imperialismus, Sozialismus, Weltherrschaft und Weltkrieg gibt Friedjung zunächst einen kurzen Überblick über die Entwicklung der mitteleuropäischen Politik bis zum Bündnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn, wobei er die orientalische Frage und die russische Politik in Europa in wenigen Strichen skizziert. Dann wendet sich der Verfasser seiner eigentlichen Darstellung zu, dem Imperialismus, der seine Wirkung zunächst offenbart in dem Kampf um die Besitzergreifung Afrikas. Hier spielt die ägyptische Frage die Hauptrolle; sie ist es, die mehr als zwanzig Jahre hindurch die Politik Englands und Frankreichs und damit Europas überhaupt beherrscht hat. England ist um die Mitte der 80er Jahre in eine „splendid isolation" geraten und eine Folge dieser vollkommenen Isolierung ist der nun stark einsetzende englische Imperialismus, der sich zunächst die feste Zusammenfassung und die Stärkung des Bandes zwischen Mutterland und Kolonien zur Aufgabe gemacht hat. Um dieselbe Zeit flackert auch die Balkanfrage wieder auf, besonders in Bulgarien, wo die Machenschaften der russischen Politik die Vertreibung des Fürsten Alexander bewirkten. In Zusammenhang hiermit und mit der österreichischen Balkanpolitik steht der deutsch-russische Rückversicherungsvertrag, über dessen Wert und Nutzen in letzter Zeit so viel geschrieben und gestritten worden ist. Einen wichtigen Einschnitt in die mitteleuropäische Politik bildet die Entlassung Bismarcks.

An Stelle des Eisernen Kanzlers tritt in Deutschland Caprivi, ein guter General, aber kein bedeutender Poli-

*) Berlin, Neufeld & Henius.

tiker. Der Rückversicherungsvertrag mit Rußland wird nicht verlängert, weil man fürchtet, damit bei England, dem Rivalen Rußlands in Asien, anzustoßen. Rußland sucht einen anderen Verbündeten und findet ihn in Frankreich, das stets gern bereit ist, gegen Deutschland in Aktion zu treten. Damit ist dem mitteleuropäischen Bündnisse, zu dem 1887 Italien hinzugetreten ist, ein Gegenstück entstanden: das russisch-französische Bündnis. Von nun an bildet dieses Bündnissystem den Angelpunkt der europäischen Politik. Hier unterbricht Friedjung einen Augenblick die Schilderung der europäischen Ereignisse und führt den Leser hinaus in die weite Welt, in den nahen und fernen Orient, wo Japan die Führerschaft an sich genommen hat, nach Südafrika, Ägypten und dem Sudan, wo sich der britische Imperialismus austobt, wobei auch das italienische Fiasko an Afrikas Ostküste kurz gestreift wird. Er beschreibt, wie der britische Imperialismus in seinem Ausdehnungsdrange mit dem französischen zusammenstößt, was wiederum eine, wenn auch nur kurze Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland zur Folge hat, eine Rivalität, die ihren Höhepunkt findet in dem Faschoda-Fall, bei dem England als Sieger hervorgeht. Wir stehen am Ausgange des 19. Jahrhunderts: zwei neue Momente treten in die Entwicklung des imperialistischen Zeitalters ein: in Europa der deutsche Flottenbau, das Bagdadbahnprojekt, mit anderen Worten Deutschlands Interesse im osmanischen Reiche, und der enorme wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands, jenseits des Ozeans die Entwicklung der Vereinigten Staaten von Amerika vom Nationalstaat zum Imperialismus. In das letzte Jahr des alten Jahrhunderts fällt auch die erste Haager Friedenskonferenz, die so viel versprach und so wenig gehalten hat.

An der Schwelle des neuen Jahrhunderts sind es wichtige Ereignisse in Afrika und Ostasien, die die Blicke Europas auf sich lenken: der Burenkrieg und sein Einfluß auf die europäische Politik, und im Osten die chinesischen Wirren, Rußlands Vordringen in Ostasien und das hierdurch hervorgerufene englisch-japanische Bündnis. Mit großem Interesse folgt man hier den feinen und klaren Ausführungen des Verfassers in das Spinngewebe europäischer Politik, die sich immer mehr zu verwickeln scheint, in Wirklichkeit sich aber immer mehr herauskristalisiert und klärt. England hat sich endgültig für den Zweibund entschieden, mit dem Jahre 1904, in das die englisch-französische Verständigung fällt, sind die Würfel der europäischen Politik gefallen, die Friedensepoche ist, wie Friedjung treffend ausführt, zu Ende. Den Abschluß des I. Bandes bildet eine ziemlich genaue Darstellung des russisch-japanischen Krieges, der mit dem Siege der ostasiatischen Macht endigt und das in Asien geschlagene Rußland für England zu einem geeigneten Bundesgenossen macht auf dem politischen Schachbrett Europas, auf dem England Deutschland von jetzt ab schachmatt zu setzen sucht.

Bis zu diesem Zeitpunkte reicht der bisher erschienene Teil des Werkes, der jedem Leser viel Neues und über manches Klarheit bringen wird, dessen Zusammenhang ihm vielleicht bisher dunkel und unverständlich war. Klare Sprache, kurze, treffende Schilderung von Personen und Ereignissen zeichnen die Darstellung Friedjungs aus, sodaß jeder leicht den Gedankengängen zu folgen vermag. So ist die Lektüre des Friedjung'schen Buches geradezu ein Genuß, und wir können daher unseren Lesern mit bestem Gewissen nur empfehlen, sich selbst hiervon zu überzeugen. Es steht zu wünschen, daß auch der II. Band, der die Geschichte des Imperialismus bis zum Ausbruche des Weltkrieges weiterführen soll, recht bald der Öffentlichkeit übergeben wird, und daß es dem

Verfasser vergönnt ist, in diesem Bande — wenigstens zum Teil — auch noch diejenigen Quellen zu verarbeiten, die dem Geschichtsforscher bisher unzugänglich waren, und die erst durch die elementare Umwälzung des letzten Halbjahrs in Mitteleuropa der Forschung erschlossen sind.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß sich der Verlag des Werkes, Neufeld & Henius in Berlin, um die äußere Ausstattung des Buches sehr verdient gemacht hat, ein Verdienst, das bei den heutigen schwierigen Zeiten um so höher anzuschlagen ist.

*

Als 3. Heft der bei Friedrich Andreas Perthes in Gotha verlegten Schriftenreihe „Das neue Reich" liegt ein Buch des bekannten Politikers Dr. **Adolf Grabowsky** vor. Es enthält Aufsätze, die er in seiner Zeitschrift „Das neue Deutschland" geschrieben hat, und die er jetzt unter dem Titel „Wege ins neue Deutschland" gesammelt herausgibt. Grabowsky, der der Führer des Kulturkonservatismus gewesen ist, d. h. jener Richtung, welche die rechtsstehenden Parteien in Deutschland zu einer freundlichen Bejahung der Kulturforderungen der Gegenwart bringen möchte, betrachtet die Politik als umfassende Gestaltung des gesamten öffentlichen Lebens und handelt deshalb nicht nur von dem, was man gemeinhin unter Politik versteht, sondern von allen großen Aufgaben, die dem deutschen Volk gestellt sind, auch von Kunst und Wissenschaft; denn sie alle sind ihm nur Betätigungsformen desselben umfassenden politischen Willens. Auch wer nicht in allen Punkten mit Grabowsky's Ansichten übereinstimmt, wird seine in diesem Buche vereinigten Arbeiten mit Interesse und Vergnügen lesen. —

Der von Walther Rathenau aufgestellten Lehre, daß Wirtschaft nicht mehr Privatsache bleiben dürfe, sondern Sache der Gemeinschaft werden müsse, und daß der ungeregelte Kampf aller gegen alle einer planvollen Ordnung Platz zu machen habe, einer Lehre, die aus dem Munde eines Walther Rathenau zum mindesten recht merkwürdig klingt und die doch wohl mehr geschadet hat, als gemeinhin angenommen wird, stellt **Richard Calwer**, der mehr als ein geistvoller Dilettant ist, in seiner neuen Schrift „Produktionspolitik zum Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft" (Zeitfragen-Verlag, Berlin-Zehlendorf) die Überzeugung gegenüber, daß der Kampf das wahre Element der Wirtschaft und der Wagemut des Unternehmers die unentbehrliche Triebfeder zur Überwindung der Risiken des Kampfes ist. Ohne solche Bewegungsfreiheit seien die Unternehmer nicht in der Lage, die Produktionssteigerung herbeizuführen, deren wir in der jetzigen kritischen Lage unseres Wirtschaftslebens mehr bedürfen als je zuvor. Der Staat als Unternehmer habe in der Kriegs- und Übergangswirtschaft vollkommen versagt; nicht einmal bei der bloßen Regelung derselben sei er seiner Aufgabe gerecht geworden. Doppelt gefährlich sei das Experiment der Vergesellschaftung der Produktion jedoch gerade in diesem Augenblick, wo die Feinde im Begriff sind, die Hand auf alles staatliche Eigentum in Deutschland zu legen. Wir haben den Calwerschen Ausführungen nichts hinzuzufügen, abgesehen von dem Wunsche, daß seine Schrift von möglichst vielen gelesen wird — auch von den geistvollen Dilettanten.

Schließlich sei wenigstens noch kurz — wir hoffen, an anderer Stelle ausführlicher darauf zurückkommen zu können — eine kleine geistvolle Schrift des Holländers **A. van Daehne van Varick** „Point de paix sans libre-échange" genannt, die bei Martinus Nijhoff im Haag vor wenigen Wochen

erschienen ist. Der Verfasser bricht hier eine Lanze für den Freihandel, ohne den er sich keinen dauerhaften Frieden denken kann. Abrüstung, Völkerbund, und wie sonst noch die Schlagworte der Idealisten und Pazifisten heißen, bezeichnet er als leere Phrasen, deren Verwirklichung noch lange auf sich warten lassen wird, die nur auf dem Papiere stehen werden, solange die Weltpolitik auf dem Boden des Realen steht und die Figuren auf der Bühne des Welttheaters Menschen sind und keine Engel.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Besinnliche Bücher sind in aufgeregter Zeit ein doppelt werter Schatz. Die Erzählung von Johannes Lepsius „Das Leben Jesu" (Potsdam, Tempelverlag, 1918), die einen Ehrenplatz unter ihnen einnimmt, liegt mit dem zweiten Band nun abgeschlossen vor.*) In drei Büchern wird das Wandern und Wirken Jesu auf der Lebenshöhe dargestellt, der Abschied von Galiläa, die erste Reise nach Jerusalem, der Flüchtlingsaufenthalt an den Ufern des Toten Meeres, im Ostjordanland, in Jericho, die zweite Reise nach Jerusalem und das Ende. Abweichungen der Darstellung von gewohnten Anschauungen sind nach den Worten des Verfassers „nicht literarischer oder rationalisierender Willkür entsprungen, sondern im Urtext der Evangelien begründet". Eine wissenschaftliche Ergänzung will Lepsius in einem angekündigten Buch über „die Quellen des Lebens Jesu" bieten. In dem vorliegenden Werk sind mit Recht wissenschaftliche Erörterungen weggeblieben, aber es beruht auf langjähriger Forschung und kann sich als Ganzes den berühmtesten Darstellungen ähnlicher Art getrost an die Seite stellen. Anzuerkennen ist besonders, wie der Verfasser alle Einzelheiten in großen, festgefügten Zusammenhang stellt, wie er Land und Leute anschaulich macht, wie er das menschlich Ergreifende herausarbeitet und in seelische Tiefen dringt. Mehr sprachliche Wucht möchte man freilich dem Werke wünschen. Im ganzen scheint mir der zweite Band (abgesehen von den letzten Kapiteln) als Dichtung etwas hinter dem ersten Bande zurückzustehen. Nicht deshalb, weil der Verfasser hier auf eine menschliche Deutung der Wunder mehr verzichtet, sondern weil in Jesus nach Überwindung des inneren Zwiespalts zwischen irdischem Ehrgeiz und Ewigkeitswert kein Raum mehr bleibt für einen inneren Gegensatz als höchstens in kurzen Erschütterungen, durch die die erhabene Einheit seiner Seele kaum gestört wird. Erst aus solchen Störungen aber kann innere Spannung entstehen. Die Darstellung des Kampfes mit den zahlreichen äußeren Gegensätzen ist von fesselnder Kraft und erreicht in den letzten Abschnitten bedeutende künstlerische Höhe. Besonders gilt dies von dem Kapitel „Golgatha", das, hoheitsvoll und doch vor kühner Wirklichkeitskunst nicht zurückschreckend, ein Meisterstück religiöser Dichtung genannt werden darf.

„Die Not der Hella Grawehn" von Richard May (Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt) ist ein etwas eintöniger, aber auch nachdenklicher Roman, der an Fontanes Art und Kunst erinnert. Am besten ist die Umgebung der Heldin getroffen, die Kleinstadt nahe der Großstadt, mit einem Kreis von Menschen, deren Einzelschicksal nicht viel Bedeutendes hat, die aber in klarer Seelenschilderung, in klugen Gesprächen, in schlichter Darstellung ihres beschränkten Treibens uns

*) Vgl. Nord und Süd, Märzheft 1918.

nahe kommen und vertraut werden. Daß die Heldin selbst mit Kühnheit die Grenzen der bürgerlichen Sitte übertritt, ist nicht stark begründet; wenig klar ist auch ihr inneres Verhältnis zu dem Geliebten, dem sie nicht als Gattin folgen will, und zu ihrem Kinde, um das sie sich kaum bekümmert. Fein und überzeugend dagegen ist dargestellt, wie sie den Weg zum Frieden und zur Versöhnung mit der Umwelt findet. Wenn in den Schlußteil der Weltkrieg eingreift, so erscheint das wohl zunächst dem Gegenstande des Werkes fremd, das Ganze schließt sich aber doch zur Einheit zusammen.

Drei Gedichtbücher aus der Sammlung „Der Jüngste Tag" (Leipzig, Kurt Wolff):

„Empörung, Andacht, Ewigkeit" von Max Herrmann, „Die Nackten". Eine Dichtung von Alfred Wolfenstein, „Dithyramben" von Iwan Goll. Übereinstimmend ist im Inhalt das Gemeinschaftsgefühl, Mitfreude und Mitleid mit den Armen und Ärmsten, übereinstimmend im Ausdruck das Streben nach Ungewöhnlichem, das zum Teil bezeichnend, auch bedeutend, öfter gewaltsam, auch geschmacklos wirkt. Verhältnismäßig weiche Stimmungen und Töne finden sich bei Herrmann. Die Form knüpft sogar zuweilen und nicht in den schlechtesten Gedichten seines Buches an die Überlieferung der alten Schule an. Die große Stadt ängstigt und quält ihn, Einsamkeit lastet auf ihm, mystische Sehnsucht erfüllt sein Herz. Bei Wolfenstein gefällt am meisten ein Ton politischer Satire. In großen Zügen werden die Parteien gekennzeichnet. Die Dichtung mündet in ein Preislied zu Ehren der Ärmsten. Goll ist der leidenschaftlichste und gewaltsamste unter diesen Dichtern. Er häuft Bild auf Bild, tobt, jauchzt und predigt, ein verzückter Sänger der Revolution, der allgemeinen Menschenliebe, der Liebe zu allen Geknechteten. Er ist von diesen dreien der gedankenreichste, aber auch trotz all seiner Bilder der am wenigsten gegenständliche, was sich besonders in der „Alpensymphonie" zeigt. Er bedarf eines festen Stoffes, um seinen Empfindungen festen Ausdruck zu geben. Dann erreicht er wie etwa im „Panamakanal" gute Wirkung.

Ihrer aller Meister in tief inbrünstigem Gefühl des Menschlichen und Göttlichen wie in der Kühnheit der Sprache, Franz Werfel, kann das Werk „Der Weltfreund" (Leipzig, Kurt Wolff) in dritter Auflage vorlegen. Auch durch Absonderlichkeiten der Form spürt man stets wesenhaften Geist und starkes Können, am meisten dort, wo der Ausdruck am schlichtesten ist.

Drei Bedingungen müssen zusammenwirken, um ein gutes Spruchgedicht zu schaffen: Gedanke, Bild und Wort. In den neuen Spruchgedichten von Wilhelm Müller-Rüdersdorf „Schmied' uns, Leben!" (München-Leipzig, Fr. Seybold, 1918) ist der Gedanke mehr Klugheit als Weisheit, der sprachliche Ausdruck oft matt und nüchtern, dagegen das Gleichnis nicht selten kräftig und treffend. Manches wetterregelartige Sprüchlein hätte wegbleiben können, etwa: „Alles wirkt, wie man's bestimmt: Nichts ist schwerer, als man's nimmt" (Doch! Manches ist viel schwerer.) Bisweilen aber gelingen gute und einprägsame Zeilen, zu denen ich diese rechnen möchte:

Liebe Seele, zage nicht,
Wahr' dir deiner Hoffnung Licht!
Sei nicht Schatten für die andern,
Mußt du durch das Dunkel wandern!

*

Ein paar Bücher zur deutschen und teilweise zur europäischen Geistes- und Sittengeschichte. Weiteren Kreisen bietet Otto Lauffer eine gute

Einführung in die Wissenschaft vom deutschen Altertum mit seinem handlichen und übersichtlichen Buch „Deutsche Altertümer im Rahmen deutscher Sitte" (Leipzig, Quelle & Meyer, 1918). Mit weiser Beschränkung zieht er feste Grenzen, innerhalb deren er seinen Bau mit um so größerer Klarheit und Geschlossenheit errichten kann. Er schließt das allgemein Gedankliche in Sitten-, Rechts- und Religionsgeschichte aus und hält sich ganz ans Gegenständliche, an die aus Menschenhand hervorgegangenen Schöpfungen der Vergangenheit. Er beschränkt sich weiter auf das deutsche Altertum im engeren Sinne mit Ausschluß des weiteren germanischen Kreises und ebenso der fremden Kulturen in Deutschland; beide Gebiete werden nur dort berücksichtigt, wo die deutschen Altertümer unmittelbar an sie anknüpfen. Planmäßig ordnet er den reichen Stoff in die Abschnitte: Hausaltertümer, wissenschaftliche Altertümer, zu denen besonders das Schriftwesen gehört, Kriegsaltertümer, Altertümer des Rechts, des Staats und der Gemeinde und endlich des kirchlichen Lebens. Mit bemerkenswerter Vollständigkeit werden diese Gebiete durchwandert, so daß für die Einzelheiten oft nur knappe, aber immer wohl unterrichtende und fesselnde Belehrungen übrig bleiben. Man meint zuweilen einen wissenschaftlichen Museumsführer zu studieren und bedauert nur, daß als notwendige Ergänzung nicht mehr Abbildungen beigegeben sind, als es in diesem Werke möglich war.

Alexander von Gleichen-Rußwurm, der schon häufig seine Meisterschaft in feinsinnigen kulturgeschichtlichen Gemälden bewährt hat, gibt eine „Geschichte der vornehmen Welt im romanischen Mittelalter" unter dem Titel „Der Ritterspiegel" (Stuttgart, Julius Hoffmann). Im ersten Teil „Junge Kraft und alte Stärke" behandelt er die Zeit vom Absterben des Altertums, das heißt etwa von der Wende des vierten und fünften Jahrhunderts, bis zum Anfang des neunten Jahrhunderts. Er zeigt den Kampf und Ausgleich des Alten und Neuen in Italien, im romanisierten Gallien und in Byzanz, spricht von der Art und Sitte der Franken, stellt die Grundzüge der altkeltischen Überlieferungen dar und läßt „die erste Internationale" vor uns erstehen, das über Sprach- und Volksschranken erhabene Rittertum West- und Mitteleuropas. Im zweiten Teil wird die Kultur dieses Rittertums in reichen Bildern vor uns entfaltet, seine Beziehung zum Morgenland mit besonderem Nachdruck betont, seine Blüte in der Langue d'oc begeistert gepriesen, seine Erscheinungsform im übrigen Frankreich und in Italien dargestellt. Der dritte Teil „Verbreitung und Ausklang des romanischen Mittelalters" betrachtet unter anderm besonders das Rittertum in Deutschland.

Dies Buch ist kein gelehrter Grundriß, der Verfasser meidet geflissentlich zunftmäßiges Gepräge, aber seinen künstlerisch hervorragenden Plaudereien liegt doch ein so gelehrtes Wissen, so weit ausgebreitete Belesenheit zugrunde, daß das Werk durchaus wissenschaftliche Würdigung beanspruchen kann. Zugleich jedoch ist es das Werk eines Dichters nicht nur wegen des Stils, wegen der eingestreuten Gleichnisse und Stimmungsbilder, sondern vor allem wegen der phantasievollen Art, in der ganze Zeitalter zu neuem Leben erweckt, in großen inneren Zusammenhängen geschaut und dargestellt werden. Mit Liebe ist das Buch geschrieben und um Liebe will es werben. Mit fast leidenschaftlicher Wärme tritt der Verfasser für seinen Gegenstand ein; dabei entgeht er nicht dem üblichen Fehler, einseitig zu werden. Der Vorstellung vom düstern Mittelalter wird die einer lichten, von höchsten

Kunst- und Lebenswerten erfüllten Zeit entgegengestellt. Der Troubadour wird zum Vertreter vollendeten Menschentums. In den Ausführungen des Werkes werden oft übersehene Wahrheiten mit Recht hervorgehoben, mit Unrecht übertrieben. Zu einer allseitigen Würdigung jener Kultur würde eine schärfere Beleuchtung auch ihrer Schwächen gehören.

Nicht frei von Übertreibung erscheint mir auch die Art, in der ein Lieblingssatz des Verfassers über die Herkunft dieser Kultur betont und entwickelt wird, die an und für sich nicht neue Behauptung, daß Sitte und Kunst des Rittertums den Einfluß der arabischen Kultur Spaniens zeigen. Gleichen-Rußwurm steigert diese Meinung so weit, daß er sagt, „auf arabische Kultur" müsse „am Ende alles zurückgeführt werden". Als innersten Kern, als „esoterische Auffassung" des Minnedienstes nimmt er gnostische Gedankengänge an. Zwar sei die geheime mystische Quelle bald verschüttet und vergessen worden und der gnostische Einfluß lasse sich nicht mehr urkundlich beweisen, aber er sei doch mit Notwendigkeit zu erschließen. Dagegen sei die Annahme einer Einwirkung des Christentums unhaltbar; der poetische Mariendienst habe sich erst unter dem Einfluß des Minnedienstes entwickelt.

Sind manche Grundzüge der Gedankenentwicklung fraglich, so bleibt doch ein außerordentlicher Reichtum an ausgezeichneten Kulturbildern aus dem Kreise der vornehmen Geselligkeit, der Feste und schöngeistigen Zusammenkünfte, der Sitten und Trachten, der Sagen und Dichtungen, vielfach durchwirkt von Beispielen jeder Art.

So leicht und fesselnd das Buch sich liest, als Ganzes ist es etwas unübersichtlich, wie ein verwunschenes Schloß mit vielen geheimnisvollen Gängen und Gemächern, die man staunend und bewundernd durchwandelt, in denen man sich aber schwer zurechtfinden kann. Diese Unübersichtlichkeit rührt gewiß zum Teil von dem vielgestaltigen Inhalt her, zum größeren Teil aber von der Arbeitsweise des Verfassers, der mosaikartig ein Steinchen ans andere setzt. Er meidet den gelehrten Anstrich so sehr, daß er manchem Leser gewiß Belehrungen schuldig bleibt und ihn zwingt, gelegentlich selbst Gedankenbrücken zwischen den Teilen der Darstellung zu errichten. Auch in Äußerlichkeiten, so in den Überschriften fehlt fast jede Hilfe. Besonders aber fehlen zum Schaden des Buches und einer nachprüfenden Versenkung fast alle Hinweise auf die Quellen. Kann sich der Verfasser bessere Leser wünschen als solche, die, durch ihn angeregt, zu den von ihm aufgesuchten und benutzten Quellen gehen wollen? Wenn sich hierin bei einer neuen Auflage einige Abhilfe schaffen ließe, würden die Leser dem Verfasser dieses schönen Werkes gewiß dankbar sein.

Ein wichtiges Stück schwäbischer Geistesgeschichte behandelt R. Julius Hartmann in dem Buch „Das Tübinger Stift. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geisteslebens" (Stuttgart, Strecker & Schröder, 1918). Das im sechzehnten Jahrhundert gegründete Stift, das Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg „das edelste Kleinod seines Herzogtums" nannte, hat so viele bedeutende und einflußreiche Männer herangebildet, daß es eine eingehende Darstellung verdient. Eine erschöpfende Geschichte des Stiftes ist noch nicht geschrieben, liegt auch in diesem Buch noch nicht vor. Hartmann zeichnet auf Grund eifriger Quellenforschung kulturgeschichtlich reizvolle Bilder von den allgemeinen Einrichtungen, der Entwicklung, dem häuslichen und wissenschaftlichen Leben dieser Anstalt. Vor allem aber gibt er eine Sammlung von kurzen Lebensabrissen und Charakterdarstellungen berühmter Stiftler vom Anfang bis

auf unsere Tage. Viele gute Abbildungen beleben die Darstellung. Eigenartig ist am Tübinger Stift die Verbindung wissenschaftlicher Theologie, für die es geschaffen wurde, mit weltlich klassischer Bildung, und viele gerade der besten Mitglieder sind aus Theologen zu hervorragenden Männern auf andern Gebieten geworden, von dem Astronomen Kepler und dem poeta laureatus Frischlin bis zu den Philosophen Schelling und Hegel, Vischer und Zeller. Noch reizvoller als die Tatsache dieser vielseitigen Abwanderung aus der Theologie scheint mir die Frage zu sein, inwieweit das Tübinger Stift durch die Anregungen, die es selbst gab und die durch die hier herangebildeten Lehrer anderer Bildungsstätten Württembergs weitergegeben wurden, daran teilgenommen hat, dem schwäbischen Geistesleben den auffallend einheitlichen Zug zu verleihen, den wir auf den verschiedensten Gebieten, namentlich in Philosophie und Dichtung, erblicken. Diese Frage harrt noch der Lösung.

Alfred Kloß bespricht in ausführlicher Darstellung „Die Heidelbergischen Jahrbücher der Literatur in den Jahren 1808 bis 1816" (Leipzig, R. Voigtländer). Das Buch ist von allgemeiner Bedeutung, weil die „Jahrbücher" ein Spiegelbild und ein nicht unwichtiges Werkzeug der geistigen Entwicklung jener Tage waren. Sie bildeten in den ersten Jahren ihres Bestehens das gehaltvollste und einflußreichste kritische Unternehmen der Romantik in Kunst und Wissenschaft. Später machte sich ein Umschwung bemerkbar derart, daß die Romantiker die „Jahrbücher" nicht mehr beherrschten, sondern in ihnen nur noch geduldet wurden. Diese Entwicklung stellt Kloß auf allen Stufen ausführlich dar; manche bisher unbekannte Briefe und Urkunden werden dabei mitgeteilt. Er entrollt die äußere Geschichte des Unternehmens und behandelt im einzelnen die Fächer, die für den Geist der Zeitschrift am bezeichnendsten sind, „Philologie, Historie, Literatur und Kunst". So entsteht ein farbenreiches Bild von den verschiedenen Strömungen und Kämpfen der Romantik und des Rationalismus, von den Äußerungen des religiösen, des nationalen Geistes, von dem Siegeszuge der spekulativen Philosophie. Indem der Verfasser in jedem Zeitabschnitt zuerst die Mitarbeiter, dann die Rezensionen eingehend bespricht, kann er Wiederholungen nicht ganz vermeiden. Auch etwas übersichtlicher hätte das Ganze gehalten werden können. Die gründliche und anregende Arbeit ist darum doch sehr willkommen.

Wieder nach Schwaben führt uns das Buch „Revolution und Nationalversammlung 1848. Schwäbische Urkunden (Reden, Berichte, Briefe, Tagebuchblätter, Gedichte)". Herausgegeben von Dr. Walter Reinöhl (Stuttgart, Strecker & Schröder, 1919). Württembergs Anteil an der Bewegung von 1848 wird hier durch die Stimmen jener Zeit wirkungsvoll in Erinnerung gebracht. Gute Worte zur Einleitung und Verknüpfung erläutern den reichen Urkundenstoff, der uns ebenso die gesamte Bewegung wie die bedeutenden Persönlichkeiten der Führer nahebringt. Daß in dem Werk viele höchst zeitgemäße Gedanken anklingen, braucht kaum gesagt zu werden.

Endlich sei noch ein Schritt in die rein politische Geschichte erlaubt zum kurzen, rühmenden Hinweis auf das Buch „Das Zeitalter des Imperialismus. 1848—1914". 1. Band. Von Heinrich Friedjung. (Berlin, Neufeld & Henius, 1919.) In weiterem Sinne gehört auch der Blick auf dies bedeutende Werk zu einer literarischen Rundschau. Nicht, weil Friedjung gelegentlich auch von den Zuständen der Literatur und Kunst in feinen Worten spricht,

sondern weil das Werk in seiner gediegenen und fesselnden Darstellung selbst ein wertvolles Stück deutscher Literatur bildet. Es beschränkt sich in der Hauptsache auf die äußere Politik, auf die Erörterung der weltgeschichtlichen Zusammenhänge, die in dem vorliegenden Bande bis zum Ende des russisch-japanischen Krieges betrachtet werden. In dieser Beschränkung aber bietet der Verfasser Meisterhaftes, ebenso wenn er die Fäden der Gesamtentwicklung entwirrt, wie wenn er Charakterbilder der führenden Männer zeichnet.

Geschichtswissenschaftliche Rundschau.

Von Dr. Willy Cohn.

An die Spitze unserer heutigen Übersicht stellen wir eine schöne Abhandlung, die uns Walther Schulze-Soelde unter dem Titel: „Geschichte als Wissenschaft"*) beschert hat. Dem Andenken des Heidelberger Philosophen Wilhelm Windelband ist die Schrift gewidmet, und wer selbst zu den Füßen dieses Meisters gesessen hat, der empfindet, daß sein Geist im besten Sinne aus dieser Arbeit uns entgegenleuchtet!

Der Verfasser versucht in ihr zu zeigen, inwieweit Geschichte als Wissenschaft möglich ist, und fördert, nach kritischer Auseinandersetzung mit Kant und Hegel selbständig weiterphilosophierend, unsere Erkenntnis auf diesem schwierigen Gebiete.

Vor allem legt er mit klarer Deutlichkeit die gesetzmäßigen Unterschiede zwischen Naturwissenschaft und Geschichtswissenschaft dar. Die Geschichtswissenschaft läßt keine Wiederholungen in der Geschichte zu, sie begnügt sich mit der Vereinzelung im Gegenstande, „während die Naturwissenschaft das sich wiederholende Gesetz ergründet".

Von welch' feinem Verständnis Schulze-Soelde aber auch für den Geist der Geschichtswissenschaft erfüllt ist, das mögen die folgenden Sätze zeigen, mit denen wir von dem Buche Abschied nehmen: „Wie vollendet würde ich die Geschichte Cäsars zu schreiben vermögen, wenn ich seine Gedanken zu denken imstande wäre, wie vollendet die Schlacht bei Tannenberg, wenn ich das strategische Bewußtsein eines Hindenburg in mich aufzunehmen vermöchte!"

„Das alte Rom", sein Werden, Blühen und Vergehen schildert Ernst Diehl in der Sammlung „Wissenschaft und Bildung"*). Er führt uns in 5 Kapiteln durch die alte Hauptstadt der Welt, in der sich Schicht auf Schicht in langsamem Wachsen gebildet hat. Die Wissenschaft ist bezüglich der Uranfänge Roms in letzter Zeit zu neuen Resultaten gekommen und ihnen folgend hat Diehl anstelle der alten Siebenhügelstadt die Vier-Regionenstadt treten lassen. Das handliche Büchlein wird nicht nur allen willkommen sein, die sich mit römischer Geschichte, sei es berufsmäßig, sei es aus Liebhaberei, beschäftigen, sondern auch denen, die, wenn einmal die Reisewege wieder frei sein werden, pietätvoll auf den Trümmern des alten Roms wandernd den Geist der Antike in sich aufnehmen wollen!

Ein Buch regsten Gelehrtenfleißes stellt das Werk von Wilhelm M. Peitz dar über das Register Gregors I.**).

*) Berlin, Verlag von Reuther und Reichard, 1917, Preis Mk. 3.—.

*) Quelle und Meyer, Leipzig 1917. Zweite verbesserte Auflage, 1.50 Mk.

**) Wilhelm M. Peitz S. J.: Das Register Gregors I., Beiträge zur Kenntnis des päpstlichen Kanzlei- und Registerwesens bis auf Gregor VII. Freiburg i. B. 1917, Herdersche Verlagsbuchhandlung. Preis Mk. 11.—.

Es bedeutet eine wesentliche Förderung unserer Kenntnis vom Kanzleiwesen der mittelalterlichen Päpste. Oft sind ja diese Eintragungen der abgehenden Briefe und Aktenstücke in das Register unsere wesentlichste Quelle der zeitgenössischen Ereignisse, weil sie eine primäre Quelle im wahrsten Sinne des Wortes darstellen! Sie führen uns mitten in die Kämpfe der Zeit und geben uns so einen unmittelbaren Einblick. Peitz hat das schwierige Handschriftenmaterial aufs gründlichste durchforscht und ist dabei zu neuen Ergebnissen gekommen. Er hat zeigen können, daß die eine Sammlung, die man bisher als Auszug ansprach, tatsächlich eine Abschrift des vollen Originalregisters darstellt.

Wir wollen uns freuen, daß mitten im Kriege ein Buch herausgekommen ist, das wahrhaft von dem Wunsche nach Erkenntnis erfüllt und ein Zeichen entsagungsvollsten Fleißes ist.

„Die Prignitz und ihre Besitzverhältnisse vom 12. bis zum 15. Jahrhundert" schildert in den „Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg" eingehend und auf Grund tiefschürfender archivalischer Kenntnisse Walter Luck*). Obwohl der Verfasser vom Felde aus die Arbeit vollenden und den Druck leiten mußte, ist doch eine Studie entstanden, die unsere Kenntnis von der Entwicklungsgeschichte der Mark Brandenburg wesentlich erweitert. Es wäre zu wünschen, daß diese Arbeit den Anstoß gibt, auch die Geschichte anderer Territorien in lokaler Beschränkung, aber unter Benutzung aller zugänglichen Archivalien zu untersuchen und darzustellen! Sollte einmal eine Neuauflage des Luckschen Buches nötig werden, so möchten wir dem Verfasser empfehlen, durch Überarbeitung des sprachlichen Ausdrucks die Lesbarkeit zu erhöhen, damit der treffliche Inhalt nicht unter der Form zu leiden hat; aber hier entschuldigt auch die Kriegsteilnahme des Verfassers, die wohl hinderte, hier und da die feilende Hand noch anzulegen.

Noch vor dem Kriege erschienen ist Conrad Müllers: „Altgermanische Meeresherrschaft*), das auf dem Gebiete seegeschichtlicher Forschung als epochemachend anzusprechen ist. Wie unser politisches Interesse an der See verhältnismäßig spät erwacht ist, so hat auch die deutsche Forschung auf diesem Gebiete erst spät eingesetzt; hier tritt Müllers Werk in umfassender Weise in die Lücke ein; es gibt nicht nur eine Schilderung der Leistungen zur See vom frühesten Auftreten der Germanen an, sondern es wertet auch die dichterische Überlieferung, die Sagen und Mythen seegeschichtlich aus. Von der Liebe zum Meere erfüllt ist das Buch, obwohl von hoher Gelehrsamkeit, doch sehr lesbar und flüssig. Immer mehr erkennt man ja den Einfluß der Seemacht auf die Geschichte, wie ihn zuerst der Engländer Mahan von seinem Standpunkt aus dargestellt hat, und umsomehr ist es zu begrüßen, daß wir nun auch in deutscher Sprache ein Werk besitzen, das die germanische Vorzeit und das frühe Mittelalter auf diese Zusammenhänge hin untersucht!

Durch die Herausgabe der eigenhändigen Berichte von Ferdinand Cortes an Kaiser Karl V. in den Jahren 1520 und 1522 hat sich Artur Schurig ein beträchtliches Verdienst erworben. Der im Insel-Verlag unter dem Titel: „Die Eroberung von Mexiko durch Ferdinand Cortes" erschienene Band**) ist schon rein bibliophil betrachtet eine Freude.

*) Verlag von Duncker und Humblot, München und Leipzig, 1917.

*) Mit 13 Bildtafeln und 2 Karten, Gotha 1914, Friedrich Andreas Perthes. A. G. Preis geheftet Mk. 10.—, geb. Mk. 11.50.

**) Preis in Pappe 8.— Mark.

Man kann ja auch tatsächlich sagen, daß im allgemeinen unsere Kenntnis von der amerikanischen Geschichte keine große ist, und es ist daher wohl zu begrüßen, wenn uns hier eine derartige umfassende und doch auch gut lesbare Quellenpublikation vorgelegt wird. Denn überall gibt ja in der Historie erst die Beschäftigung mit der Quelle das eigentliche Bild von den Dingen.

Einleitend führt uns der Herausgeber in die Zeitereignisse ein und er läßt sich wohl wie jeder, der sich längere Zeit hindurch mit seinem Helden näher beschäftigt, gewissermaßen etwas von ihm umgarnen, und so urteilt er zweifellos über Ferdinand Cortes, der zu den rücksichtslosesten Eroberern der Weltgeschichte gehört, zu günstig. In seiner Art war der Eroberer sicherlich ein bedeutender Mensch, wenn er uns auch nicht sympathisch zu werden vermag. Möchte der Insel-Verlag auch weiterhin auf diesem Wege fortfahren, in modernem schönem Gewande Quellen der Weltgeschichte neu zu erschließen.

Das Erscheinen des zweibändigen Werkes von Hans Schulz: „Der dreißigjährige Krieg" innerhalb der im Teubnerschen Verlage herausgekommenen Sammlung: „Hauptquellen zur neueren Geschichte"*) gibt Veranlassung, auf diese Reihe überhaupt hinzuweisen. Immer mehr macht sich bei allen historisch Interessierten das Bedürfnis geltend, zu den Quellen selbst zu greifen, um prüfend zu wägen, wie sich die Dinge gestaltet haben, und gerade dieser Trieb zu den Quellen vertieft ja die Auffassung. In geschickter Weise versteht es Schulz, in Quellenstücken aus den verschiedenen Lagern das bunte Bild des dreißigjährigen Krieges vor Augen zu führen, der ja für Deutschland ebenso unselig geworden ist, wie der eben beendete Weltkrieg. In die altertümliche Sprache der Dokumente wird man sich schnell hineinlesen, ist doch die Epoche aus Schillers „Wallenstein" und „Dreißigjährigen Krieg" jedem bekannt und die Gestalten deshalb alt vertraut. Wir möchten wünschen, daß die beiden Bände der Sammlung viele neue Freunde gewinnen!

*) Leipzig und Berlin 1917, kartoniert je 2,40 Mk.

Der Heidelberger Historiker Karl Hampe untersucht die Beziehungen zwischen „Belgien und Holland vor dem Weltkriege"*). Das Buch ist deshalb für die Geschichte bedeutsam, weil es in großem Maßstabe belgische Quellen und Aktenstücke benutzen kann, die sich durch die Ereignisse der letzten Jahre erschlossen haben! Es zeigt auf Grund der Geschichte, daß an eine politische Vereinigung beider Länder kaum zu denken ist, daß aber eine kulturelle Annäherung zwischen Vlamen und Niederländern aussichtsreicher ist.

Nicht ganz in den Rahmen einer „geschichtswissenschaftlichen Rundschau" paßt Carl Jentsch's „Volkswirtschaftslehre", die in der vierten Auflage vorliegt**). Jedoch werden ihre Untersuchungen auch für den geschichtlich in erster Reihe interessierten Leser dauernden Gewinn bringen, zumal ja im gegenwärtigen Augenblick auch die Geschichtswissenschaft unter sozialerem Gesichtswinkel an die Geschehnisse der Vergangenheit heranzutreten haben wird. Jentsch's Buch ist ja ein alter guter Bekannter und wird sich sicherlich in der vorliegenden Auflage, die der Verfasser leider nicht mehr erleben durfte, zu den bisherigen Freunden viele neue erwerben, denn wann

*) Verlag Friedrich Andreas Perthes A. G., Gotha 1918.

**) Volkswirtschaftslehre. Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft populär dargestellt. 33.—38. Tausend, 4. verbesserte und vermehrte Auflage, besorgt von Dr. phil. Anton Heinrich Rose. Verlag von Fr. Wilhelm Grunow, Leipzig, 1918.

war der Drang nach volkswirtschaftlicher Belehrung stärker als jetzt! — —

Von Bedeutung für die deutsche Gelehrtengeschichte sind Erinnerungen, die Anna de Lagarde unter dem Titel: „Paul de Lagarde, Erinnerungen aus seinem Leben"*) in zweiter Auflage veröffentlicht hat. Sie bieten manche Nachricht für die Entwicklung des deutschen Geisteslebens im 19. Jahrhundert und auch für die Stimmung im Zeitalter der deutschen Einigungskriege. Das Buch ist in warmer Liebe zu dem Verstorbenen geschrieben und wird auch in demjenigen Interesse für ihn erwecken, der grundsätzlich politisch auf einem anderen Standpunkt steht und Lagardes Stellungnahme vor allem in der Judenfrage bekämpft. Doch wird die Achtung vor dem Gelehrten Lagarde, der in unermüdlichem Fleiße sich eine bedeutende Stellung unter den Orientalisten erworben hat, dadurch keine Einbuße erleiden; für den Historiker, der einmal die Geistesgeschichte des vergangenen Jahrhunderts zu schreiben haben wird, bleibt das Buch eine wichtige Quelle!

Auch diese Rundschau hat in den behandelten Büchern noch teilweise im Zeichen des Krieges stehen müssen, möchte die kommende Friedenszeit auch die historische Wissenschaft wieder zur vollen Blüte in Deutschland erwecken, durch die sie sich so lange ausgezeichnet hat, und möchte sie sine ira et studio an ihre Aufgabe herantreten, denn „die Weltgeschichte ist das Weltgericht".

*) Leipzig, Wilhelm Heims, 1918.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-ucza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

NORD UND SÜD

Bildnis und eigenhändige Unterschrift von Lorenz Adlon.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — G. F. Steinacker.
München — Berthold Sutter.
Berlin W. 10
Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl.
Kopenhagen — Ersleo & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale.
Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg.
Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.
für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung Herm. Paur, Zürich I.
Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

43. Jahrgang. Band 169. Heft 537. Juni 1919.

Professor Dr. Ludwig Stein: Das Wesen der Autorität.

Motto:

Où tout le monde peut faire ce qu'il veut, nul ne fait ce qu'il veut; où il n'y ap as de maître, tout le monde est maître; où tout le monde est maître, tout le monde est esclave.

(Bossuet.)

„Glaube an Autoritäten .... ist unumgängliches Bedürfnis. Die Glaubensfreiheit besteht lediglich darin, auf allen Gebieten nur derjenigen Autorität zu folgen, welche die kritische Prüfung aushält." (Schäffle.)

„Vom Oktober 1793 bis April 1794, wo Girondisten, Hebertisten, Dantonisten nacheinander geköpft wurden ... datiert in Wahrheit die Wiedergeburt des Prinzips der Autorität, dieser ewigen Schutzwehr der menschlichen Gesellschaften ... Robespierre bleibt ein bedeutender Mann, nicht seiner Talente und Tugenden wegen, die hier nebensächlich sind, sondern wegen seines Sinnes für Autorität." (Hippolyte Castille, ein kommunistischer Historiker.)

Im sechsundzwanzigsten Jahrgang von Schmollers Jahrbuch habe ich eine Untersuchung über das Problem der Autorität veröffentlicht, deren Wiedergabe heute zeitgemäßer denn je erscheint.

I.

Autorität und Anarchie heißen die beiden Pole menschlichen Zusammenlebens. Die Autorität stellt sich der soziologischen Betrachtung als der positive, die Anarchie als der negative Pol aller Gesellschaftsgebilde dar. Autorität ist das erhaltende, zusammenschließende, Anarchie das auflösende, zersetzende Prinzip. Zwischen diesen beiden Gegensätzen pendelt das Menschengeschlecht seit Anbeginn der Geschichte in merkwürdigem Rhythmus hin und her. Scheint doch dieser Urkontrast im Zusammenwirken von Menschen, welche sich zu sozialen Gruppen vereinheitlicht haben, nur ein Spezialfall eines generellen Weltgesetzes zu sein. Die Physik kennt nämlich diesen Gegensatz als Attraktion und Repulsion (Anziehung und Abstoßung), die Chemie als Affinität und Verbindungswiderstand; in der Soziologie heißt er Sympathie und Antipathie.

Überall dort, wo umherschweifende Horden seßhaft werden und sich zu festem Verbande kristallisieren, bilden sich unausweichlich Autoritäten heraus, um welche sich die Menge wie die Zelle um ihren Zellkern lagert. Heiße diese Autorität Sippen- oder Kriegshäuptling, Zauberer oder Priester — gleichviel. Sobald die

Menschen den Urzustand des führerlosen Nomadentums überschreiten, sobald sie aus dem gesellschaftlichen Chaos der Herrschaftslosigkeit (Anarchie) herauswachsen, um sich zu sozialen Verbänden von dauerhafter Struktur zusammenzutun, werden sie sich unweigerlich Autoritäten geben müssen. Jedes geregelte Zusammenleben und planmäßige Zusammenwirken von Menschen hat eben zur unerläßlichen Voraussetzung, daß zwischen ihnen ein festes Gefüge von Über- und Unterordnung, von Befehlenden und Gehorchenden, zur allgemeinen Anerkennung und Respektierung gelangt. Denn die Kollisionsmöglichkeiten zwischen der Tätigkeits- und Machtsphäre der einzelnen Individuen sind so zahlreich und so unausbleiblich, daß diese einzelnen Individuen ihrem stärksten, auf Selbsterhaltung gerichteten Instinkt unfehlbar nachgegeben und infolgedessen einander zerfleischt haben würden, wenn nicht im letzten Augenblick Furcht, Rücksicht oder Scheu vor Autoritäten ihren Raubtiergrimm gebändigt hätten. Jede Autorität, sei es die sichtbare, der Häuptling, sei es die unsichtbare, die Gottheit, wirkt erzieherisch und veredelnd insofern, als sie Hemmungsvorstellungen und Gegenmotive erzeugt, welche so geartet sind, daß sie unseren angeborenen Raubtierinstinkten die Wage zu halten vermögen.

Erst durch die Schaffung von Autoritäten als regelnder Instanzen, welche die zentrifugalen Instinkte des Naturmenschen durch starke Gegenmotive wettgemacht und ausgeglichen haben, war der Übergang vom Naturzustand zum Kulturzustand möglich.

Der Typus des Naturzustandes heißt nämlich: Jeder für sich; der Typus des Kulturzustandes hingegen heißt: Alle für einen und einer für alle. Dort gilt die Parole: ôte-toi de là que je m'y mette, hier: viribus unitis; dort herrscht Arbeitskonzentration, sofern jeder alle seinem Bedürfnis dienenden Arbeiten selbst verrichten muß, hier Arbeitsteilung nach dem Grundsatz: do, ut des, zumal heute niemand mehr seine Lebensbedürfnisse selbst herzustellen vermag, sondern auf die Arbeit anderer angewiesen ist. Aus dieser notgedrungenen Arbeitsteilung erwächst eine stetig wachsende Solidarität des Menschengeschlechts. Gerade *weil* wir aufeinander angewiesen sind, müssen wir unsere Interessen auszugleichen und zu harmonisieren suchen.

Dieser Übergang zum Kulturzustand ist nun das Werk der Autoritäten aller Völker und Zeiten. Zu diesen Autoritäten rechne ich nicht bloß Götter und Geister, Kriegsführer und Häuptlinge, Väter und Älteste, Friedensvorsteher (Sachem) und Sippenhäuptlinge, Priester und Zauberer, sondern und vor allem Religionsstifter (Confucius, Laotse, Zarathustra, Buddha, Moses) und Gesetzgeber (Drakon, Solon, Lykurg), weiterhin Gesetze und Institutionen (Zehn Gebote, Zehn- und Zwölftafelgesetz). Denn Autorität ist alles, was dem Einzelnen Verhaltungsweisen für sein Denken, Fühlen oder Handeln entweder befiehlt oder rät, alles, was Dauer, Plan, Zusammenhang, System und Konstanz hat im Gegensatz zum Flüchtigen, Zufälligen, Plötzlichen, Willkürlichen und Wechselvollen in Laune und Stimmung des Einzelmenschen; alles endlich, was durch Unterwerfung des eigenen Urteils

unter ein anderes Hemmungsmotive zur Niederhaltung ichsüchtiger Affekte schafft. Autorität ist somit das ordnende Prinzip im Gesellschaftsorganismus — eine Parallelerscheinung zu den Gesetzen im Naturmechanismus. So gefaßt, wirken natürlich unpersönliche Gesetze, Sitten und Institutionen ebenso autoritativ, wie Könige, Volksheroen oder Götter.

Aus alledem ergibt sich, daß die menschliche Kultur ohne die genannten Autoritäten undenkbar wäre. Denn die ungezügelte Wildheit des Urzustandes kann nur gezähmt werden, wenn ein höherer Wille oder genereller Befehl vorhanden ist, dem sich das einzelne Individuum im Kollisionsfalle unbedingt zu fügen hat. Ohne Unterordnung der Einzelnen ist schlechterdings keine Ordnung der Gesamtheit zu erzielen. Ginge jeder nur seinen Impulsen oder Instinkten nach, ohne im kritischen Augenblick durch höhere Befehle (göttliche, königliche, gesetzliche) gehemmt zu werden, so würden wir heute noch, trotz jahrtausendelanger Erziehung durch Autoritäten, in die Barbarei zurücksinken. Ließe man den heutigen Anarchisten nur eine kurze Weile freien Spielraum zur Durchsetzung ihrer ungebundenen Phantasien, so würden sie unfehlbar in drei Tagen zerstören, was die Autoritäten in drei Jahrtausenden mühsam genug für uns auferbaut haben.

Die Autoritäten sind eben die unerläßliche ewige Dressur des Menschengeschlechts. Wie man durch Domestikation Raubtiere zu Haustieren gezähmt hat, so hat man durch die zwingende Gewalt öffentlicher Befehle, autoritativer Gebote und Gesetze die Naturmenschen zu Kulturmenschen emporgezüchtet. Denn durch diese allgemeingültigen Imperative haben die Menschen allgemach gelernt, sich unterzuordnen, zu gehorchen, ihre Instinkte zu adeln und ihre Impulse unter die Interessen einer größeren Allgemeinheit zu beugen. Gleichwie die Wissenschaften Ordnung in das Naturgeschehen gebracht haben, so die Autoritäten Ordnung in das Gesellschaftsgeschehen. Wie bei jeder Dressur, so ging auch hier der Weg zum Zuckerbrot durch die Peitsche. An der Schwelle der Kultur stehen durchweg blutdürstige Tyrannen. Wilde Bestien zu bändigen, gibt es nur ein Mittel: die Furcht*). Solange die Bestie wild bleibt, würde kein milderes Mittel verfangen. So gesehen, erhalten die grimmen Tyrannen und Despoten der Vorzeit eine vergleichsweise hohe kulturgeschichtliche Bedeutung; sie sind die großen Menschenbändiger. Sie begründen ihre Autorität durch Zwang und Gewalt, durch Feuer und Blut, durch Schrecken und Grauen. Damit der Mensch lerne, daß er im Zusammenleben mit anderen nicht jedem augenblicklichen Gelüste nachgehen darf, muß ihm der Respekt vor einem höheren Willen, dem der seinige sich

*) Im Band XV der nachgelassenen Werke Nietzsches, Der Wille zur Macht, S. 77 heißt es: Diese Art Stärke, die Furcht erregt, galt vor allem als göttlich: Von hier nahm die Autorität ihren Ausgangspunkt.

unter allen Umständen zu beugen habe, zunächst durch Schrecken und Furcht eingeflößt, planmäßig eingeimpft werden.

Durch diese harte Schule der Furcht mußte der Naturmensch, an der Hand der Autoritäten, hindurchgehen, sollte er anders die Selbsterhaltung der Arterhaltung unterordnen lernen und damit den Aufstieg zu immer höheren Kulturformen antreten. Es hat Jahrtausende währender Erziehung der Masse durch ihre Autoritäten bedurft, bevor sich Scheu und Angst zum Glauben sublimierten, bevor sich die Furcht vor Königen und Göttern zur Ehrfurcht steigerte.

In demselben Maße, wie der Zivilisationsgrad der Völker wächst, verfeinert sich auch die Form ihrer Autoritäten. Ein Rassentier braucht und verträgt keine Zuchtrute mehr. Wo sonst die Peitsche unerläßlich war, da genügt jetzt ein mahnendes Wort, ein sanfter Wink. Hier ist ein freundlicher Kosename wirksamer als jeder Geißelhieb, zumal dieser unter Umständen nur den entgegengesetzten Effekt hervorruft. Die Furcht hört jetzt auf, einziges Erziehungsmittel zu sein, wenn man gleich auf diesen Faktor der Autorität auch in ihrer sublimiertesten Form niemals ganz wird verzichten können.

Die nächste, gereiftere Stufe der Autorität ist der Glaube. Sobald einzelne Völkerstämme den nomadenhaften, halbanarchischen Wildheitszustand verlassen, sobald sie seßhaft werden und sich zu festen Verbänden zusammentun, sodaß sie einer einheitlichen Leitung dringend bedürfen, reicht die Furcht als Autoritätsquelle und Erziehungsmittel nicht mehr aus. Um nämlich in dauernder Furcht erhalten zu werden, muß die Möglichkeit vorhanden sein, daß man vom Gegenstand der Furcht ständig beobachtet werden kann. Dehnt sich aber ein Volksstamm so weit aus, daß seine einzelnen Glieder unmöglich von der leitenden Zentrale aus unmittelbar beobachtet werden können, so muß an die Stelle der Furcht vor dem Häuptling der Glaube an seine Allgewalt treten, um als Motivquelle und Hemmungsvorstellung wirksam zu bleiben. Denn Furcht hat man zunächst nur vor sichtbaren Gewalten. Da aber die Autoritäten nicht immer und nicht allen stets sichtbar bleiben können, zumal dann nicht, wenn die dieser Autorität sich Unterwerfenden aus Mangel an Platz und Nahrung vom Zentrum der Autorität aus sich nach der Peripherie ausdehnen müssen, so muß die Fiktion der Allgegenwart dieser Autorität ihre mangelnde Sichtbarkeit ersetzen. Daher kommt es, daß im Vorschritt der Kultur die Götter immer unsichtbarer, die Könige immer unnahbarer, die Institutionen und Gesetze immer abstrakter werden. Die Furcht vor sichtbaren Gewalten hat sich eben zum Glauben an unsichtbare verfeinert. Das Grobsinnliche weicht auf der ganzen Linie der Abstraktion, das Faßliche dem Unfaßlichen, das Anschauliche dem Übersinnlichen. Wie Kinder ihre Eltern zunächst fürchten und erst in gereifterem Stadium ehrfürchten, so ergeht's ganzen Völkern. Im Kindheitszustande werden sie durch Furcht erzogen, im Jünglingsalter durch

Ehrfurcht und Liebe. Diese Entwicklungslinie der Verfeinerung der Gefühle zeigen sowohl die religiösen als auch die staatlichen Institutionen auf. Jedes Volk hat die Autoritäten, die es vermöge seines Zivilisationsgrades braucht und verdient; barbarische Stämme werden durch Furcht, zivilisiertere aufsteigend durch Glaube, Ehrfurcht und Liebe erzogen.

In diesem mittleren Stadium der Autorität, welches im wesentlichen die patriarchalischen Zustände in Kirche und Staat charakterisiert, befanden sich die christlichen Völker bis zum Ausbruch der großen französischen Revolution. Alle Autoritäten saugen bis dahin ihre Kräfte wesentlich und vorzüglich aus dem Glauben: Kinder glauben an ihre Eltern, Frauen an ihre Männer, Jünger an ihre Lehrer, Arbeiter an ihre Brotherren, Bürger an ihre Behörden und Gesetze, Soldaten an ihre Führer, Untertanen an ihre Fürsten, alle zusammen aber an ihren Gott. Die französische Revolution hat nun in alle diese Glaubensformen Bresche gelegt; sie hat alle alten Autoritäten, die auf einem irgendwie gearteten Glauben beruhten, in ihren Grundfesten erschüttert. Der beste Beweis nun, daß es unter Kulturvölkern ohne Autoritäten schlechterdings nicht abgeht, liegt gerade in der französischen Revolution. Sie hat nämlich nur die mittelalterliche Form der Autoritäten untergraben, um einer neuen, höchsten, gereiftesten Form der Autorität die Wege zu ebnen, und diese oberste Form ist: die Autorität aus Einsicht.

Das neunzehnte Jahrhundert hat erst diese abgeklärteste Form der Autorität zur Reife gebracht. Auf den Trümmern der Revolutionen erblühen neue, von den ehemaligen Revolutionären selbst herbeigesehnte Autoritäten, weil sich aller Denkenden die Einsicht bemächtigt hat, daß der Zusammenschluß und Zusammenhalt vorgeschrittener Kulturmenschen nur durch den Kitt der Autorität verbürgt und gewährleistet werden kann. Aus dieser Einsicht heraus schaffen die ehemaligen Revolutionäre Mazzini, Crispi, Cavour und Garibaldi das geeinigte Königreich Italien, und arbeiten in Deutschland die ehemaligen Achtundvierziger und die späteren Nationalvereinler wie Bennigsen, Miquel, Lasker und Bamberger an der Verwirklichung des tausendjährigen Einheitstraumes des deutschen Volkes, bis Kaiser Wilhelm I. und Bismarck dieses Ideal der deutschen Volksseele zur glücklichsten Erfüllung bringen. Wenn also die ehemaligen Revolutionäre selbst zur Autorität als einem Rettungsmittel gegen soziales Chaos und die Anarchie greifen müssen, so ist der stringente Beweis erbracht, daß Autoritäten nicht bloßes Furchtprodukt sind, wie auf der Unterstufe der Barbarei, aber ebensowenig bloßer Glaubenssatz, wie unter der Herrschaft des Feudalsystems, sondern und vor allem Vernunfterzeugnis — ein kategorischer Imperativ sozialer Selbsterhaltung. Mit einer entsprechenden Umbiegung des bekannten Voltaireschen Ausspruchs müßte es daher heißen: Wenn es keine Autorität gäbe, müßte man sie erfinden.

Für die Unterstufe der Zivilisation ist Autorität eine Naturnotwendigkeit, für die mittlere Stufe des Feudalsystems ist sie ein von Kirche, Staat und öffentlicher Moral verkündeter Glaube und eine eindringlich gelehrte Zwecknotwendigkeit, auf der Oberstufe des Konstitutionalismus endlich ist Autorität eine von der Geschichte und Philosophie demonstrierte Vernunftnotwendigkeit. Im Zustand der Barbarei führen die Instinkte der Selbst- und Arterhaltung zur Autorität, im Zustande des staatlichen oder kirchlichen Absolutismus drängen Gefühl, Gewissen und Glaube zur Autorität, unter vorgeschrittenen Kulturvölkern endlich beweisen Geschichte und Philosophie mit apodiktischer Gewißheit, daß wir im Interesse der nationalen Selbsterhaltung Autoritäten schaffen und respektieren müssen, ansonst wir unfehlbar ins Chaos zurückgeworfen und national atomisiert würden. Die eine Instanz appelliert an die Instinkte, die andere an das Gefühl oder den Glauben, der ja selbst Gefühl ist, die dritte und höchste Instanz endlich hält sich nur an den Intellekt. Nun gibt es heute noch selbst in vorgeschrittenen Kulturstaaten Bevölkerungsschichten, welche gedanklich über die erste Phase der Autorität noch gar nicht hinausgewachsen sind; sie führen vorzugsweise ein Instinktsleben. Am stärksten ist indes die zweite Phase der Autorität vertreten, welche im Glauben wurzelt. Sowohl der Kirchenglaube als auch der dynastische Glaube fördern die Respektierung aller Formen der Autorität. Dieser Glaube braucht keinen Beweis, ja er verträgt sogar seiner Natur nach gar keinen Beweis; er haftet, wie aller Glaube, wurzelfest im Gefühl. Das Gefühl aber kennt und verträgt keine Beweise.

Neben dieser Mittelschicht gibt es indes noch eine dritte, kritisch-reflektierende Schicht, welche weder durch Furcht, noch durch Glaube, sondern einzig durch Einsicht zur Überzeugung von der Unentbehrlichkeit der Autoritäten genötigt werden kann. Wo weder Instinkts- noch Gefühlsmotive mehr verfangen wollen, da müssen Intellektmotive ins Gefecht geführt werden. Der Furcht läuft parallel die staatliche Gewalt, dem Glauben die kirchliche oder moralische Macht, der Einsicht endlich entspricht die Kraft der Gründe. Wo die Gründe der Macht versagen, da hat die Macht der Gründe einzusetzen. Instinkt, Gefühl und Verstand müssen zusammenwirken, um den vorgeschrittenen Kulturen eine menschenwürdige Lebensordnung unter dem wirksamen Schutze von Autoritäten zu sichern. Den Anteil des Intellekts und seines Organs, der Wissenschaft, an diesem Dreibund zu kennzeichnen, sei nachfolgenden Untersuchungen vorbehalten. Wie die meisten wissenschaftlichen Methoden zu einer Dreigliederung des Stoffes neigen, so wollen auch wir das Autoritätsprinzip im philosophischen Dreivierteltakt variieren, indem wir a) Ursprung, b) Begründung und c) Grenzen der Autorität untersuchen werden.

Syndikus Eichbaum, Magdeburg: Über Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.*)

In demselben Augenblick, in dem für die Wahlen zur Nationalversammlung durch Listenverbindung in der Mehrzahl der Wahlkreise die bürgerliche Einheitsfront hergestellt war, ist die Erkenntnis laut geworden, daß Aufbau und Gesundung des Reiches unmöglich sind, wenn die großen politischen Gruppen lediglich kämpfend sich gegeneinander abschließen. Der Wahlsieg des Bürgertums bei doch mitentscheidender Macht der Sozialdemokratie hat diese Erkenntnis ausgebreitet und befestigt und hüben wie drüben, besonders aber in der bürgerlichen Linken, das Gefühl der Verantwortung für politischen Brückenbau gestärkt.

Das Bürgertum muß in den sozialistischen Kreisen werben können, und es muß mit den Sozialisten insoweit zusammengehen, als Übereinstimmung besteht. Solche Gemeinsamkeiten gibt es. Man darf sie zwar nicht aus den Parteiprogrammen herausklauben, welche sich mehr durch das, was sie verschweigen, als durch das, was sie enthalten, von einander unterscheiden, sie sind vielmehr sachlich bei Bürgern eines Staates garnicht wegzudenken. Gemeinsame Arbeit ist denn auch tatsächlich und wertvoll schon vom alten Reichstag geleistet worden in den Kommissionen, da, wo nicht zum Fenster hinaus, für die Wählermassen, geredet wurde.

Bürger eines Staates. Worte sind in der Politik Taten, Schlagworte Preßmächte. Und so wäre zu wünschen, daß für die Parteiung der Bürger eines Staates bald eine andere Formel als die Gegenüberstellung Bürgertum — Sozialdemokratie geboren würde.

Immerhin ist das ein Äußerliches. Not tut vor allem sachliche Klarheit. Wenn man glaubt, sozialistische Kreise dadurch gewinnen zu können und die gemeinsame Arbeit der bürgerlichen und sozialistischen Parteien dadurch zu fördern, daß man die Programme möglichst verwaschen hält, so ist das falsch und verhängnisvoll. Die Sozialdemokratie verdankt ihre Werbekraft gerade ihrem ausgeprägten Programm, und gesunde Kompromisse können nur aus klaren Gegensätzen geboren werden. Verschwommenheit und Verschleierung sind politische

*) Der Aufsatz ist im Januar 1919 zum Zusammentritt der deutschen Nationalversammlung geschrieben. Mit der inzwischen erfolgten Bildung der Reichsregierung und ihrer parlamentarischen Mehrheit ist der im Aufsatz erörterte Weg in formeller Beziehung eingeschlagen worden. Für die materielle Verwirklichung der Forderungen ist das aber nur die Voraussetzung. Doch ist auch materiell in der im Aufsatz gezeigten Richtung, selten freilich schon mit bewußtem Willen zum allgemeinen Ziel (Klassenversöhnung), die Entwicklung — mindestens der Ideen — fortgeschritten: man denke an die Reichswehr, man sehe, wie die Sozialisierungskommission (in dem vorläufigen Bericht über die Sozialisierung des Kohlenbergbaus) zur wirtschaftlichen Freiheit sich gestellt hat, man beachte so manches Ringen mit einem deutschen Rätegedanken.

Waffen der alten Zeit, die sich stumpf erwiesen haben. Will das Bürgertum nach links Feld gewinnen, so muß es mit Gründen und durch die Tat beweisen und ausbreiten, daß der Sozialismus die Zwecke seiner Bekenner nicht erfüllen kann, und daß das Erstrebte von einem sozialen Liberalismus gegeben wird. Den Schein zerstören, das Echte gewähren.

Es ist alles schon dagewesen. Das gilt nicht zum mindesten auch für die jüngste deutsche Revolution. Die Ideen von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit sind es, die die Umwälzung beherrschen, in veränderter Form, vielfach nur in verändertem Wortkleid. Und vor allem sind die realen Träger und Triebkräfte auch der jüngsten Revolution gleichen Wesens wie bei allen früheren. Im letzten Grunde und gerade nach der materialistischen Geschichtsauffassung des Karl Marx, daß alle Geschichte die Geschichte von Klassenkämpfen sei, handelt es sich darum, daß eine neue Schicht zu reicherem Anteil an den Gütern des Daseins, vor allem den materiellen Gütern, aufsteigen will. Das Schwergewicht der Bestrebung liegt in der Forderung wirtschaftlicher Gleichheit. Freiheit und Brüderlichkeit sind ihr nur Mittel zum Zweck, und wenn diese beiden Mohren ihre Schuldigkeit getan haben, dann müssen sie gehen. Nicht bloß, weil man sie nicht mehr braucht, sondern weil sie in der erstrebten wirtschaftlichen Ordnung unmöglich sind.

Brüderlichkeit wollten die revolutionären Machthaber einführen, als sie im Morgenrot der neuen Zeit mit Aufrufen, Belehrungen, Mahnungen, Verhandlungen, Bitten einen Staat lenken zu können glaubten. Nichts sollte gelten, weil es gilt, alles sich immer wieder brüderlich begründen. Der paritätische Lehrer-Schülerrat war ein Triumph solcher Brüderlichkeit. Aber schon ist der schöne Glaube an die Vernunft und Güte alles dessen, was Menschenantlitz trägt, an der Macht der Tatsachen wieder einmal blutig zerschellt. Der spartakistische Aufruhr hat die sozialdemokratische Regierung nicht erst zur Erkenntnis, wohl aber zum tätigen Bekenntnis geführt, daß kein Staat der Staatsgewalt entraten kann. Diese Wahrheit ist heute lebendiger Besitz aller derer, die nicht die Anarchie wollen. So ist die bürgerliche Forderung, daß dem Reiche, welchem die Revolution durch die Auflösung des Heeres das Rückgrat gebrochen hat, zu allererst wieder eine disziplinierte Macht zur Verfügung stehen müsse, ein Arm für den Kopf, heute eine Forderung auch der überwältigenden Mehrheit der Sozialdemokratie. Hier ist eine jener Gemeinsamkeiten der bürgerlichen Parteien und der Sozialdemokratie, und wohl die jetzt allerwichtigste. Dieses Eisen gilt es zu schmieden, so lange es heiß ist. Der sozialistische Staat, der die Grenzen seiner Wirksamkeit viel weiter steckt als der bürgerliche, ja überhaupt kaum noch solche Grenzen kennt, bedarf demgemäß erst recht des starken Arms. Wie die bewaffnete Macht im einzelnen einzurichten ist, darin wird ein Ausgleich der Auffassungen um so leichter kommen, je entschiedener der gemeinsame Schöpfungswille ist. Und weit in die Reihen der Sozialdemokratie hinein wird der Wille zu finden und zu wecken sein, den kostbaren Schatz an Veranlagung und Erfahrung, den das neue Reich auf

diesem Gebiet vom alten erben kann, nicht in Bausch und Bogen auszuschlagen. Unsere Frontsoldaten wissen es: Je mehr wahre Disziplin, desto mehr Brüderlichkeit.

Ist hiernach ein einheitlicher Wille zur Ordnung-an-sich bei allen, die diesseits der Grenze des Bolschewismus stehen, vorhanden, zu erhalten und zu wecken, und bestehen hier nur hinsichtlich der Methode Meinungsverschiedenheiten, die zu überbrücken sind, so gehen im Problem der Freiheit die Auffassungen des Bürgertums und der Sozialdemokratie und die Auffassungen innerhalb des Bürgertums dem Maße nach auseinander. Hie Radikalismus — hie Entwicklung. Noch jeder gewaltsame Umsturz schoß über das Ziel hinaus, und noch immer hat gerade die Übertreibung zu einer rückläufigen Bewegung geführt. Die Wagschalen, deren eine jäh herabgezerrt wird, pendeln sich allmählich wieder in ein Gleichgewicht — wiederum auch nach Marxschen Gedankengängen. Natura non facit saltum, die Natur macht keinen Sprung — dies Wort des Baco von Verulam gilt auch für das gesellschaftliche Geschehen. So werden all die Freiheiten der Rede, der Schrift, der Vereinigung und Versammlung wieder, wenn auch neue, Grenzen finden am Selbsterhaltungswillen des Staates, der, wenn er leben und es nicht immer wieder auf Gewalt gegen Gewalt ankommen lassen will, schon gegen spartakistische Wühlereien sich wird wehren müssen. Es ist eine Vernunft, zu welcher — wiederum gerade jetzt — mancher aus dem sozialistischen Lager zu bekehren sein wird, auch in der Frage der Freiheiten nicht erst sieben Schritte vorwärts und dann wieder vier zurückzutun, sondern durch Bedacht dem Staate die Erschütterungen eines solchen Hin und Her zu ersparen. Die freiheitlichen Grundeinrichtungen des neuen Staates, republikanische Staatsform und radikaldemokratisches Wahlrecht, sind Quellen, aus denen schon ganz von selbst mit Notwendigkeit freiester Geist in alle einzelnen Einrichtungen fließen wird. Und ebenso wie die sozialistische Idee erst recht einen starken Arm braucht, so wird auch gerade unter ihrer Herrschaft, die von der staatlichen Allmacht den ausgedehntesten Gebrauch macht, die Freiheit des einzelnen unendlich viel mehr als in einem noch individualistisch gerichteten Staatswesen beschnitten. Es ist bezeichnend, daß J. St. Mill seine Untersuchung, auf welche Gegenstände der Staat seine Wirksamkeit beschränken soll, „über Freiheit" betitelt hat, und mit Fug und Recht heißt die individualistischer gefärbte Politik Liberalismus.

Der Herold der Revolution, die Brüderlichkeit, mußte bereits verstummen. Die Freiheit, die die Schranken vor dem neuen Staatswagen niederreißt, kommt unter seine Räder. Wie steht es aber nun mit diesem Staatswagen selbst, mit dem wahren A und O der Revolution, mit der Gleichheit?

Besonders in diesem Punkte, hinsichtlich der Stellung zum eigentlichen Sozialismus, leiden die bürgerlichen Programme, die bürgerliche Politik, an Verschwommenheit. Man ist „grundsätzlich" gegen eine sozialistische Wirtschaft, aber man will mit sich reden lassen. „Halb zog sie ihn hin, halb sank er hin . . . ."

Die Ergebnisse der Politik sind Kompromisse. Gut. Aber wenn die eine der wirkenden Kräfte deshalb, weil eine anders gerichtete Kraft mitwirken wird, sich von vornherein in deren Linie neigt, dann wird aus dem Parallelogramm der Kräfte eine schiefe Ebene, auf welcher die eine Auffassung um so schneller verschwindet, als die andere Auffassung sich gleich und stark bleibt. Bestimmt, klar, laut, oft muß bekannt werden: Hier scheiden sich die Auffassungen nicht nur dem Maße, sondern der Art nach.

Gerade jene Halbheit, daß man zwar anderer Meinung sei, aber Zugeständnisse — deren Art nicht scharf umrissen wird — sich abringen lassen wolle, belastet diese politische Richtung mit dem Verdachte, daß sie sich innerlich nicht rechtfertigen könne und nur aus egoistischem Kleben am Besitz hervorgehe, ein Verdacht, den die gegnerische Richtung mit dem Schlagwort: Hie Kapitalismus — hie Sozialismus, und mit dem Gegensatz: Arbeiter — Bourgeoisie (soll heißen: Nichtarbeiter) erfolgreich ausbeutet. Die Lauheit, mit der die — sagen wir einstweilen noch „bürgerliche" — Richtung sich äußert, mag zum Teil daher rühren, daß man in das gegnerische Programm nicht genügend eingedrungen ist. Eine Überzeugung kann aber nur der in Wahrheit haben und mit Erfolg vertreten, der alle Angriffe gegen sie kennt und prüft. Grundbedingung für Erfolg in Verteidigung und Angriff ist es, daß man die Absichten und die Kräfte des Gegners kennt.

„Es ist Zeit", erklärte Babeuf am 30. Nov. 1795, „von der Demokratie zu sprechen, zu erklären, was wir unter derselben verstehen, und was wir wollen, daß sie uns bringt .... Demokratie heißt die Verpflichtung, durch diejenigen, die zuviel haben, alles zu decken, was denen fehlt, die zu wenig haben." Es ist alles schon dagewesen. Genau so wenig, wie die große französische Revolution die Ideen von Montesquieu und Rousseau um ihrer selbst willen verfocht, genau so wenig kommt es den heute emporstrebenden Massen auf irgend ein System um des Systems willen an, ihr wahres Ziel ist heute das gleiche, das Babeuf offen bekannt hat. Dabei gilt es zunächst den Gegner festzuhalten.

Dann gilt es, die Erkenntnis durchzusetzen, daß die sozialistische Wirtschaftsorganisation dieses Ziel dauernd zu verwirklichen außerstande ist. „Ich bin, bei aller Zuversicht auf die Menschheit, doch nicht von so, wie Schopenhauer sagt, ruchlosem Optimismus durchglüht, daß ich zu glauben vermöchte, jeder Mensch, der ganze Durchschnitt des Menschengeschlechts, werde jemals sein Höchstes an Kraft, Willen, Können, Ausdauer leisten, wenn nicht die Hoffnung auf Erwerb, die Aussicht auf Wohlstandsvermehrung, die Möglichkeit, vorwärtszukommen, irgendwie als Peitsche und Sporn dazu mitwirkt. Ein Beispiel liegt ja vor aller Augen. Wo nur Beamte arbeiten, durchaus tüchtige, die aber nicht zu entlassen sind und deren Aufstieg die Dienstvorschrift regelt, da gelingt zwar Ansehnliches, entsteht aber niemals das Plus an Flamme, an Hingebung und Selbstverzehrung, das in Privatbetrieben oft Wunder wirkt. Der Krieger, der

nicht das Offiziersabzeichen oder gar den Feldherrnstab als Lohn erhoffen darf, reckt sich selten auf die Höhe bonapartischer Gardisten, die sich in Hoches und Neys Ehrenglanz träumen durften"*). Nicht nur in politischen, sondern auch in den wirtschaftlichen und persönlichen Dingen ist die sozialistische Ordnung notwendigerweise der schroffste Gegensatz zur Freiheit, nicht „hie Kapitalismus — hie Sozialismus" lautet der Kampfruf, sondern „hie Liberalismus — hie Sozialismus". Und dem sozialistischen Satze: „Eigentum ist Diebstahl", und dem spartakistischen Satze: „Diebstahl ist Eigentum" ist der individualistische entgegenzuschleudern: „Eigentum ist Fortschritt". Von der „gesellschaftlichen Produktion und Consumtion nach vorher bestimmtem Plan" hat uns die Kriegszeit einen Vorgeschmack gegeben; das Unbefriedigende und Unzulängliche haben alle, nicht zum mindesten gerade die Massen der Revolution empfunden. Nicht zum mindesten sind es wiederum diese Kreise, die die Mängel der Bürokratie betont haben, der Bürokratie, in welcher im sozialistischen Staate doch alle Tätigkeit aufgeht, und bei der höchstens die Schauspieler wechseln, das Stück aber dasselbe bleibt. Und wiederum nicht zum mindesten aus denselben Kreisen ist, z. B. hinsichtlich der Diplomatie, mit Recht geklagt worden, daß die Tüchtigen sich nicht durchsetzen konnten. Was nützt und heißt es aber, die Bahn dem Tüchtigen freizumachen, wenn ihm kein Preis winkt, wenn er doch nicht weiter kommt als der Untüchtige, der Untätige? Gewiß gibt es Liebe zur Sache, die rastlos weiter dringt, ohne Rücksicht auf den materiellen Erfolg. Ist das aber entgegen mehrtausendjähriger Erfahrung heute plötzlich solche Massenerscheinung geworden, daß man darauf die Organisation von Staat und Menschheit gründen kann? Schon ist der sozialistische Ruf erklungen, die Ärzteschaft zu einem Beamtenkörper umzuformen. Mit aller Kraft hat man aber früher die freie Ärztewahl gefordert und durchgesetzt. Wie nun? Entweder hat dann jeder beamtete Arzt „seinen Bezirk", und die schöne Freiheit, den Arzt seines Vertrauens zu wählen, ist zu Ende. Oder jene Freiheit besteht fort; aber wer will dann den Ärzten, bei denen jener selbstlose Eifer gewiß weit verbreitet ist, allgemein im Ernst zumuten, daß die Tüchtigen, die das Vertrauen genießen, sich zugrunde arbeiten, während für andere der Beruf eine Sinekure ist? Schon jetzt ist nach gewaltigen Erhöhungen der Löhne und in Erwartung des allgemeinen „Beamtentums" das Arbeitsergebnis nach den Feststellungen auch unserer sozialistischen Regierung weithin und im stärksten Maße zurückgegangen. Um wieviel mehr würde die Durchführung des sozialistischen Prinzips, indem sie die Initiative und den Eifer lähmt, in kurzem Kreislauf den Fortschritt unterbinden, den Gesamtbesitz und damit den Anteil des Einzelnen verringern, und so sich selbst das Grab graben.

An dem Staatswagen des Sozialismus fehlen eben die bewegenden Kräfte. Wollen wir da, statt erst in den Graben zu fahren und den Wagen mühsam zu

*) Harden in der „Zukunft" Nr. 7 vom 23. November 1918.

flicken, nicht lieber gleich rüstigen Schrittes den gesunden Fußmarsch antreten? Wie es armen Leuten zukommt. Unsere Wirtschaft war tausendfältig in die Weltwirtschaft verflochten und kann auch künftig unmöglich isoliert bestehen. Wir sind aber heute ein armes Glied der Weltwirtschaft und können nur durch rastloses Vorwärtsstreben Anteil an ihren Gütern haben. Was dieses Streben lähmt, führt uns alle immer tiefer in die Armut. Und die Organisation der in die Weltwirtschaft verflechtenen Volkswirtschaften wird nicht durch ein schwaches Glied, sondern durch die starken bestimmt. Die Goldwährung ist von England aus nur deshalb zur Herrschaft gelangt, weil England der ausschlaggebende Handelsstaat war. Umgekehrt wird gegenwärtig die sozialistische Wirtschaftsorganisation keinesfalls von Deutschland aus einen Siegeszug antreten können. Verfechter der sozialistischen Idee haben denn auch unumwunden anerkannt, daß Voraussetzung der sozialistischen Wirtschaft der Weltstaat wäre, die Unterwerfung aller Nationen unter eine Zentralgewalt, von welcher die planmäßige Regelung der Produktion auszugehen hätte. Rodbertus hat mit Lassalle darüber gestritten, ob dieser Zustand in 200 oder 500 Jahren eintrete.

Diese Erkenntnisse, daß das sozialistische System ein Versuch mit untauglichen Mitteln ist, heischen vom Liberalismus ein klares und entschlossenes Nein gegenüber jeder Bestrebung, einen Wirtschaftszweig sozialistisch zu organisieren, zu verstaatlichen. Zwischen einer Theorie mit echtem Wahrheitsgehalt und der Praxis darf es keinen Widerspruch geben. Der Liberalismus darf kein Staatsmonopol um seiner selbst willen sich abhandeln lassen, der sozialistischen Wirtschaft nicht auf halbem Wege entgegenkommen, er darf Staatsmonopole in klarer grundsätzlicher Begrenzung nur da zulassen, wo sie gefordert werden,

> entweder dadurch, daß dieser Wirtschaftszweig seiner inneren Natur nach mit elementaren Staatszwecken aufs innigste verknüpft ist, wie dies z. B. beim Eisenbahnwesen, schon wegen der Interessen der Landesverteidigung, oder in weitem Umfange beim Bildungswesen der Fall ist.
>
> Oder das Staatsmonopol muß gefordert sein durch einen Konsumentennotstand, der auf andere Weise nicht beseitigt werden kann. Wo die Wirtschaftspolizei zur Beseitigung solcher Notstände ausreicht, wie z. B. im Versicherungswesen die Beaufsichtigung der Unternehmungen durch das Aufsichtsamt, ist das Staatsmonopol nicht veranlaßt.
>
> Schließlich kann ein Staatsmonopol durch fiskalische Zwecke gerechtfertigt sein, aber auch nur dann, wenn diese Zwecke auf anderem, besonders steuerlichem Wege nicht zu erreichen sind.

Jenseits dieser Grenze muß, damit im Interesse aller die Volkswirtschaft erfolgreich und in allen materiellen und ideellen Beziehungen Fortschritt gewährleistet sei, eine freie Wirtschaft herrschen.

Dringt die Wahrheit durch, daß die sozialistische Wirtschaft das, was sie ver-

spricht, nicht leisten kann, daß insbesondere dem Arbeiter und Angestellten die „Staatssklaverei“ weder an persönlicher Freiheit, noch an wirtschaftlichen Gütern einen wesentlichen und dauernden Fortschritt bringen kann, wie die Verstaatlichung der Eisenbahnen deutlich erkennen läßt, dann muß der Liberalismus schließlich auch diese Lücke mit positiver Arbeit ausfüllen. Die „Sozialisierung“ —, wenn man dieses Modewort nicht im Sinne des Staatssozialismus, der Einführung sozialistischer Wirtschaft nimmt, sondern in dem Sinne, daß eine freie Wirtschaft mit sozialem Geiste durchtränkt werden soll —, kann der Liberalismus leisten. Es sind in dieser Beziehung — unbestreitbar unter dem Druck und der Mitwirkung der Sozialdemokratie — schon so bedeutsame Ansätze entstanden, daß ihre weise und stete Fortentwicklung mit Sicherheit die Früchte verspricht, die am Baum der sozialistischen Wirtschaft niemals reifen können. Nur einige Punkte können hier gestreift werden.

Eine Sicherheit des Auskommens für alle Volksgenossen läßt sich im Rahmen freier Wirtschaft, und gerade dank ihrer größeren Ertragsfähigkeit, durchaus erreichen. Die Arbeitslosenversicherung ist auf dem Marsche.

Diesen sozialen Passiven der freien Wirtschaft wird eine Sozialisierung auch der Aktiven gegenüberstehen. Die Steuergesetzgebung wird besonders den Einkommensbegriff mit dem Moment des Bedarfs viel mehr durchsetzen müssen, als dies bisher durch die Progression der Steuersätze und das Kinderprivileg geschehen ist. Dabei darf einerseits nicht übersehen werden, daß die Überspannung der Besteuerung hoher Einkommen deren Fortbildung schließlich hemmt — auch hier offenbart sich wieder die ewige Wahrheit, daß das eigene Interesse als Triebfeder nicht entbehrt werden kann — und so die berühmte Henne, die die goldenen Eier legen soll, selbst schlachtet. Andererseits darf den kleinen Einkommen die Möglichkeit steter Rücklagenbildung, der Aufstieg zu höheren Vermögen und Einkommen und damit auch zu höheren Steuersätzen, nicht durch die Besteuerung selbst verwehrt werden.

Die Zuspitzung der sozialen Gegensätze beruhte nicht zum mindesten darauf, daß eine Mittelschicht immer kleiner wurde, und daß ein gleichmäßiger Aufstieg an der dadurch entstehenden Kluft stockte. Nicht nur sind Erhaltung und Erweiterung eines selbständigen Mittelstandes anzustreben — weithin vielleicht auf genossenschaftlichem Wege —, sondern vor allem kann auch die Organisation der Großbetriebe so gleichmäßig ansteigen, daß in ihnen dem Tüchtigen wirklich freie Bahn wird. Voraussetzung dafür ist, daß der Zugang zu den Bildungsanstalten jedem nach Maßgabe seiner Befähigung ermöglicht und auch in den Berufszweigen die Möglichkeit der Fortbildung ausgebaut wird.

Zu einer gerechten Beteiligung der Mitarbeiter an den Betriebsergebnissen sind durch die volle Anerkennung der Berufsverbände, sowohl der Arbeitnehmer als der Arbeitgeber, und den Ausbau des Tarifvertragswesens breite Wege geöffnet.

In den verschiedensten Formen regen sich auch wieder Gedanken, die auf das Lohnsystem der Gewinnbeteiligung hinauslaufen, in welcher schon in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Engel die Lösung der sozialen Frage erblickt hat. Nur scheinen vielfach bei diesen Vorschlägen die günstigen und ungünstigen Erfahrungen, die mit diesem System vor Jahrzehnten tatsächlich schon gemacht worden sind, nicht genügend berücksichtigt zu werden und das notwendige Korrelat, eine „Verlustbeteiligung", außer Ansatz zu bleiben.

Denkt man schließlich an die mannigfachen Formen der sogenannten gemischten wirtschaftlichen Unternehmungen, so zeigt schon diese Skizze die Weite des Kampffeldes, innerhalb dessen auf dem Boden einer freien Wirtschaft die Interessen miteinander ringen und sich ausgleichen können. Der soziale Liberalismus hat eine Fülle von Aufgaben, die des Schweißes der Edlen wert sind.

Ein Volk, welches die Sozialversicherung geschaffen hat, braucht an der Lösung dieser Aufgaben nicht zu verzagen, und es ist bezeichnend und verheißungsvoll, daß gerade ein Sozialist vom reinsten Wasser, und gerade einer derjenigen, die das sozialistische System am gründlichsten durchdacht haben, Kautsky, vor kurzem das Wort geprägt hat, daß in einem guten Fabrikgesetz viel mehr Sozialismus stecken könne als in den Staatsmonopolen. Die Verordnung betreffend den Bergbau vom 18. Januar 1919, also ein sozialdemokratischer Gesetzgebungsakt, bestimmt als Inhalt der „Sozialisierung" ausdrücklich und authentisch: „umfassende Beeinflussung des Kohlenbergbaus durch das Reich und Beteiligung der Volksgesamtheit an seinen Erträgen". Noch bedächtiger scheinen die „Energiegesetze" in diesem Rahmen bleiben zu wollen. Auch auf dem anderen Ufer wird Material bereitgestellt — — zum Brückenbau.

Hans Wendt: Was wird aus Deutschland werden?

Staatsumwälzungen regeln sich nach drei Grundsätzen: Ursache, Geschehen, Wirkung. Betrachtet man die gegenwärtige Weltkatastrophe von der Warte der Geschichte und nicht aus der von Leidenschaft zerwühlten Niederung des Miterlebens, so ergibt sich für Deutschland folgendes:

Die Ursache des Weltkrieges war die Übervölkerung Europas und die Unmöglichkeit für die Großmächte, ihre gesteigerten Kulturansprüche dauernd auf der vorhandenen politisch-wirtschaftlichen Plattform zu befriedigen. Letzten Endes ist dieser Krieg nicht durch kleine despotische Grundsätze, welche scheinbar den äußeren Anlaß zu ihm boten, entstanden. Er war im Kampf ums Dasein der Völker untereinander zu einer zwingenden Notwendigkeit geworden.

Das Geschehen selbst, der Krieg, ist ein Glücksspiel, bei dem die Entscheidung immer in hohem Grade vom Zufall abhängig sein wird. Die Tüchtigkeit und Kraft der Streitenden, wie sie in Erscheinung tritt (nicht wie sie wirklich vorhanden ist), gibt den Ausschlag. Die politische Organisation eines Volkes, die Möglichkeit, den Fähigsten an die richtige Stelle zu bringen, und das Letzte aus dem Staate herauszuholen, um es entscheidend zur richtigen Zeit an rechter Stelle zur Geltung zu bringen, verbürgt den Erfolg. Mit derartigen Mitteln hat oft die an sich schwächere Nation eine stärkere überwunden, wenn dieser die genannten Fähigkeiten nicht eigen waren. Deswengen mußte der Krieg für uns verloren werden, nachdem wir uns fast mit der ganzen Welt in Widerspruch gebracht hatten. Das Stärkeverhältnis war zu ungleich. Mit einer besseren politischen Organisation hätten wir die Katastrophe nur noch hinausschieben können. Die Wirkung des Krieges ist für uns die, daß wir scheinbar widerstandslos den Willen des Gegners an uns geschehen lassen müssen. Von den Friedensbedingungen und dem Rest unserer Kraft hängt es ab, ob Deutschland nur noch das Scheindasein einer unfreien Nation führen soll, oder ob ihm in fernerer Zeit ein Wiederaufstieg ermöglicht sein wird. Man muß also keine billigen Prophezeiungen treiben, sondern streng kritisch untersuchen und das Ergebnis logisch zusammenfassen, wenn man etwas über Deutschlands-Zukunft sagen will.

Höchste Blüte und tiefster Verfall sind Nachbarn. Unstreitig marschierten wir vor dem Kriege in kultureller Beziehung an der Spitze der Welt. Diese Kultur war jedoch brüchig und kernfaul geworden. Überhandnehmender, raffinierter Luxus, dauernder Geburtenrückgang und fortschreitende Proletarisierung der Nation bildeten die äußeren Erscheinungen. Der Krieg selbst hat diese Entwicklung in rasendem Tempo fortgesetzt. Der Gipfelpunkt ist erreicht. Es bedarf nur noch Wochen zur Vollendung.

An diesem Gange der Dinge kann kein Genius etwas ändern. Der Hang zum Wohlleben und Nichtstun hat durch die Revolution sicher noch eine Verschärfung erfahren, die Möglichkeit, diesen Hang zu befriedigen, ist jedoch mehr und mehr entschwunden. Bald wird sie ganz aufhören.

Der Geburtenrückgang hat sich dauernd verschärft, die Sterblichkeit hat rapide zugenommen. Die Blüte unserer Männer ist dahin. Eine neue Generation muß erst heranwachsen, bevor hier eine Änderung eintreten kann. All die kleinen Hausmittelchen der Gesetzgebung gegen die zunehmende Sittenlosigkeit verfangen nicht. Die Not macht Menschen und Völker schlecht. Erst mit einer Besserung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse ist mit einer Besserung unserer Volksmoral zu rechnen. Vorläufig hat das Barometer noch einen starken Hang nach unten.

Die Proletarisierung des Volkes hatte schon im Kriege rapide Fortschritte gemacht. Den Kriegsgewinnlern stand eine erdrückende Überzahl an Kriegsverlierern gegenüber. Abgesehen von geringen Ausnahmen, befanden sich die besseren Elemente unter den Letzteren. Die Revolution begünstigt diese Entwick-

lung bis zum Weißlaufen. Sie hat vorläufig eine staatliche Vermögenskonfiskation gebracht, sie steigerte die Verwaltungskosten des Staates ins Ungemessene. Demgegenüber vollendete sie die Vernichtung aller Werte gründlich, sodaß eine Überschuldung des Nationalvermögens mit Friedensschluß vorliegt. Damit ist die Proletarisierung Deutschlands vollendet und der Niederbruch vollkommen. Alle Schichten der Nation, die Erwerbsstände wie die Beamten, sind hiervon in gleicher Weise betroffen. Der Staat ist Brachland geworden.

Von den äußeren Umständen und der verbliebenen Kraft der Nation hängt es ab, ob es möglich sein wird, diese Brache neu zu bestellen und eine solche Ernte zu erzielen, daß sie nicht allein den Verbrauch des Hauses deckt, sondern auch die Aussaat für die Zukunft übrig läßt. Ob man vorläufig etwas, sei es auch nur das Nötigste, abliefern kann, steht dahin. Die Kosten der Wirtschaft aber müssen unter allen Umständen bestritten werden. Daß man diese Wirtschaft auf das allersparsamste Maß beschränken muß, dafür sorgen sowohl unsere Gegner als auch der unerläßlich notwendige Eigenverbrauch des Einzelnen.

Wo nichts ist, hat selbst der Kaiser und Sieger sein Recht verloren. Es ist eitel Spiegelfechterei unserer Gegner, uns Bedingungen aufzuerlegen, welche schlechterdings unerfüllbar sind. Das Allernotwendigste für Nahrung, Kleidung und Obdach müssen sie uns unter allen Umständen belassen. Ebenso ist der bescheidenste Verwaltungsapparat unentbehrlich, wenn überhaupt im Rahmen der staatlichen Ordnung etwas produziert werden soll. Mit der Öffnung unserer Grenzen tritt der volkswirtschaftliche Ausgleich wieder ein. Bei uns werden sich die Kosten der Lebenshaltung etwas verbilligen, bei den Gegnern entsprechend verteuern. Angebot und Nachfrage wird in der ganzen Welt den Wert der Erzeugnisse bestimmen und der Zwang von Staat zu Staat hat auf die Dauer nur problematischen Wert. Man kann ein Volk wohl innerhalb der politischen Grenzen knechten, aber man kann es nicht dazu zwingen, diesen Zustand auf Jahre hinaus zu tragen. Fühlt es sich stark genug, wird es bei erster passender Gelegenheit die Fesseln brechen. Ist das nicht der Fall, muß naturgemäß eine Abwanderung dorthin eintreten, wo bessere Lebensbedingungen winken.

Aus all diesen Tatsachen ergibt sich logisch folgendes für unsere Gegner: Man muß uns zunächst das Allernotwendigste für Nahrung, Kleidung und Wohnung belassen, man muß uns auch den allerprimitivsten Verwaltungsapparat gestatten, der für ein Regulativ unserer Volkswirtschaft sorgt. Läßt man uns hungern, sinkt die Produktion, übertreibt man den Zwang, tritt Abwanderung und ebenfalls ein Rückgang der Erzeugung ein. Der Krieg aber hat nicht allein Kluften von Nation zu Nation aufgemacht, er hat vielmehr die Völker einander näher gebracht. Die Massen der kriegführenden Staaten haben in Gefangenschaft und draußen Land und Leute des Gegners näher kennen gelernt. Der Haß von Volk zu Volk hat immer nur in den Köpfen begüterter Chauvinisten Nährboden gefunden und nur vorübergehend die ärmeren Schichten mitzureißen vermocht. Mit dem

Friedensschluß muß die Ernüchterung eintreten. Die große Menge, das Proletariat, ist international, ihm liegt mehr an der Verbesserung seiner wirtschaftlichen Lage, als an einer Veränderung der politischen Grenzen. Mit Gloire läßt sich auch der französische Arbeiter nicht dauernd sättigen und wir haben vorläufig nichts mehr abzuliefern. Kunst und Wissenschaft aber sind immer international gewesen. Es bleibt uns also der vorläufige Trost, daß nichts so heiß gegessen wird, wie es gekocht ist. Die große gleichmachende Welle, welche heute Rußland verwäscht, wird auch in gewissem Umfange die ganze Kulturwelt mit ihren Spritzern bespülen. In dem Maße, wie die einzelnen Regierungen in ihrem Innern liberal dem Geiste der Zeit Rechnung tragen und wie ihnen Mittel zur Befriedigung des eigenen Volkes zu Gebote stehen, werden sie die Bewegung meistern. Die Vereinigten Staaten und England befinden sich hierbei allein in einer günstigeren Ausnahmestellung. Die Vereinigten Staaten deswegen, weil ihnen bis zu hohem Grade die ganze Welt verschuldet ist und weil sie durch ihren späten Eintritt in den Krieg am wenigsten gelitten haben. Weiter durch den Umstand, weil ihnen fast die ganze neue Welt tributpflichtig ist. England hat durch seinen ungeheuren Kolonialbesitz einen erheblichen Vorsprung vor allen anderen Kulturländern. Beide Großmächte aber haben durch eine von wahrhaft freiem Geiste getragene alte Verfassung einen erheblichen weiteren Vorsprung, wenn es gilt, die gleichmachende Flut im Innern einzudämmen. Naturgemäß muß die Welle des Widerspruches gegen die staatliche Ordnung dort am wildesten aufbranden, wo sie in die engsten Fesseln geschlagen war. Das russische Beispiel ist der schlagendste Beweis für diese Tatsache.

Fassen wir all diese Momente für Deutschland zusammen, so ergibt sich für uns logisch folgendes Zukunftsbild. Wir müssen unsern Staat zunächst vom Kopf bis zu allen Gliedern reformieren, wenn wir das durch den Krieg und die Revolution geschaffene Neuland so bestellen wollen, daß es vorläufig allen, die darauf wohnen, die allerprimitivsten Lebensbedingungen bietet, von denen uns auch unsere Gegner nichts nehmen können. Es war ein Unglück für Deutschland, daß das bürokratisch-starre Preußen, nachdem es mit der militärisch-politischen Einigung seine historische Aufgabe erfüllt hatte, nun auch dauernd die Vormacht in dem neuen Staatenbund blieb. Die Revolution hat den altpreußischen Kasten-, Militär- und Beamtenstaat auf immer vernichtet. Augenblicklich leben wir in einer Übergangszeit, welche es noch nicht verstanden hat, an die Stelle des überlebten Alten das nötige Neue zu setzen. Durch die fast völlige Proletarisierung unserer Nation ist der alte Kastengeist im Verschwinden begriffen. Privilegierte Rechte der Vorzeit sind dahin und wir werden bald sämtlich so arm sein, daß auch der letzte Dünkel, den Besitz verleihen kann, der Vergangenheit angehört. Der Militärstaat ist nach seiner kraftvollsten Entfaltung völlig zusammengebrochen. Er wird sich von diesem Schlage niemals erholen und kann auch dann selbst als beseitigt gelten, wenn sich nicht alle Ideale von Völkerbund und Völkerfrieden

verwirklichen sollten. In den Kinderkrankheiten der Freiheit und unter den Nachwehen der Kriegszwangswirtschaft sind wir bis jetzt noch nicht dazu gekommen, dem Beamtenstaate von einst das Sterbeglöcklein zu läuten. Auch seine Stunde muß schlagen, da es unserm Staate finanziell unmöglich ist, sich irgendeinen Verwaltungsluxus zu gestatten.

Das alte Deutschland ist bankerott, politisch, wirtschaftlich, kulturell und finanziell. Deutschland ist vorläufig ein geographischer Begriff, auf dem die Trümmer seiner Volkskraft sich in chaotischer Weise bemühen, einen Ausweg aus der trostlosen Gegenwart zu finden. Es bleiben uns jetzt zwei Möglichkeiten offen, welche uns kein siegreicher Gegner nehmen kann: Entweder, wir tragen als ein Volk von Brüdern die Sklavenketten auf Jahre mit zusammengebissenen Zähnen, aber wir bewahren uns unsere nationale Einheit und Kultur, arbeiten an unserer Erstarkung und hoffen auf bessere Tage. Oder wir zerstreuen uns in alle Winde, wo jeder, der schaffensfähig ist, bessere Daseinsbedingungen findet. Dann wären wir wieder der Kulturdünger für die Welt und verzichteten für immer auf unsere nationale Existenz. Der erstere Weg ist ehrenvoller, der zweite für den einzelnen bequemer. Im letzteren Falle würde es sich nicht mehr lohnen, über Deutschland zu reden. Fassen wir deswegen getrost die ehrenvolle Dornenstraße ins Auge und begraben wir nicht den Glauben an uns selbst und an eine lichtvollere Zeit. Dazu aber bedarf es des völligen Bruches mit dem Althergebrachten und großer persönlicher Opfer von jedermann.

Nach den drei Grundbegriffen: Nahrung, Kleidung, Obdach wird sich vererst unsere kommende Entwicklung regeln. Zunächst müssen wir essen und trinken. Da wir augenblicklich das zu unserer Volksernährung Nötige nicht erzeugen können, bleibt uns nichts übrig, als mit unserer Industrie das herzustellen, was wir dazu gebrauchen, um uns die fehlenden Nahrungsmittel zu kaufen. Jede Luxusindustrie verbietet sich von vornherein. Da wir jedoch unter den Zwangsmaßnahmen unserer Gegner unsere Industrieüberschüsse nicht zum Weltmarktwert verwenden können, unsere Nahrungsmittel dagegen über Weltmarktwert hereinnehmen müssen, so werden wir danach trachten, aus dieser wirtschaftlichen Abhängigkeit frei zu werden. Diese nationale Notwendigkeit drängt zur Obstruktion, indem wir uns mühen, unsere Produktion an Nahrungsmitteln zu erhöhen und unsere Exportindustrie in gleichem Maße still zu legen. Wir müssen also unsere Industrie zugunsten der Landwirtschaft einschränken und wieder zum überwiegenden Agrarstaat werden, denn nur unsere wirtschaftliche Unabhängigkeit kann uns in der Folge wieder zur politischen Freiheit führen. Dieser Entwicklungsgang zwingt uns in Übereinstimmung mit unsern führenden Männern (Hindenburg u. a.) zur inneren Kolonisation. An Stelle der auswärtigen Landarbeiter muß der heimische Bauer treten. Der vorhandene Boden muß noch rationeller ausgenutzt werden. Einerseits wird man zur Erhöhung der Fleischproduktion den kleinen Grundbesitz vermehren, andrerseits nach amerikanischem Vorbilde die

Leistungsfähigkeit des Großgrundbesitzes im Körnerbau steigern müssen. Wenn wir auf diese Weise unsere Ernährung sichergestellt haben, und die Ernährung der dezimierten Bevölkerung auf der vorhandenen Fläche ist möglich, dann verbietet sich jede andere Industrie, als für den Eigenbedarf, von selbst. Wir werden dann in stillschweigender Opposition gegen die Ausbeutung unserer Gegner mit unserer Industrie nur das herstellen, was wir selbst gebrauchen, weil uns der Überschuß ja solange fortgenommen wird, bis wir uns politisch von den Fesseln unserer heutigen Bedrücker freigemacht haben. Die Rückkehr zum Landbau aber ist es, welche allein unser Volk von der Kulturfäule freimachen kann. Der Luxus, der Geburtenrückgang, die Proletarisierung unseres Volkes werden dadurch beendet und die unnützliche Entwicklung ist vorläufig zum Stillstand gebracht. Unsere Nation wird so allmählich wieder die Kräfte sammeln, um sich zu gegebener Zeit von einer unerträglichen Fessel zu befreien. Eine richtige Jugenderziehung wird dafür zu sorgen haben, daß in der heranwachsenden Generation der nationale Funke nicht zum Erlöschen kommt, und daß sie sich tüchtig hält, ihre große Zukunftsaufgabe dereinst zu erfüllen. An Stelle des Kastengeistes wird die Achtung vor jeder Arbeit treten müssen, der Militarismus muß durch körperliche Tüchtigkeit und eine gründliche Vorbildung aller tauglichen Elemente ersetzt werden. Das Volksheer hat zweifellos Vorteile gegenüber dem Militarismus, denn jeder, der im Felde stand, weiß, daß wir ganz andere Resultate erzielt hätten, wenn namentlich unsere Subalternoffiziere lediglich nach dem Gesichtswinkel ihrer soldatischen Tüchtigkeit aus den Reihen der Soldaten selbst gewählt wären.

Natürlich muß bei dieser auf Jahrzehnte berechneten Entwicklung das Aussehen Deutschlands sich von Grund auf ändern. Unsere Großstädte werden zugunsten des platten Landes zurückgehen, und mancher ehemals rauchende Schornstein der Industrie wird eine Ruine zieren. Das sind uns vorläufig recht neue Begriffe, aber es sind Entwicklungserscheinungen, welche Deutschland in historischer Zeit schon öfter durchgemacht hat.

Es bleibt uns dann nur noch übrig, aus dem Beamtenstaat in den freien Volksstaat hinüberzukommen. Der Rückgang der Steuern wird uns zunächst zwingen, unsern Verwaltungsapparat einzuschränken. Man wird in den kleinsten Kanälen, in der Gemeinde, anfangen müssen und von da weiter auf Bundesstaaten und das Reich übergreifen. Die Selbständigkeit der Bundesstaaten muß zugunsten der Reichseinheit beschnitten werden. Der Verwaltungsapparat, welcher völlig unproduktiv ist, muß auf das geringste Maß gebracht werden, um alle Hände in freien Berufen zu schaffender Arbeit frei zu machen. Daraus ergibt sich, daß der komplizierte heutige Verwaltungsapparat sich von selbst verbietet. Die Verwaltung muß nach kaufmännischen Grundsätzen reformiert werden und größere Leistungen bei verkleinertem Umfange aufweisen. Es gilt, sozusagen das Generalunkostenkonto des Reiches auf ein Minimum herabzudrücken. Neuer Geist, neue Ideen müssen in unserer Beamtenschaft Wurzel schlagen. Der Beamtenstand darf

nicht mehr eine Kaste mit lebenslänglicher Versorgung im neuen Deutschland bilden. Er muß befruchtende Ideen aus dem Erwerbsleben laufend in sich aufnehmen, um sich selbst am Wirtschaftsleben der Zeit zu verjüngen. Daraus ergibt sich zwingend, daß ein dauernder Wechsel und Austausch zwischen Beamten und freien Berufen einzutreten hat, wenn man die Reform des Staates im Geiste der Zeit vollenden will. Der Beamte darf nicht mehr einen lebenslänglich fundierten Stand im Staate bilden, er muß morgen in einen freien Beruf zurücktreten, genau so wie geeignete Elemente jederzeit aus dem Erwerbsleben in die Staatsverwaltung kommen. Mit der lebenslänglichen Anstellung entfällt auch die Pensionierung. Eine allgemeine staatliche Alters- und Invaliditätsversicherung hat an Stelle der Pension zu treten. Dann erst ist der Kastengeist und der innere Unfriede dauernd im Staate beseitigt.

Gewiß wird mancher in diesen Ausführungen vieles erblicken, was ihm heute noch unerträglich scheint. Opfer wird jeder bringen müssen und es bedarf jahrelanger Opfer von allen Seiten, um Deutschland als Nationalstaat zu erhalten. Heute pflanzen wir auf Neuland junge Triebe. Wir pflanzen sie in der Hoffnung, daß dereinst Bäume daraus werden, in deren Schatten eine kommende Generation Schutz und Frieden findet.

Wilhelm Meridies:
„Vom Mehrwert der Arbeit.“

Ein Wort über die Endziele der Sozialisierung und der Revolution.

Über Nacht kam der Zusammenbruch nach außen; über Nacht auch die Revolution im Innern; mit einem Mal fanden wir uns in ein republikanisches Deutschland und damit in eine uns mehr oder minder fremde Welt versetzt, in die Welt derjenigen Schicht, die durch die Revolution nach oben gekommen ist. Weitaus der größere Teil unseres Volkes fühlt sich von den Ereignissen überrannt und ausgeschaltet. Erbarmungslos würde auch die Entwicklung über uns alle hinweggehen, wenn wir uns nicht möglichst rasch entschließen wollten, uns in die neue Welt einzufühlen und sie zu begreifen. Je tiefer wir uns in den Sinn einer Idee, in die Ziele einer Bewegung hineindenken, desto klarer werden sich uns auch die in ihnen liegenden Fehlerquellen und die sich daraus ergebenden Mißstände enthüllen; desto leichter wird es uns aber auch werden, dem Gedanken an sich gerecht zu werden.

Dies gilt in höchstem Maße gegenwärtig, wo wir Stellung nehmen müssen zu den brennenden Problemen der Revolution; wo es sich darum handelt, ob und wie weit die sozialistischen Ideen zur Durchführung gebracht werden können.

Der Sozialismus ist uns gerade nichts Fremdes mehr. Viele seiner Kampfziele erscheinen dem Moderndenkenden sogar fast selbstverständlich: Soziale Gesetzgebung, Mindestlöhne, Achtstundentag, Freiheit der Presse, allgemeines Recht auf persönliche Freiheit u. s. f. Was ist dagegen einzuwenden? Und doch machen sich gerade gegen eine Forderung, die der christlichen Menschlichkeitsidee scheinbar am nächsten kommt, die größten Bedenken geltend, gegen das Schlagwort: „Sozialisierung". Mit dem Wort allein wissen wir nichts anzufangen; auch mit dem Sinn ist uns nicht viel geholfen; wir müssen das Ziel kennen. Das Ziel aber ist eben: „soziale Gerechtigkeit". Niemand wird leugnen, daß dies ein gutes und gerechtes Ziel ist, aber wie ist es zu erreichen? Es gibt drei Möglichkeiten: Entweder es müssen alle arm sein, oder es müssen alle reich sein, oder aber es müssen alle wohlhabend sein. Da die erste der beiden Lösungen zwecklos, die zweite wohl noch auf lange hinaus unmöglich ist, kommt es auf die letzte an.

Auf dieses wichtige Problem: Wie macht man alle Menschen wohlhabend, das heißt, wie gleicht man die übertriebenen Gegensätze zwischen Arm und Reich aus? geht neuerdings *) Walther Rathenau, der diese Fragen in seinen bisherigen Schriften schon des öfteren gestreift hatte, noch einmal genauer ein und zwar, indem er, ausgehend von der alten Marxistischen Mehrwertstheorie, sich mit den augenblicklichen Sozialisierungsbestrebungen ganz sachlich auseinandersetzt, um schließlich, jetzt nach der Revolution, zu demselben Ergebnis seiner Überlegungen zu kommen, wie vor der Revolution in seiner „Neuen Wirtschaft". Dies muß gerade deswegen hervorgehoben werden, weil man in der letzten Zeit von verschiedenen Seiten hören konnte, daß es wohl schwer fallen dürfte, jetzt noch an Forderungen festzuhalten, wie Rathenau sie in seiner „Neuen Wirtschaft" aufstellte. Ich erinnere hier nur an die als „Auseinandersetzung mit dem System Rathenau" gedachte Schrift: „Freie Wirtschaft" von L. v. Wiese**), die, so viel Richtiges in ihr enthalten ist, doch den Gedanken Rathenaus nicht gerecht zu werden versteht. Doch dies gehört nicht hierher.

Es dürfte nicht uninteressant sein, den Gedankengang zu verfolgen, auf dem Rathenau zu seiner ganz bestimmten Einstellung gegenüber der Sozialisierung und damit letzten Endes auch zum Sozialismus überhaupt und der Revolution gelangt.

Vor siebzig Jahren stellte Karl Marx die Forderung auf: Man gebe dem Arbeiter den vollen Mehrwert seiner Leistung. Man gebe ihm, was Kapitalist und Unternehmer bislang zu unrecht beansprucht und erhalten haben, Zins und Gewinn. Siebzig Jahre hat man über das Wörtchen „zu unrecht" gestritten; nutzlos, wie uns scheint, denn bestehendes Recht kann mißachtet werden, wenn man nur an seine Stelle etwas Besseres setzen kann. Solange diese Forderung von

*) „Nach der Flut" von W. Rathenau. (S. Fischer Verlag 1919.) 1.70 Mk.

**) „Freie Wirtschaft" von Leop. v. Wiese. Der neue Geist, Verlag, Leipzig 1918. (brosch. 2.50 Mk.)

Karl Marx nur Theorie blieb und als solche behandelt wurde, war sie ohne jede zündende Kraft. Dies wurde jedoch allmählich durch die unermüdlich fortschreitende sozialistische Aufklärung anders, und heute sehen wir die Wahrheit jenes Satzes von Marx ein, der besagt: „Eine Theorie wird zur materiellen Gewalt, wenn sie die Massen ergriffen hat". Heute beanspruchen eben die Massen Zins und Gewinn, zumeist ohne jede Ahnung, ob sie dadurch wirklich eine nennenswerte Besserung ihrer Löhne und Lebensbedingungen erzielen würden. Denn tatsächlich kommt bei der Verteilung des Gewinnes, z. B. einer großen Aktiengesellschaft, nur ein ganz minimaler Satz auf den Kopf des Arbeiters, nicht mehr als 15 bis 20 Pfennig m e h r für die Arbeitsstunde. Auf den ersten Blick scheint es, als würde durch diesen für die Gesamtlohnsumme immerhin ins Gewicht fallenden Mehrwert sich die Kaufkraft des einzelnen Arbeiters steigern, mithin auch der Gesamtumsatz und Nutzen steigen und wachsen, kurz gesagt, die Gesamtwirtschaft würde sich von selbst, fast wie durch ein perpetuum mobile heben. Doch liegt in dieser Rechnung ein Fehler, den gerade die Sozialisten immer nur zu sehr geneigt sind zu übersehen; und doch liegt bei ihm der Angelpunkt der ganzen Mehrwertstheorie. Diese eben erwähnte selbsttätige Hebung der Gesamtwirtschaft und die wachsende Kaufkraft ist nämlich nur dann vorhanden, wenn auch der Geldwert entsprechend steigt. Aber gerade dies wird nicht der Fall sein, vielmehr folgt aus der willkürlichen Loslösung des Arbeitslohnes aus dem wirtschaftlichen Kreislauf notwendig die Geldentwertung. Denn da — das mache man sich klar — bei einer restlosen Durchführung der Gewinnauszahlung jeglicher Profit für das Unternehmen wegfällt, — wie man sieht, bedürfte man bei dieser Art und Weise keines Kommunismus, keines Staatsozialismus — würde nichts anderes geschehen, als daß sich der Geldumlauf ins Maßlose vermehrte und dementsprechend auch die Staatsverschuldung. Als weitere Folge buchen wir dann noch unaufhörliches Sinken des Geldwertes. Was dann letzten Endes daraus entstände, sehen wir nirgends besser als an Rußland: Alles, was an beweglichen und toten Gütern auf der Landoberfläche vorhanden ist, erhält sich, solange es kann, nutzt sich schließlich ab, zehrt sich auf. Übrig bleibt das nackte Land, der Acker. Wir kämen also schließlich zur Einebnung der Wirtschaft bis auf den natürlichen Erdboden.

Wir sehen, daß die buchstäbliche Durchführung der marxistischen Theorie zur vollständigen Zerrüttung unserer gesamten Wirtschaft führen würde. Es bleibt nichts anderes übrig, als wie bisher den gesamten Mehrwert dem Unternehmen selbst ungekürzt zuzuführen. Der eigentliche Sinn des Mehrwertes ist doch die Wirtschaftsrücklage. Es ist ganz gleichgültig, wer diesen Mehrwert erhält oder verwaltet, nur abgeschafft darf er nicht werden, auch nicht verbraucht. Nie wird sich der einzelne Arbeiter aus dieser Quelle auf die Dauer seine Lebensführung verbessern können.

Wir dürfen uns aber nicht mit der Feststellung der Fehler in der Rechnung der Sozialisten begnügen, sondern müssen in der Überzeugung von der Reinheit des

Grundgedankens und im Vertrauen darauf, daß die neuen Kräfte schließlich doch neues Leben und neue Gedanken wecken werden, versuchen auf anderen Wegen zu demselben Ziele zu gelangen, nämlich zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes, also zu dem, was sich jeder unter dem Wort „Sozialisierung" vorzustellen pflegt. Zunächst ließe sich recht viel unmittelbar erreichen durch ein gutes Steuersystem, das jede Geldwillkür und Geldherrschaft bis auf den letzten Pfennig wegbringt. Ferner könnte man durch Einführung demokratischer Formen in den Wirtschaftsaufbau die so gehaßte Willkür der Macht der Unternehmer brechen. Doch auch auf dem Wege der Vergesellschaftung ließe sich schließlich manches erreichen, sofern nur vernünftig vorgegangen wird. Ohne auf die Vorzüge und Nachteile im einzelnen näher einzugehen, sollen die drei verschiedenen Wege genannt werden, auf denen man eine Vergesellschaftung erreichen kann.

1. Arbeiter und Angestellte werden am Ertrage des Unternehmens beteiligt.
2. Gemischte Wirtschaft.
3. Verstaatlichung.

Jeder dieser drei Wege führt in bestimmten Fällen und unter bestimmten Voraussetzungen zum Ziele. Geht man aber unüberlegt und voreilig an die Wahl eines der drei Wege, so kann das Heilmittel der Sozialisierung wirken wie Gift.

Hier kommt nun Rathenau in der Überzeugung, daß weder die Verstaatlichung die Ergiebigkeit verdoppeln könne, noch durch eine neue Verteilung die Not der Werktätigen gestillt werde, zu den Forderungen, die er schon in der „Neuen Wirtschaft" aufstellte: Eine neue Wirtschaftsordnung muß von Grund auf gebildet werden durch Selbstverwaltung, nicht durch Staatswirtschaft; durch freie Initiative, nicht durch Bürokratie; durch Macht zur Ordnung, nicht durch Willkür. Er denkt sich das Bild der Gestaltung der künftigen Zivilisation folgendermaßen: Der politische Staat als Hauptbau, jedoch nicht als einziger Staatsbau. Mit ihm verwachsen, jedoch innerlich frei der Wirtschaftsstaat, der Kulturstaat, der Religionsstaat. Notwendig zur Durchführung dieser Gedanken ist natürlich, wie auch bei den sozialistischen Gedanken, ein völliges Umlernen und Umdenken.

Wie immer schließt Rathenau hier jene Gedanken und Forderungen an, die eine Eigentümlichkeit seiner Schriften sind, wie sie bisher kein Wirtschaftspolitiker in seine Werke verwoben hat, die geistigen und sittlichen Forderungen. „Nicht um der Wirtschaft willen, sondern um des Geistes willen wird Wirtschaft betrieben. Die letzten Werte, die sie erzeugt, sind die unsichtbaren, und die unsichtbaren sind die gewaltigsten." Nur dann wird eine neue Form der Wirtschaft entstehen, wenn ihr auch eine neue Einstellung des Geistes entspricht. Bisher kannten wir nichts als Eigensucht und Anarchie; jetzt bedürfen wir anderer Kräfte: Verantwortung und Gemeinsinn. Das ist es schließlich auch, was das deutsche

Volk aus der Revolution und damit diese selbst noch retten kann: Der neue Geist der Verantwortung und der Solidarität. Nur dieser Geist kann es uns noch einmal zum Bewußtsein bringen, daß wir eine Nation sind, ein Volk des Geistes; ein Volk gemeinsamer Prägung, gemeinsamen Ehrgefühls und Nationalbewußtseins.

Arbeiten wir darum an der Ausbreitung dieses Geistes!

Martin Havenstein:
Die nötigste Neuerung in der höheren Schule.

Der deutsche Germanisten-Verband (D. G. V.) ist im Mai 1912 zu Frankfurt am Main gegründet worden. Was er erstrebt, ersehen wir am besten aus den „Verhandlungen bei der Gründung des D. G. V.", erschienen bei B. G. Teubner als siebentes Ergänzungsheft der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht". Den Hauptinhalt dieses Heftes bilden die Reden der drei eifrigsten Wortführer des Verbandes, des Akademieprofessors Dr. Friedrich Panzer, des Oberlehrers Prof. Dr. Joh. G. Sprengel und des Studienanstaltsdirektors Dr. Klaudius Bojunga. Ihre Ausführungen sind zusammengefaßt in dem Entwurf der Satzungen des Verbandes, dessen wichtigster Abschnitt lautet:

„Der D. G. V. hat eine dreifache Aufgabe:

1. Er will das Verständnis für die Bedeutung der deutschen Sprache und der deutschen Kultur in all ihren Äußerungen bei weiteren Kreisen unseres Volkes fördern.

2. Er will die wissenschaftliche Behandlung dieser Gebiete entwickeln und vertiefen.

3. Er will ihnen im deutschen Geistesleben, besonders in der Jugendbildung, einen Platz erringen, der ihrer Bedeutung entspricht."

Man sieht, das Kind hat in der Taufe nicht den rechten Namen erhalten. Was der D. G. V. erstrebt, ist von ganz allgemeiner Bedeutung. Es handelt sich nicht um einen fachwissenschaftlichen Verein, sondern um eine „deutschgesinnte Genossenschaft", deren Hauptziel nicht die Förderung der Germanistik ist, sondern die Förderung des Deutschtums im deutschen Volke, zumal in der deutschen Schule.

Daß es in Deutschland solcher Vereine zur Förderung des Deutschtums überhaupt bedarf, ist seltsam und bedauerlich, aber leider wahr. Unser völkisches Selbstbewußtsein ist schwach, beschämend schwach, das braucht dem Einsichtigen nicht erst bewiesen zu werden. Wer ein Ehrgefühl nicht nur für seine Person hat, sondern auch für seine Nation, wird sich getrieben und verpflichtet fühlen, diese Schwäche zu bekämpfen. Das Hauptfeld aber zu ihrer Bekämpfung ist die Schule, und zwar in erster Linie die höhere Schule.

Denn in unserer höheren Schule hat das Deutsche keineswegs die Stellung, die ihm zukommt und die es in der Volksschule besitzt. Die Geschichte unserer Kultur und Erziehung hat es mit sich gebracht, daß unsere höheren Schulen bis auf diesen Tag in der Hauptsache Fremdsprachenschulen sind. Seit den Zeiten, wo in Deutschland das Lateinische als Gelehrten- und Gebildetensprache gelernt werden mußte, herrscht bei uns der Wahn, höhere Bildung sei vor allem Kenntnis des Lateinischen oder anderer fremder Sprachen, während doch die Griechen, unsere gepriesenen Vorbilder, die höchste und echteste Bildung (die etwas ganz anderes ist als Gelehrtheit) besessen haben, ohne sich je mit der Erlernung fremder Sprachen abzugeben. Ganz langsam nur ist das Lateinische in unserem höheren Bildungswesen aus seiner Vormachtstellung ein wenig zurückgedrängt worden: es hat wenigstens die Alleinherrschaft darin verloren. Als es schon längst keine gesprochene und geschriebene Sprache mehr bei uns war und die veränderten Verhältnisse gebieterisch verlangten, aus dieser Tatsache die praktischen Folgerungen zu ziehen, hat man lateinlose höhere Schulen bei uns geschaffen. Aber anstatt nun im Unterricht an die Stelle des Lateinischen die Sprache zu setzen, die im Leben längst an seine Stelle getreten war und die aus ihrem Schoße seit anderthalb Jahrhunderten eine wunderreiche und wunderschöne Literatur hatte hervorgehen lassen, die neuhochdeutsche Schriftsprache, ersetzte man, im Banne des überlieferten Vorurteils, das Lateinische durch das Französische und Englische, so daß also auch in der neuen Schulgattung die Fremdsprachen ihren Platz im Mittelpunkt des Unterrichts behaupteten. Kein Zweifel, die Muttersprache ist bei der bedeutsamsten neueren Umgestaltung unseres höheren Schulwesens wieder zu kurz gekommen, und die Realanstalten sind von dem einen, was uns auf diesem Gebiete not ist, beinahe ebenso weit entfernt wie das alte Gymnasium.

Was wir brauchen, ist meines Erachtens eine Schulreform, die die höhere Schule nach dem Muster der einzigen wahrhaft deutschen Schule neu gestaltet, die wir heute besitzen: der Volksschule. Die höhere Schule muß zu einer wahren höheren Volksschule werden, indem sie, auf höherer Stufe die Volksschule nachbildend, die Fremdsprachen an ihre Peripherie verweist, die heutigen „Nebenfächer" (Geschichte, Erdkunde, Zeichnen usw.) zu Hauptfächern macht und der Muttersprache die beherrschende Stellung im Unterricht gibt, die ihr einzig zukommt. Durch eine solche inhaltliche Annäherung der Schulen, nicht durch ein

möglichst langes Zusammensperren aller noch so verschiedenen Kinder in dieselben Klassenräume schaffen wir die Einheitsschule, die imstande ist, unser Volk wirklich kulturell zu fördern.

Den stärksten Widerstand findet dieses Streben begreiflicherweise bei denen, die am meisten am Altüberlieferten hängen und die bei einer solchen Umgestaltung des Schulwesens die Hauptunkosten zu tragen haben würden: bei den Freunden und Vertretern des humanistischen Gymnasiums. Sie fühlen sich durch jede noch so bescheidene Forderung zugunsten des deutschen Unterrichts ernstlich bedroht. Als daher der D. G. V., die patriotische Stimmung der ersten Kriegsjahre benutzend, 1916 den deutschen Regierungen eine — meisterhaft abgefaßte — Denkschrift über die Neuordnung des deutschen Unterrichts auf den höheren Schulen überreichte, kamen die Altsprachler und ihre Freunde eiligst zusammen und hielten „Kriegstagungen" ab, um das überkommene „Palladium" der deutschen Bildung, den altsprachlichen Unterricht, vor den teutonischen Neuerern zu schützen und jede tiefere Wirkung der Denkschrift im Keime zu ersticken.

Gegen die Verhandlungen und Beschlüsse dieser Tagungen wendet sich Sprengel in seiner temperamentvollen Kampfschrift „Des deutschen Unterrichts Kampf um sein Recht" (Berlin bei Otto Salle 1917). Sprengel weist darin die widerspruchsvolle Haltung der Vertreter des Gymnasiums nach: sie erkennen die zentrale, beherrschende Bedeutung des deutschen Unterrichts und die Notwendigkeit seiner Umgestaltung im Grunde an (wer könnte sie auch heute noch leugnen?), sobald sie aber von einer Vermehrung der deutschen Unterrichtsstunden hören, durch die jene Umgestaltung doch einzig zu erreichen wäre, rufen sie: „Nein, nein, es soll und muß alles beim Alten bleiben!" Auf einer der genannten Tagungen war man bemüht, den Widerspruch zu verhüllen. Man suchte hier die berechtigten Forderungen des D. G. V. mit begeisterten Lobsprüchen auf den deutschen Unterricht gleichsam unter dichten Blumenkränzen zu begraben. Der Redner feierte das Deutsche als den „heimlichen Kaiser" des gesamten Unterrichts, ohne sich indessen befriedigend darüber zu erklären, weshalb dieser Kaiser weiter in Verborgenheit leben müsse, anstatt öffentlich den Thron zu besteigen, der ihm zukommt.

Sprengels Kampfschrift ist, wie auch manche Auslassungen seiner Kampfgenossen, im Tone derb. Es ist ein wenig furor Teutonicus darin. Begreiflich genug. Die Herren kämpfen für die bessere Sache — die Sache der Zukunft —, gegen eine starke, unendlich zähe und ganz und gar nicht entgegenkommende Übermacht, und das macht, wie man weiß, auch den Ruhigsten schließlich nervös. In der Sache bleibt Sprengel bei allem Kampfeseifer in seinen Forderungen bescheiden und bemüht, den Wünschen und Wertungen der Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir — ich rechne mich selbst dazu —, wir sind keine

Stürmer und Dränger. Wir wissen sehr wohl, man kann einen Bau wie unser höheres Schulwesen nicht an einem Tage umbauen. Wir wollen auch das Überlieferte, soweit es nur irgend noch Lebenswert hat, weder heute noch in Zukunft zerstören. Wir kennen das Erbe des Altertums und lieben unsere geistigen Väter und Vorfahren im alten Griechenland und Rom wie unsere leiblichen Ahnen zwischen Rhein und Weichsel. Wie sollte auch jemand Homer und Sophokles, Phidias und Praxiteles nicht wollen, der Goethe und Schiller, Hölderlin und Mörike, Böcklin und Klinger will? Wahrhaftig, ich weiß mich frei von jeder nationalistischen Beschränktheit und meine, daß wir uns beileibe nicht etwa ewig selbst bespiegeln und über jedem heimischen Gänseblümchen die Wunderblüten fremder Kulturen vergessen sollen. Aber, — dies halten wir den „Antikischen" entgegen — man muß uns erstlich erlauben, das Altüberlieferte auf seinen Lebenswert ein wenig gründlicher zu prüfen, als es die Altsprachler selbst in ihrer Voreingenommenheit tun, wobei sich dann zeigt, daß zum mindesten das, was im lateinischen Unterricht noch immer den breitesten Raum einnimmt, das Übersetzen in die alte Sprache, das „Sprachererzieren", mit Sprengel zu reden, keineswegs den Bildungswert besitzt, den man ihm beilegt.*) Zweitens glauben wir das Erbe der Alten gerade dann am besten zu verwalten, wenn wir ihnen nicht immer nur nachbuchstabieren, wo wir längst lesen gelernt haben. „Man vergilt einem Lehrer schlecht, wenn man immer nur sein Schüler bleibt." (Nietzsche.) Es gilt, die Anregungen und Gaben der alten Römer und Griechen lebend und schaffend zu verwerten. Ob es aber dazu einer Kenntnis der alten Sprachen bedarf, wie sie das Gymnasium mitteilt, erscheint äußerst fragwürdig, sobald man nur einmal unsere Zeit mit der vor 100—150 Jahren vergleicht. Wir können heute ohne Zweifel hundertmal soviel Griechisch als damals. Und doch war damals in unserem geistigen Leben und Schaffen das Griechentum unvergleichlich viel lebendiger und wirksamer als heute. — Endlich aber — und das ist das Wichtigste — sind wir zum Angriff genötigt, weil man uns — die fremden Sprachen das Deutsche — gleichsam eingekreist hält und auf den engsten Raum beschränkt. Wir wollen nicht das Fremde und Ferne aus unserer Kultur und Bildung verbannen, aber wir verwahren uns dagegen, daß man bei uns wie bisher das Heimische über dem Fremden, das Nahe über dem Fernen vernachlässige. Der deutsche Unterricht, der gehaltvollste und bildendste, den wir kennen, darf nicht länger die Aschenputtelrolle spielen, die er heute in der höheren Schule noch immer spielt. Es nützt durchaus nichts, daß man ihm Lobeskränze flicht, wenn man ihm weiter die Stundenzahl verweigert, deren er zur Erfüllung seiner Aufgaben bedarf.

---

*) Es sei mir gestattet, hierfür und für die folgenden Sätze auf die ausführlichen Darlegungen in meinem Buche „Vornehmheit und Tüchtigkeit" (bei E. S. Mittler u. Sohn, Berlin, 3. Auflage 1919) S. 157—180, sowie auf meine soeben im selben Verlage erschienene Schrift „Die alten Sprachen und die deutsche Bildung" zu verweisen.

Von dem Umfang und der Bedeutung dieser Aufgaben gibt uns einen Begriff die Sammlung von Heften, die der D. G. V. unter dem Gesamttitel „Deutschunterricht und Deutschkunde" (Berlin W. 57, Verlag von Otto Salle) herausgibt. Das erste Heft, von Bojunga, heißt „Der deutsche Sprachunterricht auf höheren Schulen", das zweite, von Prof. Dr. K. Reuschel, „Die deutsche Volkskunde im Unterricht an höheren Schulen". Kein Lehrer des Deutschen sollte es versäumen, sich mit diesen vortrefflichen Hilfsmitteln des Unterrichts vertraut zu machen. Bojunga weist überdies, auf Rudolf Hildebrands Wegen fortschreitend, überzeugend nach, daß der deutsche Unterricht keineswegs, wie man gewöhnlich glaubt, an formalem, logischem Bildungswert hinter anderen Fächern zurücksteht, sondern daß er, richtig gehandhabt, sie hierin sogar sämtlich übertrifft.

Aber verwerten können wir dies erst, wenn wir im deutschen Unterricht mehr Zeit zur Verfügung haben. Die armen drei Wochenstunden, die uns heute am Gymnasium und Realgymnasium zu Gebote stehen, reichen — jeder Deutschlehrer weiß es — nicht einmal aus, um mit der nötigen Vertiefung das zu treiben, worauf wir uns bisher im Unterricht beschränkt haben. So setze man den „heimlichen Kaiser" auf den Thron und gebe dem Kaiser, was des Kaisers ist!

Sprengel fordert in seiner Kampfschrift für das Deutsche eine Wochenstunde mehr in allen Klassen. Wahrlich, eine bescheidene Forderung! Immerhin wäre damit für das Deutsche schon viel gewonnen, und das Lateinische könnte den Verlust leicht verschmerzen. Am Gymnasium könnte es ohne Schaden sogar zwei Stunden an das Deutsche abtreten. Wir sahen, an die Stelle, die einst das Lateinische in unserer Kultur und Erziehung einnahm, ist längst das Neuhochdeutsche getreten. Nur nach totem, nicht nach lebendigem Recht enthält also das Lateinische dem Deutschen die Zeit vor, deren es zur Erfüllung seiner erzieherischen Aufgabe bedarf. Und das Lateinische braucht sie nicht, um das zu leisten, was es heute noch zu leisten hat. Das Übersetzen ins Lateinische hat heute bewiesenermaßen keine selbständige Bedeutung mehr. Man schränke es also auf das Maß ein, das erforderlich ist, um die Grammatik einzuüben und das Übersetzen aus dem Lateinischen vor Unsicherheit und Raterei zu bewahren. Daß dazu nicht viel erforderlich ist, beweist das Beispiel des Griechischen, bei dem man mit wenig Übersetzen aus dem Deutschen auskommt, ohne doch beim Übersetzen ins Deutsche hinter dem Lateinischen zurückzubleiben. Mindestens eine Stunde würde dadurch für das Deutsche frei. Ein hoher Gewinn für die Schule! Denn wahrlich, die deutsche Dichtung kann der Stunde einen besseren Inhalt geben als die Übungsbücher von Ostermann-Müller.

Mit einer Erweiterung des deutschen Unterrichts wäre auch bald eine Schwierigkeit gehoben, auf die man vielfach hingewiesen hat. Solange der

deutsche Unterricht, der schwerste, den es gibt, im Vergleich mit den anderen Hauptfächern so ungünstig gestellt ist, daß er bei der niedrigsten Stundenzahl mit der mühseligsten und zeitraubendsten Arbeit (der Aufsatzkorrektur) belastet ist, solange wird es ihm an der Fülle tüchtiger Lehrkräfte fehlen, die in den anderen, besser gestellten Fächern stets vorhanden sind. Man gebe dem deutschen Unterricht die Stellung und die Stundenzahl, die er seiner Bedeutung nach beanspruchen darf, und man wird sehen, wie bald sich die geeigneten Lehrkräfte für ihn finden werden, auch wenn man die Anforderungen in der Staatsprüfung den Wünschen und Vorschlägen des D. G. V. gemäß beträchtlich erhöht.

Studienrat Dr. Fickelscherer: Das verfrühte Reifezeugnis für die Hochschule.

Seit Kriegsbeginn sind eine Menge von Verordnungen ergangen, um die akademische Jugend, die Studenten unserer Hochschulen und solche, die es werden wollen, d. h. die zum Heeresdienste einberufenen Schüler der höheren Lehranstalten, für die Einbuße unwiederbringlich verlorener Lehrjahre zu entschädigen. In der günstigsten Lage sind die gewesen, denen 1914 als Oberprimanern nach einem Vierteljahre die Erlaubnis zur Notreifeprüfung bewilligt wurde, obwohl schon ihnen der köstlichste Ertrag ihrer Schulzeit, die Beschäftigung mit den wertvollsten Geistesschätzen aller Zeiten, dadurch z. T. verloren ging. Später wurde allen, die acht Jahre einer neunklassigen Schule angehörten, durch Verkürzung der beiden Primanerkurse die Möglichkeit geboten, sich die Berechtigung zum Besuche einer Hochschule zu erwerben. Auch ihnen wird noch manche Lücke in ihrem Bildungsgange fühlbar werden; aber man darf hoffen, daß es ihnen gelingen wird, ihr Studium mit Erfolg zu betreiben. Aber entschieden zu weit in der Begünstigung für die Feldgrauen geht die am 17. Februar für das ganze Reich erlassene Verordnung, die allen bis Ende 1916 eingezogenen Feldzugsteilnehmern im Besitze des Primanerzeugnisses, d. h. nach wenigen in Obersekunda abgesessenen Monaten ohne vorausgegangene Prüfung die Reife für das akademische Studium zuerkennt. Damit wird die „Wohltat Plage", noch mehr ein Danaergeschenk für alle scheinbar damit Beglückten. Wohl führt man zur Begründung so weitgehender Bevorzugung an, die harte Zucht des Krieges habe mehr als sonst die Friedensarbeit auf der Schulbank die Jünglinge zu Männern reifen lassen, die ernster und zielbewußter als ehedem viele ihre nächste Lebensaufgabe, den Besuch der Universität, auffassen würden. Hoffen wir, daß das für recht viele zutrifft. Ob aber nicht auch für viele, noch nicht sittlich Gefestete, wir denken namentlich

an die während des Krieges meist in sehr jugendlichem Alter ernannten Offiziere, sich nachteilige Folgen, wie bei vielen Kriegsteilnehmern, herausstellen werden? Man höre nur einwandfreie Berichte über das Treiben in den Großstädten Belgiens, Nordfrankreichs oder gar Rumäniens während der deutschen Besetzung und der Zweifel wird verständlich. Noch schwerere Bedenken werden jedem Kenner der Verhältnisse aufsteigen, wenn er sich die Zukunft solcher ehemaligen Obersekundaner im Fakultätsstudium vorstellen soll, selbst angenommen, sie hätten nichts von allem bisher Gelernten vergessen. Daß solche Fächer wie Theologie, altsprachliche oder neuere Philologie, Mathematik und Naturwissenschaften Vorkenntnisse in einem Umfange voraussetzen, wie sie bisher nur in den letzten Jahren auf einer neunklassigen höheren Lehranstalt angeeignet werden konnten, bedarf keiner eingehenden Begründung. Ebenso kann man sich eine ausführliche Darlegung ersparen, weshalb die Einführung etwaiger Nachhilfekurse auf der Universität selbst schwerlich einen genügenden Ersatz bildet, besonders auf den am stärksten besuchten Hochschulen, wie Berlin, Leipzig, München, die gegenwärtig kaum dem Andrange der Heimgekehrten genügen können. Ob es so bleiben wird, daß vor den Hörsälen das daheim um leiblicher Nahrung willen in der Kriegszeit geübte Polonäsestehen sich zur dauernden Erscheinung bei den nach geistiger Nahrung Hungernden ausbilden wird, müssen wir freilich noch abwarten. Eins aber steht fest. Bisher brachten die Primanerjahre, gleichviel auf welcher Schulgattung und unter welchen Lehrern sie verbracht wurden, für alle Lernenden den Gewinn, daß jeder Unterricht mehr wie zuvor zu wissenschaftlichem Denken erzog, wohl auch in die Sprache der Wissenschaft einführte und sie verstehen lehrte. Daneben ging die in solchem Alter meist noch dringend notwendige Anweisung und Zucht in der Handhabung der Muttersprache namentlich für den schriftlichen Ausdruck, wobei mancher Auswuchs zu beschneiden war, manche vor Irrwegen bewahrt werden mußten und nur die wenigsten eigener Beanlagung oder Eingebung überlassen werden durften. Alles das wird dem Studenten mit einem Halbjahr Obersekundanerbildung fehlen. Daß aber die Universitätslehrer ihre Anforderungen wesentlich herabsetzen oder den wesentlich geänderten Verhältnissen gegenüber zu weitgehenden Zugeständnissen bereit sein werden, steht kaum zu erwarten. Nach wie vor werden sie sich auf die Förderung der Wissenschaft als auf ihre vornehmste Pflicht berufen, vielleicht sich garnicht daran gewöhnen können, die in ihren Vorträgen schon seit langer Zeit an das Verständnis ihrer Zuhörer gestellten Ansprüche zu ermäßigen, selbst wenn sie es wollten. Namentlich in den von ihnen geleiteten praktischen Übungen, die mit jedem Studium Hand in Hand gehen sollen, wird es ihnen schwer werden, einen Unterschied zu machen zwischen Teilnehmern mit regelmäßiger und solchen mit stark beschnittener Vorbildung.

Und die Folge davon? Gar bald wird der angehende Student den Mangel der obersten Schuljahre selbst inne werden, noch schlimmer, wenn es ihm durch andere zum Bewußtsein gebracht werden muß. Die schon früher fast von jedem

während seiner Universitätsjahre gemachte Erfahrung, daß man zeitweilig das Selbstvertrauen auf seine Kraft und seine Leistungen einzubüßen geneigt ist, droht bei solchen Zurückgebliebenen dauernd und der Anfang eines verfehlten und entgleisten Daseins zu werden, und das in einer Zeit, wo in fast allen Berufen mit akademischer Bildung Überfüllung besteht und trotz der Verluste durch den Krieg noch auf lange Zeit zu befürchten ist, während andrerseits auf vielen Gebieten es an Kräften mangelt, die bei der Wiederaufrichtung unseres schwer getroffenen, aus tausend Wunden blutenden Vaterlandes Hand anlegen sollen. Aber wohlgemerkt, ein jeder nach seinem Vermögen! Früher konnte noch mancher in den Primanerjahren sich selbst prüfen, ob seine Begabung für ein akademisches Studium ausreichte, oder von berufener Seite auf den für ihn gangbarsten Weg gewiesen werden. Daß eine solche Möglichkeit jetzt wegfällt, bedeutet, so fürchten wir, eine schwere Irreführung, die sich früher oder später rächen wird.

Dr. J. P. Buß, Heidelberg: Ästhetentum und Futurismus im Dienste der chauvinistischen Agitation.

Seit dem Tripoliskrieg konnte es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Führer des italienischen Volkes, die den militärischen Geist verherrlichten und wenige Jahre später gerade diesen Geist im deutschen Militarismus verdammten, nicht mehr in erster Linie die Erfüllung der irredentistischen Wünsche im Auge hatten, nicht mehr die Erringung der Vorherrschaft in der Adria, vielmehr über diese lokal begrenzten Ziele hinaus eine imperialistische Machtpolitik zur Begründung der italienischen Weltmacht betrieben. In der Art, wie man das wahre Wesen dieser Politik zu verdecken und zu bemänteln versuchte, liegt die große Unmoral und das eklatante Heuchlertum, an denen das moderne geistige Italienertum krankt. Der Kampf für die heiligen Güter der Menschheit, den die Italiener seit einigen Jahren in der Theorie als den ihrigen preisen, trägt in Wirklichkeit durchaus das Gepräge des „sacro egoismo". Im „Avanti", dem Hauptorgan der Sozialisten, wird denn auch unverhehlt Aufschluß erteilt über die Unwahrhaftigkeit, von der innere Politik und Kriegspolitik der nationalistischen Gruppe in ihren Wechselbeziehungen durchtränkt sind: „Die parlamentarische Einrichtung zu bekämpfen, ist ein neues Mittel, um die autokratischen, konservativen und bürokratischen Tendenzen zu begünstigen, jene „deutschen" Methoden, die engere Nationalisten jetzt augenblicklich verdammen, die aber tatsächlich ihrem Herzen am nächsten stehen." (Avanti vom 18. Nov. 1915.)

Schon bei d'Annunzio, der erst die Massen für sich gewann, als er seine künstlerische Individualität aktuell-politischen Tendenzen unterordnete, als er den Helden seines Dramas „La Nave" die politische Parole verkünden ließ: „Die ganze Adria sei der Veneter Vaterland" und in dionysischer Verklärung die wiedergewonnene Weltherrschaft Roms feierte, beobachten wir jenes unnatürliche Aufgehen ästhetischer Werte in der blutrünstigen Sinnlichkeit einer völkerhassenden Tagespolitik. Die bezaubernde Macht seiner Sprache ließ in heilloser Verzerrung gerade aus der Asche des römischen Imperiums den Phönix neuitalienischer Größe emporsteigen. Anders die jüngere Dichtergeneration der Futuristen. Ihr künstlerischer Revolutionismus geht Hand in Hand mit einem national-politischen Radikalismus, der besagt, das moderne Italien könne nur dann zur Weltherrschaft gelangen, wenn es in bewußter Tat alle Erinnerung an das Alte und die Vergangenheit abstreife und seine weltherrschaftliche Zukunft durch den nationalen Krieg gestalte. In diesem Sinne gilt ihnen jede technische Neuerung (ein Automobil oder ein Flugzeug) mehr als das Kunstwerk eines italienischen Meisters, mehr als Dantes Divina Comoedia.

F. T. Marinetti, der wesentlichste Vorkämpfer der italienischen Futuristen, hat in seiner Broschüre: „Futurista Guerra sola igiene del mondo" (Milano 1915) Richtunggebendes für diese ganze Schule festgelegt, die das Erbe d'Annunzios anzutreten im Begriffe stand und deren gefühlsrohe Aktivität — wie die Wirkung bewies — doch auf einen italienischen Masseninstinkt zugeschnitten war. Einige Stilproben mögen genügen, um in das politische Aktionsprogramm Marinettis einzuführen, der die spezifisch preußisch-deutschen Eigenschaften, die er aufs schärfste verurteilt, den Italienern nicht eindringlich genug empfehlen kann: „Mit Millionen von Manifesten, Bänden und Werken in allen Sprachen, mit zahllosen Faustschlägen und Ohrfeigen, mit mehr als 800 Konferenzen haben wir in der ganzen Welt und besonders in Europa die Vorherrschaft des italienischen Schöpfer- und Erneuerungsgeistes über das Genie der anderen Rassen gezeigt . . . So haben wir den Ruhm verdient, die italienische Kunst über die Weltkunst zu stellen, die wir überholt und hinter uns gelassen haben . . . Wir Futuristen verherrlichen seit mehr als 2 Jahren unter den Pfiffen der mit Podagra Behafteten und der Paralytiker die Liebe zur Gefahr und der Heftigkeit, die Vaterlandsliebe und den Krieg, den Krieg als den einzigen Weg zur Gesundung der Welt. Wir sind glücklich, endlich die große futuristische Stunde Italiens zu erleben, während die böse Brut der Pazifisten sich in die tiefen Keller ihres lächerlichen Palastes der Aja verkriecht . . . . Letzthin haben wir mit Vergnügen auf den Straßen und Plätzen alle fieberhaftesten Kriegsgegner verhauen und haben ihnen unsere gesunden Grundsätze ins Gesicht geschrien: 1. Dem Individuum und dem Volk seien alle Freiheiten gelassen außer der: feige zu sein. 2. Das Wort „Italien" soll das Wort „Freiheit" beherrschen. 3. Die langweilige Erinnerung der römischen Größe soll ausgelöscht werden durch eine

hundertfache italienische Größe. 4. Italien hat heute für uns die Form und die Macht eines schönen „Dreadnought" mit einer Fülle von Torpedo-Inseln. Stolz in dem Gefühl, daß der kriegerische Geist des ganzen Landes dem unseren gleich ist, rufen wir die italienische Regierung, die endlich futuristisch geworden ist, an, alle nationalen Ambitionen zu vergrößern, die dummen Anklagen von Piraterie zu verachten und die Geburt des Panitalianismus zu proklamieren. 5. Dichter, Maler, Bildhauer und Musiker, Futuristen Italiens! Solange der Krieg dauert, lassen wir beiseite die Verse, die Pinsel, den Meißel und die Orchester! ... Nichts können wir heute bewundern als die furchtbare Symphonie der Schrapnells und die närrischen Skulpturen, die unsere inspirierte Artillerie in den feindlichen Massen bildet."

Über den Plänen der kolonialen Ausdehnung des Panitalianismus und der Vorherrschaft Italiens vergißt Marinetti, gleich allen Literaten des modernen italienischen Imperialismus, nicht, die irredentistische Sehnsucht klingen zu lassen: „Triest!" „Du bist unser einziges Pulverfaß ... Verachtet die pazifistischen und internationalen Theorien! Der Patriotismus und die Liebe zum Krieg haben nichts zu tun mit jenen Ideologien. Hier sind Prinzipien der Hygiene, ohne die nichts als Dekadenz und Tod ist! Vergiß nicht, Triest, daß Italien die Form eines Dreadnought hat. Wir nähren in unserem Blut den stärksten italienischen Haß des 20. Jahrhunderts, den Haß gegen Österreich. Von geringer Wichtigkeit ist die mögliche, aber nicht gewisse Schöpfung eines europäischen Einheitstypus, von dem Nietzsche träumte. Dieser Philosoph haßte den germanischen Typus nicht genug, um die unvergängliche Antipathie zu begreifen, die alle Rassen von der unverdaulichen deutschen Rasse trennt."

Der Haß gegen Österreich, der von einer einseitigen Sicht aus immerhin einen geschichtlichen Berechtigungsgrund für sich in Anspruch nehmen konnte, genügte nicht mehr, als man bei den letzten politischen Ereignissen hinter Habsburg die mächtige Deckung des Deutschen Reiches erkannte. Der Kampf gegen Deutschland war also gleichfalls zur unerläßlichen Voraussetzung für die Befriedigung der imperialistischen Sehnsucht in Italien geworden. Denn Marinetti sagt, nachdem die öffentliche Meinung immer mehr durch die Presse von der Notwendigkeit der Kriegserklärung an Deutschland überzeugt wird: „Das, was man ausmerzen muß, ist der teutonische Passatismus (Verehrung der Vergangenheit), der aus unintelligentem Herdentum, aus pedantischer und professoraler Stumpfsinnigkeit, aus Kulturbesessenheit und Plagiatentum, aus bäuerlichem Ehrgeiz, systematischer Spionage und polizeihafter Dummheit geschaffen ist."

Da diese überspannte Sprache nur der Stimmungsausdruck einer dem italienischen Volk doch fremd bleibenden literarisch intellektuellen Richtung war, blieb

sie auch auf die Entwicklung des italienischen Nationalbewußtseins ohne Einfluß. Erst als die öffentliche Meinung und die parlamentarische Vertretung Italiens wesensähnlichen Ideen die Pforten öffnete, trat die Gefährlichkeit dieser nationalistischen Propaganda, die sich in erster Linie gegen die angebliche deutsche Welthegemonie wendet, mit Macht zutage. Den Haß gegen Österreich-Ungarn brauchte man dem italienischen Volke nicht erst mundgerecht zu machen, er war im August 1914 vorhanden wie um die Mitte des 19. Jahrhunderts in den Tagen der Einheitskämpfe, er liegt eben in der geschichtlichen Entwicklung beider Mächte begründet. Auch die Dreibundpolitik der Regierung vermochte die starken Wurzeln dieses Hasses nicht zu entkräften, obschon italienische Staatsmänner von Crispi bis di San Giuliano jede irredentistische Agitation entschieden verurteilt haben. Von einem italienischen Haß gegen Deutschland konnte vor wenigen Jahren noch ernstlich nicht die Rede sein. Das unimperialistische Italien war vielmehr geleitet von Gefühlen der aufrichtigsten Anerkennung und Wertschätzung deutscher Vorzüge. Der Deutschenhaß, der in seiner wahren Bedeutung erst nach Ausbruch des österreichisch-italienischen Krieges in Erscheinung trat, ist das künstliche Produkt jener von mir eingehend gewürdigten Schule ideologisch-imperialistischer Literaten und Intellektueller. Er ist jedoch — und das ist das Entscheidende — von einem großen Teil der parlamentarischen Vertretung des Volkes aus politischen Erwägungen heraus aufgenommen worden. Um die Notwendigkeit des Krieges gegen Deutschland zu beweisen, blendeten diese Parlamentarier die Massen mit den bekannten politischen Idealen der Entente, die in Wirklichkeit nur die politischen Verhüllungsformen für die egoistischen Machtprinzipien und die kapitalistische Raubgier ihrer staatlichen Glieder sind: die internationale Gemeinschaftspflicht der Demokratie und der Erlösung von dem Gespenst einer deutschen Weltherrschaft. „Die Gefahr für Europa kommt nicht von Österreich, sondern von Deutschland, wegen seines Eroberungs- und Durchdringungswerkes, das sich auf alle sozialen Schichten erstreckt, das von den Philosophen bis zu den Kaufleuten reicht, das es auf die Beherrschung der Welt absieht." So sprach beispielsweise der Kammerdeputierte Colajanni in einer Rede vom 4. Dezember 1915. Die Kriegshetzer, die, um ihren Zweck zu erreichen, die Mehrheit des Volkes erst für den Krieg mit Deutschland gewinnen mußten, haben es in wenigen Monaten vollbracht: die traditionelle deutsch-italienische Sympathie in ihr Gegenteil aufzulösen. Neben dem schon erwähnten Kampfmittel der Solidarität der Demokratie Europas war es besonders der Appell an die Humanität und Sentimentalität der Italiener, der den nunmehr einsetzenden literarischen Feldzug gegen Deutschland tatkräftig unterstützte. Die bekannten und von der italienischen Presse täglich wiederholten Anklagen Frankreichs und Englands gegen die deutsche Neutralitätsverletzung und die angeblichen deutschen Greueltaten gegenüber der belgischen Zivilbevölkerung bilden ein eigenes Kapitel in der Geschichte der italienischen Kriegshetze gegen Deutschland. Die Anklagen, die gegen das deutsche Volk erhoben wurden, nahmen immer drohendere

Gestalt an. Die belgische Kommission, die die Leiden der Belgier in den krassesten Farben schildern ließ und die in Italien von Ort zu Ort eilte, erzielte bemerkenswerte Erfolge. Die Beschießung der Kathedrale von Reims sowie die Zerstörung kostbarer Bauwerke Nordfrankreichs wurde zur Erhöhung der Verstimmung gegen Deutschland ausgenutzt. Das Schauspiel „Invasore" von Anny Vivanti, dessen Handlung sich in Schändungen belgischer Frauen durch deutsche Soldaten erschöpft, fand täglich begeisterte Aufnahme, wie sie kaum den tendenziösesten politischen Stücken d'Annunzios zuteil ward. Eine Reihe obskurer Zeitungen, die bisher von Kunst kümmerlich lebten, erzielten neuen Zuspruch. Die Seiten wurden vergrößert und vermehrt und die Kunst wich der schlimmsten politischen Mache. Eine Florenzer Zeitung dieser Art hatte einen ständigen deutschen Titel: „Florenz (Italien)!" Hier wurden alle Deutschen abgehandelt in denkbarster Unsachlichkeit. So wurde z. B. über einen deutschen Bildhauer H., der gleich bei Kriegsausbruch eingerückt war, ein dreiviertel Jahr später berichtet, er habe sich „eben" aus dem Staube gemacht, nachdem er gesehen, daß seine Position unhaltbar geworden sei. Er sei nun der „Bande von Intellektuellen" beigegeben, die vom Kaiser nach Belgien gesandt seien, um Kunstwerke zu rauben. Der betreffende Herr hatte in Wirklichkeit eine Stelle an der Zivilverwaltung erhalten, als er nach kurzer Zeit frontdienstunfähig geworden war.

So haltlos und verstiegen die Aktion war, sie blieb dennoch von großer Wirkung auf die Einstellung des italienischen Volkes zur deutschen Kriegsführung und zur deutschen Politik. Von noch belangvollerer Bedeutung für die Urteilsbildung der Italiener erwies sich die Waffe des Gespenstes einer deutschen Hegemonie, mit der die zum Kriege treibenden Kreise bald die Volksstimmung beherrschten. Ganz abgesehen einmal von der inneren Haltlosigkeit der modernen nationalistischen Theorien der Italiener, muß gesagt werden, daß die chauvinistische Propaganda in Italien nie so widerspruchslos und erfolgreich hätte bewerkstelligt werden können, wenn ihr nicht die unselige Agitation alldeutscher Gewaltschreier unmittelbar in die Hände gearbeitet hätte. Hier offenbart sich eben die unendliche internationale Gefährlichkeit jeder chauvinistischen Machtpolitik der Nationen. Der Chauvinismus einer Nation zehrt von den Kräften gleicher Substanz der andern Nationen, er vermag sie jedenfalls für seine eigenen Zwecke auszuspielen. Das Gespenst von der deutschen Hegemonie, das durch die alldeutschen Weltpolitiker in allen Schattierungen mit dem immer wiederkehrenden Schlußergebnis: „Einmal noch an deutschem Wesen soll dereinst die Welt genesen" aufgetischt wurde, hat in Italien wie in anderen Ländern den Glauben erweckt, daß es schlechthin ein deutscher Grundsatz sein müsse, sich aus übertriebenem Nationalbewußtsein heraus über die Völker Europas zu erheben und ihre Leistungen zu schmälern. Der Haß gegen Deutschland hätte in seiner niveaulosen Versiertheit viel eher auf die kleine Gruppe seiner italienischen Urheber beschränkt bleiben können, wenn ihm nicht

die alldeutsche Propaganda ein gewisses Rückgrat verliehen hätte. In Houston Stewart Chamberlain spiegelte sich den Italienern der Geist der herrschenden Kreise in Deutschland. So veröffentlichte der ehemalige Lehrer an der Berliner Humboldtakademie G. Sacerdote in der „Tribuna" vom 18. Dezember 1915 einen freilich mehr gefühlsmäßig als sachlich gerechtfertigten Aufsatz: „Die neue Bibel der Alldeutschen", der seinen Eindruck nicht verfehlte und der besagt: „Chamberlains Buch: „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts" ist die Bibel der Alldeutschen geworden. Man beginnt damit, Namen zu annektieren, und endigt damit, Nationen annektieren zu wollen. Man beginnt mit dem theoretischen Beweis von der Überlegenheit der Rasse und endigt damit, die politische Hegemonie zu beanspruchen. Wer das nicht glaubt, braucht nur die Kriegsschriften von Chamberlain zu lesen, die neue Bibel, die er den Alldeutschen darbietet. Chamberlain, obwohl seit 30 Jahren in Deutschland ansässig, ist immer Engländer geblieben, und wie ist er es geblieben! Als die Wehrsteuer in Deutschland eingeführt wurde, empörte er sich dagegen und weigerte sich zu zahlen, indem er sich darauf berief, Ausländer und britischer Untertan zu sein. Und doch hat niemals jemand so etwas schlimmes gegen die Engländer geschrieben wie dieser Engländer. Wer Deutschland kennt, weiß, daß das Volk nicht den Krieg wollte. Auch der Kaiser nicht; es mag wahr sein, daß er geweint hat, als er den Mobilisierungsbefehl unterzeichnete. Aber es gab andere Kräfte, die zum Kriege trieben .... Die Alldeutschen, die dem Kaiser den Beinamen „Wilhelm der Furchtsame" gaben, als sie über seine äußere Politik empört waren. In den nationalistischen Kreisen wurde der Krieg vorbereitet. Chamberlain gehört zu jenen Irrsinnigen, für welche die gesamte Kultur deutsches Werk ist, alle Erscheinungen auf geistigem Gebiet der germanischen Rasse verdankt werden ..." Die Verwertung der alldeutschen Pamphlete erwies sich als ein sehr wirksames Mittel zur Verhetzung der Italiener. Um die alldeutschen Gelüste auf die Adria zu erhärten, haben besonders auch eine Reihe französischer Italienforscher (wie „Loiseau: L'équilibre adriatique", Paris 1901, und „Baron A. de Stieglitz: L'Italie et la Triple-Alliance", Paris 1906) die mit frappanten Belegen gespickten Jahrgänge der „Alldeutschen Blätter" und andere nicht minder kompromittierende alldeutsche Flugschriften benutzt.

Auch die nationalistische Presse, die Demokraten und Konservative in Italien gleichermaßen beeinflußte, konnte in einer für die italienische Politik geradezu verlockenden Situation der europäischen Mächtegruppierung, vor allem aber angeregt durch die hetzerische, kritiklose Haltung der deutsch-konservativen und alldeutschen Presseorgane gegenüber dem Abfall Italiens, ihr einziges Ziel: die italienische Weltmacht hinter dem heilig gepriesenen Ideal des Kampfes gegen den deutschen Militarismus und die deutsche Weltherrschaft gut verhüllen. Sicher ist, daß die platten Maßlosigkeiten der „Deutschen Tageszeitung" und der „Täglichen Rundschau": die voreilige Verbreitung von Mel-

dungen über den italienischen Verfall und die einseitige, tendenziöse Beurteilung des italienischen Treubruchs bei vielen objektiv denkenden und wahrheitsliebenden Italienern starkes Befremden erweckten. Daß aber die Italiener sich damit brüsten, sie müßten, um die Wirkungen der den Willen zur Macht und Gewalt verfechtenden Lehre praktisch zu bekämpfen, diese selbst vorläufig als wahr hinnehmen und die Gewalt durch die Gewalt bezwingen, ist eine verstiegene Verdrehung der Wirklichkeit, die den höchst egoistischen und materiellen Grundzügen der italienischen Politik keineswegs entspricht. Gerade in diesem italienischen Machtwillen verkörpert sich ein Imperialismus rigorosester Prägung, der, wie aus den ans Licht gekommenen russischen Geheimverträgen hervorgeht, nicht Halt machte bei der Garantie maßlosester territorialer Ansprüche Italiens durch die Entente, von ihr sogar die bindende Verpflichtung verlangte, die Kriegspolitik des italienischen Kabinetts gegen eine eventuelle moralische Machterweiterung des Vatikans durch die Friedenspolitik des Papstes zu stützen.

Dr. N. Hansen, Berlin:
Staatliche oder private Regie des Luftverkehrs.

Auf einem Diner der „Gesellschaft britischer Luftkraftindustrieller" ist am 23. März d. J. von Sir Frederick Sykes zum ersten Mal das ausführliche Programm des englischen Luftministeriums entwickelt worden. Im Hinblick auf die Tatsache, daß England heute unbestritten die Führung auf dem Gebiete des Zivil-Flugwesens für Handels- und -Passagierverkehr an sich gerissen hat, dürfte eine Schilderung der Organisation und der Aufgaben der englischen Luftschiffahrts-Politik und ihrer Zentralstelle auch für die Beurteilung der deutschen Verstaatlichungsbestrebungen in der Luftschiffahrt und der Kritik an dem Aufbau und den Leistungen des deutschen Reichsluftamtes von Interesse sein.

Nach den Auslassungen von Sir Frederick Sykes soll die *Entwickelung des englischen Zivil-Luftverkehrs auf ausgesprochen privater Grundlage erfolgen.* Aufgabe des Luftministeriums wird es in erster Linie sein, den Zivil-Flugverkehr in jeder Beziehung zu unterstützen und zu fördern. Eine formelle Regierungsaufsicht ist nicht vorgesehen, sondern es wird sich um ein Zusammenarbeiten von Regierungs- und Privatkreisen handeln, wobei jeder Teil an praktischer Hilfe und an Rat das Beste hergibt. Das Luftministerium ist in zwei selbständige große Abteilungen gegliedert, die je einen Chef haben. Die eine Abteilung bearbeitet alle Angelegenheiten, die staatliche Luftfluginteressen umfassen. Dazu gehören insbesondere das Militärflugwesen der Land- und Marinetruppen, die Luftpolizei und die Luftzollkontrolle. Sobald das

englische Postministerium entschieden hat, daß der Postverkehr in großem Maße durch Flugzeuge bewältigt werden soll, wird es von der Abteilung für staatliches Luftflugwesen die nötigen Fahrzeuge geliefert bekommen. Die Abteilung hat sich ausdrücklich die Auswahl der Maschinen für diesen Fall vorbehalten und ist berechtigt, sobald es nicht genügend Maschinen und Flugzeugführer zur Hand hat, die „Royal Air Force“ zu Dienstleistungen heranzuziehen. In der zweiten selbständigen Abteilung des Luftministeriums werden alle Angelegenheiten des Zivil-Flugwesens bearbeitet. Seinen Beamtenstaat hat das Ministerium zunächst aus praktischen Gründen den militärischen Land- und Marineluftkräften entnommen, da es hier die erfahrensten und vielseitigsten Kräfte fand, die es für den Aufbau und die Organisation benötigte. Wie aber schon der Generalschatzmeister gelegentlich des 65 Millionen Pfund Sterling-Etats des Luftministeriums vom 17. März ausführte, ist vorgesehen, daß später die Ergänzung des Beamtenapparates auch aus nichtmilitärischen Kreisen erfolgen soll. Das Ministerium selbst hat nicht die Absicht, eigene Flugzeugführer einzustellen und zu unterhalten. Wenn es Führer benötigt, greift es auf die Flugkräfte des Landheeres oder der Marine zurück. Die Fürsorge und Aufsicht über die Führer von privaten Flugzeugen, die Handels- und Transportzwecken dienen, liegt den einzelnen Gesellschaften ob, bei denen das Personal eingestellt ist. Allerdings verlangt das Luftministerium, daß die Führer, bevor sie die Fahrterlaubnis und Führerschein erhalten, bei der „Royal Air Force“ ausgebildet werden, daß sie der Reserve dieser Truppe angehören und zu Manövern herangezogen werden können.

Die Zusammenarbeit des englischen Luftministeriums mit den Privatinteressenten des Luftverkehrs soll sich in erster Linie bei der Veranstaltung kostspieliger Versuche, Untersuchungen, Herstellung von Verkehrsrouten, Signal- und Verständigungseinrichtungen, Erforschung von Methoden zur Vermeidung von Unfällen und der Überwindung einer ganzen Reihe sonstiger Schwierigkeiten, die sich der Entwickelung des Zivil-Luftverkehrs entgegenstellen, geltend machen.

Eine Summe von 2 Millionen Pfund Sterling (ca. 41 Millionen Mark) ist am 17. März allein für Experimente und Forschungen auf dem Gebiete der Zivil-Luftverkehrs-Förderung bereitgestellt worden. Dieses Geld ist in erster Linie dazu bestimmt, Industrielle, die über kein genügendes Kapital verfügen, um aussichtsreiche technische Verbesserungen selbst vornehmen zu können und praktisch auszuprobieren, zu unterstützen. Ferner wird mit diesen Mitteln die Pachtung zahlreicher Geländeflächen für Flugplätze bestritten, auf denen den Erfindern oder experimentierenden Firmen Gelegenheit geboten werden soll, ihre Versuche unter Zuhilfenahme aller modernen technischen Hilfsmittel und unter Wahrung ihres Erfindergeheimnisses auszuführen. So sind bis jetzt schon die Flugplätze von Oxford, Neß, Rochampton, Farnborough und zahlreichen anderen Plätzen vom Luftministerium zu diesen Zwecken übernommen worden, um dort entweder Versuchsstationen oder Fliegerschulen einzurichten. Die Zahl der militärischen Flug-

plätze soll im Interesse einer besseren Kontrolle und Übersicht verringert und in Portsmouth, Devonport und Chatham zentralisiert werden. Dort, wo große Flugzeugfabriken sind, werden auf Wunsch neue Flugplätze in deren Nähe errichtet. Grundsätzlich soll jede Versuchsstation des Luftministeriums mit allen technischen Errungenschaften und Annehmlichkeiten der Neuzeit ausgestattet und ohne Ausnahme der Zivilbenutzung zugänglich sein. Für die Inanspruchnahme durch Zivilinteressenten sind bereits feste Taxen aufgestellt, die auch die Benutzung der meteorologischen Büros, der Signaleinrichtungen, drahtlose telegraphische und telefonische Verständigung einbegreifen. Auf diesen Stationen ist ferner den militärischen und privaten Fliegern die Möglichkeit geboten, sich bei der Ausführung bestimmter Arbeiten und Experimente gegenseitig zu unterstützen.

Die Herstellung von neuen nationalen und internationalen Luftrouten, die Anlage von Notlandungsplätzen, die Sicherung von Landungsrechten, die Errichtung von Signalstationen, Übereinkommen mit ausländischen Flugverkehrsgesellschaften, die Finanzierung internationaler Flugverkehrsgesellschaften mit englischem Kapital, die Ausstattung solcher Gesellschaften mit englischen Apparaten, die Ausbildung ausländischer Flieger in England, die Veranstaltung von internationalen Wettbewerbsflügen, um den besten Handelsflugzeugtyp herauszufinden etc., alle diese Arbeiten werden gemeinsam mit jeweiligen Gruppen von Interessenten des Zivil-Luftverkehrs in der Zivilflugabteilung des Luftministeriums erledigt. Die Abteilung hat für solche Zwecke ebenfalls ganz erhebliche Mittel zur Verfügung, die nach dem neuen Etat etwa die Höhe von 150—200 Millionen Mark erreichen dürften.

Ihr besonderes Interesse widmet die Zivilflugabteilung dem Studium der Unfälle und der Feststellung ihrer Ursachen, um eine größtmöglichste Verkehrssicherheit und Pünktlichkeit zu erreichen. Um diese zu gewährleisten, sind Zulassungs- und Prüfungsstellen für neue Apparate und Motore in den neuerrichteten Versuchs- und Fliegerschulstationen eingerichtet. Jedes Flugzeug, das im Handels- und Passagierverkehr Verwendung finden soll, wird hier einer Regierungskontrolle unterworfen. Gegenüber der staatlichen Versicherung der Handelsflugzeuge hat sich bisher die englische Regierung ablehnend verhalten. Sie vertrat ebenso wie die Privatinteressentenschaft den Standpunkt, daß die Luftschiffahrt in gleicher Weise wie die Handelsschiffahrt am vorteilhaftesten von Lloyd's versichert werden kann. Sir Thomas Devitt, der Präsident von Lloyd's, hat in dieser Angelegenheit eine Reihe von Rücksprachen im Luftministerium gehabt, deren Resultat war, daß am 10. März die unter Lloyd's Führung gegründete „Aviation Insurance Association" ihre Büros öffnete und seitdem Risiken, die aus allen Teilen der Welt angemeldet werden, versichert.

Unter den Aufgaben, denen sich z. Zt. die Abteilung für Zivilflugverkehr mit besonderem Interesse widmet, nennt Sir Frederick Sykes das Problem der gemeinsamen Beförderung von Post und Passagieren, das Landungsproblem und die Zen-

tralisation des meteorologischen Dienstes. Da das englische Ministerium des Innern und das Handelsamt bis jetzt ihre eigenen Wetterdienste haben, wird angestrebt, einen einheitlichen nationalen Wetterdienst zu organisieren, der sowohl der Landwirtschaft wie der Schiffahrt, dem Handel und der Luftschiffahrt dienstbar gemacht werden könnte. Außerdem bereitet die Abteilung Unterrichtskurse für Führer und Beobachter in der Wetterkunde und drahtlosen Telegraphie vor.

Wenn man diese Einzelheiten überblickt, die zeigen, nach welchen Richtlinien die englische Regierung den künftigen Zivil-Luftverkehr aufbaut, und wenn man bedenkt, daß etwa die Hälfte des 65 Millionen Pfund-Etats des englischen Luftministeriums für die Entwicklung und Förderung des Zivilflugverkehrs im Jahre 1919/20 bereitgestellt wird, so muß man zugeben, daß England auch dieses Problem, indem es der privaten Initiative volle Freiheit läßt, mit jener Großzügigkeit anpackt, die ihm bisher so erfolgreich Monopolstellungen in der Kabel-, Presse- und Telefunkenberichterstattung und im Schiffahrts- und Finanzwesen eingetragen hat.

H. Seipp: Religion und Sozialismus.

Als zwei Menschheitsfragen von höchster Bedeutung erscheinen „Religion und Sozialismus", die vielen gegensätzlich und unvereinbar dünken, aber so manche inneren Berührungspunkte haben und für den Denkenden eine Auseinandersetzung gerade in heutiger Zeit heischen. Was ist Religion ihrem reinsten, eigentlichen Kern nach anderes, als die Beziehung des Menschen zur Unendlichkeit, Ewigkeit und Vollkommenheit? Bewußt oder unbewußt beschäftigt sich die Menschheit von jeher mit diesem Problem, mag es nun in der einfachsten Form seitens der tiefststehenden Naturvölker oder inmitten reich entwickelter Kultur geschehen. Religion in solchem Sinne braucht an sich mit Kirche und Konfession nichts zu tun zu haben und kann sich in den mannigfachsten Gestaltungen äußern. Der Sinn für eine außerhalb der irdischen begrenzten Begriffe stehende Macht regt den Trieb zur Vervollkommnung des einzelnen an und dient ihm als Gradmesser eigener Mängel.

Mit dem Fortschritt der Kultur wächst die Persönlichkeit, und ihr Streben richtet sich auf Einhelligkeit des Ichs. Aber der Mensch vermag nicht auf sich allein beschränkt zu bleiben; es formt sich als erste Gemeinschaft die Familie, und auf ihr bauen sich weitere Stufen auf. Mit den übrigen gilt es sich abzufinden, und so gelangen wir zum sozialen Gedanken. Der Sozialismus bedeutet die Ordnung des Verhältnisses zur Mitwelt durch Ausgleich der persönlichen Gegensätze

mit dem idealen Ziele möglichster Harmonie. Der Kirche als früherer ausschließlicher Religionsträgerin fiel in vergangenen Entwicklungsepochen die Lehraufgabe der Schule, sowie auf sonstigem kulturellen und wirtschaftlichen Gebiet, auch dem sozialen, zu, bis weltliche Faktoren sie hierin ablösten und dabei vielfach das soziale Moment verkümmerte. Der innere Zusammenhang zwischen der Religion und dem Sozialismus ist dadurch verdunkelt worden, besteht aber nach wie vor, wenn nur der Begriff Religion nicht mit demjenigen des Bekenntnisses zu einer Kirche, zur Konfession verquickt wird. Religion und Sozialismus vermögen sich zum Heile der Menschheit zu ergänzen, und es ist für beide der allein richtige Weg, die Einsicht zu fördern und auszubreiten, daß das Heil der Menschheit in der sozialen Gerechtigkeit und Ordnung auf dem Boden der Freiheit und Nächstenliebe zu suchen ist und nicht in der Gewalt und der Unterdrückung Andersgesinnter.

Unser Wirtschaftsleben entwickelte sich von der rohen Raubmethode und den späteren Stadien der Knechtung der bürgerlichen Bevölkerung (Leibeigenschaft) zu höheren Stufen. Aus der Einzelwirtschaft entstand die Volkswirtschaft, der im Verein der Völker die Weltwirtschaft sich anreihte. Diese Wirtschaft wurde durch die Profitsucht des einzelnen und diejenige ganzer Gemeinschaften — Ringe, Trusts, Kartelle — vergiftet, der Konkurrenzgeist triumphierte, zog alles in seinen Bannkreis, schuf Interessengegensätze schwerster Art und ließ Konfliktskeime üppig aufwuchern, bis der Weltbrand verheerend ausbrach. Auch die Kriegswirtschaft hat aus besagten Ursachen und dem Mangel sozialen Geistes zum größten Teil trotz der äußerlichen Vergesellschaftung versagt. Mühsam haben wir uns aus dem politischen und wirtschaftlichen Zusammenbruch auf ein schmales, von weiterem Sturm bedrohtes Plätzchen gerettet, sind jedoch noch lange nicht geborgen. Die hiernach notwendige Umwandlung und Neugestaltung der Volkswirtschaft auf sozialer Grundlage darf sich trotz ihrer Dringlichkeit doch, in Anbetracht der ganzen Zeitlage, insbesondere im Hinblick auf die äußeren Verhältnisse sowie die Weltwirtschaft, nicht überstürzen, sondern nur nach jeweiliger gründlicher Prüfung vollziehen.

Vorläufig paßt die Sozialisierung noch nicht für jeden Zweig oder Betrieb unseres ohnehin aufs empfindlichste geschwächten Wirtschaftslebens, es ist vielmehr nur mit den monopolistisch gearteten Großbetrieben und Verkehrsanstalten der Anfang zu machen, damit die Erfahrung uns weitere Bahnen zeigt. Über dem sozialistischen Zukunftswerk hat der religiöse Geist der Nächstenliebe, der Selbstlosigkeit, sozialer Selbstzucht und sozialen Pflichtgefühls, der Geist aufopfernder Arbeit aller Volksgenossen im Dienste und zum Wohle der Gemeinschaft zu walten. Alles das aber ist der Geist reiner, ursprünglicher Religion, die insofern nicht bloß eine Privatsache, sondern für das Ganze unentbehrlich ist. Ohne soziales Pflichtgefühl, ohne Hingabe für das Wohl der Gesamtheit, ohne den ernsten Willen, Wahrheit und Gerechtigkeit zu üben, wenn darüber auch das eigene Ich zugrunde gehen sollte, ist demokratischer Sozialismus überhaupt nicht

möglich. Deshalb kann wahrer Sozialismus ohne Religion auch nicht bestehen. Diese Art wahrer Religion ist im Interesse des Staates durch die Schule in die heranwachsende Generation zu verpflanzen und bietet dann nicht nur der Weiterarbeit der Religionsgesellschaften ein Feld, sondern kann auch den künftigen Staatsbürger für die sozialistische Wirtschaftsordnung, die zu ihrem Bestand wie keine andere des Pflichtgefühls, der Selbstzucht, der Uneigennützigkeit und Nächstenliebe bedarf, erst brauchbar und fähig machen. Geschlossenheit, Einhelligkeit und Ordnung müssen Leitsterne auf dem steilen, mühsamen Aufstieg zu neuer Kultur- und Wirtschaftshöhe sein.

G. Buetz, Dessau: Amerikanische Handelspläne.

Daß für die Vereinigten Staaten von Amerika die Anteilnahme an dem Weltkriege nicht nur aus den vielfachen Motiven der angelsächsischen Gemeinschaft heraus erfolgte, wird in der Allgemeinheit gegenüber den ungemein geschickten Redemanövern Wilsons vielfach auch heute noch übersehen. Das Kriegsinteresse der Vereinigten Staaten von Amerika war nun auch nicht nur insoweit ein reines Geldinteresse, als man gezwungen war, die an England kreditierten Dollarmillionen zu sichern. Nein, dieser Krieg bedeutet für Amerika: den Eintritt in Europa. Die Handlungen Amerikas richten sich keineswegs nur gegen Deutschland; die durch den Weltkrieg entstandene amerikanische Gefahr gilt mehr oder minder allen europäischen Groß- und Kleinstaaten. So vermag, weil Deutschland allein nicht Absicht und Ziel der Vereinigten Staaten ist, die Regierung dieses Landes auch Deutschland ein Entgegenkommen zu zeigen. Dies Entgegenkommen macht Stimmung in Deutschland für Amerika und erleichtert so drüben eine Reihe von Plänen zur Reife zu bringen, die erkannt zum mindesten mit — Protesten belegt sein würden. Das Maß des Vernichtungswillens Amerikas ist auch weit geringer Deutschland gegenüber als dasjenige Frankreichs, dessen Siegestaumel eine Mischung von Wut und Ängstlichkeit der deutschen Kraft gegenüber darstellt. Amerika muß auch der politischen Notwendigkeit Raum geben, die wirtschaftlichen und machtpolitischen Verhältnisse der europäischen Staaten gegeneinander abzubalancieren.

Wenn nun auch alle diese Voraussetzungen bestehen, welche die Stellung der Vereinigten Staaten von Amerika der Entente gegenüber einen Sonderplatz innerhalb der deutschen Frage einräumen, so kann doch bei uns eine höchst wichtige Tatsache nicht vergessen werden. Das Kriegsziel Amerikas, die heutigen, in einem

Jahrhundert vielleicht nicht wiederkehrenden Zustände zu benutzen, um händlerisch und politisch in Europa festen Fuß zu gewinnen, wird von Amerika naturgemäß am weitgehendsten gegenüber dem Schwachen erreicht werden können. Und der Schwache sind eben wir. Es hieße sich einer politisch unverantwortlichen und somit durchaus gefahrvollen Illusion hingeben, wollten wir in der Haltung Amerikas uns gegenüber nur den Willen zu einer Gerechtigkeit erblicken. Man wird gerecht sein dort, wo wir nicht mehr fähig sind, auch nur noch im geringsten zu schaden. Man wird aber um der Gerechtigkeit halber keinen Finger breit von seinem Programme abweichen. Die jüngsten Vorgänge haben das wieder in aller Form gezeigt. Moralische Werte nach außen und eine konsequente Wirtschaftsentwicklung über jedes Hemmnis hin, auch über das moralische, nach innen, das ist ein System, dem Amerika seit Jahrzehnten dient. Erinnern wir uns, mit welchem Aufwand die unmoralische Trustbildung bis zu der greifbaren Form der Gesetzgebung bekämpft wurde. Die große trust bill war gerade unter Dach, da begann man, getragen von der Wirtschaftsgunst des Krieges, eine amerikanische Wirtschaftskontrolle über Europa nachzusuchen. Handelsformen im Gebilde amerikanischer Welttrusts beginnen. Um eine Kontrolle über den deutschen transatlantischen Verkehr, den deutschen Osthandel zu gewinnen, ist von seiten der Vereinigten Staaten nunmehr der Plan in die Wege geleitet worden, unsere transatlantischen Häfen, Hamburg und Bremen, von dem Weltverkehre abzuschneiden. Man hat zunächst mit Schweden verhandelt, um den Handelsverkehr zwischen Amerika, Mittel- und Osteuropa von den deutschen Häfen abzuziehen. Unter der Voraussetzung, Malmö als Freihafen zu entwickeln, sollten etwa eine halbe Milliarde Kronen aufgewendet werden, um die notwendigen Hafenbauten vorzunehmen. Die aufzuwendende Summe sollte je zur Hälfte von Amerika und Schweden aufgebracht werden. Die schwedischen Reedereien sollten mit Hilfe von Amerika ihre Handelsflotte wesentlich ausbauen, um den an sie gestellten Forderungen gerecht werden zu können. In Schweden aber fürchtete man den deutschen Konkurrenten trotz der heutigen Zustände doch noch zu sehr, um auf das amerikanische Anerbieten einzugehen. Von Schweden nicht unterstützt, will man nunmehr mit Dänemark zusammengehen. Dänemark, das seine einst innegehabte Stellung im Ostseeverkehre nie vergessen hat, zeigt sich unter der Einwirkung der zwangsweise ständig mehr vernichteten deutschen Handelsflotte nunmehr scheint es bereit, dem amerikanischen Plane im eigenen Interesse dienstbar zu sein. Das Erbe von Lloyd und Hapag anzutreten ist ja auch einigermaßen verlockend!

Mitte Januar haben in Kopenhagen Besprechungen stattgefunden, die einem Anschlag auf das deutsche Wirtschaftsleben zum Verwechseln gleichen. An den Besrpechungen nahmen die Almindelige Handelskompagnie, die Transatlantiska Kompagnis und die Oversöisk teil. Mithin also die drei größten dänischen Handelsgesellschaften. Zugleich beteiligten sich die beiden bedeutendsten dänischen Reedereien, nämlich Östasiatiske Kompagni und Forenede Dampskibsselskab.

Soweit bekannt, hatten die Besprechungen das Ergebnis, daß die Gründung einer „Amerikanisch-baltischen Handels- und Schiffahrtsgesellschaft" mit einem Kapital von dreihundert Millionen in Aussicht genommen wurde. Das Kapital sollte von beiden Staaten zu gleichen Teilen gezeichnet werden. Im Falle eines endgültigen Beschlusses sollte Korsör als Freihafen erklärt werden. Dieser Freihafen wäre mit einem Kapital von etwa einhundert Millionen auszubauen. Diese Mittel hätte die dänische Regierung im Laufe der Zeit bereitzustellen. In einem Memorandum ließ die United States Trade Kommission betonen, daß die dänischen Pläne in dem weitesten Maßstabe von Amerika unterstützt werden würden, da Amerika das dringendste Interesse daran habe, die deutschen Handelskräfte in dem atlantischen Verkehre lahmzulegen und den Welthafenplatz Hamburg seiner Bedeutung zu entkleiden, indem man die Handelsbeziehungen über Dänemark leite.

Wenn nun auch der gegen den deutschen Handel gerichtete Schlag von seiten Amerikas zu einem Teile Großbritannien mit gilt, so können wir eine Deutschland zugedachte Gerechtigkeit, die darin besteht, daß man England auch sein Teil zukommen läßt, in solchen Handlungen doch nicht erblicken. Gelingt es Amerika, seine nachgesuchte Stellung im Ostverkehr zu erreichen, ist es englischen Plänen nur zuvorgekommen, hat es eine Beute entrissen, die England als die seine betrachtet. Die Beute aber sind wir! Ein Untergraben der händlerischen Beziehungen Hamburgs kommt für uns einem tödlichen Schlage gleich. Um das zu erkennen und im Vereine hiermit sich klar zu werden, welchen Maßstab wir für uns an die Gerechtigkeit der Vereinigten Staaten zu legen haben, gilt es sich einmal klar vor Augen zu halten, welchen Wert Hamburg für das deutsche Wirtschaftsleben hat, welche Stellung Hamburg innerhalb des deutschen Wirtschaftslebens einnahm.

Hamburg war für uns unser erster Import- und Exporthafen. Hamburg war unser Wirtschaftspionier. Hamburg war unser erster Träger des Auslandsgeschäftes. Hamburg hat seit Generationen für ganz bestimmte Handelsgeschäfte, für den Weltverkehr mit bestimmten Warengattungen einen Spezialmarkt entwickelt, den nur Traditionen bringen. Hamburg wurde von Jahr zu Jahr mehr Schiffsbauplatz und in Verbindung hiermit im ständigen Anwachsen Industriezentrum. Infolge seines Handels, seines Schiffsverkehrs, infolge seiner Werften und seiner Schiffsindustrie ist Hamburg zu einem Platz geworden, der Tausenden Arbeitsverdienst erhielt und neu schuf. Es ist ein Leichtes, diese Tatsachen ziffernmäßig zu belegen.

Hamburg konnte vor dem Kriege mit Recht die Königin der deutschen Seestädte genannt werden. Nach dem Nauticus betrug der Anteil der gesamten deutschen Seehafeneinfuhr für Hamburg 75 Prozent. Im Jahre 1913 hatte Hamburg eine Einfuhr seewärts in dem Wertbetrage von 2 389 274 000 Mk. und dem Gewichtsbetrage von 42 062 000 dz. Die Ausfuhr seewärts belief sich im nämlichen Zeitraume auf 875 328 000 Mk. und 14 254 000 dz. Im Binnenver-

kehr nahm Hamburg infolge seines günstigen Hinterlandes eine ebenso überragende Stellung ein. Die landseitige Ausfuhr Hamburgs belief sich im Jahre 1913 auf 9 862 969 t Brutto und die landseitige Einfuhr auf 10 627 188 t. Die Stellung Hamburgs als Binnenverkehrsort gewinnt dann an Deutlichkeit, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Einfuhr von der See in Tonnen berechnet 16 548 410 und die Ausfuhr 8 909 500 t stellte. — Daß Hamburg sich mit Recht als eine der weitaus bedeutendsten Handelsstädte des europäischen Kontinents bezeichnen konnte, ist ebenfalls mit Zahlen zu belegen. Es liefen Schiffsladungen ein in Netto-Reg.-Tonnen: in Hamburg 14 241 934 t, in Rotterdam 13 047 465 t, in die gesamten britischen Häfen 49 062 984 t. Für die Bedeutung Hamburgs kommt nun aber nicht der ziffernmäßige Betrag in Frage, sondern der Umstand, daß Hamburg einen ausgesprochenen Eigenhandel betrieb, während Plätze wie Rotterdam und Antwerpen vornehmlich Speditionsplätze für fremde Händler waren. Hamburg war nicht händlerischer Vermittler, sondern Käufer und Verkäufer! Hamburg war Stapelplatz. Es kaufte ein und versorgte Nordrußland, Skandinavien, den Balkan mit den erhandelten Waren. Auch diese Tatsache ist mit Ziffern zu beweisen. Im letzten Friedensjahre führte Hamburg ein und aus unter anderen Waren für:

	Einfuhr	Ausfuhr		Einfuhr	Ausfuhr
Kaffee	2 116 000 Dz.	855 000 Dz.	Reis	3 375 000 Dz.	2 287 000 Dz.
Kakao	643 000 „	321 000 „	Mais	5 442 000 „	1 839 000 „
Tabak	548 000 „	310 000 „	Salpeter	7 880 000 „	2 034 000 „
Rindshäute	1 294 000 „	551 000 „	Harz	916 000 „	381 000 „

	Einfuhr	Ausfuhr
Pfeffer	67 000 Dz.	33 000 Dz.
Tee	43 000 „	29 000 „
Zinn	49 000 „	42 000 „

Hinsichtlich der Gesamteinfuhr wurde dem Gewichte nach etwa ein Drittel der Waren erneut ausgeführt. Dem Werte nach war die Ausfuhr bedeutend höher, weil der Veredelungsprozeß den Wert des Produktes gesteigert hatte.

Wie bereits angedeutet, ist in der Stellung Hamburgs unendlich wichtig, daß Hamburg seit Generationen seine Kräfte in dem überseeischen Geschäfte arbeiten läßt. Hamburg hat nicht nur seine zahlenmäßig hohen Verbindungen mit dem Auslande, Hamburg hat seine zahlreichen eigenen Niederlassungen im Auslande gehabt. Es wurde unser Händelspionier, es wurde der Förderer unseres zwischenkolonialen Handelsverkehrs. Es ist mit Ziffern in einem kurzen Abrisse nicht zu erfassen, in welchem Maße in den eigenen Niederlassungen hamburgischer Firmen von jenen nach nicht deutschen Häfen, aber für die Verdienste jener Firmen, direkt verladen wurde. Es lassen sich hier Summen zusammenstellen, die im Jahre mehrere

Tausende von Millionen darstellen. Die hier gezogenen Verdienste aber kamen dem deutschen Handelsleben zugute und bereicherten auf direktem und indirektem Wege das deutsche Volksvermögen mit. Die Werte, welche der schaffende Auslandshandel Hamburgs uns errang, setzten sich im Inlande in händlerische Bewegungen entstandener Weltfirmen um, die ihrerseits Tausenden von Personen Verdienste und die Möglichkeit zum eigenen Handelsaufstieg brachten. Das sind Verkettungen, welche nicht ohne weiteres zutage treten, die nicht in klare Rubriken zu formen sind, und weil sie nicht in der Ziffer oder im schnellfaßlichen Schlagworte zu vereinen sind, auch vielfach ungewürdigt blieben. Um ein Verständnis dafür zu gewinnen, daß Hamburg als Welthandelsstadt zu erhalten für uns eine Lebensnotwendigkeit in wirtschaftlichem Sinne ist, aber gilt es, sich dieser Vorgänge völlig klar zu werden.

Es ist auch unmöglich, Hamburg ersetzen zu wollen, denn Hamburg ist in für uns unumgänglich notwendigen Waren ein Spezialmarkt erster Ordnung geworden. Eine ganze Reihe von Handelsgütern ist für uns vollkommen überwiegend von Hamburg in das Inland gezogen worden. Hamburg hatte die ausländische Waren- und Firmenkenntnis, kurz es beherrschte das Geschäft. Das Auslandsvertrauen und damit der Auslandskredit gilt jenen Hamburger Firmen. Wie hinsichtlich der Einfuhr, so ist auch hinsichtlich der Ausfuhr und des Absatzes deutscher Fabrikate Hamburg für gewisse Güter allein maßgebend. Hier sind wir wieder in der Lage, das kurz wirkende und klare Mittel der Zahlenreihen herbeizuziehen. Weltspezialmarkt war Hamburg als Getreidemarkt, als Zuckermarkt, als Handelsmarkt für Kaffee, Tee, Tabak und Kautschuk; als Handelsplatz für überseeische Gerbstoffe, für überseeische Hölzer, als Markt für Hanf und Faserstoffe, für Wildhäute, für Chilesalpeter und Harz.

Greifen wir aus den einzelnen Handelsposten die sichtlichsten Zahlen heraus, dann ergibt sich, daß Hamburg innerhalb des Getreidegeschäfts hinsichtlich der gesamten deutschen Getreideeinfuhr mehr als den dritten Teil auf sich vereinigte. Die Gesamteinfuhr an Getreide belief sich im letzten Friedensjahre für Deutschland auf 8 300 000 t Getreide, Hülsenfrüchte und Mehl. Von diesem Getreide gingen seewärts rund 2 800 000 t über Hamburg ein, hierzu kamen land- und flußwärts eingeführte Güter in einem Umfange von 484 000 t, sodaß dem Getreidehandelsplatz Hamburg nicht weniger als 3 284 000 t Getreide zugeführt wurden. Wenig ist bekannt, daß Hamburg der größte Weltmarkt für Futtergerste war! Denn auch hinsichtlich der Getreide- und Hülsenfruchtausfuhr war Hamburg für Deutschland tonangebend. Von der Gesamtausfuhr von Getreide und Hülsenfrüchten wie Mehl kamen auf Hamburg 38 Prozent. Von einer Gesamtausfuhr von 3 075 000 t kamen im letzten Friedensjahre 1 200 000 t auf Hamburg. Als Markt für Zucker konnte Hamburg als größter Handelsplatz für die Zuckerausfuhr gelten. Die Lage stempelte Hamburg hierzu. Die Hauptzuckerkäufer Deutschlands waren die Vereinigten Staaten von Amerika, Großbritannien,

Canada und die nordischen Länder. Die Ankäufe von Zucker im Hamburger Freihafen beliefen sich im Jahre 1912/13 — vom September—August — auf rund 10 129 000 dz. Im Tee- und namentlich im Kaffeehandel verfügte Hamburg über eine Monopolstellung. Für die Bedeutung Hamburgs im Teegeschäft läßt sich feststellen, daß Hamburg im Jahre 1913 für 42 000 netto dz Tee seewärts einführte und 49 800 dz ausführte. Die Ausfuhr seewärts belief sich hierbei auf 28 800 dz und jene land-, bezw. flußwärts auf 21 000 dz. Die Bedeutung Hamburgs als Handelsplatz für Kaffee ist weltbekannt. Schon im Jahre 1887 wurde in Hamburg der Terminmarkt für Kaffee eröffnet. Im Jahre 1913 hatte Hamburg eine Einfuhr von 3½ Millionen Sack Kaffee. Die regen südamerikanischen Handelsbeziehungen Hamburgs, die seit langen Generationen bestehen, haben dem Handel hier seine Bedeutung verliehen. Der Tabakmarkt fand in Hamburg eine seiner besten Stützen. Im Durchschnitte der letzten Friedensjahre kamen nach Deutschland rund insgesamt 1 190 000 dz. Hiervon gingen in Hamburg ein rund 500 000 dz. In dem Gebiete des schwierigen Welthäutemarktes hat Hamburg seit Jahrzehnten eine Spezialkenntnis entwickelt. Infolgedessen wurde Hamburg zu einem ersten Weltmarkte auf diesem Gebiete. Das große Maß an Erfahrung, das in diesem Geschäfte vorhanden sein muß, ist hier ausschlaggebend. Die besten europäischen Einfuhrhäfen für Wildhäute sind weit hinter Hamburg zurückgeblieben. Im Jahre 1913 wurden verschifft nach Liverpool 1 407 000 Häute, nach Antwerpen 1 487 000 Häute, nach Le Havre 1 837 000 Häute und nach Hamburg 6 321 000 Häute. Der Eingang nach Hamburg überstieg demnach noch weitaus denjenigen der drei anderen Märkte zusammengenommen, denn dieser betrug insgesamt nur 4 311 000 Häute. Im Handel mit überseeischen Gerbstoffen hatte Hamburg eine ausgesprochene Monopolstellung in Deutschland. In Hamburg befanden sich im Jahre 1913 nicht weniger als 70 Firmen, die Importeure, Kommissionäre und Händler waren. Dazu kamen noch etwa 30 Ganten- und Maklerfirmen. Der Eingang an ausländischen Gerbstoffen betrug im Frieden dem Werte nach zwischen 37 und 40 Millionen Mark, der Umsatz der binnenländischen Firmen wurde auf kaum 400 000 Mark angegeben. — Diese herausgegriffenen Ziffern dürften genügen, um die Bedeutung Hamburgs als Welthafenstadt und insbesondere die Bedeutung Hamburgs als Versorgungshafen für die deutsche Industrie und den deutschen Lebensmittelmarkt erkennen zu lassen.

Infolge seines so überaus entwickelten Handelslebens war Hamburg weiter für Deutschland ein Arbeitsplatz ersten Ranges. Hamburg hat Millionen von Menschen zu einem Verdienste verholfen, es gründete Millionen von Familien eine Existenz! Ziffernmäßig ist dieser Vorgang nicht zu erfassen, denn es gab keine Möglichkeit, das dezentralisierte Wirtschaftsleben Hamburgs in eine zahlenmäßige Zusammengehörigkeit zu bringen. Diejenigen Personen, welche im Schiffsdienste für Rechnung Hamburgs arbeiten, welche für hamburgische Firmen im

Auslande tätig sind, die im Inlande Arbeit und Verdienst durch Hamburg erlangten, sind nicht zusammenzustellen. Diejenigen Personen, welche in Hamburg selbst ihren Erwerb fanden, sind ja nur ein Bruchteil derjenigen menschlichen Arbeitskräfte, welche von Hamburg lebten. Aber auch hier haben wir es schon mit einer stattlichen Summe zu tun, denn nach der Gewerbezählung vom Jahre 1907 beschäftigte Hamburg allein im Handel und Verkehre 156 501 Personen. Hervorgehoben aber muß an dieser Stelle werden, daß Hamburgs Bedeutung als Handelsplatz für den Arbeitsplatz nicht allein entscheidend ist. Im Gegenteil, die industrielle Stellung Hamburgs war eine solche, daß der Arbeitsmarkt an Hamburg als Industriezentrum seine reiche Ausbeute hatte. Hamburg hatte 1907 in der Industrie fast genau so viele Personen beschäftigt, als im Handel und Verkehre, nämlich 153 949 Personen.

Da die Bedeutung Hamburgs als Industriestadt wenig bekannt ist, mag hier kurz einmal darauf hingewiesen werden. Die Bedeutung Hamburgs als Industriestadt beruht naturgemäß auf seiner Werftindustrie. Als Schiffsbauplatz hat Hamburg ständig an Bedeutung gewonnen. Hamburg hat seine ursprüngliche Bedeutung als Dock- und Reparaturhafen überwunden und hat sich ständig mehr am Schiffsbau beteiligt. Hamburg hat heute, außer den länger bestehenden Trockendocks der Hamburg-Amerika-Linie und der Firma Wencke, 18 Schwimmdocks der Firma Reiherstieg. Als Werften sind zu nennen Reiherstieg-Werft, die Werft H. C. Stülcken Sohn, die Norderwerft v. R. Holtz, die Hamburger Schiffswerft A.-G., die Werft Blohm und Voß und die Vulkan-Werke. Der Hamburger Schiffsbau wurde vor dem Kriege auf einem Areal betrieben, das 850 000 qm Wasserfront von über 6000 m Länge hatte. Hamburg besaß im Jahre 1907 insgesamt 29 731 Hauptbetriebe außer den Schiffsbauanlagen, nämlich in der Industrie der

Metallverarbeitung	1 526	Industrie für Steine u. Erden	161
Maschinen, Apparate . . .	1 317	Industrie für Seife, Öle, Fette	95
Holz und Heizstoffe . . .	2 235	Berg- und Hüttenwesen . .	9
Nahrungsmittelindustrie . .	2 466	Bekleidungsindustrie	11 564
Lederindustrie	972	Reinigungsgewerbe	3 435
Textilindustrie	469	Baugewerbe	4 128
Chemische Industrie . . .	201	Polygraphisches Gewerbe . .	607
Papierindustrie	273	Kunstgewerbe	273

In all diesen Betrieben wurden Motore und Arbeitsmaschinen verwendet.

Es soll hier nicht auf die Stellung Hamburgs als Kolonialpionier und als Pionier und Festiger unseres Welthandels hingewiesen werden, denn das bedürfte einer Abhandlung für sich. Hamburg war, das mag angedeutet werden, der Träger unseres Orientgeschäftes, es hat unsere Kolonien emporgewirtschaftet, es war der Träger unseres asiatischen Geschäftes in China und Japan, Hamburg ver-

mittelte unsere Handelsbeziehungen mit der Südsee, mit Niederländisch Indien und Britisch Südafrika. Hamburg war hier unsere festeste, teilweise unsere einzige Stütze. Da nun die Vereinigten Staaten von Amerika insbesondere den transatlantischen Handel aus den Händen Hamburgs nehmen wollen, gilt es hier auf die Bedeutung des transatlantischen Handels für Hamburg einzugehen. Es muß erkannt werden, daß die Handelsbeziehungen zwischen Nordamerika und Südamerika den Sockel für die händlerische Stellung Hamburgs einnahmen!

Allerdings ist für den Handel mit den Vereinigten Staaten Bremen entscheidender, doch die Pläne Amerikas würden naturgemäß Bremen in genau dem Umfange treffen wie Hamburg. Immerhin ist der Handel zwischen Hamburg und den Vereinigten Staaten schon bedeutend genug, um uns bei seiner Beseitigung schwer zu treffen. Im letzten Friedensjahre wurden aus den Vereinigten Staaten dem Werte nach nach Hamburg für 741,4 Millionen Mark Waren eingeführt. Im Jahre 1883 betrug dieser Handel erst 118,4 Millionen Mark. Man beachte diese gewaltige Steigerung in einer so kurzen Zeit. Die Ausfuhr Hamburgs nach den Vereinigten Staaten belief sich auf 404 Millionen Mark, demnach wurde im gesamten Handelsverkehre Hamburgs im letzten Friedensjahre die große Summe von 1145,4 Millionen Mark in dem Geschäfte allein mit den Vereinigten Staaten umgesetzt. Einen wirklichen Wertmesser davon, was der Nordamerikahandel für Deutschland bedeutet, gewinnt man, wenn die Ein- und Ausfuhr nach den einzelnen Staaten zusammengestellt wird. Nach Hamburg wurde 1913 eingeführt

aus den Vereinigten Staaten	für 741	Millionen	Mark,
„ Großbritannien	„ 633	„	„
„ Britisch Asien	„ 464	„	„
„ Rußland	„ 247	„	„
„ Australien	„ 126	„	„
Gesamteinfuhr seewärts	4716	„	„

Ausgeführt von Hamburg seewärts wurden 1913

nach Großbritannien	für 612	Millionen	Mark,
„ den Vereinigten Staaten	„ 404	„	„
„ Britisch Asien	„ 126	„	„
„ Rußland	„ 255	„	„
„ Schweden	„ 125	„	„
Gesamtausfuhr	3865	„	„

Bedacht muß auch in Deutschland werden, daß wir in Lebensmitteln und Rohstoffen ganz erheblich von Amerika abhängen. Lebensmittel und Rohstoffe wie Halbfabrikate bilden den Haupteingang der Waren. Diese Abhängigkeit tritt uneingeschränkt bei der folgenden Zusammenstellung hervor. Es wurden von Nordamerika bezogen und verkauft 1913:

	Einfuhr	Ausfuhr
Lebensmittel	222,6 Mill. Mk.	39,3 Mill. Mk.
Rohstoffe und Halbfabrikate .	419,3 „ „	240,5 „ „
Textilwaren	4,3 „ „	28,8 „ „
Waren sonst	96,1 „ „	95,1 „ „

Von den Lebensmitteln, bezugsweise Futtermitteln, die wir aus den Vereinigten Staaten bezogen, erhielten wir über Hamburg namentlich Weizen, Mais, Weizenmehl, Kleie, Schmalz, Ölkuchen, Gerste und getrocknetes Obst. Im letzten Friedensjahre wurden eingeführt an diesen Waren:

Schmalz	für 68,6 Mill. Mk.	Kleie	für 12,4 Mill. Mk.
Weizen	„ 47,7 „ „	Ölkuchen	„ 15,6 „ „
Gerste	„ 16,0 „ „	Flachs	„ 6,8 „ „
Getrocknetes Obst	„ 19,5 „ „	Obst	„ 4,1 „ „
Mais	„ 13,4 „ „		

An Rohstoffen wurden eingeführt über Hamburg:

Kupfer	für 148,1 Mill. Mk.	Eisenwaren	für 8,2 Mill. Mk.
Petroleum	„ 34,6 „ „	Leder	„ 8,1 „ „
Baumwolle	„ 32,0 „ „	Schmieröl	„ 19,1 „ „
Nutzhölzer	„ 23,6 „ „	Därme	„ 4,8 „ „
Baumwollabfälle	„ 19,5 „ „		

Das sind Waren, die wir unumgänglich notwendig gebrauchen und die wir so billig zu beziehen suchen müssen, wie dies nur angängig ist. Das leuchtet ja ohne weiteres ein.

Die Beziehungen zu Südamerika sind in ihrer Art noch bedeutender als die Handelsbeziehungen zu Nordamerika. Die Handelsbeziehungen zu Nordamerika sind gewissermaßen natürliche. Wir bedurften dringend der Waren, welche wir von Amerika bezogen, die Vereinigten Staaten ihrerseits brauchten uns bei dem großen Bedarf an Abnehmern für ihre reichen Rohprodukte und landwirtschaftlichen Güter. Anders mit Südamerika. Südamerika ist ein vielumworbener Markt. Unsere überaus günstigen Handelsbeziehungen errangen wir hier lediglich durch unsere alten Beziehungen zu diesen Staaten, wie durch unsere Handelsmaximen. Hier begannen wir die Früchte einer langen werbenden Arbeit einzuheimsen.

In Südamerika hatte Hamburg die besten Beziehungen zu Peru und Ecuador, Mexiko und Bolivien, Chile, Brasilien und Argentinien. Der Handel mit Chile ist bedeutend. Von Chile bezogen wir Salpeter und Kupfer. Das Hamburger Kapital ist an der Salpeterausbeute in Chile nicht unwesentlich beteiligt. Hamburger Firmen besitzen bedeutende Salpeterwerke, andere sind mit hohen Aktienanteilen beteiligt. Es wurde 1913 berechnet, daß von einem Exporte von rund 2 705 800 t Salpeter aus Chile rund 405 500 t aus deutschen Werken in Chile

kamen. Rund 927 500 t Salpeter wurden durch Hamburger Firmen verfrachtet. Hamburg selbst exportierte nach Chile Zucker, Papier, Textilwaren, Glaswaren und Maschinen wie Maschinenteile. Die Ausfuhr Hamburgs nach Chile belief sich auf etwa den Wert von 75 Millionen Mark. Der Handel mit Brasilien beruhte vornehmlich auf dem Kaffeegeschäft. Seit der Gründung der Brasilianischen Bank für Deutschland in Hamburg im Jahre 1887 ist der Kaffeehandel Brasiliens im steigenden Maße von Hamburg beeinflußt worden. Im Jahre 1913 hat Hamburg von Brasilien für 249 820 000 Mark Waren bezogen, hiervon war über die Hälfte der Waren Kaffee, nämlich für 168 424 000 Mark. Unsere Ausfuhr nach Brasilien war nur um ein weniges geringer, als die Einfuhr aus dem Lande, denn sie belief sich auf 209 777 000 Mark. Wir führten zumeist Eisenwaren, Papier und Baumwollwaren wie Maschinen nach Brasilien aus. In dem Handel mit Mexiko lag der Schwerpunkt der Einfuhr dieses Staates nach Hamburg in den bergbaulichen Erzeugnissen. Golderze, Silber- und Bleierze, Antimon und Antimonerze, Kautschuk, Guayule kamen von der Gesamtausfuhr des Landes in erster Linien nach Hamburg. Ebenso hatte Hamburg eine führende Stelle im mexikanischen Kaffeehandel inne. Insgesamt sind von Mexiko nach Hamburg im letzten Friedensjahre Waren im Werte von rund 25 Millionen eingeführt worden. Deutschland seinerseits führte Textilstoffe, elektrotechnische Maschinen, Farben und Metallsachen in erster Linie aus und zwar übertraf die Ausfuhr bei weitem die Einfuhr, denn die Ausfuhr nach Mexiko erreichte im Jahre 1913 den Wertbetrag von rund 48 Millionen Mark. Das sind Ziffern, welche hoch zu beachten sind. Es sei an dieser Stelle auch daran erinnert, mit welcher Zähigkeit Nordamerika gleich nach dem Beginne des Weltkrieges versuchte, sich des südamerikanischen Handels zu bemächtigen. Es ist seit Jahren den Vereinigten Staaten ein Dorn im Auge, daß Südamerika ein so schlechter Handelsmarkt für Nordamerika war. Auch Japan hat sich im Kriege auf das lebhafteste bemüht, festen Fuß auf den Südamerikanischen Handelsplätzen zu fassen. Ohne Grund ist es den Vereinigten Staaten von Nordamerika auch nicht in so lebhafter Weise darum zu tun gewesen, Südamerika zu einem Kriegszustand mit Deutschland zu zwingen. Wenn nun zwangsweise die alten Hamburgischen Beziehungen zu Südamerika gelöst werden, dann werden die Südamerika-Staaten keine Veranlassung zeigen, an alten Handelsbeziehungen festzuhalten. Von allen Seiten umworben, werden sie neue Handelsbeziehungen eingehen, da sie nur in wenigen Produkten von uns abhängig sind.

An den hier gemachten kurzen Ausführungen ist zu ersehen, daß für uns Hamburg in jeder Weise ein so wichtiger Platz ist, daß wir es volkswirtschaftlich nach keiner Richtung hin ertragen können, wenn Hamburg uns in seinem händlerischen und industriellen Leben vernichtet wird. Hamburg ist eine der Lebensquellen des deutschen Wirtschaftslebens!

Lola Landau:
Der Zwiespalt der modernen Frau.

Während der menschliche Geist sich die Welt unaufhörlich verändert, sie in den Untergang schleudert, um sie neu zu schaffen, in wechselnde Gestalten ballt und durch stoßweise Erschütterungen fortrollt, scheint Natur in der Wiederholung ewiger Gesetze still zu stehen. Ihr Kreislauf, der sich immer zu demselben Anfang zurückdreht, ist eine Form großartiger Ruhe, unerschüttert, ob auch die Zickzackblitze menschlicher Bewegungen darüber hinwegjagen. Erde treibt Frucht. Wasser quillt. Licht strömt. Wir sahen in der blutigsten Periode der Geschichte, als sich die Menschheit selbst auszulöschen schien, vier Frühlinge in hellgrüner Lebenskraft wiederkehren, in Sommern und Herbsten gereift, von Wintern in erquickende Rast versenkt. Wir sahen, wie die Menschen, die ganze Wälder mit gigantischen Eisenstücken ausrodeten, doch nicht imstande waren, den Frühling aufzuhalten und gegen die ewigen Gesetze der Wiederkunft andere einzutauschen. Wir sahen, wie die Menschen aus dem Baukasten ihrer Erfindung die Landschaft mit neuen Gebäuden und Türmen verstellten, ohne daß sie diese Landschaft im Blühen der Bäume, im Rieseln der Gewässer umwandeln konnten. Hier in der Natur setzt sich dem ruhelosen menschlichen Geiste das ewige Sein entgegen. Hier setzt sich der Mensch, aus Geist und Natur gemischt, sich selbst entgegen, sodaß seine Fortentwicklung immer von dem rasenden Zweikampf seines Wesens begleitet wird. Menschlicher Fortschritt — ein Ringen ohne Ende — und immer verzweifelter, je weiter sich Geist, Kultur von dem ewigen Rest Natur entfernt. Niemals wurde dies deutlicher als in der Krise der Weltgeschichte, da der verstümmelte Leib des Menschen als Überbleibsel aus der Sündflut emporgeschwemmt wurde. Kultur hatte sich zu weit von Natur entfernt. In einem furchtbaren Riß klaffte diese Spannung auf und vier Jahre war der Blutstrom nicht zu stillen.

Nicht immer bricht in so tödlichem Schrei die Entzweiung der menschlichen Seele hervor. Oft zerrt der mildere Gegensatz lautlos unter der Oberfläche. Die Entwicklung der modernen Frau ist eine solche Erscheinung. Gerade hier ist unter dem Scheinbild des harmonischen Fortschritts die Spannung in ständiger Steigerung begriffen. Die Frau, viel mehr Natur als der Mann, ist sebst ein Stück Erde, das blüht und Frucht trägt. Aus ihr wächst das Kind. So hat die Frau Jahrhunderte gebraucht, bis sie aus dem gefesselten Pflanzentum überhaupt in Geistigkeit aufstieg. Gewiß gab es zu allen Zeiten Frauen, die sich losrissen und als überragende Persönlichkeiten voraneilten. Aber hier soll von der Gesamtheit des Geschlechts die Rede sein, und da war es tatsächlich erst Ereignis der letzten Jahrzehnte, daß die Frau sich auf ihr geistiges Mitmenschentum besinnen konnte. Dann allerdings mit erstaunlicher Schnelligkeit. In rascher Folge eroberte sie

alle Bildungsmöglichkeiten, beinah alle Berufsmöglichkeiten und endlich das gerechte Recht politischer Mitarbeit. Ein neuer intellektueller Frauen-Typus scheint erstanden, kühn, mit einer fast jünglingshaft stürmischen Sachlichkeit, die eine unausrottbare launische Anmut streng gezügelt hält. Das Antlitz, die Lippen geschlossener als bei der früheren Generation, wie mit einem Visier des Wissens bedeckt, das Temperament nicht so krauslinig, also scheinbar gereift zu einem hochgearteten Geschöpf der neuen Zeit.

Und doch ist diese Selbstverständlichkeit nur die moderne äußere Tracht, unter der das zwiespältige Seelenschicksal des ganzen heutigen Frauengeschlechts sich verbirgt. Die Frau bleibt Weib. Immer wieder überwältigt sie ihre körperliche Bestimmung. Dann bleibt sie nur Stoff, in dem der Wille der Natur sich formt. Das Bewegungslose, das Leidende, Lehm, aus dem erst Gott den Menschen schafft. Und dieser körperlichen Bestimmung treiben sie mit elementarer Gewalt alle Wünsche, alle Sehnsüchte, alle starken Instinkte entgegen. Kein Wissen, kein Wille rettet sie davor. Es bleibt der Instinkt zu reizen, zu gefallen, der Instinkt schön zu sein. Der moderne irische Lyriker Yeats läßt in einem wundervollen Gedichte eine Frau sagen: „Wir Frauen kennen alle ein Gebot, daß wir uns mühen müssen, schön zu sein." Schön sein das Ziel. Schön sein also die Mühe, die Arbeit. Die Aufgabe, zu der wir ausersehen sind. Keine altmodische Forderung, die man zwischen Buchblättern versteckt. Ein ewiger Instinkt der Frau. Es geschieht täglich, heute und immer, daß sie über der Schönheit alles vergißt und nichts anderes sein will als ein Bild zum Anschauen, Erscheinung, ein Ding der Vollendung, und daß sie, in ständiger Mühe schön zu sein, ihr beglückendes Werk sieht. Aber springt sie aus dem Rahmen des Bildmäßigen heraus, um zu fliehen in Sphären des tätigen und bewegten Lebens, so läßt sie auch hier Natur nicht los. Die Frau wirkt naturhaft durch ihr Wesen. Lächelt sie, so weckt ihr Lächeln, weint sie, so heilt ihr Weinen. In vielfarbigen Strahlen glüht das Prisma ihres Wesens zerstreute und ungeahnte Kräfte. Sie schafft um sich eine Atmosphäre, einen Keimboden, in dem Menschen märzhaft emporblühn. Sie ist der Sammelpunkt, um den die Bewegten und Gestaltenden kreisen. Sie ruht in sich selbst. In der Erde verankert wächst sie hoch in die Stille. Denn *ihr Wesen ist ihre Tat.* Nur dadurch, daß sie *ist*, tut sie viel, geschieht unendlich viel. Das sanfte Gleiten ihres Gangs kann einen Verzweifelten retten. Ein Staunen in ihren Augen weckt Fragen auf, die in Finsternisse stürzen. Eine Bewegung ihrer Hand kann einen Menschen zu der entscheidenden Tat bestimmen oder zurückhalten. Die Gebärde der Madonna, die ihr Kind an die Brust hebt, soll täglich die größte Revolution der Welt, Liebe auf Erden, entzünden. Welche erschütternde Verantwortung für die Frau. Wieviel kann sie tun nur dadurch, daß sie ist, daß sie schwebt in Güte, Wolkenhaftigkeit einer besseren Welt.

Jedoch die Beschränkung auf dieses Tun ist ihr nicht mehr gelassen. Es genügte ihr selbst nicht mehr. Das Tun des Mannes hat sie für sich erobert. Dem

Manne gleich, will sie plötzlich nicht mehr wesenhaft, sondern werkhaft tätig leben, nicht mehr sein, sondern schaffen, nicht Bildnis mehr, sondern Bildnerin, nicht Musik mehr, sondern Ruf im Getöse des Marktes. Nicht mehr soll sie an ihrem Herzen die Dinge fassen und halten, sondern sie fortrollen im Getriebe der Welt. Zum zweiten Male ist Eva aus dem paradiesischen Garten auf die Straße der Arbeit hinausgestoßen und niemand hilft ihr als sie selbst. —

Frauenarbeit gab es schon immer. Landarbeiten, Mägdearbeiten, kunstvolle Stickereien, Teppichwebereien, Malerei von Handschriften, also sogar Ansatz zum Kunstgewerbe. Frauentüchtigkeit und Frauenbegabung hat es immer gegeben. Nur daß diese Arbeit innerhalb eines Heims, eines Einzelhauses geschah oder in abgeschlossenen Klöstern und Schlössern, nicht in der scharfen Luft der offenen Welt. Nur daß diese Arbeit nicht in den Mittelpunkt des Frauenlebens gestellt wurde, ihren Tag und ihr Jahr beherrschte. Die Frauenarbeit von heute läßt der Frau kaum Zeit, sich selbst in einer Pause anzuhören. Der Tag ist erfüllt mit betriebsamem Lärm. Der Abend wird durch Abgespanntheit selten ein Feierabend. Was bleibt übrig für das schöne Spiel des Frauenwesens, für das Ausatmen der eignen tiefsten Natur? Die einfache Frau, die den ganzen Tag in der Fabrik zubringt, hat nicht einmal Zeit, Mutter zu sein. Im Kriege hat die Frau allerschwerste Berufsarbeit geleistet. Eine bewundernswerte Probeleistung ihrer Kraft. Aber erschreckte es nicht manchmal, wenn man diesen Arbeiterinnen in Männertracht begegnete, die Haare unter der Mütze versteckt, sodaß sie Frauen überhaupt nicht ähnelten. Nicht etwa, daß die Tracht im geringsten abstoßend wirkte; aber daß die Gesichter harten Männergesichtern glichen, von denen alle frauliche Weichheit gewichen war, das erschreckte. Hier schien ein drittes Geschlecht entstanden, ein geschlechtsloses Geschlecht, das wie die geschlechtslosen Bienen nur Arbeit zu leisten hatte. Man schauderte, wie die Not der Zeit Menschen mißbrauchen mußte. —

Tatsächlich liegt hier eine Gefahr für die Entwicklung der Frau von heute. Wieder wird die Spannung zwischen Fortschritt und Natur so groß, daß sie droht zu reißen. Die Natur rächt sich durch Katastrophen, wenn man sie verachtet. Und die Frau, die selbst Natur, ein Stück Erde ist, kann niemals ihre Wurzeln ganz lösen, ohne daß ihr Bestes, Blüte, Duft des Wesens, abstirbt.

Selbstverständlich würde die Hemmung des kulturellen Fortschritts einen Rückgang bedeuten. Jedoch wäre es nicht zu wünschen, daß die Frau, wenn sie aus ihrem Hause in das Brausen der Straßen hinaustritt, gerade ihr wirkliches Wesen, ihre frauliche Eigenart, in das Getümmel hineinträgt? Und daß sie in dem Chor der Stimmen, in dem sie jetzt laut mitsingen darf, Sopran ist und Melodie? —

Es mag der seelische Verwandlungsprozeß sich bei manchen als bewußte Krise äußern, bei den meisten vielleicht unbewußt zehren. Jedoch ist er am wenigsten

spürbar bei den Frauen, deren Beruf dem urzuständlichen Wesen des Weibes am nächsten entspricht.

Der Sinn der Entwicklung ist nicht Glück. Der Sinn ist auch hier Verzicht. Für eine hellere Klarheit das Opfer einer dumpferen Glückseligkeit.

Dr. Hedwig Fischmann: Der Dekalog des neuen Tages.

Und als die blutig rote Sintflut, die da hieß „die große Zeit", endlich verebbt war und die Stimme der Wahrheit und der Menschlichkeit wieder in dem weltenweiten Trümmerfeld einen Widerhall gefunden: siehe, da kam auch der Dichter aus der großen Einsamkeit, in die er sich vor den entfesselten Urtrieben der Gewalt geflüchtet, herab zu der führerlos schwankenden Menge. In seiner Hand aber hielt er die ehernen Gesetzestafeln eines neuen Bundes, den er mit der geschändeten Menschheit schließen wollte, auf daß sie erstünde zu einem neuen Dasein. Denn also war der Ruf an ihn ergangen:

I.

Du bist erkoren, ein Führer zu sein den Völkern, den Siegern wie den Besiegten, ein Erlöser aus der Schmach der tiefsten Knechtschaft, die zu Knechten sie schaffte blind wütenden Hasses.

II.

Du sollst ihnen Bild und Gleichnis geben all dessen, was einend und versöhnend über die künstlich getürmten Trennungsmauern der Nationen und Nationssplitter emporragt, all dessen, was der Menschheit gemeinsames und bestes Erbe. Denn die Saat des Hasses, gesät von trügerischen Priestern eines falschen Machtwillens, ist hervorgewuchert in alles erstickenden Garben, das Leben vergiftend bis ins dritte und vierte Glied; aber der Menschlichkeit reine Blüte, gepflanzt und gehegt von den Besten aller Völker, soll emporblühen aus dem blutgedüngten Erdreich, Frieden und Versöhnung spendend allen künftigen Geschlechtern.

III.

Du sollst nicht mißbrauchen den Namen der Kunst zum Lippendienst an den Altären der Tagesgötzen.

IV.

Gedenke des Arbeitstages der Menschheit, ihn zu adeln und zu heiligen zu einem Sabbatstag des Schaffens. Denn eine unlösbare Einheit, Anspannung und Entspannung, Arbeit und Lohn zugleich sei dem künftigen Geschlecht die Hingabe an das hohe Werk der Weltverjüngung. Nicht mehr als des Feierabends karg zugemessene Gabe leuchte der Strahl der Kunst, sondern, ein alles durchflutender und erwärmender Lichtquell, gehe er ein in die große Einheit von Wirken und Leben.

V.

Hege keine falsche Ehrfurcht vor ererbten und längst überlebten Idealen, auf daß der Boden frei werde für neue lebensfähige Keime.

VI.

Du sollst töten das Vorurteil in jeder Gestalt.

VII.

Du sollst brechen den Bund, den da schloß eine feile Scheinkunst mit der denkfaulen Unterhaltungsgier der Publikumsherde.

VIII.

Du sollst rauben aus dem Traumland der Phantasie den Sonnenfunken des Glaubens an ein durch eigene Kraft entsühntes Menschentum und ihn nähren zur weithin leuchtenden Flamme.

IX.

Du sollst unbeirrt Zeugenschaft ablegen für die Kraft und das Recht der Individualität gegenüber den alles gleichmachenden Tendenzen der breiten Mittelmäßigkeit.

X.

Lasse dich gelüsten nach dem Höchsten und Unerreichbaren. Lasse dich gelüsten, Sporn und Stachel zu sein jedem satten Selbstgenügen und bequemen Fürliebnehmen, jedem säumigen Zaudern auf dem Weg zur Menschheitshöhe.

So schritt der Dichter, seine Sendung zu erfüllen, hernieder zu den Menschen. Fern am Horizont dämmerte leise eines neuen Tages Licht.

Dr. Richard Müller-Freienfels: Die Wirklichkeit der Bühne.

(Zum Problem eines nichtrealistischen dramatischen Stils.)

Es ist eine Kernfrage aller Kunst, die in deren innerste Problematik hineinführt und gerade in unseren Tagen im sogenannten Expressionismus eine neue, eigenartige Aktualität gewonnen hat, ob die Kunst ein Bild des Lebens oder ein Bild des Lebens zu geben habe. Es fragt sich mit andern Worten, ob die Wirklichkeit der Kunst die gleiche sei wie die des Lebens, oder ob sich die künstlerischen Geschehnisse oder Gebilde auf einer prinzipiell andern Ebene bewegen. Man weiß, daß die einzelnen Zeiten verschiedene Antwort auf diese Frage geboten haben. Nachdem die Zeit um 1890 möglichste Unterordnung der Kunst unter das gewöhnliche Wirklichkeitsbewußtsein gefordert hatte, hat sich seit etwa 1900 in steigendem Maße eine Gegenbewegung geltend gemacht, die in immer stärkerem Grade die Welt der Kunst von der des gewöhnlichen Lebens abgerückt hat.

Das gilt von allen Künsten. Man denke z. B. an die Malerei, die sich immer heftiger dem Zwange photographiehafter Nachbildung der Lebenswirklichkeit zu entziehen strebt. Sei es, daß sie (wie der Impressionismus und in noch höherem Grade der Neoimpressionismus) die Welt in ein Spiel von Lichtern und Farben aufzulösen sucht, sei es, daß sie (wie etwa von Gogh) sie zerlegt in einen Rhythmus flutender Linien und Kräfte, sei es, daß sie (wie der Kubismus) ein abstraktes System von Flächen und Formen an die Stelle der Naturnachahmung setzt, durch das der „Gegenstand" gleichsam von ferne nur durchschimmert: immer haben wir das Bestreben, eine andre Wirklichkeit zu schaffen als die des Lebens, eine Welt aufzubauen, die prinzipiell eine andere ist als die, in der unser Alltagsleben verläuft.

Dieser Kampf gegen die Wirklichkeitsillusion, gegen die Unterordnung der Kunst unter das Leben, begegnet uns in allen Künsten. Auch auf das Theater hat er übergegriffen, und es dürfte sich daher vielleicht verlohnen, die speziellen Probleme, die hier erwachsen, prinzipiell zu erörtern, zumal sie sich in der dramatischen Kunst besonders scharf zuspitzen und besondere Schwierigkeiten zu überwinden haben.

*

Denn keine der übrigen Künste vermag eine so starke Wirklichkeitsillusion zu schaffen, wie das Theater. Sehr viele Menschen, die einem Bilde gegenüber nie vergessen, daß sie vor einem Bilde sitzen, vergessen im Theater sehr oft, daß es Theater und nicht Wirklichkeit ist, was sie erleben. Der Raum der Bühne ist der wirkliche Raum, wenn auch die berühmte vierte Wand fehlt. Die Zeit der Bühne ist die wirkliche Zeit, da die Sprünge über größere Zeiträume in die Zwischenakte

zu fallen pflegen. Und die handelnden Personen sind zwar dichterische Gestalten, zugleich aber auch wirkliche Menschen, und dies Bewußtsein ist ganz restlos selten zu verdrängen. Kurz, es ist kein Zweifel, daß von allen Künsten das Theater die wirklichkeitsnächste Kunst ist, daß daher die Schaffung einer künstlerischen Distanz, die Durchbrechung der gewöhnlichen Wirklichkeitsillusion ihre besonderen Probleme für die dramatische Kunst schafft.

In der Tat zeigt es sich denn auch, daß die dramatischen Dichter aller Zeiten (von den konsequenten Realisten etwa abgesehen) bestrebt gewesen sind, trotz allem nicht die volle Wirklichkeitsillusion Platz greifen zu lassen. Ja, genau besehen, liegen die Ursprünge des Theaters keineswegs bei einem konsequenten Realismus; im Gegenteil, wir sehen vielfach diesen konsequenten Realismus als ziemlich spätes Entwicklungsprodukt in Erscheinung treten, der dann erst bewußte Gegenströmungen hervorruft. Sowohl die Tragödie wie die Komödie waren in ihren Ursprüngen ganz unrealistisch. Erst allmählich werden sie immer realistischer. Daneben jedoch finden wir auf späteren Entwicklungsstufen der Bühne sehr oft die Erscheinung, daß das bewußt erstrebt wird, was auf Frühstufen bereits vorhanden war.

Sehen wir hier zunächst davon ab, ob die Wirklichkeitsillusion unbewußt oder bewußt beiseite gesetzt wird, so können wir jedenfalls drei wesentlich verschiedene Formen der antirealistischen Bühnenkunst unterscheiden, die ich kurz hier nach ihrer Eigenart analysieren werde. Ich unterscheide nämlich erstens die idealisierende Bühnenkunst, zweitens die burlesk-komische Bühnenkunst und drittens eine erst jüngst zu vollem Ausbau gekommene Form des antirealistischen Dramas: die expressionistische.

•

Ich beginne mit der idealisierenden Bühnenkunst, die ihre wohl konsequenteste Ausprägung gleich in ihren frühsten Entwicklungsphasen gefunden hat: in der attischen Tragödie. Diese ist tief antirealistisch. Es ist eine große Frage, ob jenes „Zwischen-Trug und Wahrheitschweben", das Schiller in den „Kranichen des Ibykus" als Seelenverfassung des griechischen Publikums hinstellt, wirklich in dieser Weise bestanden hat. Denn die attische Bühne war wenig daraufhin angelegt. Man stelle sich nur ein griechisches Theater vor! Die Handlung ging im vollen Lichte des Tages vor sich. Nicht wie in unserm Theater war der Zuschauerraum durch Verdunklung dem Bewußtsein entrückt. Auch die Szene selber war nicht realistisch. Vor stereotypen, meist nur symbolisch andeutenden Hintergründen ging eine Handlung vor sich, die sich keineswegs bemühte, ein getreues Abbild des Lebens zu sein. Schauspieler traten auf, die nach Kostüm, Haltung, Mimik unmöglich vom Zuschauer ohne weiteres für seinesgleichen genommen werden konnten. Dazu war die Handlung, wie jeder Zuschauer wußte, mythisch, die Sprache war rhythmisch stilisiert, vielfach von Musik begleitet und

jedenfalls stets weit entfernt vom Tonfall des Alltags. Ferner wurde dies Geschehen umrahmt und unterbrochen von den Chorpartien, die auch durch den Inhalt der Gesänge den Zuschauer oft aus jeder Realitätsillusion herausrissen. Es war kaum möglich, vor dieser Bühne zu vergessen, daß es Bühne und nicht Wirklichkeit war, was man vor sich sah.

Im Grunde behält das idealistische Theater in allen Folgezeiten die Hauptzüge der attischen Bühnenkunst bei, wenn sie auch gemildert und der Realistik angenähert werden. Der Chor fällt meist weg, auch Maske und Kothurn, aber in andrer Form bleiben sie doch erhalten. Die Gestalten Corneilles und Schillers schreiten dennoch unsichtbar noch immer auf hohem Kothurn, und selbst der Chor, d. h. das reflektierende Moment, bleibt oft versteckt erhalten, wenn er nicht, wie in Racines Esther oder Schillers Braut von Messina, sogar ganz offen wieder eingeführt wird. Besonders im Verse bleibt ein starkes antirealistisches Element erhalten, das den Darsteller nicht nur zwang, nichtrealistische Sätze zu sprechen, sondern ihnen auch einen nichtrealistischen Tonfall zu leihen.

Immerhin, eine so lange Geschichte die idealisierende Bühnenkunst auch haben mag, wesentlich Neues haben ihre späteren Phasen kaum geschaffen, wenigstens nichts, was zur Überwindung der gewöhnlichen Wirklichkeitsillusion hätte dienen können. Im Grunde bleibt man stets bei den Kunstmitteln der Griechen, höchstens daß man sich dem Realismus annähert. Auch die moderne Bühne, die dem Naturalismus entstrebte, wußte zunächst nichts anderes zu tun, als zu den Stilmitteln des alten idealisierenden Dramas zurückzukehren. Das neuromantische Drama der Hofmannsthal, Hardt, Stucken etc. hat keine neuen Stilmittel eingeführt. Diese bedienten sich durchweg der alten, vor allem einer Stilisierung der Sprache und des Verses, um die Wirklichkeit zu überwinden. Aber die Nichtrealistik blieb ein lose übergeworfener Mantel, unter dem sich eine im Grunde recht realistische Kunst verbarg. Denn der raffinierte Psychologismus der meisten neuromantischen Stücke ist auch ein Realismus, wenn auch ein verfeinerter im Gegensatz zu dem rein physiopsychologischen des sozialen Milieudramas des Naturalismus. Eine wirklich lebenskräftige Kunst ist durch diese Richtung nicht erbracht worden. Es scheint, daß man neue Mittel braucht, um eine nichtrealistische Kunst zu schaffen. —

*

Nun gibt es seit alters neben dem idealisierenden Drama eine zweite dramatische Kunstform, die ebenfalls anti realistisch, zum mindesten aber un realistisch ist: die burleske Komödie. Das heißt, seit alter Zeit kennt man in fast allen Kulturen ein Theater, dessen Ziel nicht die Darstellung der Wirklichkeit, sondern einfach das Erwecken von Heiterkeit ist. Das wird mindestens ebenso oft und so gründlich durch Verzerrung der Wirklichkeit erzielt, als durch Nach-

bildung derselben. Gewiß mag diese von ferne durchschimmern, sie muß es sogar vielleicht, aber die Oberfläche jedenfalls ist ein kecker Nichtrealismus. Die Figuren sind nicht in erster Linie Menschen, sondern Spaßmacher. Sie brauchen darum auch gar nicht durch wirkliche Menschen dargestellt zu werden, sondern werden ganz konsequent durch Marionetten gegeben. Die „Wurstltheater" oder „Hänneschen-Theater", wie sie in Wien und Köln bestehen, sind in der Tat die konsequentesten, wenn auch nicht die künstlerischsten Zweige dieser Gattung von Bühnenspielen.

Dabei hat auch diese Kunstform eine vornehme Genealogie. Sie findet sich bei den meisten primitiven Völkern, sie findet sich in der Volkspoesie der Griechen (etwa bei dem Syrakusaner Epicharm), sie steckt in der attischen Komödie und lebt weiter durchs ganze Altertum. Sie erscheint auch im Mittelalter als Farcen- und Schwankbühne, sie steckt in Shakespeares Komödien und in den Possen Molières, wie in der Comedia del arte der Italiener, sie ist dann in neuerer Zeit von der realistischen Komödie eine Weile verdrängt worden, schickt sich aber ebenfalls wieder an literarisch zu werden, sowie eine antirealistische Zeitströmung obenauf gelangt.

Die Welt dieser burlesken Komödien ist nicht die wirkliche Welt, sondern eine eigne närrische Welt, die ihre eignen Maßstäbe hat, für die Kausalität und die andern Kategorien des logischen Denkens nicht gelten. Ihre Welt ist nur insofern eine Nachbildung der wirklichen Welt, wie es etwa das Bild in einem Hohlspiegel ist, der alles verzerrt.

Mir scheint, daß eine ganze Gruppe von neueren Dichtern diese Tradition fortsetzt, mögen sie zum Teil sich dessen auch nicht bewußt sein. Freilich bei Arthur Schnitzler z. B. liegt eine ganz bewußte Anknüpfung an die Tradition des Marionettenspiels vor, wenn er z. B. Stücke wie seinen „Tapferen Cassian" schreibt. Wie weit sich Wedekind bewußt war, an die ältere Burlesken- und Grotesken-Komödie anzuknüpfen, weiß ich nicht. Jedenfalls wirken seine besten Sachen durchaus original, wenn sie auch auf der von uns gekennzeichneten nichtrealistischen Linie liegen. Vielleicht ist der Stil der Wedekindschen Werke von unsrer Schauspielkunst nicht ganz recht erfaßt. Mir scheint, ein Werk wie der „Liebestrank" könnte erst ganz wirken, wenn seine Figuren wie Marionetten agierten, bewußt verzichtend auf runde Menschlichkeit. Wedekind selber hatte als Schauspieler oft etwas Marionettenhaftes in der Starrheit der Mimik, der Gewaltsamkeit der Bewegungen, der gehackten Diktion. Dieser unrealistische Groteskenstil, der übrigens hier und da von den Schauspielern bereits ziemlich bewußt herausgearbeitet wird, brauchte nicht bei den Schwänken und Komödien Halt zu machen, er könnte auch in den ernsteren Werken angewandt werden. Man spiele einmal den „Erdgeist" oder „Die Büchse der Pandora" so, als zögen unsichtbare Gewalten die Drähte, an denen diese Gestalten willenlos hin- und hergezerrt werden. Vielleicht erweckte

man dann auch im Publikum Verständnis für diesen Stil, der meist noch mit allzu realistischen Maßstäben gemessen wird.

Das gilt auch für andere moderne Lustspiele, etwa die von Hermann Essig. Realistisch gespielt und gesehen kommt ihr Wesentliches nicht heraus. Auch Sternheims Komödien wollen durchaus nicht realistisch gespielt werden. Schon die unrealistische Diktion weist darauf hin, und ohne Zweifel besteht auf der Bühne auch das Streben nach einem nichtrealistischen Stil für diese Stücke. Nach meinen Beobachtungen in einigen Berliner Theatern ist ein solcher Stil auch bereits gefunden; wer nicht mitkommt, ist allein das Publikum, das meist einen recht verlegenen Eindruck macht und über die bewußten Verzerrungen und Übertreibungen in der Diktion lacht, als wären es unbeabsichtigte Entgleisungen der Schauspieler. Es wird vermutlich noch eine Weile dauern, bis das allzulange nur realistisch gewöhnte Publikum es lernt, diesem Stil, der da im Werden ist oder (wenn man will) wieder nach längerem Vergessensein neu auflebt, gerecht zu werden.

*

Neben diesen beiden Richtungen einer nichtrealistischen Bühnenkunst scheint sich nun in der Gegenwart ein neuer Stil herauszubilden, der tief antirealistisch ist und bereits heute es gestattet, von ihm als einer künstlerischen Einheit zu sprechen. Ich will diesen Stil mit einem landläufigen Schlagwort einmal als den e x p r e s s i o n i s t i s c h e n Stil bezeichnen, obwohl unter diesem Schlagwort auch vielerlei sonst einherkommt, was ganz anderen Wesens ist. Seine reinste Ausprägung hat dieser Stil in den Werken des späten Strindberg erhalten, an den eine ganze Gruppe jüngerer deutscher Autoren mehr oder weniger selbständig anknüpft. Ich nenne, um das Feld etwas abzustecken, einige Namen: R. Sorge, Göring, Hasenklever, Kornfeld und andere mehr. Dazu kommen noch eine ganze Reihe entfernter Verwandter. Das Theater Maeterlincks, des frühen Eulenberg, ja auch das des späten Ibsen könnte man bei aller Verschiedenheit dennoch unter gewissen Gesichtspunkten heranziehen.

Was ist nun das Wesentliche dieser Kunst? Mit wortwörtlicher Ausdeutung des Namens „Expressionismus" könnte man sagen, daß die dargestellten Gestalten nicht um ihrer selber willen da seien, sondern nur als „Ausdruck" der subjektiven Seelenverfassung ihres Schöpfers zu gelten haben. In gewissem Sinne ist das allerdings für jede Art Kunst zutreffend, denn alle Kunst empfängt ein gut Teil ihres Lebenswerts aus der subjektiven Stimmung, in die ihre Gestaltungen getaucht sind. Indessen besteht ein G r a d unterschied, der einen W e s e n s unterschied macht. Beim expressionistischen Kunstwerk tritt diese subjektive Stimmung so stark in den Vordergrund, daß die Gestalten als Gestalten nur eine Art von Schattendasein führen. Nehmen wir z. B. die vielleicht stärkste expressionistische Dichtung, die bisher geschaffen worden ist: Strindbergs Trilogie „Nach Damas-

kus"! Es ist ganz offenbar, daß all diese Gestalten, wie sie keine bürgerlichen Namen haben, sondern nur als „der Unbekannte", „die Dame", „der Bettler" etc. eingeführt werden, auch keine bürgerliche Existenz besitzen, sondern gleichsam nur Projektionen aus der Seele des Dichters sind. Und darin nun beruht das Wesen dieser expressionistischen Kunst im Gegensatz zu aller übrigen: während sonst die Projektionen doch als reale Existenzen zu gelten streben, ist das hier nicht der Fall. Sie bewegen sich auf einem ganz anderen Boden als dem der alltäglichen Realität, sie sind Halluzinationen, deren halluzinatorischer Charakter aber niemals ganz vergessen wird. So ist es auch in Strindbergs „Traumspiel", dessen Gestalten nach der eignen Aussage des Dichters Traumgestalten sein sollen, die sich auf der Szene verändern, sich verdoppeln, zerfließen. So ist's auch in solchen Stücken wie der Gespenstersonate, wo reale und nichtreale Gestalten durcheinander sich bewegen, und das Ganze doch damit in eine irreale Sphäre transponiert wird. Bei Shakespeare sind auch die Gespenster reale Gestalten, bei Strindberg werden sogar die realen Gestalten Gespenster. In dieser Gesamttonart der Werke liegt das Unterscheidende.

Außer Strindberg sind, wie bereits gesagt, eine ganze Anzahl jüngerer deutscher Poeten auf dem gleichen Weg. Ihnen allen hat, wie mir scheint, Strindbergs faszinierende Persönlichkeit den Weg bereitet. Sie alle müssen erst zeigen, wieweit sie fähig sein werden, selbständige Werke zu schaffen, wenn auch die Ansätze in Werken wie Hasenklevers „Sohn" oder Görings „Seeschlacht" mancherlei versprechen.

Ich möchte an dieser Stelle noch darauf hinweisen, daß einige ältere Dichter infolge der neuen Entwicklung auch in ganz andere Zusammenhänge rücken. Wie so oft in der Geschichte der Künste geschieht es, daß frühere Erscheinungen durch spätere oft in neue Beleuchtung geraten; sie erscheinen als Vorläufer neuer Richtungen, von denen die Zeitgenossen nicht wissen konnten. So würden ohne Zweifel die letzten Werke Ibsens, etwa vom Solneß an, die man bisher mehr oder weniger realistisch spielt, ein ganz anderes Gesicht gewinnen, wenn man sie als expressionistische Kunstwerke auffaßte. Gar kein Zweifel kann bei Maeterlinck, den man zunächst allzu nahe an die Romantik heranrückte, bestehen, daß auch seine Frühwerke als expressionistische Projektionen aufzufassen sind.

Auch einem Dichter wie Herbert Eulenberg gegenüber ist eine ganz unrealistische Einstellung Voraussetzung. Wenn seine Dramen, deren Geschehnisse jenseits von allem gewöhnlichen Kausalnexus stehen, überhaupt wirken sollen, so müssen sie aufgefaßt werden als das, was sie sein wollen, als reine Phantasiegebilde. Denn Phantasiegebilde, nicht reale Menschen, sind auch die Gestalten, die da auftreten. Mißt man sie mit Menschenmaß, stellt man Forderungen nach psychologischem Verständnis ihrer Taten, so greift man ins Leere. Es sind Phantasiegebilde, die jauchzen, schluchzen, fühlen, lieben sollen, Dichtergebilde. — Gewiß stecken mensch-

liche Erlebnisse auch hinter diesen Geschehnissen und Gestalten, aber nur so, wie sie hinter den Tönen einer Symphonie stecken, umgegossen in ein ganz anderes Material, transponiert in eine Sphäre, die nicht von dieser Welt ist. Vielleicht ist das alles kein Expressionismus im modernen Schulsinn, aber immerhin etwas Verwandtes.

*

Es besteht also ein neuer Stil. Zunächst in der Dichtung, aber auch zum Teil bereits in der Darstellung, die sich überraschend angepaßt hat. Soweit meine Erfahrung geht, besteht auf den verschiedensten Bühnen des Reiches ein bewußtes Bestreben, über den Realismus im Sinne einer neuen Kunst hinauszugelangen. Man hat auch hier und da bereits Stilformen gefunden, die nicht im idealisierenden Drama vorgebildet waren und dem expressionistischen Charakter Rechnung tragen. Beleuchtungseffekte vor allem können hier wertvoll sein. So spielte man z. B. in Mannheim Hasenklevers „Sohn" so, daß nur der Held, der im Mittelpunkt des Stückes steht und als dessen seelische Projektionen die andern Gestalten erscheinen, in voller Beleuchtung auftrat, während die andern Gestalten in Halbdämmerung blieben. So sah ich seinerzeit in Wien eine Aufführung des Maeterlinck'schen „Tod des Tintagiles", wo sich sämtliche Vorgänge hinter einem dünnen, vor die Bühne gespannten Schleier abspielten, durch den nicht ungeschickt das Gedämpfte, Entrückte, Schattenhafte der Geschehnisse symbolisiert wurde. Auch im Tonfall (scheint mir) sind die Schauspieler vielfach auf dem Wege, eine neue, der neuen Kunst gemäße Ausdrucksform zu finden, wenn sich bis jetzt ein geschlossener, alle derartige Ansätze zusammenfassender Stil noch nicht gebildet hat. Daß ein solcher theoretische Forderung der Expressionisten ist, beweist z. B. das „Nachwort an die Schauspieler", das P. Kornfeld seinem Drama „Die Verführung" beigegeben hat.

*

Die Schwierigkeit für diese neue Kunst liegt also nicht bei den Dichtern, noch bei den Darstellern: sie liegt beim Publikum. Man weiß es längst, daß das Publikum im Theater nicht eine passive, für das Kunstwerk selber unwesentliche Masse ist, sondern die notwendige Resonanz für alles Gebotene, die aufs stärkste zurückwirkt auch auf die Bühne. Nun stellt man jedoch im Expressionismus keine kleine Forderung an dieses Publikum: es soll, nachdem es jahrzehntelang gewohnt war, die Vorgänge auf der Bühne realistisch aufzufassen, plötzlich sich ganz anders einstellen. Das geht natürlich nicht von heute auf morgen, und es wird die Lebensfrage der neuen Kunst sein, ob es überhaupt geht. Nach meinen bisherigen Beobachtungen benimmt sich das Publikum selbst in den kultiviertesten Theatern von Berlin und München nicht so, daß sein Verhalten viel für die Zukunft verspräche. Es reagiert auf jede nur etwas unrealistische Geste oder auf jeden von der banalen Sprechweise stärker abweichenden Ausdrucksversuch durch verstecktes

oder sogar ganz unverhohlenes Gelächter oder zum mindesten doch durch verständnisloses Achselzucken. Das ist im Theater gefährlicher als in der Kunstausstellung. Auch hier ist es ja ein überall zu beobachtender Typus, der vor jedem antirealistischen Bilde gleich in Spott oder in Empörung ausbricht, ohne nur einen Augenblick darüber nachzudenken, ob das „Kunstwollen" des Dichters nicht auf ganz anderes aus war als auf Wirklichkeitsnachahmung, daß man also, will man die spezifischen Werte dieser Kunst heben, auch sich anders einstellen muß. Indessen vor einem Bilde stört ein solcher Betrachter doch stets nur eine kleine Gruppe: im Theater aber, wo die gesamte Zuschauerschaft in gewissem Sinn eine kompakte Einheit ist, ein massenpsychologischer Komplex, wirkt ein solches falsches Reagieren einzelner unendlich viel störender. Es wird also, damit eine expressionistische Bühnenkunst in größerem Stile möglich werde, sich darum handeln, wie weit das Publikum geneigt und fähig ist, mitzugehen, nicht nur einer Mode nachzulaufen, sondern innerlich sich im antirealistischen Sinne umzustellen. Das Problem, ob es gelingen wird, einen einheitlichen nichtrealistischen Bühnenstil zu schaffen, liegt also letzten Endes beim Publikum. Sehr viel kann ja auch die Presse dazu tun, um den engherzigen Realismus aus seiner Alleinherrschaft zu verjagen und dem Dichter zu geben, was des Dichters ist: im tiefsten Grunde ist jedoch die Frage, ob der ohne Zweifel deutlich und deutlicher sich abhebende expressionistische Bühnenstil sich durchsetzen kann, nicht theoretisch zu lösen, sondern wird abhängen von der gesamten Kulturentwicklung, deren nächste Zukunft gerade jetzt ja dunkler ist, als sie jemals gewesen. —

Dr. Friedrich Markus Huebner: Gottfried Kellers Novelle „Die Jungfrau und die Nonne" und ihr altflämischer Vorläufer.

An die Bewunderung, welche Gottfried Kellers „Sieben Legenden" rein als solchen gebührt, hat sich seit dem Erscheinen des Buches ein ebenso großes Erstaunen darüber angeschlossen, wie der Dichter derart liebliche Gebilde just in Anlehnung an eine Vorlage hervorbringen konnte, die nach jeder Hinsicht dürftig ist, seelisch dürr und beladen mit süßlicher Sittenlehre. Es sind dies die „Legenden" von Ludwig Theobul Kosegarten (zwei Bände 1804), welche bekanntlich, obwohl Kosegarten protestantischer Theologe war, nicht nur in der Widmung an die apostolischen Majestäten, Kaiser Franz und seine Gemahlin, sondern auch in der Auswahl, Beleuchtung und Zurichtung der Stoffe selber eine ausgesprochene Huldigung vor den praktischen und metaphysischen Idealen des Katholizismus

in sich schließen. Gottfried Keller hat, indem er der Sammlung von Kosegarten einzelne Legenden entnahm und sie zu einer Sache seines eigenen Neuerlebens machte, den lehrmeisterlichen Ton vollkommen ausgemerzt und hat, statt irgend welche Urteile und Nutzanwendungen in die Geschehnisse stützend einzubauen, denselben allen Schimmer natürlicher Schönheit und einer inwendigen reinen Selbstverbürgtheit verliehen. Hier bei Keller wird über Schuld und Fehle nicht am Maßstabe eines feststehenden Dogmas gerichtet und die guten Taten werden nicht als Erfüllung von offenbarten Jenseitsansprüchen gelobt, sondern wo Tragik oder wo lösendes Glück eintritt, da geschieht dies hier aus rechtfertigenden Gründen der rein künstlerischen ebenso sehr wie der erdenhaft-menschlichen Notwendigkeit.

Hierin besteht wohl die stärkste Leistung der Kellerschen Einfühlung gegenüber den Vorlagen Kosegartens, und erst nachdem man diese Abänderung des seelischen Grundakkords genügend gewürdigt hat, darf man in vollem Maße sich dem Genusse an Kellers Erfindungsgabe hinsichtlich der Personen, der Schauplätze, der Ausmalung und Abrundung der einzelnen Fabeln, kurzum dem Genusse an all den technischen Feinheiten Kellerschen Erzählens hingeben. Indessen hat es nicht an Leuten gefehlt, welche meinten, die Weltanschauung, wie sie Keller in seine Legenden hineintrug, als unmittelalterlich angreifen zu müssen, und welche die Orthodoxie der Voreltern treulicher durch Kosegarten bewahrt und nachgemalt sahen. So schrieb z. B. Kürnberger in einer Besprechung, die sich im übrigen völlig zum Werke Kellers bekennt, den Satz, Keller habe den katholischen Glauben „mit der Miene der Unschuld und mit der Folgerichtigkeit der Konsequenz über eine Linie geführt, über welche ein Katholik ihn um keinen Preis führen würde.“ (Literarische Herzenssachen, 1877). Demgegenüber liegt nun ein Zeugnis zugunsten Kellers vor, durch welches die mittelalterliche Glaubenswelt sich viel unbefangener und herzlicher sowie, trotz aller asketischen Neigung, viel erdengebundener und menschlicher gibt, als sie nach der verhärmten und geängsteten, fahl-romantischen Schilderung Kosegartens sich ausnimmt. Eine von den sieben Legenden Kellers, das Stücklein von der Nonne und von der Jungfrau, ist nämlich schon im Mittelalter novellistisch bearbeitet worden und zeigt hier in ihrem ganzen Wesen jene nämliche Güte, Schalkhaftigkeit, Freiheit des Blicks, durch welche Tugenden Kellers Legenden anbetungswürdig sind.

Diese vorweggenommene künstlerische Bearbeitung seines Stoffes hat Keller zweifellos nicht gekannt.*) Es ist die mittelniederländische Versnovelle

*) Daß er das Vorhandensein selbständiger und künstlerischer Umformunger der zunächst bloß legendarischen Berichte freilich geahnt hat, geht aus dem Satze seines Vorworts hervor: „Beim Lesen einer Anzahl Legenden mochte es dem Urheber vorliegenden Büchleins scheinen, als ob in der überlieferten Masse dieser Sagen nicht nur die kirchliche Fabulierkunst sich geltend mache, sondern wohl auch die Spuren einer ehemaligen mehr profanen Erzählungslust oder Novellistik zu bemerken seien, wenn man aufmerksam hinblicke.“

„Beatrijs", welche auch Kosegarten schwerlich vor Augen gehabt haben dürfte; denn die alte Dichtung ist vor dem Erscheinen von Kosegartens Novellen gewissermaßen verschollen gewesen und durch den niederländischen Philologen W. J. A. Jonckbloet erst im Jahre 1841 wieder vor die Öffentlichkeit gebracht worden. Der Dichter der Novelle ist unbekannt. Sein Werk liegt vor in einer schönen und sorgfältig hergestellten Handschrift, welche die Königliche Bücherei im Haag aufbewahrt; die Abfassung dieser Handschrift kann, nach wissenschaftlicher Vermutung, um das Jahr 1374 erfolgt sein. Wie die Novelle Kellers wurde auch die des Niederländers nicht frei aus dem Nichts geschaffen, sondern lehnt sich an jenen Bericht in Prosa an, von welchem die Überlieferung der Legende und alle ihre späteren erzählerischen Wiederholungen, auch die von Kosegarten, überhaupt sich ableiten, an den Bericht des Caesarius von Heisterbach im siebenten Hauptstücke und 35. Kapitel seines Dialogus Miraculorum. Dieses Werk schloß der Heisterbacher Mönch im Jahre 1222 ab, so daß die Novelle jedenfalls zwischen diesem Jahre und dem Jahre 1374 gedichtet sein muß; ob man in dem überkommenen Manuskript die Urhandschrift oder eine spätere Kopie vor sich hat, vermochte die Forschung nicht auszukundschaften.

Caesarius meldet von dem Beatrixwunder, daß es sich zu seiner Zeit, nämlich wie er schreibt „ante non multos annos", zugetragen habe, womit zum mindesten das Geschehnis als solches in der endlosen und unbekannten Weite der rückliegenden Jahrhunderte eine gewisse Festlegung erfährt. Was den Ort anlangt, wo das Wunder sich abgespielt haben könnte, so verdichten sich die Vermutungen dahin, daß die Legende ihren Ursprung im flämischen Brabant genommen hat; sie ist hier noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts sogar als mündliche Überlieferung lebendig gewesen. Dem deutschen Sagenforscher Johann Wilhelm Wolf ward sie von einer greisen Insassin des Klosters Vrouwen-Perk bei Löwen mitgeteilt als die auszeichnende Begnadung eben dieses Klosters, denn die Nonne leitete ihren zu Buche gegebenen Bericht mit den Sätzen ein: „In unserer Abtei hatten wir im Chore ein Mutter-Gottes-Bild, von dem die Schwestern sich die folgende Geschichte erzählten. Es gab vielerlei solche Geschichten, aber diese ist die schönste." (J. W. Wolf: Niederländische Sagen. Leipzig 1843.) Caesarius seinerseits mag von der Sache entweder durch niederländische Novizen, die sich in Heisterbach, dem rheinischen Kloster, aufhielten, Kunde bekommen haben oder hat davon vielleicht unmittelbar in den flämischen Niederlanden selbst gehört, wohin er als Begleiter des Abts von Heisterbach des öfteren gekommen ist.

In den grundlegenden Zügen seiner Fabel hält sich der niederländische Dichter ziemlich treu an die Mitteilungen des Caesarius, webt aber in den Einzelheiten und in der gefühlsmäßigen Durchflutung des Ereignisses ein ganz neues Bild von Fülle und Leben. Er verhält sich also zu seiner Vorlage ähnlich wie es Gottfried Keller mit der von Kosegarten tat. Im übrigen ist das flämische Werk mit den schweizerisch-allemannischen durch eine große Anzahl Ähnlichkeiten,

andererseits durch merkwürdige Verschiedenheiten verwandtschaftlich zusammengebunden, die einen Vergleich nur um so reizvoller machen.*)

Beatrix, die Pförtnerin, ist hier wie dort ein Vorbild demütiger Dienstwilligkeit und jungfräulicher Anmut. „Herrlich gewachsen von Gestalt, schreibt Keller, tat sie edlen Ganges ihren Dienst, besorgte Chor und Altar, waltete in der Sakristei und läutete die Glocke vor dem Morgenrot, und wenn der Abendstern aufging." Im Gedichte heißt es:

Die Nonne also, die ich meine,
war hold und rein. Man fänd heut keine,
wähn ich, die ihr sich könnte messen
an Anstand und an sanftem Wesen.
Die Schönheit ihres Leibes preisen,
auf jeden Reiz besonders weisen,
dies freilich nicht sich für mich schickt. —
Vernehmt nun, was ihr im Konvikt
war aufgetragen. Lange Zeit
schon trug sie dort das Büßerkleid
der Küsterin und voller Fleiß
versah ihr Amt sie, wie ich weiß,
bei Tage wie bei Nacht. Gewandt
lief ihr die Arbeit von der Hand.
Das Läuten in der Kirche, sorgen
um Licht und Altarschmuck, am Morgen
das ganze Kloster wecken: Dies
war täglich, was ihr Dienst sie hieß.

„Aber dazwischen schaute sie feuchten Blicks," geht es bei Keller weiter, „in das Weben der blauen Gefilde; sie sah Waffen funkeln, hörte das Horn der Jäger aus den Wäldern und den hellen Ruf der Männer, und ihre Brust war voll Sehnsucht nach der Welt." Diese allgemeine, rein auf ein volles Erleben gerichtete Sehnsucht ist es dann, die sie aus dem Kloster forttreibt. Der Anlaß für ihre Flucht in der niederländischen Novelle ist weniger geistig; hier wird die Begründung viel realistischer gegeben; sie besteht in einer unerfüllten Jugendliebe, welche die Nonne zu einem Junker in sich trägt und die sie drängt, ihm einen Brief zu schreiben, daß er ans Kloster kommen und sie sprechen solle. Hier, am vergitterten Fensterlein der Zelle, „draußen er, sie drinnen", versichern sie sich erneut ihrer Liebe und machen aus, daß er sieben Nächte später sich im Klostergarten einfinden soll, wo sie ihm dann als Braut in die Welt folgen wolle. Der Junker kehrt in die Stadt zurück, kauft Kleider, Zierrat, Gebrauchsgegenstände für seine Braut ein, steckt fünfhundert Pfund guten Silbers zu sich und wartet in der ausgemachten Nacht ungeduldig auf die Geliebte. Diese hat inzwischen schwer mit ihrem Gewissen zu ringen gehabt und vor dem Standbilde der Mutter Gottes all ihre Herzensbedrängnis ausgeschüttet. In der entscheidenden Nacht aber legt sie auf den Altar der Himmelskönigin Sandalen, Schleier, Ordenskleid nieder und hängt sie die Schlüssel der Sakristei am Fuße des Standbildes auf, damit die Schlüssel des Morgens dem Ersteintretenden sogleich in die Augen fallen können. Bei Keller tritt die Nonne in ihrem geistlichen Gewande die Reise in die Welt an, in der Dichtung trägt sie, als sie nachts zum Klostergarten schlüpft, nichts als einen Pelz auf dem Leibe. Indem sie außer dem Schlüssel auch ihre Ordenstracht zurückläßt, begründet der flämische Dichter wohl verständlicher,

*) Eine Verdeutschung des Beatrix-Gedichts erscheint demnächst im Inselverlag.

wie die Mutter Gottes später nicht nur das Amt der Nonne übernimmt, sondern sich auch deren Gewänder so gut bedient, daß keine der Mitschwestern etwas von dem Personenwechsel merkt.

Nach dem Verlassen des Klosters wandert Beatrix bei Keller durch den morgendämmernden Wald und wird von einem Ritter gefunden, der sie auf sein Roß hebt und sie mit auf seine Burg nimmt. Wanderung und Ritt werden für Keller zur Gelegenheit, mit ein paar Strichen eine wundervolle Naturschilderung einzuschalten. Ähnlich benutzt der niederländische Dichter die epische Pause, nachdem das Paar sich gefunden und die Nonne sich in die vom Junker mitgebrachten Gewänder gekleidet hat, zur Ausmalung eines landschaftlichen Hintergrundes.

„Nun schritt er rasch zu seinem Pferde,
hob in den Sattel sie und schwang
sich hinten auf. So ritten lang
und weit sie, bis erglomm der Morgen
und vor Verfolgung sich geborgen
sie wußten.
— — — — — — — — — — —
Forttrabend kamen in der klaren
Frühstunde sie an einen Hain.

Da hielten Fest die Vögelein
und machten solchen hellen Schall,
daß man es hörte überall.
Ein jedes sang nach seiner Weise.
Und Blumlein standen da im Kreise
auf grünem Rasen, kelcherschlossen.
Klar war und lind die Luft im Raum.
Und aufrecht ragte Baum an Baum,
Die Wipfel schön mit Laub umkleidet.

Während aber bei Gottfried Keller die schöne Nonne dem Ritter sich bald gefügig zeigt — „abermals nach dreihundert Schritten erwiderte sie seine Küsse so eifrig, als ob sie niemals eine Klosterglocke geläutet hätte" — bezeigt sich die niederländische Beatrix um vieles spröder; denn als in dem vom Vogelsang durchschmetterten Hain der Jüngling vorschlägt abzusitzen und „das Liebesspiel zu spielen", fährt sie ihn mit Entrüstung an:

Ich soll mich hier ins Feld
hinstrecken, gleich ein Weib, das Geld
mit ihrem Leib verdient in Sünden?
Wie wenig Scham müßt ich empfinden.
— — — — — — — — — — —

Jedoch wenn später ganz entkleidet
auf einer Bettstatt wohlbereitet
ich bei Dir liege, will ich spenden
mich zum Genuß Dir ohne Enden.

Jenes verhießene, schwelgende Leben des Liebesgenusses währt hernach in einer fremden Stadt, wo sie sich niederlassen, sieben Jahre. Aus ihrem Bunde entsprießen zwei Kinder. Dann nehmen die Barmittel ab, sie müssen ihren Hausrat verkaufen, Entfremdung legt sich zwischen die Liebenden und schließlich zieht der Junker trotz aller früheren schönen Schwüre von dannen, Beatrix mit ihren zwei Kindern dem Elende preisgebend. Da sie, die Nonne, im Kloster nicht Spinnen gelernt hat, diese Arbeit auch nicht genügend Lebensunterhalt einbringen würde, muß sie, um ihre Kinder nicht Hungers sterben zu sehen, das Fürchterliche tun und ihren Leib auf der Straße für Geld feilhalten gehen. Auch bei Gottfried Keller streift die Nonne, welche von ihrem Geliebten eines Tages an einen Baron verwürfelt wird, die vollkommene Entweihung zur körperlichen Ware, weiß sich aber mit Witz und Geistesgegenwart vor dem vollkommenen Falle zu bewahren und kehrt zu ihrem ersten Geliebten zurück, der sie daraufhin ehelicht und dem sie, eine

Rittersfrau, „die ihresgleichen suchte bei Jagden, Festen und Tänzen sowohl als in den Hütten der Untertanen und im Herrenstuhl der Kirche", während zwölf reichen Herbsten acht Söhne gebar, „die emporwuchsen wie junge Hirsche". Ihr Dasein also ist sozial durchaus gefestigt, sie lebt in Glanz und in Ansehen, ihre Sehnsucht nach der Welt brachte ihr eitel Glück und die ganze Erfüllung ihres Weibesschicksals. Ihr Sündigen bestand lediglich darin, daß sie überhaupt das Kloster verließ und den Eid der Nonne brach. Bei dem niederländischen Dichter häuft sich auf das flüchtige Weib mit jedem Jahre mehr Not, Gram und Verschuldung.

„O Jammer, dies verruchte Spiel,
das sie mit ihrem Leib begann,
wie kam es bitterlich sie an.
Selbst trug sie keine Lust davon.
Sie tat es um den kargen Lohn,
womit die Kinder sie ernährte. —
Jedoch wozu all dies entehrte
sündhafte Dasein noch beschrieben,
das vierzehn Jahr sie hat getrieben!"

In dieser tiefen menschlichen Notlage bleibt ihr nur eins, woran sie sich klammert: die Jungfrau Maria und die Hoffnung auf deren gnädige Vergebung. Sie betet täglich zu ihr und schließlich wird ihr Sündengewerbe ihr zum unerträglichen Ekel.

Nachdem die vierzehn Jahr geendet,
ward ihr von Gott ins Herz gesendet
Gewissenspein so unerhört,
daß lieber sie mit nacktem Schwert
sich ließ den Kopf vom Rumpfe kürzen,
als daß noch tiefer sie wollt stürzen
in Sünde, der ihr Körper frönte.

Sie nimmt ihre beiden Kinder und findet suchend den Weg zurück nach ihrem Kloster. Hier kehrt sie eines Abend nach der Sonne im Hause einer Witwe ein, findet Herberge und erkundigt sich nebenbei nach den Zuständen im Kloster, insonderheit nach der Küsterin, die, wie man sich erzählte, vor vierzehn Jahren auf Nimmerwiedersehen ihren Posten verlassen habe.

Doch grob ihr da die Witwe kam.
Sie sprach: „Ihr seid wohl nicht gescheit!
Wollt ihr der Küsterin zu Leid
noch mehr solch dummen Klatsch vertreiben,
so könnt Ihr länger nicht hier bleiben.
Ihr Amt als Küsterin nimmt wahr
die Schwester so seit vierzehn Jahr,
daß selbst für eine Stunde nicht
sie je versäumt hat ihre Pflicht."

Mit bebendem Erstaunen will sich Beatrix vergewissern und fragt nach dem Familiennamen der Küsterin. Sie erhält die Namen ihrer eigenen Eltern genannt,

da wußte sie, daß sie man meinte.
O Gott, wie sie da heimlich weinte
vor ihrem Bette in der Nacht.
Sie sprach: Als Lohn nur heimgebracht
hab Reue ich in meinem Herzen.

Ihre Selbstanklagen sind fürchterlich. Sie ist friedlos und vernichtet. Der Wahnsinn steht ihr nahe. Dementgegen kehrt bei Gottfried Keller die Rittersfrau Beatrix in einer Herbstnacht in vollem Einklange mit sich selber heim; wandernd „überdachte sie betend das genossene Leben". Ihre Rückkehr ins Kloster schließt vielleicht eine größere Entsagungskraft in sich ein und ist Ausfluß eines aufrechteren, heldenhafteren Menschentums als die durch Verzweiflung bedingte Flucht zurück hinter die Klostermauern bei der Beatrix des niederländischen Gedichts. Aber deren zerbrochenes Leben, welches sich immerzu aus Strafe und Schmach für ihren

ersten Fehltritt zusammengesetzt hatte, verlangt von der Gottesmuttrr auch zwingender ihr Erbarmen. Bei Gottfried Keller stellt sich das Verhältnis zwischen der Entflohenen, die dem Dienste Mariens untreu wurde, um ihre Sendung als Weib und Mutter erfüllen zu können, mit ein paar kurzen und gütigen Worten der Gottesmutter wieder her. „Diese begann zu sprechen und sagte: „Du bist ein bißchen lange weggeblieben, meine Tochter. Ich habe die ganze Zeit deinen Dienst als Küsterin versehen; jetzt bin ich aber doch froh, daß du da bist und die Schlüssel wieder übernimmst."

So einfach vollzieht sich die Wiederaufnahme der niederländischen Beatrix in die Gnade der Jungfrau nicht. Die ehemalige Nonne zweifelt, daß das, was sie von der Witfrau zu hören bekam, mit rechten Dingen zugehe, denn obwohl ihr eine Ahnung des Zusammenhangs dämmert, hält sie sich doch einer so großen und holden Verzeihung nicht für würdig. Dreimal muß sie durch eine Stimme des Himmels im Traume gedrängt werden, Zutrauen zu haben und den Wiedereintritt ins Kloster zu wagen; im Traume auch wird ihr die Bestätigung des vorgefallenen Wunders erteilt. Die Stimme sagt:

Du triffst geöffnet Tür und Pforte,
wie damals, als von diesem Orte
mit Deinem Freund Du flohst, der dann
im Elend Dich verließ. Wohlan
Du findest auf dem Altar wieder,
was Du vorzeit dort legtest nieder.

Sie überwindet schließlich ihre Furcht, nimmt eines Nachts von ihren schlafenden Kindern Abschied und wandert

unter viel Gewein
zum Kloster, mutterseelallein.
— — — — — — — — — — — — — —
Sie trat ins Innre frei und frank
und sagte: „Nehmt Maria Dank,
die Mauern wieder mich umfassen!
Möcht Gott es glücklich enden lassen". —
Vor sich fand offen wundersam
die Türen sie, wohin sie kam.
Es zog sie in die Kirche hin.
Dort rief sie leis in ihrem Sinn:
„Ich bitt Euch, himmlischer Gebieter,
helft mir zu meinem Kleide wieder,
das dermaleinst vor vierzehn Jahr
ich liegen ließ auf dem Altar
von Unser Frau, als ich bei Nacht
von hier mich habe fortgemacht."
Was lag, o Wunder, da bereit?
Sandalen, Schleier, Ordenskleid
fand alles sie am Orte wieder,
wo sie es einstens legte nieder.
— — — — — — — — — — — — — —
Am Bild Mariens sah sie gleißen
dort, wo sie auf ihn einstens hing,
o Wunder hold, den Schlüsselring
der Sakristei. Sie nahm ihn schnelle
und ging zum Chore. Rundum helle
hier Lampe schon an Lampe brannte.
Nun zu den Büchern sie sich wandte,
und wie vordem zu tun sie pflegte,
an seinen Platz sie jedes legte.
— — — — — — — — — — — — — —
Die Nacht inzwischen sacht verrann.
Das Uhrwerk hub zu schlagen an
und machte Mitternacht bekannt.
Sie nahm das Glockentau zur Hand
und läutete wie einst vor Zeiten
zur Mette, daß auf allen Seiten
sie's hörten, die im Schlafsaal droben
in Schlummer ruhten. Sie erhoben
sich rasch und nahten im Vereine.
Doch schien vor ihr erstaunt nicht eine. —
Nun hat im Kloster sie vollbracht
ihr Leben. Nie entstand Verdacht.
Den Dienst hatte die Magd versehen,
als wär es durch sie selbst geschehen.

Nicht also das Standbild selbst mischt sich handelnd ins Spiel wie bei Keller, wo es heißt: „Das Bild neigte sich herab und gab der Beatrix die Schlüssel, welche über das große Wunder freudig erschrak" — sondern der niederländische Dichter überläßt es der Phantasie des Lesers, die genaueren Umstände des Gnadenvorgangs sich auszumalen. Auch die allgemeine Bekanntgabe des Wunders, welches sich bei Keller dadurch vollzieht, daß die unsichtbare Hand der Jungfrau den acht Söhnen der Beatrix, welche diese der Maria an ihrem Festtage zur huldigenden Gabe darbringt, acht Kränze von jungem Eichenlaube aufs Haar drückt, dem Volke zum Zeichen, diese Bekanntgabe zögert sich in dem niederländischen Gedichte lange hinaus, denn Beatrix tut wohl wie vorher ihren Dienst, hat es aber noch nicht über sich vermocht, jene letzte Opferung und Buße zu vollziehen, welche in der Abgabe der persönlichen Beichte besteht. Durch eine Erscheinung wird sie schließlich dazu gedrängt. Sie liegt auf den Steinfließen der Kirche und ringt mit der Scham ihres Herzens. Da sieht sie neben sich einen Jüngling im weißen Kleide knien.

Der trug ein nacktes Kindelein
im Arm. Es schien ihr tot zu sein.
Und einen Apfel auf und nieder
der Jüngling warf und fing ihn wieder
vorm Kind, als ob es dem gefiele. —
Die Nonne spähte nach dem Spiele,
dieweil sie im Gebet sich wand.
Sie sprach: „O Freund, wenn mir gesandt
Ihr wurdet als ein Himmelsbote,
beschwör ich Euch bei Christi Tode,
daß Ihr mir sagt, wahr und geschwinde,
warum Ihr spielt da vor dem Kinde
mit diesem schönen Apfel rot.
Es liegt in Eurem Arme tot
und hat ja keine Lust daran."
Zu reden hob der Jüngling an:
„Ja Nonne, Du rietst recht. Nicht viel
weiß dieses Kind von meinem Spiel.
Es hört und sieht nicht, es ist tot.
Genau so weiß der liebe Gott
von Deinem Beten nicht noch Fasten,
denn all dies kann Dich nicht entlasten.
Auch zwingst Du nicht mit Geißelschlägen
zu Dir herab des Himmels Segen.
Du bist so tief in Schuld geglitten,
daß Gott der Herr nicht Deine Bitten
vernehmen kann in seinem Reich.
Ich mahne Dich: Geh allsogleich
zum Abte, Deinem Seelberater,
und beichte ihm wie einem Vater
ohne Rückhalt Deine Sünden alle:
vermeide gut des Teufels Falle."

Am Abte findet Beatrix einen verständigen und wohlgesinnten Mann, der ihr die Absolution erteilt, aber erklärt, daß man ein so schönes Wunder der Jungfrau Maria nicht in der Verborgenheit ruhen lassen dürfte.

Will Deine Beichte offenbaren
in einer Predigt, doch verfahren
so klug dabei, daß keine Schande
deswegen nachläuft hier im Lande
so Dir wie Deinem Kinderpaar.
Es wäre Unrecht, wollte gar
dies schöne Wunder man verschweigen.

Was er ankündigte, führte er aus.

Das Kloster er von dem belehrte,
bevor er wieder heimwärts kehrte,
was einer Schwester war geschehen.
Vermocht hat keine auszuspähen,
wer diese war; das blieb verhohlen.

Für die zwei Kinder der Beatrix trägt er Sorge. Er tut sie in ein Kloster, und beide werden tüchtige und brave Männer.

Der Gesamtton der flämischen Novelle ist zweifellos düsterer als der von Kellers zartem Gebilde, welches leicht und bloß in andeutungsvollen Umrissen wie „auf Goldgrund" hin illuminiert scheint. Aber was sie eint und trotz eines verschiedenen Verlaufs und Abschlusses als Sprößlinge einer gleichgerichteten Dichterkraft erscheinen läßt, ist einmal die volle künstlerische Bewältigung eines Stoffes, für die der flämische und der allemannische Dichter lediglich ein paar unzureichende Aufzeichnungen zur Unterlage benutzen konnte, die Erhöhung dieser chronistischen Tatsache in die vollere Glaubwürdigkeit des dichterischen Traums, und es ist zum zweiten der edle und warme Klang seelischen Verstehens, welcher um die beiden Stücke schwingt. Beide Dichter geben mit ihrem Stücke eine Lehre und diese ist bei dem älteren wesentlich gottesdienstlich gerichtet (Preis der Jungfrau Maria, bei dem jüngeren wesentlich weltanschaulich (Preis des freien Verzichts), aber die Lehre bleibt nicht übrig als ein herausgefilterter Restbestand, sondern wird hier wie dort dem Geschehen selbst eingegliedert und macht das Geschehen desto beziehungsvoller, das Wunder noch gleichnishafter.

Dr. H. Fiedler, Bamberg:
Walter Hasenclevers Antigone.

Von Sophokles zu den Jüngsten.

> Ich kenne ein Gesetz, noch ungeschrieben,
> Von keinem Herold in die Welt posaunt,
> So alt wie du und ich:
> Es heißt die Liebe.
>
> (Walter Hasenclever.)

Durch Jahrtausende blickt schon ihr Antlitz, doch brausenden Blutes voll durchwandeln sie immerfort lebend die Schranken der Zeiten — Gesichte untilgbaren Menschengeistes: — die Riesengestalt der Verbrecherin Klytämnestra — Elektra, Orestes vom Muttermord ruhlos — der Erinnyen gespenstige Scharen. — Unsäglichen Schicksals Enthüllung erfüllt uns mit Grausen. — Betrogene Weibesliebe tobt sinnlose Rache. — Und Mädchensehnsucht nach Heimathallen wirkt ewige Schönheit. —

Antigone — —!

Sophokles — wir! —

Eine neue Handlung war unerfindbar, ihr wuchtiger Schritt nicht zu ändern. Des unerbittlichen Königs Verbot mißachtend, bestattet die Jungfrau den Leichnam des Bruders, der Hunden und Vögeln modern sollte. Gerechtigkeit straft den Störer des Heimatfriedens auch noch im Tode. Schwesterliebe erfüllt

göttliche Satzung. Vernichtendes Urteil ereilt die Heldin, die schuldlos schuldig war. Die Liebe des Sohnes fleht zum Vater um Erbarmen für die Braut. Vergeblich. Erst Seherkunde erschüttert den hart im Recht erstarrten Königswillen zu verspäteter Umkehr. Ehern zerbricht das rächende Schicksal eitle Menschengröße. —

Geprägt zu dauernden Werten erscheinen fürs erste auch die Gestalten. Das Paar der ungleichen Schwestern. Ismene voll Scheu und Weichheit, versöhnlich und fügsam und gleichwohl bereit, der Schwester bittere Last zu tragen, sobald die Tat sich begab, die zu vollbringen der Mut ihr fehlte. Antigone hier wie dort die furchtlose Jungfrau. Durchdrungen vom Recht ihres Handelns, verachtet, erfüllt und bekennt sie — befreit von Todesgrauen. So endlich auch Kreon. Mit dem Buchstaben des Gesetzes mißt er Schuld und Sühne, ein fühlloser Richter für Polyneikes sowohl wie die Schwester.

Und doch, ein Neues erschuf uns der Dichter von heute. Hinter griechischen Mänteln wallt Geist einer neuen Epoche. Des Sophokles Trauerspiel lehrte: Überhebe dich nicht, sei besonnen, du erdgeborener Mensch! Die Spindeln Hybris und Sophrosyne im Webstuhl des Lebens. Und Kreon ward tragischer Held. Antigones Handeln erfüllt nur den Zweck, die Hybris des Königs, der wagt einen Toten zu schänden, uns sichtbar vor Augen zu stellen, zu steigern, zu Fall zu bringen. Nur soviel ist griechischer Ethik gemäß. Nur das und nicht mehr will der Dichter an Kreon erweisen. Die Zeit war nicht reif zu größeren Ideen.

Und nun der Moderne!

Was ist *ihm* Kreon? — Mehr als der Mensch, den sein Hochmut zerschmettert. Etwas Unpersönliches fast. Er ist ihm *Symbol aller Härte und Macht, aller Gier und Gewalttat.* So gespenstig sein Kommen und Gehen im Tor des Palastes, so riesig die Form des Gedankens, von Kreons Fleisch und Blut umschlossen.

Jener Sophokles deutet die Starre kreontischen Rechtsempfindens zumeist als törichten Eigenwillen. Schon darüber schreitet der junge Dramatiker ernstlich hinaus. Viel mehr betont er die lastende Macht und drückende Schwere erstarrten Rechtes. Zwar ist sein Grundsatz der gleiche wie der des Sophokles-Kreon: „Wer Böses tut, soll Böses leiden!" und „Ehre dem Freund, dem Feinde Untergang!" Aber ungleich einsamer dünkt uns im neuen Drama die Höhe, von der in marmorne Säulen gegraben die Selbstmacht des Richterbarmens dem Sünder ihr eishauchstarrendes Antlitz zukehrt. Nichtig ist kleine Geburt, ist einzelner Tod vor den ehernen Tafeln des großen Zweckes. Selbst Kreon erfüllt dies Recht nur dienend: „Das Recht regiert und ich entscheide es."

Und ein anderes Beispiel brutaler Gewalt und verleugneter Liebe: Der *König* Kreon — nicht mehr der *Richter.* Das größere Ziel, noch von Sophokles nicht beachtet, steckt weitere Schranken. Gewaltiger, furchtbarer droht dieser neue Kreon. Menschenleiber von Hufen zerstampft, Wohnstätten von Flammen

zerfressen, wo jemand es wagt, seinem Machtspruch zu trotzen. Denn —: „Hier stehe ich — Und rufe in die Windrichtungen: Was ich befehle, geschieht!" und „So wahr mir Gott helfe! Ich bin der Herr."

Und drittens: Auch Reichtum, der Liebe entkleidet, ist Macht, ist Saat des Hasses. Wir hören den heiseren Schrei des Bettlers: „Nieder die Reichen!", wir sehen die sausende Peitsche kreontischer Schergen den Schädel der murrenden Armut geißeln, wir erschauen im letzten Akt noch voll Grausen ein unerhörtes Gemälde von Menschenelend. Hier sicher kein Vorbild im Drama der Griechen.

Noch weniger schließlich im vierten der Bilder, womit der Turm der Gewalttat gekrönt wird, der über erbarmender Menschlichkeit lastet. Kreon verkündet: „Ich brauche euer Geld und eure Söhne, Theben soll mächtig sein!" Zur Geste des steinernen Richtergottes, des düsteren Tyrannen, des Nabobs ohne Erbarmen ein letztes: die blutige Geißel des Krieges über dem Nacken der Völker schwingend, der Welteroberer. —

So ist es dann Zeit, die Frage zu stellen: Was schafft Gewalttat? Das Rätsel des Ödipusfluches wird jäh gelichtet, von der Zufälligkeit seines Waltens befreit sich das blinde Sophoklesschicksal und endlich stürzen zur Tartarusnacht die hohnvollen Griechengötter. Der Mord an Laios, er war nicht Fluch, sondern trächtige Schuld. Es waltet kreontisches Recht, bis — ein eiserner Wagen — es rollt über sterbendes Leben. Das Urteil, Antigone mordend, reißt nach zum Abgrund den Schatten des Sohnes, der Gattin. Despotische Herrlichkeit erntet am Ende zerstörenden Aufruhr und wandelt sich jäh und erschütternd in Bettlerelend — „hilflos wie der tote Feind."

Ins Lied der Sieger schrillt gell der Schrei um die Toten, der Jammer verwaister Kinder und hungernder Frauen, das Elend frierender Armer. Des Krieges ganze Not grinst uns entgegen. —

Gewalt wirkt nicht Werte. Nur Trümmer und Einsturz bleiben. Sie stirbt an sich selbst. Diese Sprache ist furchtbar beredt, wie der schmerzverstummten Ismene Geste — uns furchtbar. Denn rief nicht auch uns einst kreontische Stimme — bis in die fernste Hütte brausender Städte der Trompete Ton: „Nur der Starke wird die Welt erobern." Zum Leben ward Gleichnis. Was blieb von der griechischen Märe? Gramdurchrüttelten Herzens erfühlt eines Dichters blutende Seele den Jammer der Menschheit. Nur Gier und Gewalttat und Schlachten und Siege und Haß und Feindschaft allüberall. Da ruft er die grausigen Schreckensgestalten in Scharen herbei. Wir riechen die Toten. Wir atmen den Brand der verstümmelten Glieder. Wir sehen das Blut von den Fetzen zerstückelten Fleisches träufeln — Anklage schreiend, entsetzlich: Seid ihr noch Menschen? Und er ruft in brennender Sehnsucht: Ist ewig nur Haß? Werdet Brüder! Da erschuf er Antigone. —

Denn wie Kreon, der König der Leichen, ihm ward zum Sinnbild verleug-

neter Liebe, so schafft er von Grund aus Antigone um zum Gefäß des Menschheitserbarmens. Das ist sie bei Sophokles nicht. Sie opfert sich dort als liebende Schwester, als fromme Jungfrau — vielleicht mit dem Wunsche, den alten Geschlechtsfluch zu Ende zu bringen. Wohl springt das geflügelte Wort von ihren Lippen: „Nicht mizuhassen, mitzulieben bin ich da." Doch nirgends wird es im Drama weitergedacht, als Leitsatz aufgenommen. Sonst müßte vor allem der Chor sein Lied davon singen. Das geschieht aber nicht. Ein Zufall, die dämmernde Ahnung fernen Menschentums ist es. Hasenclever erfindet, schafft seine Antigone neu, die mit ihrer Liebe die Welt umspannen möchte. Sie bringt nicht dem Bruder allein ihr Leben zum Opfer. Aus ihrer Schwesterliebe wächst Menschheitsliebe: „Werdet Brüder!" In wundersam klingenden Worten findet ihr Sehnen beredtesten Ausdruck.

Dem Krieg, dem Haß, der Feindschaft versperrt sie ins Reich ihrer duldenden Liebe den Eingang. Ihr Gott ist auch mit den Feinden. Eitler Popanz ist Ruhm und Herrlichkeit. „Liebe ist Ruhm!" so Hämon. „Liebe ist Menschlichkeit!" so Antigone. Die Rede, womit sie den Frieden predigt, ist das Schönste, was Dichterzungen künden können .... Frau —, das Kind, das du säugst; blondes Mädchen —, den Gatten, den du wählst, — — es wird sie der Krieg verschlingen. Blutige Gegenwart, scheint es! Die entsetzliche Kriegspsychose: „Ihr irrt euch, seid betrogen!" Aber der Stoff ist doch zeitlos, so zeitlos, wie Liebe nur sein kann. Wie wundervoll jene Selbstanklage! Schon das bloße Bewußtsein, daß es Menschenleid gab, an dem sie nicht teilnahm, ist bitterer Vorwurf für sie, Mitleiden im Leid der Welt ihr Verlangen. Der Mensch scheint ihr ärmer als alle, der nicht mehr weinen könnte. Die Lust dieser Liebe ist opfern für andere. Sie ist Menschenbestimmung und Menschenglück und -glaube zugleich. Denkt, daß ihr Söhne von Müttern seid! Dies ihr reinstes Bekenntnis: „Ich habe gelitten, mein Leben ist schön."

Und die Frau ruft natürlich vor allem die Frauen zur Liebe, zum Opfer auf. Im Anblick der furchtbaren Mächte der Schlacht verzweifelt sie an ihrer Fähigkeit, opfern zu können. Aber nun weiß sie, auch Frauen sind stark, sind unsterblich, sie müssen nur opfern in Liebe, „die sinnlosen Wege der Menschen mit dem Kruge der Liebe begießen." Antigones Handeln ist Zeugnis, ist Vorbild für alle: „Brecht auf, ihr Frauen, aus dem engen Geschlecht! Geht hin und opfert euch!" Ihr könnt es. Freilich —, dem Sieg geht Gethsemanes bitteres Leiden voraus. Und Antigone betet: „Ich bin so schwach, so schwach vor dem Tode." Das sind Worte in ewiger Schöne, Saat in die Wunden des Lebens zu säen.

Und wie die Wirkung des Hasses verkündet der Dichter uns auch die Macht der Liebe. Bei Sophokles stirbt Antigone einfach dem Bruder zuliebe. Ihre Tat wirkt nicht weiter. Erst ein Menschengeschlecht, in Blut ertrinkend, erfand es, was Weltnot schon einmal erfand: den Sinn des Christus am

Kreuze —, des Nazareners. Liebe, aus deren Opfer hervorsprießt Segen für andere, die nicht niederreißt gleich dem Haß, die nur aufbaut. Der neuen Antigone dürstende Sehnsucht ist es: Glück zu verbreiten; das Weltleid in schirmende Arme zu nehmen. Solange sich Menschen noch feind sind, solange ein Mensch sie noch haßt, hat sie immer noch nicht genügend geopfert, ruft sie immer nach Läuterung noch. In ihre Kissen möchte sie fühlen den Eiter fremder Wunden, um Schwester im Leid zu sein. Ihr Evangelium ist: „Ich will für euch hungern, ich will für euch bluten, so glaube ich, daß Gutes geschehen kann."

Aber es bleibt nicht bei Worten. Ein neuer Inhalt erfüllt das Drama, zu neuem Höhepunkt klimmt es empor. Es handelt sich nicht mehr um Kreon. An Stelle des Schaustücks vom Hochmut und seiner Bestrafung tritt das Gleichnis der siegenden Liebe. Der erste Mensch der neuen Erde wird an ihrem Grab bekehrt. Des Hasses Walten und Schicksal wird Folie, wird untergeordneter Zweck, damit desto heller das Wunder der Liebe erstrahle. Daß Hämon fortstürmt zum Aufruhr, als der Vater die Braut ihm versagte, das hätte auch Sophokles dichten können. Er wollte es nicht. Aber schon jene erste Begegnung der Liebenden draußen am Grabe ist Pforte ins Neuland. Hämon, das Sinnbild erobernden Jugendstürmens, bezwingender Stärke — der Welt Bild, auf den Knieen vor der, die er haßt seit der Tat, die sie wirkte als seines Wesens Widerspiel. Die erste Röte des Morgens, die erste Hoffnung erblühte. „Bist du ein Mensch?" erhebt er Anklage wider den fühllosen Vater. Zuvor aber hatte Antigone selbst ihn mahnen müssen: „Sohn des Königs, werde Mensch!"

So bereitet der Umschwung sich vor. Freilich, noch zückt er das Schwert des Aufruhrs am Grabmal der Jungfrau haßvoll dem Vater entgegen. Aber wir werden begreifen, wenn er es senkt, abtut von sich Ruhm und Herrlichkeit. Denn das Licht ist entsprungen dem Opfer: statt Rache Verzeihung, statt Wollen Verzichten. Haß, Sünde und Schuld sind erloschen. Das ist der Antigone Wirken. So waltet Liebe. Nach diesem Bekenntnis ist Hämons Selbstmord nur äußere Formel und wirklich verlohnt es sich nicht, darüber zu rechten.

Diese große, den Kern des Dramas füllende Szene umrahmt die Bekehrung des Volkes, Ismenens. Sie alle ergreift jene seltsame Macht, die Antigones Opfer entströmt, und schafft sie, die vordem unnütz schienen, zu Brunnen der Liebe. In starker Bereitschaft schreitet die jüngst noch so schwache Ismene dahin: „Wir kämpfen für dich." Und wenn das Volk, sich ihrer erbarmend, es wagt, dem schrecklichen Kreon zu trotzen, darf Antigone jubeln: „Aus der Tiefe des Volkes hab ich dein Volk gehauen." Der Menschen Herzen hat sie erweicht. Und ob sie auch stirbt, der Glaube ihrer Taten wird leben und leben, solange noch Feinde sind.

„Der Wind steigt aus den Trümmern, die neue Welt bricht an." Deswegen neu, weil Menschenmund nicht müde werden soll, die alte Lehre neu zu künden: Gewalttat des Ichs schafft Not und Elend. Aufopfernde

Nächsten- und Fernstenliebe erlöst zum Glück des Friedens. Diese Menschheitsidee an Bildern von Größe und Schlichtheit zu zeigen, ist der neuen Antigone eigenes Verdienst und darin gerade ist sie von Sophokles innerlich frei geworden, ist über ihr Vorbild weit hinausgewachsen. Der Hybris Kreons, die Untergang schafft, tritt als Selbstzweck Antigones Liebesopfer entgegen, zu zeigen, wie Liebe erlöst und segnet.

Zum Antiken: Hochmut zerstört, tritt das Menschheitumfassende: Liebe baut auf — der erste Gedanke unendlich erweitert, der zweite als Neues erschaffen im Baue des Dramas und beide einander ergänzend zur einen Idee verbunden.

Im Ring hat Wagner versucht, dem gleichen Menschheitsgedanken in Trägern der Mythe Gestalt zu verleihen. Das war ein gewaltiges Ringen. Und es kostet auch Mühe, den Sinn der Geschehnisse durch vier Dramen richtig zu deuten. Die griechische Mythe kam Hasenclever viel mehr entgegen. Geradezu war sie geschaffen, vom neuen Geist erfüllt zu werden. Aber sie bot auch Fesseln. Die Frage des 5. Aktes bei Hasenclever! Der 3. Akt entläßt uns mit höchster Spannung. Er endigt in den qualgepreßten Ruf des Königs: „Antigone soll leben!" Aber wir wissen, Antigone steht auf der Schwelle des Grabes, Hämon schürt die Flamme des Aufruhrs — alles Momente, dem Ausgang begierig entgegenzulauschen. Dann kommt die Höhe des 4. Aktes mit Hämons Bekehrung im Sieg der Liebe. Das Böse unterliegt. Kreon büßt im Tod des Sohnes, im Fluch und Aufruhr seines Volkes. Die Handlung ist zu Ende. Dieser Akt wird im Drama der Griechen ersetzt durch Erzählung. Der Bote tritt auf. So mag dann auch Kreon wieder erscheinen, mag schließlich das letzte Verhängnis der rächenden Gottheit, Eurydikes Tod, ihn ereilen.

Wenn Hasenclever zu seinem Schluß im vierten noch einen fünften Akt erfindet, stand er vielleicht im Banne des alten Vorwurfs, noch mehr aber sicher im Banne der eigenen gigantischen Komposition: er möchte nicht auf den Schluß eines Aktes zusammendrängen, was in Überfülle sein Auge erschaute. Noch einmal faßt er am Ausgang der Märe die Wucht seiner ganzen dramatischen Kunst zusammen, läßt alle Register ertönen zum Preis der allewigen Werdegesetze: fluchzeugenden Machtverlangens und erlösender Liebe.

Bliebe noch übrig: das Volk von Theben. Zur großen Idee die zweite Erfindung des Dichters. Jedenfalls ist es Hasenclever gelungen, sich aus dem antiken Chor einen Spieler zu schaffen, der das Drama mit rauschendem Herzblut durchflutet. An Stelle der abgemessenen Schritte schicksalgläubiger Greise der bunte Wirbel der Jugend, des Alters — der Frauen und Kinder — der Bettler und Dirnen — der Bürger und Krieger, beteiligt an jedem Vorgang im Sinne des Dramas. Denn nicht wahllos jubelt und murrt und flucht und betet und meutert dies Volk. Was Liebe, was Fluchtat erschafft: dafür zeugt es. Es ist ein Fruchtfeld, aus dem die Saat der Gedanken und Taten des Königs, Antigones, Hämons, der Träger der großen Rollen des Dramas, aufschießt. So schuf

sich der Dichter ein glänzendes Werkzeug, den abstrakten Ideengehalt in sinnliche Bildform zu kleiden. —

Nur eines könnte uns stören: der Mangel an standhafter Treue. Bald drängt sich dies Volk, an Antigone eigenhändig Gericht zu üben. Dann sinkt es, erschüttert vom Opfer der Liebe, ins Knie und betet: „Friede!" Und hat sie doch nicht begriffen, die Lehre: „Sein ist die Rache!" Und stürmt zum Aufruhr. Dann schreitet es wieder dem Aufgang entgegen, wo Steine blühen aus Gräbern, um gleichwohl — ein Raubtier — aus seiner Mitte zu brüllen: „Nieder die Fürsten!" Man dachte an eine Satire Hasenclevers auf die Menschheit von heute. Aber ist es dem Dichter zum Höhnen zumute, der Worte wie diese findet: „Wehe dem, der am Herzen der Menschen zweifelt, wenn sie Tiere sind." Scheint nicht seine Absicht sehr deutlich, die Menschheit befreit von Romantik im Geiste der Wahrheit zu sehen, so wie sie schließlich auch in Kreon sich darstellt, „der vieles wußte und vieles getan hat im Guten und Bösen" — schuldig in der Vergänglichkeit. Wohl fühlte der trauernde Dichter, daß Antigones Opfer noch nicht erfüllt ist in uns, der sie weissagen läßt an der Pforte des Todes:

Menschen in tausend Jahren
Wandle ich unter euch.

Dr. Felix Freudenthal: Sprachsünden.

Mehr und mehr wurde im letzten Jahrzehnt unsere schöne Muttersprache durch übertriebene Anwendung von Fremdwörtern, aber auch durch verkehrte und logisch falsche Ausdrücke entstellt und verunstaltet, sodaß jeder Deutsche es mit aufrichtiger Freude begrüßte, als Schule und Haus, Vereine und Schriftleitungen anfingen, sich ernstlich mit diesen Auswüchsen zu beschäftigen. Es war wirklich hohe Zeit, solchem in der Unterhaltung, in Schrift und Druck immer weitere Kreise erfassenden Unfug entgegenzutreten. Zum Teil mag vielleicht unser beschleunigtes Verkehrsleben, der regere Besuch des Auslandes und der wunderliche Nachahmungstrieb mit daran schuld gewesen sein, daß viele besonders nervös veranlagte Leute sich nur noch in Superlativen und in drastisch maßlosen Ausrufen äußerten, schon um durch Gebrauch von eindrucksvollen Eigenschaftsworten einer längeren Schilderung ihrer Erlebnisse und Beobachtungen aus dem Wege zu gehen. Wie oft hörten wir selbst aus gebildetem Munde, und das schöne Geschlecht war an diesen sprachlichen Ausschreitungen nicht so ganz unbeteiligt,

moderne Stilblüten wie: Es ist riesig nett, wir haben furchtbar viel getanzt oder es ist unmenschlich voll, ebenso umgekehrt: es war entsetzlich leer, wir haben uns schrecklich gelangweilt. Diese aus blutigen Trauerspielen und schweren Unglücksfällen entnommene, äußerst farbenreiche Stufenleiter geschmackloser und geschwollener Wortzusammenstellungen war leider bei uns derartig eingebürgert, daß selbst amtliche Berichte und die Arbeiten bedeutender Schriftsteller solche Ungereimtheiten und Übertreibungen enthielten. Jeder, der früher dagegen auftrat und einer gewählten, aber nüchternen und sachentsprechenden Form der Umgangssprache den Vorzug gab, lief dabei Gefahr, als hinter seiner Zeit zurückgebliebener Pedant und verknöcherter Sauertopf verspottet zu werden. Drückten junge Damen bei ihren lebhaften Gefühlsäußerungen sich wenigstens noch deutsch aus, so hörte man vor dem Kriege nicht bloß von Einglas tragenden Lebejünglingen, sondern sogar von völlig ernst zu nehmenden älteren Persönlichkeiten bei der Schilderung ganz nebensächlicher Vorgänge Fremdwörter von gigantischer Wucht, wie „kolossal" und „pyramidal", alles für Dinge, die ein gewöhnlicher Sterblicher kaum als erwähnenswert ansieht. Die Exzentrizität selbst in der gewöhnlichen Unterhaltung war eben Mode geworden und leerer Wortschall wurde als besonders geistreich und pikant angesehen. Hier hat der Krieg, der sonst so zahlreiche Wunden schlug, ganz zweifellos bessernd und berichtigend eingewirkt. Doch bedurfte es wohl eines so grausigen Blutbades, bei dem allerdings jene „Schlachtworte" mit Recht angebracht wären, um mit unseren sprachlichen Ausschreitungen aufzuräumen? Konnte man nicht schon früher mit vereinten Kräften dahin wirken, daß bereits in der ersten Jugend Übergriffe der Satzbildung und des Ausdrucks aufs strengste vermieden werden? Müßten nicht unsere heranwachsenden Kleinen von Kindesbeinen an darauf aufmerksam gemacht werden, Kraftausdrücke nicht für alltägliche Geschehnisse zu verschwenden und häßliche undeutsche Worte möglichst zu vermeiden? Hatte doch jene Mutter gewiß nicht Unrecht, die ihrem siebenjährigen Jungen, der aus erzieherischen Gründen das fürstliche Taschengeld von wöchentlich 10 Pfg. für seine kleinen Bedürfnisse an Federn und Papier erhielt, regelmäßig einen Strafabzug von einem Pfennig machte, wenn er statt „zerbrochen" oder „zerschlagen" das sinnlose „kaputt gegangen" anwendete. Hierbei mag auch auf die törichte und meist ganz unlogische Anwendung des Wörtchens nicht hingewiesen werden, mit dem Kinder und Erwachsene, Gebildete und Ungebildete ihre Sätze zu schließen pflegen, eine üble Angewohnheit, die jeder beizeiten abzustreifen sich bemühen sollte. Nervöse Personen vervollständigen dieses wunderliche „nicht" noch weiter in „nicht wahr" und fordern so oft in komischer Weise unseren Widerspruch heraus, weil das, was sie vorbringen, wirklich nicht der Wahrheit entspricht. Die bei uns Deutschen leider tief eingewurzelte, durch nichts berechtigte Vorliebe für Fremdworte, gleichviel welcher Herkunft, wurde man vor dem Jahre 1914 so recht gewahr, wenn man in den verkehrsreichen Straßen Großberlins auf die Ge-

schäfts- und sonstigen Aushängeschilder achtete. Eine wahre babylonische Sprachverwirrung trat uns da entgegen. Aus allen Zungen, lebenden und toten, waren die Ankündigungen und Anpreisungen zusammengesetzt, die wir Haus für Haus in bunter Reihenfolge zu studieren hatten; nur unsere Muttersprache wurde dabei stiefmütterlich so nebenbei behandelt. Oft gewann man den Eindruck, sich garnicht in der Hauptstadt des Deutschen Reiches zu befinden, und man hätte nicht nur ein Fremdwörterbuch, sondern sogar ein Konversationslexikon zur Hand nehmen müssen, um sich über den Sinn und Inhalt jenes riesengroßen, weithin sichtbaren und abends grell beleuchteten Buchstabengemisches klar zu werden. Neben den sich in unerfreulichem Übermaß breitmachenden Bars und Bodegas, Automaten und Cabarets, Kinos und Variétés, die alle, fremdländischen Ursprungs, einer zutreffenden urdeutschen Übersetzung nach Schluß des großen Welttrauerspiels sehnsüchtig entgegensehen, sind es heute nur noch überwiegend gelehrte Berufe, die sich an wunderlichen Verbindungen lateinischer und griechischer Herkunft, die dem Gymnasialbildung entbehrenden Publikum noch immer ehrfurchts- und geheimnisvoll erscheinen, kaum genug tun können. Und nun erst unsere Philosophen und Physiker! Von Kant bis Schopenhauer, von Hegel bis Haeckel, welche unerschöpfliche Fundgrube sich überstürzender lateinischer und griechischer und sonstiger ausländischer Worte! Ist denn die Sprache Luthers wirklich so arm, um auf geistigem Gebiete derart hintenan gesetzt zu werden? Wir denken weiter an unsere Titulaturen vom jungen Referendar bis zur greisen Exzellenz, alles mußte Italien oder Griechenland entnommen werden, um dem Deutschen ein gewisses Ansehen zu geben und seinem Äußeren ein glänzendes Außenschild zu verschaffen. Ist es nicht wunderlich, daß, wer sich bei uns ganz besonders hervortat, den Orden „Pour le Mérite“ erhielt, als ob das Wort Verdienstorden nicht ebensoviel gelten würde und man der französischen Eitelkeit schmeicheln müßte, für die doch wahrlich mehr als genug bei uns gesündigt ist.

Um besonders wirkungsvoll zu sein und den Leuten in die Augen zu fallen, ist jeder noch so bescheidenen, mitunter nur aus einem einzigen Zimmerchen bestehenden wissenschaftlichen oder gewerblichen Wirkungsstätte die volltönende Endung „orium“ angehängt worden. An manchen Gebäuden lesen wir Konservatorium (Musik- oder Gesangschule), Inhalatorium, Ambulatorium, Sanatorium und Laboratorium, als ob wir diese schönen Dinge nicht ebenso deutlich durch Heilmitteleinatmung, durch Wandelhalle, Genesungs- oder Erholungsheim und Arbeitsstätte wiedergeben könnten. Dieses „orium“ verfolgt uns schließlich bis ins Krematorium; sollten die Toten wirklich mehr Wert darauf legen, an einer lateinisch klingenden Verbrennungsstätte als in einem deutschen Urnenhofe eingeäschert zu werden? Der häufig gehörte Einwand, die Anwendung von Fremdworten sei schon deshalb geboten, um bei uns einkehrenden Ausländern die gegenseitige Verständigung zu erleichtern, darf für die Folge nicht mehr den Ausschlag geben. Keinem Franzosen oder Engländer würde es einfallen, zugunsten Deutsch-

lands die Sprache ihrer Heimat zu verleugnen und sich selbst ein nationales Armutszeugnis dadurch auszustellen, daß sie für ihre eigenen Erzeugnisse und Leistungen Worte anderer Völker gebrauchen. Gerade unser Vaterland müßte jetzt mit allen Mitteln danach streben, den aus früheren Jahrhunderten überlieferten Ballast an zahllosen fremden Ausdrücken und Wortbildungen möglichst bald wieder los zu werden. Wir brauchen uns wirklich nicht mehr mit fremden Federn zu schmücken und sind trotz aller Wirrnisse durchaus imstande, der Welt zu zeigen, daß, wie auf vielen Gebieten, auch die volltönende, klare und biegsame Sprache Bismarcks und Goethes keiner romanischen und englischen Beihilfe weiter bedarf. Mit gutem Beispiele freilich sollte hier neben den Aufsätzen der Gelehrten und Kunstschriftsteller unsere Oberste Heeresleitung vorangehen, in der ja trotz aller vaterländischen Abneigung gegen die Französelei noch immer der Hauptsitz des Übels zu suchen ist. Sind doch die meisten Fach-, Gliederungs-, Verwaltungs- und Personalbezeichnungen unseres Heeres dem Vorbild Ludwigs des XIV. entnommen, und hat doch leider Preußens größter Herrscher darauf Wert gelegt, für ihren Gebrauch in seinen „Bataillen" aufs wärmste einzutreten. An alten bewährten und sozusagen in Fleisch und Blut übergegangenen geschichtlichen Ausdrücken wird man freilich nur schwer rütteln können, ohne ihren Sinn zu verflüchtigen oder die noch größere Gefahr zu laufen, sich einfach lächerlich zu machen. Dennoch hätte sich eine erhebliche Anzahl französischer Kriegsausdrücke, beispielsweise durch größere Ausnutzung unserer Worte wie Führer, Unterführer, Befehlshaber, Panzer- und Lanzenreiter, Geschütz-, Wehr- und Waffenverband, Fahnenschaften und Trommelschaften, unschwer in deutsches Fahrwasser umleiten lassen. Der allgemeine deutsche Sprachverein, dem wir auf diesem Gebiete schon ungemein viel verdanken, wird sich jetzt nach Friedensschluß gewiß sehr gerne der weiteren Mühe unterziehen, zutreffende und geeignete Bezeichnungen herauszufinden, sobald die deutsche Kriegsverwaltung es für geboten erachtet, innerhalb der Republik mit den ungermanischen, schnarrenden Nasallauten aufzuräumen.

Vielleicht erleben unsere glücklicheren Nachkommen wieder eine Zeit, in der ähnlich wie vor dem 30 jährigen Kriege in Deutschland ausschließlich die heimische Sprache und die heimische Kleidung das Übergewicht besitzen, unsere Frauen nicht mehr Pariser Modellen nachlaufen und unsere Fachgelehrten nicht mehr ein Zeichen echter Bildung darin erblicken, ihre Muttersprache, in der sich die Großen Weimars so klassisch ausdrückten, durch Beifügung eines Schwulstes westeuropäischer oder romanisch-griechischer Brocken zu verwässern und zu entwerten.

Pierre de Ronsard (1524—1584): Gedichte.

Übersetzt von Paula Oppenheim.

An Cassandra.

Mein liebes kleines Täubchen,
Du süßes, holdes Weibchen,
Mein Augenweidchen, küsse mich!
Mit Deinem liebereichen Munde
Erstick die Schmerzen, die zur Stunde
Ich Unglücksel'ger leid' um Dich!
Werd' ich Dir sagen: Holde Süße,
Komm her zu mir, Du sollst neun Küsse
Auf meinen durst'gen Mund mir drücken,
— dann dürfen mich nur drei beglücken,
So wie Diana, — unverliebt, —
Sie ihrem Bruder Phöbus giebt —
Und auch Aurora ihrem Alten. —
— Doch dann entziehst Du mir die Gunst,
Läßt brennen mich in heller Brunst,
Enteilest, ohne anzuhalten. —
So wie ein Stier mit raschem Satze
Hinstürmt zu dem erwählten Schatze,
So stürze ich mit wilder Gier
Und Hast hin — auf den Weg zu Dir,
Und packe Dich mit starker Kraft,
Und halte Dich in enger Haft.
Wie's Vöglein hält der Adler fest;
Du — spielst die demütige Maid, —
Und bist zu küssen auch bereit
Den ganzen Küssereſt! —
Und so in meinen Arm gezwängt,
Das Köpfchen demütig gesenkt,
Erwartest Du voll Ungeduld
Das Ende Deiner Küsseschuld. —
Doch statt der sechs, die mir noch fehlten,
Nehm' ich mir nun, — die ungezählten,
Mehr, als der Stern am Himmel scheinen,
So viel als Sand auf Sand sich türmt,
Wenn es im Weltenmeere stürmt
Und Wogen an das Ufer schäumen.

Chanson.

Maria, Liebste, frägst Du mich,
Was für ein Leben führe ich?
— Ich schwör's bei Deiner Augen Schein,
So wie Du's willst, — so soll es sein. —

Einsam, sehnsuchtsvoll, bescheiden,
Voller Schmerz und voller Leiden
Und dem allerschlimmsten Triebe, —
— Meiner unglücklichen Liebe. —

Dann, Maria, kommt die Frage
Nach Gefährten meiner Tage —
— Und auch diese Weggesellen
Sollst Du ganz allein bestellen.

Mühsal, Kummer, schwere Sorgen,
Tränen heut und Seufzer morgen, —
— Und die allerschlimmsten Schmerzen
— Unglücksliebe — tief im Herzen. —

Sonett.

An Amadis Jamain.

Auf dreilei Arten, Jamain, wertet man die Zeit.
Vergangnes, Gegenwart, und das, was künftig.
Mit diesem rechnen, wäre nicht vernünftig,
Weil es gehüllt in tiefe Dunkelheit.

Und das Vergangne flieht ohn' Wiederkehren,
Ohn' eine Hoffnung auf ein Wiedersehn. —
Was gestern war, — wird morgen nie geschehn, —
— Die Gegenwart allein stillt das Begehren. —

Genieße drum die flücht'gen Stunden,
Rasch wie ein Hauch sind sie entschwunden, —
Komm', Jamain, trink mit mir, wer kennt das Morgen?

So lang der Tag uns Muße beut,
Mit Lieb' und Wein entrücken wir das Heut
Der Zeit, — dem Kriege, — und den Sorgen. —

Chanson.

Aus meinem Liebe soll mein Leid erklingen,
Nichts andres könnte singen ich und sagen,
Als daß sie fern! — Das Herz würd' mir zerspringen,
Wollt' ich versuchen nicht, um sie zu klagen. —

Um nicht daran zu sterben, will ich still
Den wilden Schmerz in wehes Wort vertönen
Aus meinem Herzen, das fast brechen will
Vor Sehnsucht nach der fernen Schönen. —

Und steig' ich auf der Berge höchsten Grad,
Fern von der Welt auf grünen Waldeswegen,
Im Gold der Felder, auf dem Wiesenpfad,
All — überall — strahlt mir ihr Bild entgegen. —

Und hör' ich einer Quelle hellen Klang,
Vernehm' ich ihrer Stimme weiches Beben,
Die mitleidsvoll mit meinem Schicksal, — bang
Mich zu sich rufet, um mir Trost zu geben. —

Der Liebe Leiden ist ein wirklich schweres, —
Die Ärzte bringen es nicht zum Gesunden.
Ein Rasen der Frau Fantasia wär' es
— Und haben noch kein Kraut dafür gefunden.

Sonett.

Hör' auf zu klagen, Lied, — das Schicksal will es nicht,
Daß Ruhm Dich krönt, solang ich weil' auf Erden —
Die Ehr', die Dir gebührt, die wird Dir werden —
Doch nicht, bevor mein scharfes Auge bricht. —

Doch dann, wenn tausend Jahre sind verflossen,
Lockt zur Loire mein Lied den Pilgersmann —
— Erstaunt sieht er das kleine Land sich an,
Dem ein so großer Dichter ist entsprossen. —

Schöpf Mut, mein Werk, merk auf! — Lebend'ges Können
Ist stets und immer hassenswert zu nennen.
Erst wenn wir tot, sind wir zum Gott erhoben!

Der Neid der Welt will es nicht anders haben,
Die gönnt den Ruhm nur denen, die da droben,
Und erst die nach uns würd'gen unsre Gaben.

Grabschrift.

Hier ruht Ronsard, er macht schon zeitig
Dem Helikon die Musen streitig, —
Sie folgten seiner Laute Spiel hin auf Apollos Spur; —
Doch selbst der Musen Machtkreis bricht die grausame Natur —
Und gab sein heißes Leben dem kalten Tod zum Raub,
Die Seele kehrt zum Himmel, der Leib wird hier zu Staub. —

Dr. Theodor Bohner:
Krisis in Rom.

Es bleibt immer ein peinliches Geschäft, sich auszuziehen, wenn die andern ihre Kleider anbehalten, und keiner geht ohne Not nackend auf eine Abendgesellschaft. Manfred Lelli, Sekretär im Landwirtschaftsministerium, fühlte mit Schrecken, daß er den mutigen Handel angefangen. In zehn Minuten würde der Mittagsschuß vom Janiculus erdröhnen, dem die Glocken der dreihundertfünfundsechzig Kirchen klappernd und plärrend, nach ihrer Art antworten mußten. Mit ihnen aber brach das Heer der Zeitungsausrufer los, es brüllte über die Plätze und es stürmte die Trambahnwagen, aus den Winkeln der Straßen schnellte es auf jeden einzelnen der friedlich nach Hause eilenden Bürger, voll der Wichtigkeit eilte es in die Höfe und reichte im niedergelassenen Körbchen schön zusammengefaltet und noch naß von der Presse bis in den fünften Stock den Daheimgebliebenen als angenehmen Kitzel zum Nachtisch seine Neuigkeit hinein, um gierig weiterzustürzen; und diese Neuigkeit, die tausendfältig verkündete, war heute nichts anderes als der heute morgen geschehene, erschütternde Selbstmord eben des Herrn Manfred Lelli, der nun unruhig sich von seinem Rasenplatze erhob, von dem er über eine Stunde gelassen-fröhlich weidendem Vieh und dem kühlen Wasser zugesehen hatte.

Da nützte wenig, daß man die Manschetten hervorzupfte und den hellen Sommeranzug wie die Stiefel sorgfältig mit seinem blaugerandeten Taschentuch abklopfte und dieses dann wieder ebenso sorgfältig in die Brusttasche steckte, den Zipfel herausgerupft. Der schlimme Brief war nun doch in aller Mund. Herr Lelli hatte ihn ja selber zu diesem Zwecke heute morgen in sauberen Abschriften, alle auf den schönen Bogen des Ministeriums und mit dem Siegel geschlossen, auf die Zeitungsgebäude getragen. Vermutlich drehten in diesem Augenblick Volk und Senat von Rom ihr Leibblatt auf die erste Seite zurück, um das wichtige Schreiben nun mit Genuß und aufmerkender Schätzung durchzulesen, nachdem sie es vorher nur mit der Hast der ersten Neugier überflogen hatten, um sich gleich auf die eingehende Personalbeschreibung und die Straßennummer für die Lotterie stürzen zu können. Aber sie drehten um. So ein Brief lockt zum zweiten Lesen. Herr Lelli durfte es sich noch jetzt mit Stolz sagen. Nicht umsonst hatte er tagelang jeden einzelnen Satz gedreht und geschoben, bis jedes Wort wie ein Kämpfer an seinem Platze stand, bereit, selbst einen Ministerialrat anzulaufen und zu erschüttern. Da wurden zunächst die geehrten Zeitungen angerufen und ihr Lob gesungen als der einzigen Bühne, die auch den Enterbten das Wort gibt, denen das Leben nur eine stumme Rolle und im großen Haufen zuwies; an

diese Bühne ging die Bitte, auch den niedrigen Herrn Manfred Lelli nicht zu vergessen, der im übrigen stets ein treuer Abonnent der geehrten Zeitung gewesen sei. Nun wurde das Leben Herrn Lellis ausführlich geschildert: Fleiß der Jugend, Hoffnungen und die magere Erfüllung mit engem Werktag, trägem Sonntag. Einmal hatte Herr Lelli sich ermutigt, und es hatte geschienen, als könne auch in seinem Leben die Lust die große Befreierin sein, wie die Romane sagen; begeisternde Sätze waren ihr noch aus der Erinnerung gewidmet. Aber das Leben hatte andere Gesetze als die Romane, und man hatte da mit kleinlichsten Dingen zu rechnen, mit Forderungen, mit Bezahlen, mit Nichtbezahlenkönnen. Die Enge war nur enger geworden, hoffnungslos enge. Aber jetzt zeigte sich, welche Seelengröße, welcher Adel in Herrn Lelli steckte, und es zeigte sich in so schönen Worten, daß man die Lust nicht unterdrücken konnte, das herrliche Original noch einmal Augen und Ohr zu gönnen.

Das Original führte Herr Lelli schon eine Woche, seit es eben fertig geworden war, überall mit sich zu ständiger, heimlicher Erquickung. Er zog die bauchige Brieftasche, suchte unter den vielen Zetteln und Umschlägen, von denen manche schon seit seiner Studentenzeit ohne besonderen Zweck sich hier herumtrieben, und fand zwischen den Fahrplänen für die letzte Sommerreise und einer Verabredung mit einer Sängerin die immer noch auffallend weiße Hülle mit dem wichtigen Papier. Er öffnete, holte den Schatz hervor, glättete liebkosend die mehrfach gefalteten Zeilen, um sie, vordem er läse, der erstaunten Landschaft mit dem weidenden Vieh zu zeigen, die mit dem kleinen Stück weißen Papiers, das in der heiteren Luft über grünen Wiesen gegen den blauen Himmel gehalten wurde, allerdings wenig anzufangen wußte. Doch jetzt hatte Herr Lelli die Stelle gefunden. Er räusperte sich in der olympischen Stille, fing an und las mit bewegter Stimme zum zweiten Male heute die großartigen Gedanken sich und der Welt vor: „Und nun? Soll ich hingehn, mich hinstellen zu den andern Gescheiterten, den Kleinmütigen? Soll ich das Heer der niemals Tapferen, der ewig Verzagten vermehren, wie sie in einer fürchterlichen Stunde der Entscheidung, die ich meinem Vaterlande nie wünschen möchte, eine Gefahr, o, man höre mich, eine ernste Gefahr bedeuten? Heiliges Vaterland, dem es nicht vergönnt war, dir so zu dienen, wie sein Fleiß und seine Begabung ihn berechtigt hätten, und der dir schlecht nicht dienen kann, er küßt in Demut den Saum deines Gewandes, bevor er stumm in die ewige Nacht geht, dir zur Freiheit, deinen Söhnen eine Warnung. Niemand weine um mich, keiner werde um mich getadelt!

Aber wenn auch dem Ärmsten und dem Verbrecher auf dem Hochgericht eine Bitte verstattet war, ich meine, so lange Beccarias erhabene Forderung noch nicht erfüllt war und die Gerichte verblendet auch in unserem Lande tödliches Urteil fällten, o so gewähre man auch mir den letzten, herzlichsten Wunsch: niemand lasse mein Weib und meine Kinder meine Fehler entgelten! Ich bitte,

keine Nachforschungen nach mir anzustellen. Mein Entschluß ist unabänderlich. Lebe wohl, o Vaterland! Lebe wohl, ewiges Rom!"

Mit einem Seufzer fiel das Blatt zur Erde. Herr Lelli folgte dem gleitenden, vom Strom der Gefühle hingerissen. Ähnlich hatte bisher jedes Lesen des Briefes geendet; eine ungewisse Empfindung hatte stets Herrn Lelli verhindert, sofort an die Mittel und Wege zur Ausführung des edlen Vorhabens zu denken. Denn wenn schon der Verfasser den eigenen Worten so wenig widerstehen konnte, wie mußten sie dann nach aller Erwartung auf die ahnungslosen, entzündlichen Leser einschlagen? Sollte es möglich sein, daß diese einen so patriotischen Mann elend umkommen ließen? Nein! Wenn Herr Lelli zu Bett ging, hing er die Kleider weg und berechnete, wie viele Morgen sie ihm Erminia noch wieder hervorholen werde. Aber wenn er im Bette lag und es schon ganz dunkel war und auch Erminia schon schlief, stiegen die leuchtenden Bilder auf: er wurde zu Seiner Exzellenz dem Herrn Minister befohlen, der ihm eine Stelle geben wollte, wie sie sonst nur die Söhne von Abgeordneten bekommen. Fauchend und rasselnd fuhr unten das Automobil des reichen Schiffsherrn aus Genua vor, der Herrn Lelli zum Teilhaber zu bitten kam. Er hatte die Wahl, und es war nicht ausgeschlossen, daß er seine Zeit einfach der Reform des Theaters widmete, was ja auch der Wunsch der kleinen Sängerinnen war, mit denen er gelegentliche Bekanntschaft gehabt. Noch diesen Morgen hatten Herrn Lelli die angenehmen Bilder umgaukelt, und noch während er den Brief auf die Redaktionen trug, hatte er bedauert, daß Leute bereits unterwegs zur Arbeit waren, die vielleicht bis zum Abend auf seinen Brief warten mußten.

Aber jetzt war es Wirklichkeit, kein Traum. Der Kanonenschuß dröhnte. Warum er durch den Schuß an Odoardo, Cavaliere Odoardo Lelli, seinen Bruder, erinnert wurde, wußte er nicht. Aber mit dem Schuß fielen ihm Odoardo und Erminia ein, die ja auch die Zeitung kaufen konnte. Wenn man sich ihre erstaunten Gesichter vorstellte, schwand jede Leichtigkeit der Gedanken. Die stolzen Worte waren auf einmal nur Worte, kläglich verregnete Schmetterlinge, die einem unangenehm an den Fingern sind, wenn man einen fängt. Wo brütete jene schreckliche Stunde, in der sich das Vaterland entscheiden mußte? Gab es ein Heer der Verzagten, oder aßen, tranken und schliefen sie nicht alle ausgezeichnet in der ewigen Stadt und ließen sich schließlich auch gerne zwicken, wenn gezwickt sein mußte. All das beiseite, hätte er nicht den unabänderlichen Entschluß doch etwas vorbereiten müssen? Kein Mensch konnte ihm vorschreiben, daß er wie der Napoletaner Koch vom letzten Jahre kopfüber vom Kapitol sich auf die Forumstraße stürzte oder daß er in der Borghese von der Pinciomauer hinabsprang. Peinlich war es doch, wenn Odoardo den Revolver unberührt im Schlafzimmer fand. Es hätte sich mindestens empfohlen, zum Apotheker zu gehn und Lysol zu kaufen, obwohl das auch die Dienstmädchen tun. Würde eine Zeitung an einen Selbstmord in dem kleinen Bache glauben?

Er stand auf und lief mit großen, unbefriedigten Schritten am Bachrande auf und ab. Eine als erste erblühte Königskerze fing an, ihn zu ärgern, wie sie gelb und rot mannshoch über das sommerlich versengte Gras emporstieg. Er ging zornig näher. Die filzige Staude niederzuringen, erforderte mehr Kraft, als er gedacht hatte, er mußte aufspringen und seine Feindin gewaltsam niedertrampeln. Das endliche Gelingen ermunterte ihn. Einstweilen war ja noch nichts in seiner Sache geschehen.

Die heitere Landschaft ringsum mit den weiten Wiesen und den ferne schimmernden Bergen schien seiner Meinung zustimmen zu wollen. Es wäre ein Unrecht gewesen, trüben Gedanken nachzuhängen, anstatt, solange man noch nicht die letzten Entschlüsse gefaßt, das köstliche Vergnügen eines Werktagsspaziergangs vors Tor auszunützen. Seit seiner Studentenzeit hatte er sich eine solche Lust nicht mehr gegönnt. Er wurde übermütig, ausgelassen, daß es ihn fast wunderte, rannte Schmetterlingen nach und versuchte, Eidechsen geschickt mit dem Stein zu treffen, entzifferte an einem verfallenen Tore eine gelehrte Kardinalsinschrift; bis es Zeit wurde, in die kleine Kneipe zu gehen, die er mit erfahrenem Blick schon am frühen Morgen sich ausgewählt hatte.

Man richtete ihm den Tisch nach seiner Angabe auf dem Mittelstück der Doppeltreppe des breiten Gebäudes. Da saß man im Schatten und hatte unter dem Laubdach der wilden Kastanien hervor den herrlichsten Ausblick über die sommerlich prangende Ebene bis zu den letzten, verschneiten, leuchtenden Gipfeln des Hochgebirges und freute sich zugleich an der tätigen Welt der fahrenden Züge und der surrenden Trams, die nach den Bergorten gingen. Man lebte, solange man noch lebte.

* * *

Herr Odoardo Lelli hatte die Neuigkeit bei der buckligen Alten erfahren, die neben der Hauptpost an der Ecke von San Silvestro auf dem Boden ein Lager der gesamten Zeitungen Roms ausgebreitet hält. „Nehmen Sie! Erschütternder Selbstmord eines fähigen Beamten. Unfähigkeit der Behörden, üble Zustände in einem Ministerium." Herr Manfred Lelli hatte wohlüberlegt seinen Selbstmord an den Anfang des Sommers gesetzt, um der einzige zu sein, und die Geschäftslage hatte ihn in jeder Weise begünstigt: es gab keinen von Schäfern an der Landstraße gesteinigten Gutsaufseher, keinen in der verlassenen Campagnahütte von einem Schwein angefallenen Säugling; keine gesunde Mutter in Palermo hatte fünf Söhnchen in einer Nacht geboren; es tobte kein Krieg, keine Überschwemmung, kein Erdbeben. Die ganze Zeitung war nur der erschütternde Selbstmord des fähigen Beamten.

Herr Odoardo nickte und suchte nach dem abgegriffensten Soldo in seiner Tasche. Seine Zeitung erwartete ihn daheim, aber dem Selbstmord eines Beamten

konnte er nicht widerstehn; war er doch selber Beamter und Ritter des Kronenordens, vierte Klasse. Er öffnete auch sofort die Zeitung und vergewisserte sich mit Befriedigung, daß die Alte keinen falschen Titel ausgerufen hatte. Im Schlendern las er weiter, aber schon am dritten Haus mußte er plötzlich nach der Wand greifen, und nur das Gefühl, es auch hier wieder mit einem Streich des gewissenlosen jüngeren Bruders zu tun zu haben, hielt ihn aufrecht, daß er den Weg nach Hause fortsetzen konnte, wo er reichliche Ziele seiner Rache erwarten durfte. Er bemühte sich nicht erst, unterwegs das Geheimnis zu ergründen, wieso die Zeitung ihn und dazu in der schlechten Aufnahme als Soldat, für die selbst er nur ein einfältiges Kasernengesicht hatte aufbringen können, neben einem vergrößerten Revolver als den unglücklichen Manfred Lelli abbildete, oder seit wann es eine Aufnahme seiner eigenen Kinder zusammen mit ihrer Tante, seiner Schwägerin Erminia, gab. Das hat man davon, wenn der Bruder die Schwester der eigenen Frau heiratet und aus Sparsamkeit alle vier in einer engen Wohnung beisammen hausen. Was halfen die fettgedruckten Titel und die falschfreundlichen, dummen Worte des Blattes? Die Leute kannten den Narren Manfred Lelli nicht, den aber jetzt sein Bruder Odoardo heilen wird. Beinahe entfiel ihm der unförmliche Schlüssel, als er die Wohnung öffnen wollte.

Anadyomene, das alte Mädchen, dessen Amt heute nur Weinen und an der Türe Horchen schien, kam ihm zuvor. Sie ließ ihm nicht Zeit, den Hut abzulegen, und vertrat ihm den Weg, wie er nach dem Ständer wollte.

„Also ist es wirklich wahr, Cavaliere? Agosto, der Portier, hat es auch gesagt. Der arme Herr Manfred!"

Die gleiche Stimmung schien die ganze Wohnung zu erfüllen. Es war still, als ob man den Toten schon in einer Kammer aufgebahrt hätte. Er lauschte, aber man hörte nichts. Anadyomene, der es graute, setzte mit Tränen ein und suchte nach der Hand des Cavaliere. Doch jetzt hatte der hohe Kronenritter den Hut glücklich abgelegt.

„Anadyomene, wenn ich nicht irre, kennst du den jungen Herrn so lange wie ich. Der Hanswurst! Ist meine Frau da? Wir wollen essen."

Die offenbare Ruhe ihres einstigen Schützlings und jetzigen Brotherrn und der tröstliche Gedanke an Essen überzeugten auch die zerknirschte Anadyomene. Sie wischte sich die letzten Tränen mit dem Blusenärmel aus den geröteten Augen.

„Cavaliere, Sie geben mir meine ganze Jugend wieder. Ihre Frau hat doch Schule. Wir haben heute Lamm. Was wird sich Frau Erminia freuen! Gott, wenn es Ihre Mutter noch erlebt hätte!"

Sie öffnete die Tür zum Speisezimmer. Mißmutig folgte er. Manfred hatte sicher mit teuflischer List ausgerechnet den Mittwoch gewählt, an dem Odoardos Frau, die Professorin für Französisch an der neuen Realschule, durch ihre Aufsicht so gebunden war, daß sie nicht zum Mittag nach Hause kam. Er sollte allein mit Erminia sein, der natürlichen Bundesgenossin ihres Mannes.

Mochte es sein! Er setzte sich und schenkte einstweilen sein Glas aus der großen Korbflasche voll, um jedermann anzuzeigen, daß für Herrn Odoardo Lelli nichts geschehen war.

Erminia liebte Manfred, obwohl sie nicht wußte, warum sie ihn geheiratet hatte; sie hatte nur getan, was ihr die Schwester und Odoardo rieten. Liebte Manfred sie? Das Leben war oft so unbefriedigend, und die Welt reute sie leise. Trotzdem war sie nicht wenig erschrocken, als gegen neun Uhr zwei Zeitungsmänner erschienen, alle Schränke öffneten, Schubladen durchwühlten und die Bestürzte überlegen geschäftsmäßig zu trösten versuchten. Danach war der Portier, der die beiden herauf- und hinuntergeleitet hatte, zurückgekehrt und hatte mit seiner Wichtigtuerei ihr erst den vollen Schrecken eingejagt. In verzweifelter Angst war sie nach dem Ministerium gelaufen. Aber hier hatte niemand bis zum geringsten Aufwärter hinunter die Nachricht geglaubt. Wieder daheim hatte sie die Flurnachbarin vorgefunden, die sie mit Klagen und Jammern trösten wollte, indes Anadyomene mit den Kindern in der Küche über dem Lammrösten ihr Teil Schreien und Heulen gleichfalls redlich besorgte. In dem Wirrwarr der einstürmenden Fragen und Aufregungen hatte Erminia als die einzige sich selbst gefunden: Manfred war mit dem Leben nicht fertig, aber er hatte seine Geheimnisse, wie sie im Stillen schon lange gefürchtet hatte. Besessen hatte sie ihn noch nie, und vielleicht verlor sie ihn jetzt ganz. Wie anders war die Welt in ihren Schulbüchern gewesen, in Manzonis Verlobten. Und doch, das Unglück war nur die Enge, in der sie lebten, das ständige Besserwissen der älteren Geschwister, das auf ihnen lastete. Sie erschrak vor ihren Gedanken: Odoardo und Laura hatten die elternlose Waise behütet. War das der Dank, den sie Odoardo erwies? Sie fürchtete sich, ihm entgegenzutreten, und hatte die Kinder bis zum letzten Augenblick bei sich behalten.

Dem Mädchen und dem vierjährigen Cesare war der schlimme Vormittag längst zu lang geworden. Sie stürmten vor, dem Vater zu erzählen. Der war nicht zu behaglichem Sprechen aufgelegt. Er wehrte sie zornig ab und hob die Zeitung der Tante zu, ob sie sie schon gesehen habe. Das ließen sich die Kinder nicht gefallen, sie verlangten die Bilder. Marcella, die nun ein Jahr in die Schule ging, war bereits auf ihren Stuhl neben den Vater geklettert und gewahrte mit Staunen den braven Grenadier Odoardo Lelli. Sie buchstabierte den Namen, erkannte die Züge in der Vergröberung und mußte lachen.

„Schau! Der Papa! Aber wie drollig er ist!"

Bevor sich Herr Lelli über seine Drolligkeit äußern konnte, hatte auch Cesare seinen Teil der Zeitung der Schwester aus der Hand gerissen und ungläubig-gläubig die großen Bilder angesehen. Er wollte seine Weisheit zeigen, indem er ihnen die Namen gab, die ihm geläufig waren.

„Das ist Papa, das ist Tante Erminia, das ist Marcella, das ist Mama."

„Und das ist Cesares Hemd," ergänzte Marcella.

So genau hatte Vater Lelli das Bild noch nicht angesehn. Aber Marcella hatte recht.

„Ihr hättet auch Julius Cäsar die Hosen zumachen können, bevor ihr ihn in die Zeitungen bringt. Und wer hat mein Bild hergegeben?"

Im Grunde war das von ihm keine Frage. Aber Tante Erminia hätte nicht angeben können, wer von den beiden Zeitungsmännern das Bild vom Schreibtisch geholt und heimlich in seinen Taschen mitgenommen hatte. Auch wann die Aufnahme gemacht war, erinnerte sie sich nicht. Der Vorwurf wegen Cäsars Hemd war wirklich unverdient.

„Wie sollte ich mich wehren, wenn die frechen Kerle hereinkommen, alle Zimmer durchsuchen und eine Aufnahme machen, während Cesare heult? Du denkst nur an dich, überhaupt . . ."

Die Kühle Odoardos rückte ihr fast gegen ihren Willen Manfreds Bild vor ihre Seele, daß sie laut und heftig weinte. Eine Zeitlang war es still. Unbekümmert versuchte Marcella abzulenken. Sie hatte das Wort Selbstmord zusammenbuchstabiert und fragte, was das sei. Sie mußte die Frage wiederholen, da der Papa nach seinen bisherigen Erfolgen keine Lust zum Gespräch mit Kindern hatte.

„Aber, Papa, was ist Selbstmord?" Herr Lelli schoß einen zornigen Blick über die Brille nach der Tante und dem Kinde.

„Sei still! Oder man zeigt es dir."

So behandelt man seine Tochter nicht. Marcella bruddelte. Darüber spottete Cesare sehr zur Unzeit und mit großem Unverstand:

„Paß auf! Du wirst geselbstmordet werden."

Hätte nun nicht Gefahr bestanden, für heute jedes Ansehen in Stücke gehen zu lassen, Cavaliere Odoardo hätte jetzt seiner Schwägerin Erminia ausführlich zeigen können, wie die leichtfertigen Reden der Kinder nur die Folge von ihres Onkels Beispiel waren. Aber er zog vor, heute bloß Julius Cäsar hart mit der Nase nach seinem Nudelteller hinabzustoßen trotz seines Jammergeschreis über die ungewohnte Behandlung. Es entstand eine Pause, in der alles nur an die roten Nudeln dachte. Endlich hob der Cavaliere wieder das Blatt.

„Hast du den Brief gelesen?"

Erminia wußte erfreulicher Weise von nichts, und der Schwager hatte alles Recht, Manfreds Kunstwerk vorzulesen. Die Zeitung hatte eine lange Betrachtung vorausgeschickt, die offenbar im Ministerium selbst entstanden war; sie sprach von Beamten, die unermüdlich arbeiteten, ohne belohnt zu werden, und von unfähigen Neffen, die Commendatori, Komthure, Kronenritter zweiter Klasse wurden, von Zeiten, die unter den Päpsten nicht schlimmer gewesen waren. Der Brief wurde eine erschütternde Anklage genannt und die Hoffnung ausgesprochen, daß wenigstens dieser fähige Beamte, von dessen hoher Gesinnung jeder einzelne

Satz im Briefe zeugte, gerettet werde, wenn man nicht besser gleich eine allgemeine Erneuerung ins Werk setzte. Was von alledem zu halten sei, überließ Odoardo nach seinen Worten dem verständigen Urteil Erminias, die ja Manfred am besten kannte; sie möge nun auf den Brief achten. Er las den Brief mit schneidendem Hohne. Aber wer kann dreimal Vaterland oder Rom sagen, ohne daß ihm das Herz zittert?

„Es ist zu schön," sagte Anadyomene, die an der Tür gehorcht hatte, und die es für ihr gutes Recht ansehen mußte, leise hereinzukommen, wenn man vorlas. „Hat das alles der junge Herr geschrieben? Ach, es ist wahr: er ist immer ein gelehriges Kind gewesen. Wenn es nur Ihre Mutter erlebt hätte! Könnten Sie nicht das mit den Kindern noch einmal lesen?"

Mit den Kindern war es dem Cavaliere wie mit Cäsars Hemd gegangen; an einem guten Kapaun findet man immer neue Knochen zum Nagen, auch wenn man meint, ganz fertig zu sein.

„Nun, es ist wenigstens eine gute Vorbedeutung, Erminia, ich gratuliere."

Erminia fuhr mit der Hand über Cesares Kopf, wie um sich vor ihren eigenen Gedanken zu schützen. Die Unfruchtbare war auch ihr die Verfluchte. Sie brauchte noch nicht zu verzweifeln, aber was er sich auch in den Kopf gesetzt hatte, es war häßlich von Manfred, ihr so weh zu tun. Trotzdem, gegen Odoardo liebte sie Manfred noch immer. Sie legte die Zeitung weg.

„Ich verstehe ihn nicht."

Der Cavaliere konnte das nur bekräftigen.

„Ich verstehe dich, ihn, euch nicht. Schulden hat er. Die müssen wir bezahlen. Und dann erzählt er es noch aller Welt, daß jedermann nach uns zeigen wird. Das ist der ganze Erfolg, den ihr haben werdet."

Draußen läutete es bereits zum zweiten Male. Um so mehr Mühe mußte der Cavaliere sich geben, zu zeigen, daß er nur aus Zorn aufstand, und nicht wegen des Rufers vor der Flurtüre, dem er jetzt öffnete. Es gelang ihm auch ganz gut und verstärkte den Eindruck bei dem Eintretenden, daß das Haus Lelli jedem Ereignis gewachsen sei.

(Schluß folgt.)

Rundschau

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Arthur Neumann, Charlottenburg.

Die wirtschaftliche Lage Deutschlands muß dem Volkswirt mehr und mehr mißfallen. Welche Ursachen diese Kalamität hat, habe ich in „Nord und Süd" seit 1915 schon des öftern nachgewiesen. Wenn nun die Hoffnung nicht aufgegeben werden soll, daß schließlich doch einmal wieder eine Gesundung der Verhältnisse eintreten wird, so kommt es für jeden, der mehr als persönliche Interessen vertritt, dem vielmehr eine Erstarkung des gesamten Volkskörpers angelegen ist, darauf an, die jeweilige Lage genau zu untersuchen, die Entwicklung in allen ihren Phasen getreu zu verfolgen. Dies muß natürlich rein objektiv geschehen. Auf diese Weise läßt sich eine Wirtschaftskunde schaffen, wie ich sie, der Mahnung meines Lehrers, — Richter Calwer — folgend anstrebe.

Allem Anschein nach und aus erklärlichen Gründen ist in der Landwirtschaft mit einem weiteren Sinken der Ernteerträge zu rechnen. Mehr denn je fällt der Leutemangel ins Gewicht, der im wesentlichen durch die einseitige Anreizpolitik verschärft worden ist und auch dadurch, daß eine durchgreifende Agrarreform versäumt worden ist. Die Bestellung der Felder konnte auch unter dem enormen Mangel an künstlichen Düngemitteln keine sonderliche sein. Die amtliche Saatenstandsnote für April konnte darum auch nicht sehr zuversichtlich sein. Es ergibt sich somit, daß das System der Zwangswirtschaft weiter und weiter die Produktion zurückschrauben muß und damit die vollkommene Katastrophe heraufbeschwören muß, wie wir sie ja nunmehr schon zur Genüge haben.

Im Kohlenbergbau, dem zweitwichtigsten Gebiete der Urproduktion, ist die Lage auch eine höchst ungünstige. Die Kohlenversorgung, die in der Kriegszeit sich mehr und mehr verschlechterte, wird jetzt durch die immer wieder hereinbrechenden Streiks beträchtlich gefährdet. Nunmehr ist ja vom Staat an eine Organisation der Kohlenwirtschaft gegangen worden. Über die Regelung der Kohlenbewirtschaftung verlautet: „Den Vertrieb der Kohle übernehmen Syndikate, die in den einzelnen Bergbaubezirken zu errichten sind, sofern sie nicht schon bestehen. In jedem Syndikat stellen die Arbeitnehmer 2—3 Aufsichtsratsmitglieder und ein Mitglied des geschäftsführenden Vorstandes. Die Gasanstalten, welche Koks erzeugen und absetzen, bilden ein Reichsgaskokssyndikat.

Die Syndikate werden in einem Reichskohlenverband zusammengefaßt, in dessen Aufsichtsrat die Arbeitnehmer drei Stellen, die Angestellten eine Stelle besetzen. Auch hier stellen die Arbeitnehmer ein Mitglied des geschäftsführenden Vorstandes. Alle wichtigen Fragen können im Wege der Berufung an diesen Reichskohlenrat gebracht werden. Der Kohlenhandel wird nicht in gebundene Organisationen überführt." Dies alles sieht nach wirklicher Groß ügigkeit aus. Die Bewirtschaftung der Kohle läßt sich auch wohl derart vornehmen, solange man auch eine leidliche Produktion zur Verfügung hat. Die Fördermengen sind nun aber recht klein geworden. Es ist da nun die Frage aufzuwerfen, wie die Produktion zu steigern ist. Darüber hat sich bisher noch keine Klarheit ergeben, daran werden auch alle noch so großzügige Bewirtschaftungsversuche scheitern müssen. Zum Problem der Koh enpreise hat die Reichsregierung im Verein mit der preuß'schen Staatsregierung einige Energie aufgebracht, indem sie die Festsetzung von Höchstpreisen verfügt hat, die den Preisen des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats am 31. März entsprechen. Unsere Lage wird damit nicht gebessert, wenn es nicht gelingt, die Förderung im notwendigen Maße zu erhöhen. Gegenwär:ig kann die Kohlenförderung garnicht groß genug sein, besonders im Hinblick auf das Ausland, welches uns bei einigermaßen ausreichender Kohlenbelieferung auch umso bereitwilliger mit Lebensmitteln und Rohstoffen verproviantiert. — In der Eisenindustrie läßt sich eine kleine Aufbesserung der Erzeugung festste len. Nach den Ermittlungen des Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustr:eller gestaltete sich die Roheisenerzeugung, wie folgt:

(in Tonnen)	1917	1918	1919
Januar	1 082 797	933 570	499 352
Februar	943 547	892 788	469 209
März	1 104 653	1 039 092	545 939
April	1 131 620	1 084 601	
Mai	1 198 171	1 184 794	
Juni	1 124 998	1 182 415	
Juli	1 190 014	1 179 947	
August	1 185 968	1 155 084	
Septemb.	1 119 635	1 105 366	
Oktober	1 076 222	812 510	
November	1 007 731	565 706	
Dezember	976 891	481 338	

Die Flußstahlerzeugung hat ebenfalls eine kleine Zunahme erfahren. Auf jeden Fall aber ist die Erzeugung recht minimal. Die oberschlesischen Hütten leiden zudem empfindlich unter dem Erzmangel, da die Zufuhren aus Schweden so gut wie aufgehört haben. Es verlautet, daß die Hälfte der oberschlesischen Hütten den Betr'eb eingestellt haben.

Am Arbeitsmarkt hat sich, wenn man die Zahlennachweise gelten lassen kann, die Lage ebenfalls etwas verbessert, ungünstig ist sie trotz alledem aber noch im höchsten Grade. Es ist noch f aglich, ob die Zahlenangaben das richtige B'ld abgeben. So ist z. B. bekannt, daß der recht lebhaft eingesetzte Zuzug zu den freiwill gen Truppenverbänden hauptsächlich auf das Konto der Arbeits o'igkeit kommt. Es darf also nicht angenommen werden, daß die Abnahme des Andrangs auch eine restlose Unterbringung der Arbeitskräfte im Gewerbe bedeutet. Die Landwirtschaft kann noch immer nicht die notwendigen Kräfte erhalten. Es wird wohl auch ein vergebliches Beginnen sein, ausgesprochene Industriearbeiter zur Landarbeit bewegen zu wollen, dazu sind auch die ländlichen Arbeitgeber nicht besonders gewillt, derartige, nicht eingearbei ete Kräfte einzustellen. Dagegen ist die Ausweisung aller Personen, die 1914 nicht in den Großstädten ansäss g waren, wenn sie rücksichtslos durchgeführt wird, geeignet,

hier einigen Wandel zu schaffen. Wie die Arbeitsmarktverhältnisse sich gestaltet haben, zeigen die nachfolgenden Ziffern. Auf 100 offene Stellen kamen arbeitsuchende Männer:

	1917	1918	1919
Januar	61	62	169
Februar	62	58	148
März	60	56	
April	56	62	
Mai	53	59	
Juni	47	53	
Juli	47	48	
August	49	48	
September	50	46	
Oktober	54	46	
November	56	74	
Dezember	54	131	

Recht trostlos sieht die Lage am Geldmarkt aus. Allerdings, die Börse hat ihren Frühling. Das Spekulationsgeschäft blüht wie kaum in den Zeiten der trefflichsten Hochkonjunktur. Die Börse hat ein lachendes Gesicht, es ist aber das Grinsen des allseitig genug bekannten „Spielers", das wir beim näheren Betrachten erkennen. Als gesund kann doch wohl auf keinen Fall die gegenwärtige Börsenspekulation angesprochen werden: das wilde Drängen ist nur ein Zeichen des allgemeinen Chaos. Die kräftigste Wertsteigerung haben aus erklärlichen Gründen die ausländischen Werte erzielt. Am besten erhellt die Aufwärtsbewegung bei Betrachtung des Standes der fremden Devisen, wie sie in Berlin notiert werden. Es notierten:

	Holland	Schweiz	Dänemark	Schweden
1. Febr.	340.50	172.—	218.50	218.25
15. „	340.50	172.—	218.50	241.25
8. März	362.50	185.75	238.—	260.25
15. „	402.50	206.75	258.—	280.75
31. „	453.—	217.75	271.—	290.75
9. April	482.—	239.75	295.—	314.75
17. „	537.—	266.75	320.—	344.75
25. „	545.—	274.75	330.—	344.75
30. „	—	—	—	—

Die Aufwärtsbewegung der Auslandswerte setzte mit der Bekanntgabe der Beschlagnahme dieser Werte ein. Hier hätte von vornherein mit den besten Mitteln moderner Finanztechnik eingesetzt werden müssen, naturgemäß erschwerten die verworrenen politischen Verhältnisse eine planmäßige Durchführung aller noch so gut vorbereiteten und durchdachten Maßnahmen. Ein wirklich großzügiges Eingreifen der Regierung kann hinwiederum auch nicht festgestellt werden. Im Gegensatz zur Kurssteigerung der ausländischen Devisen steht die Entwicklung der deutschen Valuta. Das Vertrauen des Auslandes in eine baldige Gesundung unserer Wirtschaftsverhältnisse sinkt weiter und weiter. Insbesondere jede neue Streikwelle läßt die Mark beträchtlich weiter sinken. Gelingt es nicht bald, eine Aufbesserung unserer Valuta zu erzielen oder zumindesten einen weiteren Rückgang zu verhüten, so wird es nicht mehr lange dauern, bis die deutsche Mark an ausländischen Märkten nicht mehr notiert wird. Die Abwärtsentwicklung unserer Valuta gestaltete sich folgendermaßen:

Notierungen in	Amsterdam	Kopenhag.	Stockholm	Zürich
Friedenskurs	59.25	88.89	88.89	123.45
15.11.18	30.80	50.50	47.50	67.25
30.12.	30.—	47.75	44.—	—
1. 3.19	24.27$^1/_2$	38.65	35.75	47.75
1. 4.	22.35	36.—	33.25	43.50
15. 4.	18.—	31.25	29.25	37.25
30. 4.	—	—	—	—

Der Konsum hat nunmehr eine gewisse Stärkung durch die Zufuhren vom Auslande bekommen. Sind wir in der Lage, die Lieferungen vom Auslande durch Arbeit zu bezahlen, so ist mit einer allmählichen Besserung der Lage zu rechnen. Die ausländischen Lebensmittel kommen den Großstadtbewohnern und Industriebezirken zugute, die so gewisse Zuschüsse zu ihren Rationen erhalten können, sonst wäre an eine große, allgemeine Belieferung

garnicht zu denken. Nunmehr zeigt sich aber auch wieder recht kraß das Höchstpreisübel, indem die ausländischen Lebensmittel beträchtlich über dem Inland Höchstpreis verkauft werden müssen. In der Anpassung an den Weltmarkt werden wir dabei noch recht viel Unannehmlichkeiten haben. Auf jeden Fall läßt sich aber wohl sagen, daß bei noch längerer Kriegsdauer wir bis zur neuen Ernte nur unter noch größeren Entbehrungen hindurchgekommen wären. Auch jetzt ist ein Erhalten unserer Versorgung nur möglich, wenn es uns gelingt, Nahrungsmittel in den größten Mengen einzuführen. Da wir die Einfuhr aber mit der entsprechenden Ausfuhr bezahlen müssen, muß es ernstes Streben sein, endlich wirklich dauerhafte Grundlagen für die ersprießliche Arbeit zu schaffen. Die Aussichten dafür sind recht gering. Gelingt es aber, dann ist ein Wiederaufstieg unseres Wirtschaftslebens möglich, vor allem muß dann das Preisniveau sich bald wieder natürlichen Verhältnissen anpassen.

•

Geschichtliche Rundschau V.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Ein Werk von großer Bedeutung ist über Holland geschrieben und behandelt die „Staatskundige Geschiedenis van Nederland van 1887—1917", die bei der A. W. Sijthoff's Uitgevers-Maatschappij in Leiden vor wenigen Wochen erschienen ist. Sein Verfasser ist der Direktor des Büros für geschichtliche Publikationen im niederländischen Reichsarchiv, Dr. N. Japikse.

Es ist mit Recht in den letzten Jahren von verschiedensten Seiten darauf hingewiesen worden, daß wir über unsere Nachbarn nur sehr schlecht oder garnicht orientiert sind, daß wir uns viel zu wenig mit dem beschäftigt haben, was um uns herum vorgeht, und daß wir den Ereignissen jenseits unserer Grenzpfähle zu wenig Aufmerksamkeit und Verständnis entgegengebracht haben. Dies lag zum großen Teil an dem Fehlen guter Bücher, die uns über die Einrichtungen bei unseren Nachbarn, ihre Politik und Geschichte, ihren Handel und Industrie unterrichteten. Auch über die Niederlande, wenigstens über ihre neuere Geschichte, besaßen wir kaum ein nennenswertes Buch. Das außerordentlich genaue und ausführliche Geschichtswerk des Leidener Historikers, Prof. Blok, das auch in deutscher Übersetzung bei Perthes in Gotha erschienen ist, reicht leider nicht bis in die letzten Jahrzehnte. So ist es eine dankenswerte Arbeit gewesen, daß sich Dr. Japikse der Aufgabe unterzogen hat, in einem starken Bande uns die letzten dreißig Jahre holländischer Staatsgeschichte vor Augen zu führen. Zwar ist das Werk vorläufig nur in holländischer Sprache erschienen, und mancher mag vor seiner Lektüre zurückschrecken, aus Angst, er werde es doch nicht verstehen. Aber das Lesen des Holländischen ist leichter, als man gewöhnlich annimmt, und selbst wenn man zu den ersten Seiten einige Mal das Lexikon zu Rate ziehen muß, so lohnt doch die reiche Ernte, die man aus dem Lesen dieses Werkes zieht, vollauf die aufgewandte Mühe und Zeit.

Das Buch behandelt die Geschichte Hollands seit dem Tode Wilhelms III., die Regentschaft der Königin-Mutter von 1890—1898 und die sich daran anschließende selbständige Regierung der Königin Wilhelmine. Wenn auch die innere Politik der einzelnen Ministerien die Hauptrolle in den Darstellungen Japikse's zu spielen scheint, so hat der Verfasser doch auch der auswärtigen sowie der Kolonialpolitik eine ausführ-

liche Schilderung angedeihen lassen, sodaß wir über die gesamte Politik in genauester Weise unterrichtet werden und ein klares Bild gewinnen von dem politischen Leben unserer nordwestlichen Nachbarn, des uns stammverwandten niederländischen Volkes. —

Dem Mangel, daß wir die anderen Staaten zu wenig oder oft garnicht kennen, abzuhelfen, dient auch die Sammlung des Verlages von Friedrich Andreas Perthes. „Kleine Völker- und Länderkunde zum Gebrauch im praktischen Leben", die wir schon mehrmals in dieser Zeitschrift lobend hervorzuheben Gelegenheit hatten. Heute liegen uns von dieser Sammlung wiederum zwei neue Bände vor, denen wir nur das schon an den früheren Bänden Gerühmte nachsagen können. Der 6. Band führt uns wiederum auf den Balkan. Wir haben bereits früher die Darstellungen über Rumänien und die Türkei an dieser Stelle besprochen. In diesem neuen Bande gibt uns nun Dr. Georg Eug. Kunzer eine Darstellung von „Bulgarien", seiner Geographie und Geschichte, seinen staatlichen Einrichtungen, von seinem Handel und seiner Industrie, seinem Verkehrswesen, seiner Literatur und Kunst. Wie die früheren Bände soll auch diese Arbeit kein ausführliches, alle Einzelheiten darstellendes Werk sein; es will nur demjenigen, der sich über das tägliche Leben über unseren ehemaligen Verbündeten zu unterrichten wünscht, eine Einführung sein und einen Überblick geben über das, was man unbedingt von diesem Lande wissen muß. Dies ist dem Verfasser auch vollkommen gelungen, und wir können seiner Darstellung nur weiteste Verbreitung und besten Erfolg wünschen.

Das gleiche können wir von dem 7. Bande sagen, in dem uns der Leipziger Privatdozent Dr. Eduard Erkes das Riesenreich im fernen Osten, „China" schildert. Mit diesem Bande greift die Sammlung zum ersten Male über die europäischen Grenzpfähle hinaus und führt den Leser in ein Land, von dem vielen nicht viel mehr bekannt ist, als daß es das Land ist, wo der Reis und Tee herkommt. Von der hohen, alten Kultur des Landes, seiner alten Geschichte und seinen inneren Einrichtungen wissen die meisten so gut wie nichts. Und doch ist diese Kenntnis unentbehrlich zum Verständnis der Vorgänge im fernen Osten, die auch für uns Mitteleuropäer von größerer Wichtigkeit und Bedeutung sind und in jedem Falle noch werden, als die meisten zur Zeit ahnen. Die Entwicklung in Ostasien wird vielleicht auch eines Tages für uns und unsere Politik eine große Rolle spielen, und dann ist es wichtig, daß unser Volk, in dessen Händen jetzt die Regierung liegt, über jene Weltgegenden unterrichtet ist, damit es im richtigen Augenblicke die richtigen Entschlüsse faßt. Aus diesem Grunde begrüßen wir auch diesen Band und hoffen, daß ihm bald die angekündigte Darstellung der Vormacht in Ostasien, Japan, folgen wird.

*

Wir hatten in der letzten Rundschau Gelegenheit, das ausgezeichnete neue Werk des Wiener Historikers Friedjung anzuzeigen. Auch diesmal liegt uns ein historisches Werk vor, das für jeden, der sich mit der politischen Geschichte der letzten Jahrzehnte vor dem Weltkriege befassen will, von unschätzbarem Werte sein wird. Es ist eine Quellensammlung, die unter dem Titel „Zur europäischen Politik 1897—1914. Unveröffentliche Dokumente" im amtlichen Auftrage unter Leitung von Bernhard Schwertfeger im Verlage von Reimar Hobbing (Berlin) herausgegeben worden ist. Die Dokumente umfassen die letzten 18 Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges und bringen eine Fülle

von amtlichem Material, das bisher unveröffentlicht war und für die Beurteilung der politischen Vorgänge vor dem Kriege und des Kriegsausbruchs selber von größter Bedeutung ist. Die erschienenen vier Bände der Sammlung enthalten eine große Anzahl der „Zirkulare" („Extraits" — wie es im Originaltext heißt), die das belgische Ministerium des Äußern an seine diplomatischen Vertretungen im Auslande zur Orientierung über die gesamte Weltlage gesandt hat. Diese „Zirkulare" fand man während der deutschen Besetzung Brüssels in Abschrift unter der Makulatur des genannten Ministeriums und es ist mit Dank zu begrüßen, daß sich unser Auswärtiges Amt entschlossen hat, diese Dokumente sachgemäß ordnen zu lassen und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Diese belgischen „Zirkulare" enthalten den Hauptinhalt der Original-Gesandtschaftsberichte, die von den diplomatischen Vertretungen eingingen, in knapper Form und unter Weglassung alles Entbehrlichen, was durch seinen vertraulichen Charakter zur Weitergabe nicht geeignet oder überflüssig erschien. Durch diese Streichungen wird ihr Wert vielleicht noch wesentlich erhöht, denn etwaige temperamentvolle oder subjektive Urteile der Gesandten verschwinden, und man gewinnt ein objektiveres, zuverlässigeres Bild.

Als Gesamtheit betrachtet, ergeben die Zirkulare ein deutliches Bild dafür, wie ein neutrales und unparteiisches Ministerium die großen politischen Ereignisse der letzten Jahrzehnte aufgefaßt und beurteilt hat. Sie zeigen aber auch vor allen Dingen — und insofern wird diese Sammlung auch im Auslande nicht unberücksichtigt bleiben und ihre Wirkung auf die Beurteilung der Schuld am Weltkriege nicht verfehlen, — daß Deutschland während dieses ganzen Zeitraumes von den belgischen Diplomaten, die man mit wenigen Ausnahmen keineswegs als Deutschenfreunde ansprechen darf, niemals als Störenfried des europäischen Friedens angesehen worden ist. Der Weltkrieg erscheint hier vielmehr als ein unabwendbares Verhängnis, dem selbst die — wenigstens früher — auch von englischer und französischer Seite wiederholt anerkannte Friedensliebe des deutschen Kaisers einen hinreichend festen Damm nicht entgegenzusetzen vermochte, als ein Verhängnis, das trotz vereinzelter aufrichtigster Versuche von beiden Seiten, es abzuwenden, früher oder später eintreten mußte.

Was nun die einzelnen Bände anbetrifft, so müssen wir uns hier leider kurz fassen, obwohl der reichliche Inhalt, die Fülle des interessanten, in ihnen verarbeiteten Materials dazu einlädt, ausführlicher auf die einzelnen Bände einzugehen. Aber das würde viel zu weit führen: Der 1. Band, der die Zeitspanne von „1897—1904" umfaßt, behandelt den Zweibund und den deutsch-englischen Gegensatz und ist von Wilhelm Köhler bearbeitet. Er zeigt, daß noch 1897 Frankreich die einzige Bedrohung Deutschlands und des europäischen Friedens bildete. Seit dann aber England, dessen Deutschfeindlichkeit hauptsächlich auf wirtschaftliche Gründe zurückgeführt wird, unter Führung seines rührigen, für die Weltpolitik nicht zu unterschätzenden Königs Eduard die Verbindung mit dem revanche-durstigen Frankreich gefunden hatte, war ein Stück des Ringes zusammengeschlossen, der sich in den folgenden Jahren um das deutsche Reich legen sollte. — Der 2. Band, der Bernhard Schwertfeger selbst zum Herausgeber hat, beschäftigt sich mit den Jahren „1905—1907". Es ist die Zeit der Marokkokrisis, der „Glanzzeit" König Eduards VII., der in seinem Streben, Deutschland völlig einzukreisen und zu isolieren, nicht ermattet. Die politische Lage in Euro-

pa wird immer ernster und kritischer. Dies tritt noch stärker in dem 3. Bande hervor, der die bosnische Krise, die Agadir-Angelegenheit und die albanische Frage in den Jahren „1908—1911" schildert. Die politische Hochspannung scheint ihren Höhepunkt erreicht zu haben, ein Funken, und das Pulverfaß Europa fliegt in die Luft. Zwar gelingt es immer noch einmal, das drohende Gewitter von der alten Welt abzuhalten, aber die von unverantwortlicher Seite betriebenen Kriegstreibereien — **peccatur extra et intra muros** — machen immer neue Kriegsrüstungen nötig, die Spannung wird immer größer, bis der Mord an dem österreichischen Thronfolger schließ ich die über kurz oder lang unvermeidliche Explosion hervorruft. Diese letzte Phase vor dem Weltkrieg, die Jahre „1912—1914", schildern die im 4. Bande vereinigten Zirkulare. Dieser Band ist wie auch der vorhergehende von Alfred Doren bearbeitet worden und herausgegeben.

Wie wir schon eingangs hervorgehoben haben, ist diese Quellensammlung der jüngsten Zeitgeschichte von außerordentlichem Wert. Nicht nur für den Fachgelehrten, für den sie eine reiche Fundgrube sein wird, auch für den, der sich für die letzten Jahre vor dem Kriege interessiert — und wer täte das nicht — und sich über die weltpolitischen Vorgänge unterrichten will, auch für den wird diese Dokumentensammlung eine willkommene Gabe sein, zumal eine kurzgefaßte Einleitung, die als objektiver Auszug aus den Zirkularen gelten kann, jedem Bande vorausgeschickt ist und einen klaren, knappen Überblick über den Inhalt des betreffenden Bandes gibt.

*

Eine Mahnung an die Gegenwart bezweckt Hans Wilhelm Hollm, mit seinem im Verlage von Ullstein & Co in Berlin erschienenen Büchlein: „Die französische Revolution von 1789". Aus der Not unserer stürmisch bewegten Zeit wendet es sich fragend an die Lehrmeisterin Geschichte. Mit ungeschminkter Klarheit zeigt die große französische Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts, die von ihrem idealen Auftakt rasch zu blutigem Terror und zu der Militärdiktatur Napoleons führte, welchen Gefahren ein Volkskörper ausgesetzt ist, wenn er die Bahn ruhiger Evolution verläßt. Indem die Hollm'sche Darstellung in rascher Folge die Vorgänge der französischen Revolutionsjahre vor uns aufrollt, schärft sie unseren Blick für die Ereignisse der Gegenwart. — „Der Kaiser" betitelt sich eine neue Schrift Walther Rathenaus (Verlag von S. Fischer in Berlin), in der der Verfasser versucht, die großen Zusammenhänge zu durchleuchten, die zur verhängnisvollen Stellung des Fürsten zum Volke, des Volkes zum Fürsten und zum Sturze beider führten. Wie die früheren Schriften geschickt und anregend geschrieben, bietet dieses kleine Büchlein viel Interessantes und Wahres, obgleich wir dem Verfasser nicht in allen Punkten beipflichten können.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Deutschland das Land der Mitte — wir haben dieses Wortes Fluch und Segen reichlich erfahren, nicht zum mindesten auch in der deutschen Literatur. Daß sie trotz all der fremden Reiser, die ihrem Stamm aufgepfropft sind, ihre Eigenart nicht längst verloren, sondern das Angeeignete zu

reicherem Leben entwickelt hat, zeugt für die Stärke ihres Wurzeltriebes. Auch als Übersetzer haben wir des Guten mehr als genug getan, deutschen Büchern und Bühnenwerken den Weg erschwert, aber das Bezeichnende und Bedeutende fremden Schrifttums kennen zu lernen und aufzunehmen wird uns immer Ehrensache sein.

Das Drama „Perikles von Tyrus", das in mangelhafter Ausgabe unter Shakespeares Namen überliefert ist, von den Forschern ihm aber, wenn nicht ganz, doch zum großen Teil abgesprochen wird, erscheint in freier Bearbeitung von Karl Franz Etlinger (Zürich, Leipzig, Wien, Amalthea-Verlag). Der Bearbeiter hat Abstoßendes gemildert, an Stelle eines wüsten Kupplers Falstaffs Genossen Pistol eingeführt und Ungeschicklichkeiten mancher Art zu bessern versucht. Einige Male hat er zur Auffrischung farbloser Stellen Shakespeare selber bemüht, indem er mehrere seiner Sonette in Fuldas Übersetzung einfügte. Alle Veränderungen und Ergänzungen zeugen von Kunstverstand und gewissenhafter Arbeit, dennoch erscheint mir das Werk mehr literaturgeschichtlich reizvoll als dichterisch bedeutend. Nicht wegen der oft mäßigen Verse, sondern weil das Drama als Ganzes zu verzettelt, zu sehr rein epische Aneinanderreihung ist und sich als „märchenschönes Kleinod", wie der Bearbeiter es bezeichnet, nur in ein paar Einzelheiten offenbart.

Die „Fruchtlese", die Rabindranath Tagore uns bietet (deutsch von Annemarie von Puttkamer; Leipzig, Kurt Wolff), ist voll reifer und edler Gaben. In diesen Gedichten ist ein großer Reichtum mannigfacher Stimmungen, aber alles Sinnliche ist so durchgeistigt, alles Geistige in einer Gleichnissprache von so satten Farben ausgedrückt, daß sich das Ganze wie ein einheitliches Wandelbild vor uns entrollt. Viel zarte Anmut und süße Schwermut ist hier, aber doch auch die männliche Bitte: „Laß mich nicht beten, behütet zu sein vor Gefahren, sondern furchtlos sie zu bestehen!" Freude an der Schönheit der Dinge und dem Reichtum der Seele klingt aus den Gedichten, aber stärker noch die Lehre von Bedürfnislosigkeit und Weltentsagung, am schönsten in den eingestreuten Legenden, die den köstlichsten Teil des Werkes bilden. Sehr anziehend ist meistens der stilistische Aufbau mit seinen gleichläufigen und gegenübergestellten Gliedern. Zuweilen ist auch wohl ein Bild verworren, ein Gedanke unklar. Wie weit die Übersetzung daran schuld ist, vermag ich jetzt nicht zu beurteilen. Immerhin ist beachtenswert, daß diese nicht nach dem Urtext, sondern nach der freilich vom Dichter selbst veranstalteten englischen Ausgabe hergestellt ist. Reichlich ans Englische erinnert oft die Wortstellung, auch manche Wendung wie etwa „ich verfehlte, sie zu gewinnen". Undeutsch ist „verlierst und gewinnst du in Eins", falsch „aus meines Herzens Herz". An schleppenden Satzgefügen fehlt es nicht (z. B. S. 110), aber im ganzen werden wir dem deutschen Wortlaut Anerkennung nicht versagen; er ist voll Rhythmus und Glanz.

Ganz zarte Kindlichkeit ist Tagores Bühnenspiel „Das Postamt" (deutsch nach der vom Dichter veranstalteten englischen Ausgabe von Hedwig Lachmann und Gustav Landauer; Leipzig, Kurt Wolff). Es ist ohne dramatische Kraft, aber voll rührender Schönheit. Der Held ist ein kleiner Junge, der dem Tode entgegensiecht, aber andere glücklich sein lehrt, ein träumender Märchenprinz, ein gütiger, weiser Mensch und ein großer Dichter. In der schlichten Sprache der deutschen Übersetzung stören die Wendungen

„denkt's dich noch" und „dieser Junge hat sich mir ans Herz gehangen".

Aus langjähriger eindringender Arbeit ist ein Übersetzungswerk hervorgegangen, in dem Paul Cronheim eine weitgreifende Auswahl aus den Gedichten des Holländers Albert Verwey vorlegt („Gedichte;" Leipzig, Insel-Verlag). Die Stücke sind zum größten Teil den neueren Werken des Dichters entnommen und ergänzen so aufs beste die Übertragungen, die Stefan George und Friedrich Gundolf aus älteren gegeben haben. Es sind Verse voll traumhafter Schönheit, mehr musikalisch als gegenständlich, mehr von mystischem Tiefsinn als von ursprünglicher Empfindung erfüllt. Verweys Stellung in der holländischen Literatur läßt sich etwa mit der Mallarmés in Frankreich, Georges in Deutschland vergleichen. Seine Kunst ist wie die Tagores ganz durchgeistigt, aber grüblerischer, mehr von der ganzen Bildung Europas durchtränkt. Überall strebt sie über das Persönliche und Heimatliche zum Allgemein-Menschlichen. Die Übersetzungen lesen sich durchweg wie eigene Verse eines deutschen Dichters (aus dem Kreise derer um George) und verraten großes Können.

*

Als der französisch-holländisch-englische Arzt Bernard de Mandeville im Jahre 1705 seine „Bienenfabel" herausgab, blieb sie zunächst unbeachtet. Neun Jahre später erschien sie aufs neue, durch umfangreiche Abhandlungen ergänzt, und erregte großes Aufsehen. Wir werden heute weder dem künstlerisch ziemlich wertlosen Gedicht viel Geschmack abgewinnen noch der Philosophie Mandevilles ohne starke Einschränkungen zustimmen, aber einen eigenartigen und immerwährenden Reiz verleiht dem Werke das Bestreben des Verfassers, nicht Moral zu lehren, sondern zu zeigen, wie das Wollen und Handeln der Menschen in Wirklichkeit ist. In diesem Bestreben vergreift er sich nicht selten, aber daß dieser Versuch überhaupt unternommen wird, ist in der Geschichte der Philosophie eine im ganzen nur seltene Erscheinung. Der Verfasser entwickelt dabei so viel Scharfsinn im Zergliedern der Charaktere und trägt seine Schilderungen so gut vor, daß sein Werk zugleich eine Art Rüstkammer bildet, aus der sich Dutzende von Schriftstellern mit Motiven und Anregungen mancherlei Art versehen können. Die Leitgedanken freilich sind einseitig übertrieben: daß nämlich alle Triebe des Menschen auf Eigennutz zurückgehen und daß für den wirtschaftlichen Aufschwung einer Gesamtheit die Laster der einzelnen nötig sind (wobei unter Laster auch jeder Luxus verstanden wird). Otto Bobertag hat eine neue deutsche Ausgabe des Werkes veranstaltet (München, Georg Müller). Er bietet die eigentliche Bienenfabel nebst den besonders wertvollen Bemerkungen ungekürzt, außerdem teilweise mit Kürzungen die „Abhandlung über Barmherzigkeit, Armenpflege und Armenschulen", die „Untersuchung über das Wesen der Gesellschaft", Auszüge aus der geistreichen Gegenschrift Berkeleys und Mandevilles Erwiderung. Eine ausführliche Einleitung gibt guten Aufschluß über des Verfassers Persönlichkeit und geschichtliche Stellung, läßt aber die Schwächen seines Standpunktes nicht erkennen.

In das Geistesleben des Auslandes führt zum Teil auch eine neue Schriftensammlung „Tribüne der Kunst und Zeit", die von Kasimir Edschmid herausgegeben wird (Berlin, Erich Reiß). Sie will in Bekenntnissen und Darstellungen von Künstlern und Gelehrten, „die Sachliches dichterisch zu sagen wissen", der jüng-

sten Kunstbewegung dienen, „die auf neues Weltgefühl aus ist", und die man, um vieles zusammenzufassen, mit dem wenig sagenden Allerweltswort Expressionismus bezeichnet hat. Mit stürmischem Schwung redet im ersten Heft Kasimir Edschmid „Über den Expressionismus in der Literatur und die neue Dichtung". Es gelingt ihm an einigen Stellen, das Wesen der neuen Kunst überzeugend zu treffen. „Die Tatsachen haben Bedeutung nur so weit, als durch sie hindurchgreifend die Hand des Künstlers nach dem faßt, was hinter ihnen steht". „Alles bekommt Beziehung zur Ewigkeit". Edschmid bekämpft leidenschaftlich die Meinung, der Expressionismus sei nur Mode oder nur künstlerische Angelegenheit. Er ist „Forderung des Geistes". Es gab ihn in jeder Zeit, bei den Naturvölkern, bei den großen Meistern, bei Grünewald, bei Shakespeare, bei Strindberg. „Nun ergreift er eine ganze Generation". Die aufgeregte Begeisterung des Verfassers äußert sich leider zuweilen so wenig klar, daß man dann auch bei gutem Willen nur hallende Worte zu hören meint. Bedächtiger spricht im zweiten Heft Wilhelm Hausenstein „Über Expressionismus in der Malerei". Er geht mehr ins einzelne, ist grüblerisch, ein wenig umständlich, schreibt oft ein verzwicktes Deutsch, gibt aber gute Aufklärungen, sorgsame Begriffsbestimmungen, anschauliche Beispiele und vor allem eine entwicklungsgeschichtliche Betrachtung, die das Verhältnis des Impressionismus zum Expressionismus klar beleuchtet.

In geistreichem Plauderton, zum Teil etwas zusammenhangslos werden im dritten Heft Erinnerungen und Bekenntnisse gemischt von Theodor Däubler („Im Kampfe um die moderne Kunst"), der früher für den Impressionismus gekämpft und an der Wandlung des Kunstgefühls persönlich teilgenommen hat.

Ein Buch, dessen Inhalt viel reicher und zusammenhängender ist, als der Titel vermuten läßt, ist das Werk von Oswald Floeck „Skizzen und Studienköpfe. Beiträge zur Geschichte des deutschen Romans seit Goethe" (Wien, Innsbruck, München, Verlagsanstalt Tyrolia, 1918). Es ist in der Anlage und einem großen Teil der Ausführung eine abgerundete Geschichte des deutschen Romans im neunzehnten Jahrhundert mit Ausschluß der noch lebenden Dichter. Zwar fehlen manche Namen von Klang, so Wilbrandt, so mehrere Vertreter des geschichtlichen Romans wie Dahn, Ebers, Hamerling, und von den letzten Jahrzehnten werden nur einige Schriftsteller, namentlich Österreicher, genauer behandelt. Aber die Anfänge und Höhepunkte der epischen Prosadichtung sind mit solcher Gründlichkeit, Sachkenntnis und Blickweite dargestellt und mit so fein abwägendem Urteil gewürdigt, daß dies Werk für die Wissenschaft einen schönen Gewinn bedeutet und weiteren Kreisen ein willkommener Führer sein kann. Der entwicklungsgeschichtliche Zusammenhang wird ebenso sorgfältig berücksichtigt wie der zeitgeschichtliche Hintergrund. Meisterhaft ist nach dieser Richtung sogleich der erste größere Abschnitt über den Roman des jungen Deutschland, (an dem der Verfasser mit Recht nicht viel Gutes läßt). Eigenartig, aber nicht ohne Überzeugungskraft werden dann als „Pfadfinder des poetischen Realismus" Immermann, Mörike, Stifter und die Droste-Hülshoff zusammengestellt und gewürdigt. Es folgt die Darstellung des im ganzen wenig erfreulichen Zeitromans nach 1848, sodann eine Würdigung der großen realistischen Erzähler Ludwig, Reuter, Freytag, Raabe und der Novellendichter Storm, Keller, Heyse,

Meyer, Saar. Die moderne Heimatskunst und die beiden Frauen Luise von François und Marie von Ebner-Eschenbach bilden den Abschluß. Die Mitte zwischen großzügiger Allgemeinwürdigung und eingehender Einzelbetrachtung wird durchweg gut innegehalten. Selten sinkt die Darstellung zur Aufzählung herab, fast immer geht sie aufs Wesentliche und Bleibende. Im ganzen liegen die Süddeutschen dem Verfasser näher als die Norddeutschen; der Abschnitt über Reuter ist nur mäßig gelungen, für Raabe freilich findet er nicht nur begeisterte, sondern auch tief eindringende Worte. Wenn Floeck unter andern Vorgängern in der Forschung besonders gern Bartels anführt, so ist sein Urteil doch selbständig und maßvoll. Er berücksichtigt wohl Rassefragen, leitet aus ihnen aber keine endgültige künstlerische Entscheidung her.

Vierzehn eigene Lebensgeschichten katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen enthält der Sammelband „Dichters Werden. Bekenntnisse unserer Schriftsteller", herausgegeben von Maria Köchling, (Freiburg im Br., Herder, 1919). Wir hören, wie diese Männer und Frauen zu ihrem Beruf geführt wurden, welche Einflüsse die Jugendzeit auf sie ausübte, wie sie mit Hemmungen äußerer und innerer Art zu kämpfen hatten und ihren Weg fanden. Manches wird zu wichtig genommen und einige dieser Selbstbetrachtungen (auch von Männern) haben einen unbehaglichen Zug ins Süßliche, aber oft folgt man doch auch mit teilnehmender Freude und Spannung. Besonders fesseln die aufschlußreichen Beiträge von Ilse Franke-Oehl und Hans Schrott-Fiechtl. Auch was Hans Eschelbach in schlichten, Isabelle Kaiser in leidenschaftlichen Worten vom eigenen Werden erzählen, sei hervorgehoben. Über den lebensgeschichtlichen Zweck hinaus findet sich in dem Werk manch wertvoller Fingerzeig für die Erkenntnis, wie Dichtungen entstehen.

*

Der nach vielen Richtungen tätige Verlag von Rascher & Cie. in Zürich legt eine größere Reihe von Werken aus dem Schweizer Geistesleben vor, von denen hier einige kurz empfohlen werden mögen, andere eingehender Würdigung vorbehalten bleiben. Wunderschön, schlicht und ergreifend erzählt Meinrad Lienert „Zürcher Sagen" (Herausgegeben von der Vereinigung der Schul-Bibliothekare der Stadt Zürich. Buchschmuck von Hans Witzig). Von „Huldrych Zwinglis Briefen" erscheint ein erster Band, der die Jahre 1512—1523 umfaßt. Oskar Farner hat sie aus dem Lateinischen und zum Teil aus der oberdeutschen Sprache übertragen. Schade, daß die in der Mundart nicht wörtlich abgedruckt sind! Schwierigkeiten hätten wohl durch Erläuterungen aus dem Wege geräumt werden können. Aber auch so ist das Werk als Sammlung bedeutender und charaktervoller Äußerungen willkommen. Ganz ohne Erklärungen leider gibt Otto von Greyerz „Proben schweizerischer Mundart aus alter und neuer Zeit" in der sehr beachtenswerten Sammlung „Schweizerdeutsch", von der ein erstes Bändchen „Ältere Mundartproben" vorliegt. G. Bohnenblust sammelt Lieder von Schweizer Dichtern zum Preise ihres Heimatlandes in dem inhaltsreichen Werk „O mein Vaterland! Die Schweiz im heimischen Liede des 14. bis 20. Jahrhunderts". Max Konzelmann stellt Zeugnisse über den größten Schweizer Erzieher zusammen in dem wohl gelungenen Bande „Pestalozzi. Der Mensch und Dichter im eigenen und zeitgenössischen Urteil". Robert Faesi

und E. Korrodi bieten fesselnde Bilder aus dem schweizerischen Geistesleben des achtzehnten Jahrhunderts in vier feinsinnigen Erzählungen unter dem Gesamttitel „Das poetische Zürich. Miniaturen aus dem achtzehnten Jahrhundert".

Reclams Universalbibliothek (Leipzig) bringt in ihren letzten Nummern, guter Überlieferung getreu, neben neuen Erscheinungen eine Reihe von Neuausgaben älterer Literatur, Jens Peter Jacobsens Roman „Frau Marie Grubbe", übersetzt von Mathilde Mann, und vor allem mehrere Stormbände mit wohl unterrichtenden Einleitungen von Walther Herrmann, „Immensee und andere Sommergeschichten", „Pole Poppenspäler", „Aquis submersus", „Der Schimmelreiter". Die in der Bibliothek bereits erschienenen Dramen Strindbergs werden um das tief sinnbildliche Werk „Ein Traumspiel" (deutsch von Heinrich Goebel) vermehrt, dem vom Übersetzer eine Einführung in die Dichtung, von Erich Oesterheld ein dramaturgischer Nachtrag beigegeben ist. Der Inhalt von Georg Hirschfelds spaßhaften Erzählungen „Die japanische Ente und andere Novellen" entspricht nicht ganz der rühmenden Würdigung, mit der Ottomar Enking den Band einleitet. Das Drama „Die Heimatscholle" von Paul Zober handelt davon, wie eine Inselgemeinde bei Hamburg das Land räumen muß, weil der Platz zur Erweiterungen des Hafens gebraucht wird. Der Kampf um die Heimaterde hat seinen Hauptvertreter in dem Vogt, einem knorrig eigenwilligen Menschen, der das Recht des Staates zu diesem Schritt nicht anerkennt und aus dem Leben scheidet, um nicht von der Heimat scheiden zu müssen. Die Menschen und Ereignisse sind etwas skizzenhaft dargestellt, aber in der Gestalt des Vogtes wie in manchen einzelnen Auftritten ist Leben und Wucht. Adolf Bartels gibt im zweiten Teil seiner „Weltliteratur" eine Übersicht über die fremdländische Dichtung. Das Buch ist wie der erste Teil zugleich ein Führer durch Reclams Universalbibliothek, die ja das besondere Verdienst für sich in Anspruch nehmen kann, weiten Kreisen die Bekanntschaft mit der Literatur des Auslandes, besonders des Nordens und Ostens vermittelt zu haben. Um ein abgerundetes Bild zu geben, greift der Verfasser wiederholt weit über den Kreis der Reclambändchen hinaus. Er bietet so in knapper Form eine Geschichte der Weltliteratur, die besonders auch dadurch Wert erhält, daß bei jedem ihrer Teile das Verhältnis des deutschen Schrifttums zu dem des fremden Volkes besprochen wird. Mehr eine Aneinanderreihung von Namen, Titeln und Äußerlichkeiten enthält der dritte Teil des Werkes, „Wissenschaftliche Literatur und Bücher des praktischen Gebrauchs."

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308.) — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

^k-s>8 2 I^K.

U?^ O

^ins dsutsoiis iVIonatssonrift, IispausgSlzsbsn von
l.uciwiß Stein
^u» klem Innslt liiese» tiefte«,
Silkini» un6 eigenkänckige UnterscKrikt von
t?r»u Prot, «eile V««t.
pr«f«»»r Dr. I^ucliviL Stein: O^r 8t»st —
sin« >l,,s, ninl,'?
Simon ^V. iisnauer, vorm. ^merik»n^ Vi «
L«ner»>> Konsul in ?rsnkkurt »,
OeutseKIsnäs (ZessKr.
t?«ul Sorgenfrei: Lin Leitrag 2ur Völker-
Q. Kueti, l>es»u: Oa^ >leer 6er (Z^rm^nen,
^rtkur 5ieum»nn, ck»rIottenburZ: Oi«
n»uen parte gruppierungsn uilä inrs
Stsllunznadme ^ur VVirtseliäsi, p ,Ij^K
ri. V/ez«l: VolKsdeglü Kung ocker Ver-
l,et!m,z»politik.
^Vltdeim ivteriäies: Wirk Ksstsprobleme
6er <Z«zen«ar>, sSo^isliiiierunz o<1s' Vor-
»tsstlionun« 6?» Löckens?)
Or. ^Villv conn: Die ?r»,rksurter Xaiionsl-
Versammlung von IL4s.
lZener»Ioder»rrt Or. I>Ieum»nn: Wi« Kslk^n
«ir unseren XriegsdesoKäck gten ?
vr. KsrI ^rns> Locnum: i^ui K«,n,tni» 6«s
«isutselien IZinkiussss in, Listigen I^«bsn
I^iig'ünäs.
tisn, LrecKt: IZchsv ?ur PKilosopKi«.
Kurt Wstter Oolliscnmiäi, O«r WsnS«!
äss gristokrslis Ken Iässl».
t.uck«!g tZeizer i-: X«ue biblisoke Dramen,
ti. kkimpler: Di« Lee« ,i«^ 1>t,mei,s<:!ien.
pr«se»»or Or. tZ. l'LrK, Zreslsu: OsnKen,
Wissen, I^?dsn.
Or. felix freullen tn»I, ^mtszerientsrat
». l).: Di« Aussteuer unserer 1'öeKter.
l)r. t^ktSUr <?ro»s: k'ritzi v. t^nrun.
l^Ise >V«KIzemutn: Wintprenele.
t^n»t /^ItiiireKt Lvrsmon<i une> Spinoza,
t^ortsstnung).
IZuncksci,»uen.
sursis prorisst 2 IvIK.. pro Quartal (3 ttstts) S r/li., pro .IsKr«. (12 r-Issts) 24 IvIK.
Vsrlse 6sr Tonles. SucticjruOksi-si v. L. Lcnottlssnclsi'^..<z.. Srgslsu !>>.
i InsorstsnsnrikKms ejurok unssrs Q«8Or,äftsstsIIs, lZsrlir, W. 1O, 6uren unssrn Verls
t Srsslsu III, «o«!s 6uro^i r?u6o>f kv1o8ss, Ssrlir, ur,6 eiis dsksnntsn ^nnonosnsxpseiitior,»

April 1919

Inhalt.

Inhalt des 169. Bandes:

April / Mai / Juni 1919

Schlesische Buchdruekerei v. S. Schottlaender. Breslau.

Professor Dr. Ludwig Stein:

Der Staat — eine Maschine?

Der Staat — eine Maschine: das ist das stehende Bild der mechanischen Staatsauffassung, wie ich anderwärts dargetan habe. Für Descartes war das Tier, für de la Mettrie der Mensch eine Maschine. Schon bei einer Uhr, die sich selbst bewegt, sagt Hobbes im Vorwort seines Buches „Über den Bürger", vollends bei jeder etwas verwickelten Maschine kann man die Wirksamkeit der einzelnen Teile und Räder nicht verstehen, wenn sie nicht auseinandergenommen werden und der Stoff, die Gestalt und die Bewegung jedes Teile für sich betrachtet wird. Ebenso muß bei den Rechten des Staates und bei Ermittlung der Pflichten der Bürger gegeneinander der Staat zwar nicht aufgelöst, wohl aber muß er wie ein aufgelöster betrachtet werden, d. h. es muß die menschliche Natur untersucht werden, wie weit sie zur Bildung des Staates geeignet ist oder nicht, und wie die Menschen sich zusammentun sollen, wenn sie eine Einheit werden wollen. Hobbes setzt hier nur den englischen Nominalismus von Duns Seotus und Wilhelm Oeeam fort und überträgt ihn ins Soziologische. Schon Abälard hatte den Satz aufgestellt: omni» pars nntnrnliter prior e«t »u« tot«.

Wie verhält sich nach alledem die Vielheit der Bürger zur Einheit des Staates? Der soziologische Nominalismus antwortet: Nicht anders als die Teile der Maschine zu dieser selbst! Erst müssen die Teile vorhanden sein, und aus ihrer Zusammensetzung geht — nach einem vorbedachten Plane, u«tn bene — die Einheit der Maschine hervor. Die Maschine Staat ist eine von Menschen erfundene und künstlich zusammengestellte Schutzwehr gegen den Naturzustand, wo jeder zwar ein Recht auf alles hat, aber doch „nichts genießen kann, während im Staat ein jeder sein beschränktes Recht gebrauchen kann". „Außerhalb d,s Staates schützt man sich durch eigene Kraft; im Staat durch die Kraft aller" (Hobbes). Denn im Staat ist die vereinigte Macht aller Willen Subjekt geworden. Das Subjekt des Machtzentrums: Staat ist die Maschine; der Souverän: der absolute Monarch. Der Staat ist somit eine Versicherungsanstalt auf Gegenseitigkeit, ein Not- und Zwangsinstitut, ein atomistischer Mechanis»

MUS, den die b«t« Kuiuaiu« künstlich zusammengestellt hat, um dem sonst unvermeidlichen Krieg aller gegen alle zu entrinnen. Der Staat ist, in dieser Beleuchtung gesehen, ein fein ersonnenes Regulierungssystem der Einzelegoismen. Im Naturzustande gilt nämlich die Parole: Kum« Koruiui lupus, erst im staatlichen Kulturzustande die Devise: tium« Iwiuini Seus (Der Mensch ist des Menschen Gott). Der Ausgangspunkt aller sozialen Beziehungen unter Menschen heißt: Krieg, aber ihr Endpunkt ist: der Friede. Die Furcht hat die Menschen schon im statu» naturalis zum patriarchalischen oder despotischen Staat als dem einzigen Ausweg getrieben, dem „Kriege aller gegen alle" zu entrinnen. Auf dem Wege eines stillschweigenden Staatsvertrags schließen die vorgeschrittenen Individuen (Bürger) des statu« civilis ein gegenseitig bindendes Übereinkommen des Inhalts, daß jeder auf seine Urfreiheit im Naturzustande, die so weit reiche wie seine Macht, in der Voraussetzung verzichte, daß alle andern auf die ihrigen mit» verzichten. Aus Furcht also im Naturzustande, aus Überlegung im Kulturzustande treten die einzelnen Willen zusammen und summieren sich im Staat -durch bloße Addition, gleich einem mechanischen Aggregat, zu einem Gesamtwillen. Der künstliche Körper: Staat hat die Bestimmung, durch arithmetischen Ausgleich der Interessenkollisionen seiner Bürger die allgemeine Harmonie herzustellen. Das Machtzentrum des Staates ist demnach die mechanische Summation oder richtiger die arithmetische Addition von Machteinheiten. Wie bei der Maschine die einzelnen Maschinenteile dem Ganzen vorangehen, so gehen bei der Maschine Staat die Individuen oder Bürger in ihrer Zusammenlegung der Einzelwillen zum summierten Gesamtwillen dem Ganzen zeitlich und logisch vor» aus. Der „politische Körper" oder die „öffentliche Person" Staat entsteht, wenn man einen Blick auf das Ganze der sozialen Gesetzmäßigkeit richtet. „Souverän" heißt diese „öffentliche Person", sofern sie handelnd auftritt. Nach der mechanischen Auffassung ist eben der Staat wie alle begriffliche Einheit nicht das Frühere, sondern das Spätere, nicht Zweck, sondern Mittel, nicht das herrschende, sondern das dem allgemeinen Wohl dienende Prinzip, nicht Grund, sondern Folge des menschlichen Znsammenschlusses. Der Gemeinwille im Staat setzt sich aus der mechanischen Addition der Einzelwillen seiner Bürger zusammen, nicht aber leitet sich umgekehrt — wie beim aristotelischen).67i,, Tix,^??^ — der Einzelwille aus dem staatlichen Gemeinwillen ab. Das methodische Verfahren ist dort die Induktion, hier die Deduktion. In der mechanischen Weltanschauung gehen die Teile dem Ganzen, in der organischen geht umgekehrt das Ganze den Teilen zeitlich, b e g r i f f l i ch und der Würde nach voraus. Der letzteren ist der Staat oberstes Prinzip, gleichsam ein politisches Ariom, dem ersteren hingegen ist er Resultat, sei es der bloßen Furcht, sei es der schlauen Berechnung.

Der Staat beginnt für die mechanische Weltanschauung erst in dem Augenblicke, da die Mehrheit, der Zahl nach, einwilligt, ihn zu bilden. Durch diese

Einwilligung der Majorität verwandelt sich die Menge in ein Volk. Den Unterschied zwischen gestaltloser Menge und organisiertem Volk hat Hobbes klar und scharf gekennzeichnet (S« oive Lap. VI, Z 1 Zusatz): „Die Menge, als ein Sammelwort,'bezeichnet mehrere Dinge;, eine Menschenmenge ist also soviel wie viele Menschen. Da das Wort eine Zahleinheit ist, so bezeichnet es auch ein Ding, nämlich eine Menge. Die Menge ist keine natürliche Person. Wenn aber dieselbe Menge Mann für Mann ausmacht, daß der Wille eines einzelnen Menschen oder der übereinstimmende Wille der Mehrheit von ihnen als der Wille aller gelten solle, so wird sie dann eine Person, denn sie ist nun mit einem Willen begabt und kann deshalb freiwillige Handlungen jeder Art vornehmen . . . Sie heißt dann Volk, nicht Menge."
Das Volk aber besteht nach Hobbes (ebenda Kap. VII, § 7) nicht v or der Begründung des Staates, denn vorher ist es keine Person, sondern eine Menge einzelner Personen. Unter Volk versteht Hobbes (ebenda Kap. XII, 8 8) „eine Einheit mit einem Willen, der einer eigenen Handlung fähig ist, was von der Menge nicht gesagt werden kann. Das Volk herrscht sonach in jedem Staate, selbst in der Monarchie, denn da äußert das Volk seinen Willen durch deneines Menschen." Der Staat ist hiernach eine Person, deren Handlungen durch die gegenseitigen Verträge aller mit allen zu Handlungen der Volksgenossen autorisiert sind (Leviathan 88 157, 158). Aber diese Person ist ein mechanisches Kunstwerk, ein politischer Automat, von klugen Menschen ersonnen, um durch ein einziges Machtzentrum die isolierten und einander entgegenstrebenden Machtein-heiten wettzumachen. Wie gewerbefleißige Menschen, so führt Hobbes (Leviathan H 324) aus, durch Beobachtung der Materialien, durch Vergleichung von Gestalt und Proportion der Bauwerke an Stelle der armseligen Hütten der Vorzeit die Kunst ausgebildet haben, gut zu bauen, so haben die politischen Architekten auf dem Wege eifrigen Nachdenkens über die besten Staatsverfassungen die Kunst ausgebildet, wie die Menschen am zweckmäßigsten zu regieren sind. Die Menge verhält sich nach alledem zum Volk, wie etwa ein Hanfe undisziplinierter Frei-schärler zu einem geschulten, von Generälen geleiteten Armeekorps. Dort führen die Instinkte zum Untergang, hier führt die Überlegung zum Sieg. In seinen „Briefen vom Berge", dem politischen Evangelium der französischen Revolution, findet Rousseau die knappste Formel für den uns beschäftigenden Gedankengang: „Was macht den Staat zu einer Einheit? Die Vereinigung seiner Mitglieder. Woher rührt diese Vereinigung? Aus der Verpflichtung, die sie bindet." „Was ist die Grundlage dieser Verpflichtung?" Die verpflichtende Kraft der Rechtsordnung ist, richtig verstanden, das eigentliche Thema seines Oontrat »«ciul. Nicht wie der Staat geschichtlich entsteht, sondern wie die in ihm geltende Rechtsordnung logisch gerechtfertigt werden kann, das ist, wie die neuere Rousseau-Forschung festgestellt hat, der tiefste Kern der Rechtsphilosophie Ri'nsseaus. Und wie Hobbes zwischen Menge und Volk eine scharfe Grenze zieht,

so Rousseau zwischen vul«ot6 ^Iiöläl« und volonte äe tun». Im National-
gefühl z. B. sei der Gesamtwille am deutlichsten ausgeprägt. Hobbes und
Rousseau gelangen daher nur scheinbar zu entgegengesetzten Resultaten. Im
letzten Grunde fordern sie gleicherweise einen Despotismus behufs Aufrecht-
erhaltung und regelrechter Funktionierung der Maschine Staat; nur verlangt der
Aristokrat Hobbes den Despotismus einer Einzelperson, des absoluten Monarchen,
nach dem Vorbilde des Sonnenkönigs mit seinem Wahlspruch: „I'ttat c«»t
Woi", während der Genfer Rousseau an Stelle des Einzeldespotismus der Person
einen Massendespotismus des Souveräns Volk setzt. Hobbes hat Untertanen im
Auge, deren Sonderwillen vom staatlichen Gesamtwillen mechanisch gedrillt und
automatisch beherrscht wird, Rousseau freie Bürger, welche als Teilhaber der
politischen Gewalt dem Staate ihre Willen aufprägen. Dort setzt sich die
Menge in ein Volk um, das alle Einzelwillen im Interesse der Selbsterhaltung
am besten einer Einzelpersönlichkeit überträgt, weil diese den großen Vorzug der
Stetigkeit, Einheitlichkeit und Willensfähigkeit in sich vereinigt, so daß der In-
haber der Staatsgewalt nicht bloß das Haupt, sondern die ganze Seele des
Volkes in sich darstellt (üe cive Vap. VI, K 19); hier treten alle Volksgenossen
ihre Rechte an die Gemeinschaft ab (Luotrat Sociul I, K). Aber beiden ist die
Rechtsordnung nur ein Instrument des Nutzens, ein Werkzeug der Gesellschaft
zur Förderung des allgemeinen Wohls. Dieses allgemeine Wohl kann arith-
metisch nach der allgemeinen Formel „tde xr^tl'st Kai,i,iu?«« tlx; ^rettt«i<t
onmber" festgestellt werden (Bentham, Mill). Der Staat ist also Kunstprodukt,
nicht Naturprodukt; er entsteht im eigentlichen Wortsinne des griechischen ^/«»
vix6? (klug, erfindungsreich, listig) als politischer Automat, als genial konstru-
ierte Wohlfahrtsrechenmaschine im Sinne der epikureischen Nützlichkeitstheorie.
Ursprung wie Rechtfertigung des Staates ist die öffentliche Wohlfahrt, die salu»
publica. Und aus diesen Nützlichkeitserwägungen heraus machen die
Menschen durch Zusammenlegung (mechanische Addition) ihrer Einzelwillen zu
einem Gesamtwillen, sei es durch eine Einzelperson wie bei Hobbes, sei es durch
eine voloutö z?6u6raIe wie bei Rousseau, den Staat. Die kürzeste Formel der
mechanischen Staatsauffassung lautet daher: Die Individuen allein
sind Grund und Zweck des Staates. Das ist und bleibt denn
auch das wissenschaftliche Credo des politischen Liberalismus, wie er besonders im
englischen Militarismus (Bentham, Mill) und in der Manchesterdoktrin des
Eebden-Klubs ausgeprägt ist.

Deutschlands Gefahr Simon W. Hanauer

Simon W. Hanauer,
vorm. Amerik. Vize-General-Konsul in Frankfurt a. M. :

Deutschlands Gefahr.

Oberhalb des Niagara-Wasserfalles ist eine Stelle, welche die Todes-
linie (Ve:ltk-I.iue) genannt wird. Hier nimmt der mächtige Fluß eine
reißende Strömung an, und alles, was von ihr erfaßt wird, Schwimmer oder
Schiff, wird schnell über den Fall geführt. Da gibt es weder Rückzug noch
Rettung! „Vor Iahren ereignete sich folgendes: Ein Bergnügungsdampfer mit
einigen Hundert Ausflüglern erlitt einen Unfall an seiner Maschinerie, wodurch
er unlenkbar gemacht wurde und die letzte Landungsstation nicht erreichen konnte.
Das Schiff war nur einige Kilometer entfernt von der Todeslinie und trieb stetig
stromabwärts. Als alleiniges Rettungsmittel wurden die wenigen Schiffsboote
bemannt, um mittels der mitgeführten Taue, die mit dem Schiff verbunden
waren, einen Kontakt mit dem Ufer herzustellen. An die Tauleinen wurden starke
Kabel auf oem Schiffe geknüpft und letzteres unter gewaltigen Anstrengungen
an das Ufer gezogen und glücklich geborgen. Telegraph und Zeitungen berich-
teten bald über diese Episode, und Hunderttausende von Lesern erbebten vor
Angst und Freude über diese Nachricht."

In ähnlich gefährdetem Zustand befindet sich heute das steuerlose
Deutschland, das der Anarchie zutreibt! Dem klarsichtigen Beobachter
dünkt die Gefahr hier noch größer, weil sie vom deutschen Publikum verkannt
oder mißachlit wird.

Ominös und in grellem Widerspruch zu der prekären Lage und den noch
schlimmeren Folgen ist 1. die existierende Sorglosigkeit und Genußsucht, die vor-
nehmlich in der städtischen Bevölkerung sich bemerkbar macht; 2. der unaufhör-
liche Streit unter den vielen politischen Parteien, von denen jede ihre partikula-
ristischen Theorien hartnäckig verficht und bestrebt ist, sie zur Herrschaft zu
bringen; dies wirkt auf das staatliche System zersetzend, wie Schlangengift
auf das Blut.

Nach 4-/4 Iahren glorreicher Kämpfe und Siege, welche die ganze Welt in
Bewunderung versetzten, liegt jetzt die große deutsche Nation am Boden und ist
ihren Feinden widerstandslos ausgeliefert. Nur durch Erweckung, Verstärkung
und energische Anwendung seiner geistigen und phnsischen Kräfte kann Deutsch-
land dem drohenden Verfall vorbeugen und seine Aufrichtung und Wiedererlan-
gung seiner vormaligen Stellung als Großmacht erreichen. Selbsttäuschung
bringt Schaden. Parteizwiste und Uneinigkeit haben schon oft mächtige Nationen
zum Ruin geführt. Die Weltgeschichte liefert viele Beweise dafür. Rom
und Griechenland des Altertums, Spanien und Polen im Mittelalter und Öster-
reich und Rußland der Ietztzeit sollten als Warnungen für Deutschland dienen.

Sein jäher Umschwung vom monarchisch-militärischen Staatssvstem zur
Republik gibt keine volle Garantie auf Bestand. — Republiken sind leicht zu
machen, doch Republikaner können nur im Laufe von Generationen erzogen
werden. Frankreich hai dreimal eine Umwandlung zur republikanischen Staats-
form in wenigen Tagen vollzogen, jedoch sind die Franzosen auch heute keine Repu>
blikaner, wie die Amerikaner es in Wirklichkeit sind. Auch die vielen Staats-
gebilde lateinischer Abkunft sind keine realen Republiken, sondern bloß Karika-
turen oder schlechte Konterfeie einer wahren Republik. Die Vereinigten Staaten
von Amerika sind die einzige wirkliche Republik von Bedeutung und nehmen stetig
an Kraft, Ausbreitung und politischem Einfluß zu. Die Amerikaner (Franen
sowohl als Männer) sind naturgemäße echte Republikaner durch Ererbung, Tradi-
tion, Erziehung, Umgebung und Gewohnheit, durch Denkungsart und Über-
zeugung. Die „Große Republik" wurde im Iahre 1787 formiert aus 13 Kolo-
nien, die 1776 von England sich lösten; doch die Bevölkerung dieser Kolonien
besaß seit Generationen republikanischen Charakter, denn diese Kolonien wurden
durch freiheitsliebende, selbstbewußte Menschen gegründet und regierten sich durch
eigene Gesetze, und sie eruählten ihre Beamten. England bestallte bloß einen
Gouverneur für jede Kolonie, der mehr dekorativ als machtbefugt war.
Die Ansiedler dieser Kolonien hatten bei Gründung derselben (Virginia als
erste im Iahre 1607, Massachusetts im Iahre 1620) mehr von republikanischen
Charaktereigenschaften als die meisten Völker Europas von heute. Manche der
europäischen Nationen werden die republikanische Regierungsformation der Ver-
einigten Staaten kopieren, doch weit wichtiger ist es, die Amerikaner als Muster-
Republikaner zu studieren und ihre Charaktereigenschaften zu akquirieren. Das
wird schwer halten, und von den republikanischen Neubildungen des ersten
Viertels dieses Iahrhunderts werden wohl wenige lange bestehen. (China, Ruß-
land, Polen, Böhmen, Ungarn; die aus den Balkanstaaten und aus den Baltischen
Ländern erstehenden Republiken u. a. m.)
Weit wichtiger als der Plan eines Völkerbundes ist: daß die
Nationen einander kennen lernen, d. h. sich besser verstehen; dann würden irrige
Meinungen, Vorurteile, Eifersüchteleien und unfreundliche Gefühle verschwinden,
und an deren Stelle würden gegenseitige Achtung, Sympathien und freundlich»
intime Beziehungen eintreten. Noch herrscht große Unwissenheit im Lande der
Denker über Amerika. Sogar führende Zeitungen veröffentlichen oft unsinnige
Berichte betreffs amerikanischen Volks» und Regierungswesens, ökonomischer und
Handels-Angelegenheiten. — Manche irrigen Berichte resultieren aus ungenü-
gender Kenntnis der englischen Sprache. Der persönliche und wirtschaftliche Ver-
kehr zwischen den Völkern erheischt innigste Pflege, um klare Erkenntnis zu er-
reichen. Dadurch würden internationale Zwistigkeiten vermieden und vielerlei
Hemmnisse beseitigt werden, gegen welche bisher sowohl die Religion wie auch
die Diplomatie sich kraft- und nutzlos erwiesen haben.

Deutschlands Gefahr

Simon W. Hanauer

Präsident Wilsons Plan eines Bundes aller Nationen zwecks Verhinderung der Kriege ist nicht neu und schon vor vielen Menschenaltern von Kant und anderen Philosophen gelehrt — und von Elihu Burritt, dem amerikanischen Grobschmied, agitatorisch betrieben — worden. Auch die — vornehmlich in den Vereinigten Staaten und in England — bestehenden Friedensgesellschaften haben einen Völkerbund als Fundament eines „ewigen Friedenszustandes" befürwortet, jedoch keinen Erfolg erzielt, trotz der Unterstützung von Kaiser Nikolaus IL, Andrew Carnegie, Henry Ford und anderen Idealisten.

Es mag ja Wilson gelingen, in dem z. Z. existierenden Zustand der Erschöp» fung der Nationen, die meisten dieser zum Abschluß einer sogenannten Völkervereinigung resp. der Formation eines internarionalen Rechts Tribunals zu bringen. Doch wird diese Vereinigung kurzes Dasein haben, denn sie ist ohnmächtig gegen die Macht der Natur, ist auch widersätzlich der Entwicklung und Kraftentfaltung lebensfähiger Völker; außerdem kann ein solches künstliches Machwerk gegen die menschlichen Leidenschaften Ehrgeiz, Stolz, Herrschsucht und Eifersucht nicht bestehen.

Es ist wünschenswert, daß Wilsons Versuch zur Annahme gelänge, wenn derselbe auch keinen dauerhaften Wert hat; er ist einer Morphiumeinspritzung oder einem Einschläferungsmittel vergleichbar. Das deutsche Volk in seiner jetzt so traurigen Lage (weit schlimmer als die Preußens nach Iena, oder die Frankreichs im Iahre 1871) blickt sehnsüchtig und hoffnungsvoll auf die Intervention von Präsident Wilson, um durch ihn einen gerechten Frieden zu erlangen, wie er in seinen Noten und Reden sich erklärt hat. Mit der fast einmütigen Unterstützung der amerikanischen Nation von 110 Millionen Seelen und einer ungeheuren wirtschaftlichen Kraft, ist die Erwartung, „sein Einfluß wird für Deutschland nützlich sein", wohl gerechtfertigt.

Iedoch sind die Hindernisse, die er zu beseitigen hat, sehr schwerer Natur und es ist noch unsicher, ob er der Habgier, Rachsucht und Furcht seiner Bundesgenossen Herr werden kann, besonders weil der kraftlose, zerrüttete Zustand Deutschlands ihm keinen bodenfesten Halt gewährt, ja sogar die feindseligen Pläne der Franzosen, Briten, Italiener, Polen, Tschechen u. a. m. nährt und erweitert. In Deutschlands Uneinigkeit und Zerrissenheit liegt seine größte Ge» fahr. Ungeachtet seiner unerwarteten Niederlage würde die deutsche Nation — wenn einig und kompakt — eine dauerhafte hochrespektable Stellung unter den Großmächten der Welt einnehmen, die den Deutschen durch ihre mannigfachen Verdienste wissenschaftlicher und kultureller Art gebührt. Solch' eine Nation kann nur untergehen durch eigene Schuld. Für den Fortschritt der Zivilisation, für die Wohlfahrt der Menschheit ist der Einfluß, resp. die Erhaltung des Deutschtums von viel größerer Bedeutung als die anderer Völkerschaften, mit der einzigen Ausnahme: der Anglo-Amerikanischen. Ein freundliches Zusammen»

gehen der letzteren mit der deutschen ist segensreicher für die Menschheit als ein Völkerbund!

Vor allem sollte Deutschlands Politik bestrebt sein, einen Anschluß an das Amerikanertum zu erzielen! Die Amerikaner sind bisher in Europa stets verkannt und unterschätzt worden. Man hat ihnen hohen Idealismus und kulturelle Ziele abgesprochen und sie nur „für materielle Interessen bestrebt" erachtet. Diese Meinung ist gründlich falsch, das Gegenteil ist wahr, wie sich jetzt schon durch Amerikas Stellungnahme zum Abschluß eines billigen und dauerhaften Friedens zeigt. Der Amerikaner ist selbstbewußt, resolut, intelligent, tolerant und großherzig. Er ist weder kleinlich noch rachsüchtig, und Sympathie für Schwache und Notleidende (Individuen wie auch junge oder unterdrückte Völker) ist einer seiner hervorragenden Charakterzüge. Die ihm eigentümliche Gutmütigkeit und Hilfsbereitschaft den Franen und Kindern gegenüber ist wohlbekannt. Großartig und unübertroffen von irgend einem anderen Volke ist die Freigebigkeit der Amerikaner für alle Zwecke, um die Humanität, Freiheit und den Fortschritt zu fördern. Das amerikanische Wesen zeigt viele Unebenheiten und Gegensätze, ist jedoch im Vergleich mit anderen Nationen hochwürdig und vorbildlich. — Sapienti sst. »

Paul Sorgenfrei:

Ein Beitrag zur Völkerpsychologie.

Ein merkwürdiges, aber doch interessantes Moment ist in dem Augenblick zu verzeichnen gewesen, als sich Deutschland durch seine inneren Verhältnisse gezwungen sah, seinen Feinden den Frieden anzubieten. In den feindlichen Ländern, vor allem Frankreich und England, wurden die ungeheuerlichsten Forderungen laut, die oft an pathologische Merkmale erinnern, wie sie gewisse geistige Verfassungen zeigen. Es ist dies eine Art „Manie", wie sie mitunter bei großen Veränderungen im Völkerleben vorkommt. Vor allem kann man diese Beobachtung in der Presse verzeichnen, die einen gewissen Maßstab für das Volk und seine Beschaffenheit darstellt. Sagt ja doch ein altes Wort: jedes Volk hat die Presse, die es verdient! In ihr spiegelt sich gewissermaßen der Volkscharakter wider.

Revolutionszeiten enthüllen den Volkscharakter. Ein Zeichen des Deutschtums ist das Schwerfällige, das sich jetzt so recht gezeigt hat. Revolution enthüllt aber auch die niedrigsten Volksinstinkte, wie es sich jetzt ebenfalls wieder erwiesen hat: Raub, Diebstahl, Mord sind an der Tagesordnung, Begleiterscheinungen einer jeden Revolution, wo das Gesindel im Trüben zu fischen hofft, wo aber

auch Verblendete unerreichbaren Phantomen nachjagen. Sonderbare Blüten
treibt der Geist des Umsturzes!
Kaum waren die ersten Anzeichen von Deutschlands Revolution bemerkbar,
da schwoll dem gallischen Hahn gar gewaltig der Kamm, der zu einem Monstrum
anwuchs, als Foch seine bekannten Bedingungen stellte. Und die englische Bull-
dogge heulte dazu vor Freude, und ihr Bellen und das Krähen des gallischen
Hahns stimmten harmonisch überein: ceterum censea Oerrnaniani esse delen-
«Kun. Das ist das Leitmotiv, das durch alle französisch-englischen Kundmachungen
hindurchgeht. Auf der einen Seite ist es das Gefühl der Rache, auf der anderen
das der Befriedigung, und in beidem können sich die genannten Völker gar nicht
genug tun! Iedoch mischt sich unverhohlen in diese Gefühle noch ein anderes:
Deutschland ist unbesiegt zusammengebrochen. Noch bis
zum letzten Augenblick haben die deutschen Armeen den wütenden Anstürmen der
großen Überzahl der Feinde standgehalten. Schritt für Schritt den ruhmreich
erstrittenen Boden preisgebend, ehe- es zur Auflösung kam, zu der sie nicht vom
Feinde draußen, sondern durch die inneren Verhältnisse gezwungen wurden. Dies
ist ein Moment, das unseren Feinden durchaus nicht, trotz ihres Siegestaumels,
in den Kram paßt. Sie wollten ja siegen, d. h. Deutschland schlagen,
und das ist ihnen nicht geglückt. Unverkennbar mischt sich in all den feindlichen
Siegesjubel dieser Wehmutstropfen, und darum ist man bestrebt, den Anschein
des Siegers zu erwecken, weiter in Deutschland selber vorzudringen, deutsche Orte
zu besetzen, womöglich noch ein paar Kämpfe zu inszenieren, die sich ja schließlich
gar nicht so schwer durch unerträglich harte Forderungen heraufbeschwören lassen
dürften. Es fehlt dem französisch-englischen Vorgehen die — G l o i r e. Iener
Ruhm, der unsere Heere bei ihrem Vorgehen begleitete, heftet sich nicht an die
Fahnen der jetzt vorgehenden Franzosen und Engländer. Es ist unstreitig, daß
dadurch das nationale Ehrgefühl enttäuscht ist. Und diese Enttäuschung spiegelt
sich in der feindlichen Presse, in den rigorosen Maßnahmen der Feinde wider.
Man triumphiert über einen nicht besiegten Feind, an dem man nun seine Wut
doppelt ausläßt, nachdem er zur Ohnmacht verurteilt worden ist.
Hierin liegt ein bemerkenswertes völkerpsychologisches Moment, das zugleich
ein bezeichnendes Licht auf die Kulturstufe wirft, auf der Franzosen und Eng-
länder stehen. Den Begriff „Kulturnation" muß man sehr weit fassen, sofern
man diese beiden Völker mit darunter verstehen will. Dies hat sich schon vielfach
während des Verlaufes des Krieges gezeigt, es zeigt sich dies auch jetzt wieder am
Ende desselben. Es steckt ein Stück Mittelalter und Altertum in dem Gebaren
dieser Völker: man stößt dem geschlagenen Feind den Dolch in den Rücken oder
macht ihn zum Sklaven! Dem Engländer ist ja das Sklaventum noch heute ein
wohlbekannter, in seinem Sinne kultureller Begriff. Und man könnte es ihm als
Entschuldigung anrechnen, wenn man seine kolonialen Beziehungen in Betracht
zieht. Aber dabei vergißt England, daß Deutschland kein afrikanisches Gebiet

mit unkultivierten Menschenrassen ist. Und bei Frankreich liegt die Sache ähn-
lich. Rücksichtslosigkeit hat von jeher den Engländer ausgezeichnet, wenn es sich
darum handelt, ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Dieses Ziel liegt bei ihm auf
wirtschaftlichem Gebiete. Nicht so bei dem Franzosen. Bei ihm herrscht lediglich
das Gefühl der Revanche, ein Rachegefühl, dem Genüge zu leisten er jetzt im
Begriffe steht. Kann nun aber ein Volk, das sich dem Gefühl der Rache hingibt,
als eine Kulturnation angesehen werden? Kann anderseits ein Volk, das
egoistisch seine wirtschaftliche Macht auszudehnen bestrebt ist und dabei ein
anderes Volk der Vernichtung preiszugeben gewillt ist, auch noch auf den Namen
Kulturnation Anspruch erheben?
Die französische Psyche ist eingestellt auf den Moment der Rache, der Re-
vanche und ist derart von diesem Gefühl beherrscht, daß das französische Volk
darüber die Aufgaben, die einer Kulturnation zufallen, völlig aus den Augen ver-
liert. Vielleicht hat es eine Zeit gegeben, wo Frankreich unter dem Eindruck
feiner Niederlagen dem Besinnen nahe war. Aber da gewannen wieder jene
Elemente die Oberhand, die die Psyche des französischen Volkes sehr wohl ver-
standen, das sich bekanntlich leicht leiten läßt, wenn nur der rechte Mann er-
scheint, der seiner Schwäche schmeichelt. Und in England ist das Bild ähnlich,
nur mit anderen Farben gemalt. Hier malte man das Gespenst der deutsch?n
Konkurrenz vor das Volk, und späterhin, wo man derbere Mittel anwenden mußte,
um das Volk gefügig zu machen, mußte der deutsche Barbarismus herhalten. Man
griff also zu wirklich mittelalterlichen und altertümlichen Mitteln, die Psyche des
Volkes zu lenken und zu leiten, und das französische wie das englische Volk ließen
sich auch willig führen, — d. h. irreführen.
Wie stand demgegenüber das deutsche Volk? Konnte man hier wilde
Leidenschaften, niedrige Gelüste konstatieren, die es in den unheilvollsten aller
Kriege stürzen ließen? Nichts von alledem. Im deutschen Volksbewußtsein
herrschte das Recht, wenn es auch nur ein Recht war, wie es ihm vorgemacht
wurde. Dieses Rechtsbewußtsein war so fest im deutschen Volke verankert, daß
es willig die größten Entbehrungen auf sich nahm, -— nur um dem Rechte zum
Ziele zu verhelfen! Von einem „begangenen Unrecht" wollte das deutsche Volk
nichts wissen, und die historischen Tatsachen geben ihm auch recht, wenigstens so-
weit diese Tatsachen ihm bekannt waren. Ist aber das deutsche Volk mit diesen
„Tatsachen" betrogen worden, so ist dies nicht seine Schuld: es hat gekämpft für
ein Ideal, für den Schutz seines Vaterlandes vor rach- und raubgierigen Völkern!
Die deutsche Volkspsyche basiert auf dem deutschen Dichter- und Denkertum.
Vielleicht ist sie zu fest auf beiden aufgebaut und paßt daher nicht mehr in diese
Welt. Die anderen Völker haben eine ganz anders geartete Welt: sie haben eine
Welt des Seins, der Deutsche eine solche des Scheins. Hier stehen sich
wieder, wie so oft im Leben, Theorie und Praris gegenüber. Der Deutsche glaubt
der Welt Rätsel durch Theorien lösen zu können, der Engländer und der Ameri-

kaner — in letzter Linie auch der Franzose — sind praktische Völker. Daß alle
Theorie grau ist, hat das Ende des Weltkrieges gelehrt. Hier ist Deutschlands
Weisheit zu Ende gewesen!
Am Ende dieses Völkerringens haben zugleich zwei grundverschiedene Welt-
anschauungen ihren Kampf ausgestritten: das Germanentum ist dem Romanenmm
unterlegen. Ob dies ein Entscheidungskampf war) der für immer dem
Kampfe ein Ende bereitet hat? Dies wäre wohl nur dann möglich, wenn die
Träger des Germanentums völlig vernichtet würden. Daß daraufhin
unsere Gegner abzielen, dürfte unschwer zu erkennen sein. Aber Deutschland hat
manch harten Sturm erlebt, und immer wieder hat die deutsche Art sich empor-
gerungen, hat deutscher Geist und deutsche Arbeit nach mancher Niederlage immer
wieder gesiegt. Zu tief und zu fest ist das Deutschtum gewurzelt, das man so recht
mit der deutschen Eiche vergleicht, die sich nicht entwurzeln läßt, auch wenn no.1i
so sehr der Sturm in seinen Ästen peitscht und manchen Zweig herunterreißt:
die deutsche Eiche ist stark genug, neue Äste und Zweige zu bilden, von neuem zu
ergrünen, wenn erst einmal wieder ihr Frühling erschienen sein wird, der sie zu
neuem Leben führt. Ob es ein „Völkerfrühling" sein wird, wie ihn einst Wilson
erstrebte, muß die Zukunft lehren, — die Gegenwart kennt nur einen Winter-
sturm, der die deutsche Eiche in allen ihren Ästen nnd Zweigen erschüttert, ihre
Blätter vernichtet, ihre Krone gebrochen, aber sie doch nicht entwurzelt
hat!
Mit der Forderung der Polen, Danzig in ihren Besitz zu bringen, erwacht
erneut der Streit zwischen Germanentum und Slawentum um das Meer zwischen
Westen und Osten. Di? Polen kommen, soweit sie lies überhaupt noch für nötig
halten, mit Rechtetiteln, die sich zwischen dem 15. und IS. Iahrhundert bewegen.
Gewiß kann man schon !n jedem Konversationslerikon lesen, daß sich Danzig 1466
gegen Hansa und Orden unter die Herrschaft Polens begab. Doch die Stellung
Danzigs zu Polen als die einer freien Stadt, einer Stadt mit eigenem Rechte, ist
ebenso bekannt wie jene Ereignisse. Es liegt ja Polen auch nicht nur an dem
Besitze von Danzig, man will zum Meer, will seinen slawischen Einfluß der Ostsee
aufzwingen. Und da muß man denn doch fragen — mit welchem Rechte. Polen stutzt
seine ganze Bewegung auf das Recht der Nationalität. Der Instinkt der Massen
soll entscheiden, „elementar wird das sich als slawisch bekennen, was slawisch
war." Man ruft Deutschland zu, seine Gefühle nicht verletzen zu wollen, denn man

beanspruche keinen Fußbreit deutscher Lande. Nur Gebiete, welche Kraft ihrer Gesinnung polnisch bleiben, weil sie polnisch waren, will man in die Arme deS Vaterlandes zurückziehen. Wann, fragen wir diesen Worten gegenüber, w.nin, fragen wir bei aller Anerkennung der polnischen Bewegung, soweit sie sich auf die Grundlage der Selbstbestimmung stützt, wann waren die Gestade, welche gen Osten hin die Meere der Wasser zwischen Schleswig und der Newa umwellen, nicht nach Kultur, Sitte, Religion seit dem Abschlusse des fünfhundertjährigen Kämpfens zwischen den Westgermanen und den Slawen in allen Ausdrucksform.n nicht germanisch?!

Das 12. und 13. Iahrhundert wurde zum Zeitalter der Kolonisation der Germanen. Die niederdeutschen Fürsten unterwarfen die Slawen Mecklenburgs, Pommerns und Wagriens. Religiöser Eifer, Wandertrieb und kaufmännische Instinkte trieben die besten deutschen Kräfte an, im Osten vorzudringen, war doch der Westen vergeben wie der Süden. Der Osten aber war jungfräuliches Land. Den deutschen Leistungen stand keine Gegenleistung entgegen, denn Rußland war eben bemüht, sich aufzubauen, und da, wo erwachte russische Kraft sich länderhungrig dehnen wollte, geschah es nach Finnland zu. Als Rußland sich anschickte, die Früchte des deutschen Fleißes, die weit bis nach Kurland, Livland und Estland hineingetragen waren, für sich in Anspruch zu nehmen, stand daS Ordensland in wehrhafter Kraft. Zugleich wurde Rußland dureh den Tatarensturm niedergerungen. Polen glich noch dem Schlummernden, Litauen und mit ihm zusammen Polen wurde erst zur Gefahr, als das 14. Iahrhundert den Zu» sammenschluß beider Staaten brachte. Hatten die Litauer auch der deutschen Ordensarbeit einen schweren Schlag in der Schlacht bei Durben (1260) zu versetzen vermocht, war Litauen doch nur insoweit eine Gefahr vor dem Zusammen» schluß beider Mächte gewesen, als man nicht vermocht hatte, auch Litauen mit in sein Kolonisationsgebiet zu ziehen. Ein stärkerer Feind als Slawen und Russen waren die Dänen gewesen. Die krieghaften Normannen hatten, im dänischen Reiche geeinigt, den festen Willen, sich die Seeherrschaft der südlichen Ostsee zu erringen, auch die Normannen Schwedens kamen als Kämpfer, gewillt, den Osten des Meeres für sich in Anspruch zu nehmen. 1184 gewannen die Dänen die Seeschlacht bei Greifswald, kamen in den Besitz von Mecklenburg und Pommern (1202), eroberten Rügen, Bornholm und Gotland, besetzten die Küsten von Estland (1219) und waren so Herren des Meeres. In der Schlacht von Bornhöved brach aber 1227 die dänische Herrschaft zusammen, um jener der norddeutschen Städte Platz zu machen. Die Dänenherrschaft aber hatte den Nutzen, in einer Epoche, als sich das Slawentum noch stärker zu zeigen vermochte als daS kolonisierende deutsche Germanentum, den slawischen Einfluß entscheidend gebrochen zu haben. Wären die Dänen nicht in jenen Zeiten Herren der Ostseeküste geworden, so hätte der entnervende Kampf der Welsen gegen die Staufen leicht als Folgewirkung ein Verdrängen der ersten germanischen Kultur auf ehemals

slawischem Boden zur Folge haben können. So waren die Dänen Platzhalter in gefahrvoller Zeit für die germanische Kultur gewesen. Im neuen Besitz der wertvollen Küstengebiete, wurde es die Aufgabe der Hansa, was begonnen, zu vollenden. Deutscher Geist vereinte sich durch die Arbeit der Hansa mit den kittenden Banden der Wohlhabenheit. Als im Laufe des 15. Iahrhunderts infolge der erstarkenden Macht Großpolen die Niederringung des deutschen Ordens begann, die ein neu erwachtes Rußland zu vollenden vermochte, zeigte sich, daß die germanische Kultur wurzelfest geworden war. Die kulturelle Gestaltung des Meergebietes war wesentlich nicht mehr zu beeinflussen. Als es Polen um 1460 gelang, sich einen Zugang in Westpreußen zu erkämpfen, war die Herrschaft der Hansa zwar bedroht, doch ihre kulturelle und wirtschaftliche Macht noch von einer solchen Größe, daß der polnische Einfluß im Wesen des Volkes keinerlei Macht errang. Germanen und Slawen hatten Zeit gehabt, sich unweigerlich voneinander zu trennen. Eine Ausdrucksform, welche diese Trennung in aller Schärfe aufrechterhielt, war die Scheidung des Glaubens; die Scheidung der Sprache trat erst sehr in zweiter Linie hervor. Das für fremde Sprachen empfängliche Ohr des Germanen hatte diese Grenze im Laufe der Iahre überschritten. Nicht aber die Grenzscheidung der Religion! Durch die Scheidung der Religion ist der germanische Kulturkreis jener Gebiete ein einheitlicher, in sich gefestigter geblieben. Der germanische Kulturbereich schloß sich innerlich wie äußerlich lückenlos gegen das slawische Polentum ab. Es konnte nicht ohne Wirkung bleiben, daß eine, völlig von dem germanischen Geiste getragene Institution, wie es die Hansa war, nahezu 300 Iahre über die Gestade der Ostsee herrschte; so nnbeschränkt, so einheitlich und organisiert herrschte, wie es die mächtige Hansa getan, wie es nach ihr bis in die heutigen Tage hinein keine Staatsmacht, keine Kaufherrnmacht mehr vermochte.

Als im Iahre 1535 die Hansa sich ausgelebt hatte, traten die Schweden und damit wieder nicht die Slawen an den Platz der Entthronten. Auch ist es nicht Rußland, nicht das zur Ostsee gelangte Polen gewesen, welches kraft seines kulturellen und wirtschaftlichen Einflusses die Stellung der Hansa unterwühlte, um sie endlich zu vernichten. Dänemark hatte den löckenden Dorn im Fleische der Hansa gebildet. Voll Eifersucht über die Handelsherrschaft jener, hatte Dänemark nicht aufgehört, die Macht der Kaufherren zu bedrohen. Allein sich nicht stark genug fühlend, hatte man schon 1397 eine Vereinigung mit Norwegen und Schlesien geschlossen, um im Iahre 14lZ0 auch Schleswig-Holstein in dem Kampfe gegen die Hansa zu vereinen. Polen hat in jenen Iahren seine Kräfte in einem Ringen um das alte Ordensland verschwendet. Es hatte sein Trachten auf Riga und Reval gesetzt. Der Kampf um Livland zwischen Polen und Schweden auf der einen, dem Zaren auf der anderen Seite hat nach dem Ende des deutschen Ordens noch nahezu 20 Iahre angehalten. Erst im Iahre 1582 huldigte Riga dem König von Polen Gegen den zähen Willen des unermüdlichen Iwan hat

Polen Schritt um Schritt sich Kurland als polnisches Lehnsherzogtum und Livland als unmittelbaren polnischen Besitz erkämpfen mussen. Polens Politik wurde im alten Ordenslande und nicht im direkten Hansegebiete getrieben! Und obgleich Polen seine ganze Macht auf jene kurländischen und litauischen wie livländischen Gebietsteile verwandte, obgleich hier polnisches Staatsgebiet in weiter Ausdehnung bestand, obgleich Rußland, das Wer Mittel verfügte, die Polen nicht besaß, später in diesen Gebieten, welche von dem germanischen Stammlande noch dazu durch den litauischen Brückenkopf getrennt waren, obgleich das Land mit allen Mitteln Russen- und Slawentum ausgesetzt war, wie kaum ein Fremdgebiet, hielt sich selbst hier die alte germanische Kultur! Der Weltkrieg hat diese Tatsache bewiesen.

In dem Interregnum, das zwischen dem Erlöschen der hanseatischen Macht und der endgültigen Herrschaft Schwedens über die Küstengebiete zwischen Schleswig und Litauen lag, hat Polen sich nach Osten gewendet und nicht getrachtet, den germanischen Einfluß in seinem Danziger Gebiete auszubreiten. Im Beginne des 17. Iahrhunderts war Schwedens Stellung soweit erstarkt, daß es nunmehr die Herrschaft über das Gebiet der Hansa und jenes des alten Ordens anzutreten vermochte. Im Kriege von 1563—70 hatte Schweden eine Übergewichtsstellung über Lübeck und Dänemark erreicht, in dem Kalmarkriege von 1610 und 1617 vermochte es seine Vormachtstellung endgültig zu festigen. Polen wurde dadurch geschwächt, daß Livland an Schweden fiel. Zugleich sah Polen sich genötigt, seinen wertvollen livländischen Besitz zurückzuerlangen anzustreben. Nachdem Gustav Wasas Sohn, König Iohann III., die Wahl seines Sohnes Sigismund zum König von Polen durchgesetzt hatte, Schweden aber 1592 unter die Reichsverweserschaft von Karl von Südermannland kam, glaubte man in Polen die Feindschaft zwischen Karl und Sigismund ausnutzen zu können, um Livland erneut zu erringen. Im Iahre 1600 begann der Krieg zwischen der polnischen «nd schwedischen Linie der Wasas. Rußland mischte sich ein, Polen war wieder mit allen Kräften im Osten gebunden. Es gelang Schweden, die germanisch-protestantische Kolonisation, welche von den Deutschen begonnen, im großen Stile fortzusetzen. Der russisch-slawische Einfluß wurde völlig von den Gebieten des Meeres zurückgedrängt. Mit der Kapitulation von Riga war Livland schwedisches Gebiet. Schweden bestätigte die Rechte Livlands auf deutsche Art, deutsche Verwaltung und Selbständigkeit in einer Weise, daß die deutsche Kultur, die hier trotz der polnischen Herrschaft weitergelebt hatte, sich so zu entfalten vermochte, daß die spätere Fremdherrschaft Rußlands den Geist, welcher hier lebte, nicht mehr zu bannen vermochte. Die Gebiete zwischen Schleswig und Litauen aber, überwiegend unter der schwedischen Herrschaft, waren durch den ausgekrochenen Glanbenskampf mehr denn je dem Slawentum feind. Welten standen sich hier gegenüber, die einander keine Verbindungen zu zeigen hatten.

. Als Schweden zusammenbrach, hatten sich für das Slawentum die Zustände
wesentlich verschlechtert. Ein kolonisatorisches Vordringen der Slawen dem Westen
zu stellten sich zwei Hemmungen entgegen. In dem Mittelpunkte des deutschen
Bodens war eine zielbewußte, sich ständig dehnende Macht entstanden: Preußen.
Preußens Eroberung Pommerns begann, nachdem Preußen durch Iohann Sigis-
mund schon 1611 förmlich mit dem Großherzogtum Preußen belehnt worden war,
das nach dem Tode des geisteskranken Albrecht Friedrich von Preußen 1617 für
immer an Brandenburg fiel. Während die Uneinigkeit im Reiche die Koloni-
sation des Germanentums gegen die Slawen vielfach gehindert und geschwächt
hatte, trat jetzt eine Staatsmacht im Osten auf, welche sich mit allen Kräften
umso mehr für jene Gebiete einsetzte, als es ja eine bekannte geschichtliche
Tatsache ist, daß Friedrich Wilhelm sehr der Ansicht war, es müsse Preußen ge»
lingen, die Seeherrschaft in der Ostsee, welche Dänemark nicht zu erringen ver»
mocht, Schweden nicht zu halten fähig war, Rußland noch nicht erlangen konnte,
Polen noch nie besessen hatte, zu einem guten Teil auf Brandenburg-Preußen zu
übertragen. Es gelang ihm, die Lehnschaft Polens in dem Vertrage von Melau
im Iahre 1657 abzustreifen, indem er gegen eine Lieferung von 1500 Mann
Truppen an Polen die volle Lehnshoheit im Herzogtum Preußen erhielt. Schon
im Vertrage von Marienburg war es dem diplomatischen Kurfürsten bereits im
Jahre 1656 gelungen, sich die Palatinate Kalisch und Posen zu sichern. Der
Zustand, welcher seit 1466 in der Weife bestanden, daß in dem Frieden zu Thorn
West-Preußen an Polen gefallen, Ost-Preußen als polnisches Lehen galt, daß dann
hinsichtlich Ost-Preußens seit 1569 die tatsächliche und seit 1611 die offizielle
Mitbelehnung der brandenburgischen Kurfürsten in Ost-Preußen bestand, war somit
wesentlich geändert. Als im westfälischen Frieden Hinterpommern und
Kammin an Brandenburg fiel, Vorpommern an Schweden kam, im Frieden von
Oliva im Iahre 1660 Ost-Preußen als unabhängiges Herzogtum bestätigt war,
im Iahre 1675—1678 Stettin und Stralsund an die preußische Macht fielen,
Gebiete, welche durch Usedom, Wollin und ganz Vorpommern erweitert, in dem
Frieden zu Stockholm für Preußen bestätigt wurden, war Polen in eine arge Lage
geraten.

Für die Erhaltung des germanischen Wesens in den Gebieten spielte aber noch
eine andere Tatsache mit, nämlich jene hochwichtige der begonnenen westlichen
Kulturorientierun g Polens. Die in jenen Zeiten erfolgte Richtung
Polens nach Westen ist dem polnischen Westpreußen kulturell im weitesten Maß-
stabe zugute gekommen. Die in der polnischen Provinz Westpreußen später, nach
1772, systematisch einsetzende Germanisierungstätigkeit gegen die wohnhaften
Polen konnte mit dem ihr innewohnenden Erfolge nur geschehen, weil das auf
germanischem Siedelungslande lebende Slawentum über ein-Iahrhundert hin
sich westlich orientiert hatte, weil es im Begriffe stand, der Kultur des Westens
zu unterliegen. Polen, geschwächt, zerrüttet, sah sich im Osten einem Feinde

gegenüber, dem zu begegnen es keinerlei Machtmittel mehr besaß. Um sich gegen die Verluste zu entschädigen, welche Rußland Polen im Süden und in seinem nach Osten gelegenen Mittelbesitze zufügte, hatte man das handelsbeherrschende Livland zu halten gesucht. Da Rußland keinen Wunsch kannte als jenen, sich dem Meere zu nähern, konnte man im Osten keine Hilfe erlangen. Das Reich und Brandenburg wurden die Verbündeten Polens, die enge Verbindung mit dem Westen be» gann. Ie schwächer Polen sich zeigte, je mehr Rußland als Gefahr zu erkennen war, je mehr glaubte man sich die Vorteile einer westlichen Kultur sichern zu müssen, um sie als Schutzwall dem Osten entgegenzustellen. Hatte der schwedische Wasa die Durchdringung des Slawentums mit allen Formen westlicher Kultur durchzusetzen begonnen, wurde dieses Werk fast vollendet, als Polen völlig dem Westen durch die Königswahl August des Starken angegliedert wurde. Hinzu kam, daß auch im Osten durch die Regierung Peters des Großen eine westliche Orientierung mit allen Mitteln begann. Der polnische Adel, der polnische Kaufmann wetteiferte in der Entfaltung einer westlichen Prachtkultur. Man dachte in jenen Zeiten nicht im entferntesten daran, sich gegen die Sitten des Westens aufzulehnen, ja man lehnte es entschieden ab, eine in Rußland erwachte Partei, welche der Fremdenhaß zu nationalistischen Tendenzen zusammenschloß, im kulturellen Sinne zu unterstützen. Die Wahrung polnischer Eigenart unter einer Erweiterung aller westlichen Kulturerrungenschaften, das war die Losung jener Epoche! So kam es, daß man der germanischen Eigenart keinerlei Hemmungen in Westpreußen entgegensetzte; war doch die westliche Denkungsart in all den polnischen Schichten, welche sich in jenen Tagen bereits bis zum Denken durchgerungen hatten, eingebürgert. Von diesem Gesichtspunkte ist auch die von den Polen heute so vielfach für sich in Anspruch genommene Toleranz zu bewerten. Man wehrt nicht Dingen, denen zu wehren man keine Ursache zu glauben hat, man stemmt sich nicht einer Kultur entgegen, in welcher man aufzugehen sich bestrebt. Der Polen Haß gegen die Germanen im Gegensatze zu den Slawen ist erst dann erneut erwacht, hat erst in dem Augenblicke seine Waffen gegen alles Deutsche gekehrt, als Polen staatlich zermürbt, finanziell zerrüttet, moralisch eine Zwittergestalt geworden, zusammengebrochen ein Beutestück der Mächte Preußen, Rußland und Hsterreich-Ungarn wurde. Trotz des begreiflicherweise nunmehr entflammten Nationalhasses der Polen war es dem Volke doch nicht mehr möglich, sich in den Gebieten der Ostsee Geltung zu schaffen. Durch die Teilungen Polens hatte Preußen im Osten ein starkes Übergewicht erlangt. Westpreußen, von preußischem Gebiete umgeben, von der Kultur des Westens allzusehr bereits berührt, fiel schnell einer fast völligen Germanisiernn«. anheim. Es kam dem Germanentum hier auch ganz zweifellos zugute, daß die Polen Westpreußens mit von dem großen Aufstiege erfaßt wurden, den Preußen nahm, nachdem die schweren Zeiten von 1806 vorüber. Von dem ganzen preußischen Besitze hatten zudem West- und Ostpreußen am wenigsten in jenen Not.

jahren zu leiden gehabt. Das 19. Iahrhundert brachte den Polen in Westpreußen dann nur Wohlstand und Kulturentfaltung. Diesen Faktoren vermochte man sich nicht zu entziehen. Als nach dem Enteignungsgesetze der Polenhaß erneut auf^ schäumte, war die Germanisierung Westpreußens schon zu weit gediehen, als daß die Bemühungen der polnischen Führer noch von wesentlichem Erfolg zu sein vermochten.

Arthur Neumann, Charlottenburg:

Die neuen Parteigruppierungen und ihre Stellungnahme zur Wirtschaftspolitik.

Die politischen Parteien, die wir vor der November-Revolution in Deutschland hatten, befleißigten sich fast allgemein, eine nüchterne Realpolitik zu treiben. Die Revolution zwang die Parteien, nun auch weiter die Konsequenzen aus ihrer bisherigen Politik zu ziehen, auch ferner mit dem zu rechnen, was ist. So haben sich alle Parteien auf den Boderk der Republik gestellt, alle haben sie das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht nach den Grundsätzen der Verhältniswahl anerkannt, und schließlich haben sie auch allgemein ausgesprochen, daß in Fragen der Wirtschaftspolitik Reformen notwendig sind. Wie weit natürlich derartige Verbesserungen gehen sollen, und welche Wege beschritten werden sollen, das bringt die Unterschiede und Abgrenzungen der einzelnen Parteien hervor.

Die politische Seite so allein betrachtet, können wir wohl sagen, daß hier wesentliche Schranken gefallen sind. Das Frauenwahlrecht ist z. B. mit Ausnahme der deutsch-nationalen Volkspartei (die es sich aber auch zunutze macht) von allen anderen Parteien anerkannt worden. Was die einzelnen Parteien grundsätzlich trennt, das sind in der Hauptsache Ansichten über die Führung einer Wirtschaftspolitik, und hierum dreht sich der Kampf. Vielleicht kommt es auf diese Weise nun doch noch dahin, daß die Parteien sich nicht in erster Linie nach ihren politischen Grundsätzen orientieren, sondern daß das wirtschaftliche Moment die Führung erhält. Allenthalben ist gerade jetzt die Einsicht gekommen, daß Fragen des leiblichen Wohls notgedrungen die erste Rolle spielen. An dieser Erkenntnis darf das politische Leben nicht kalt vorübergehen, es entzieht sich sonst den Boden, auf dem es gedeiht.

Die rechtsstehenden Parteien, die nur unwesentliche Veränderungen m ihrer Gruppierung vorgenommen haben, ließen von jeher wirtschaftliche Fragen ihre politische Stellungnahme stark beeinflussen. Als Schichte der Besitzenden

mußten sie jeweils danach trachten, ihr Gut zu sichern. Deshalb waren sie aber auch gezwungen, die ökonomischen Zusammenhänge zu beachten und real und materiell zu denken. Die vorwiegend ideellen Programmpunkte der alten Ratio« nalliberalen Partei ließen sich schon längst nicht mehr als Gemeinboden für dm Liberalismus aufrechterhalten. Die durch die Revolution notwendig gewordene Neugruppierung hat nun auch den nach beiden Seiten bespannten national-liberalen Wagen verschwinden lassen. Der rechte Flügel ist in der Deutschen Volkspartei aufgegangen, während der linke den wahren Liberalismus mit Demokratie gepaart in der großen linksbürgerlichen Demokratenpartei zu verwirklichen trachtet. Die rechtsstehenden Parteien haben damit eine fast vollkommen einhcitliche Front geschlossen, die ihre Stärke in der Betonung des wirtschaftlichen Interesses hat. Auch das Zentrum, das nunmehr sich Christliche Volkspartn nennt, wird seine alten Prinzipien kaum ändern. Die drohende Gefahr des Sozialismus und die wirklich ungeheure des Bolschewismus läßt diese Parteien die noch vorhandenen Gegensätze zum Besten einer einheitlichen wirtschaftlichen Front leicht überbrücken. In der Neugruppierung der Rechtsparteien ist so leicht zu erkennen, daß wirtschaftliche Rücksichten die erste Rolle spielen. Man hat die politischen Unterschiede, die eine Einheitsfront stören könnten, möglichst beseitigt oder abgeschwächt, denn man weiß ganz genau, worauf es im kommenden Kampf der verschiedenen Parteianschauungen ankommt. Von rechts verlangt man eine Wirtschaftspolitik auf vollkommen individueller Grundlage, auf Grund der „Fähigkeiten des Einzelnen". Das ist der Hanptgrundgedanke, von dem alle Ableitungen ausgehen. Es kommt bei der Fortentwicklung dieses Gedankens dazu, daß der Staat für das Individuum da ist, daß der Staat im eigenen Interesse den Schutz des Individuums übernimmt. Ein richtiger Gedanke zweifellos, nur daß dabei übersehen wird, daß es einmal auch noch Individuen mit andern Interessen gibt, die der Staat nach dieser Logik ebenfalls nicht ungeschützt lassen darf, daß ferner aber auch das staatliche Interesse an der Erhaltung einzelner Schichten auch von diesen besonders geweckt und gestärkt werden muß. Dies kann hinwiederum nur geschehen, wenn neben dem Einzelinteresse ein gewichtiges Allgemeininteresse besteht. Es erscheint dies aber überflüssig, denn der Staat würde alle Daseinsberechtigung verlieren, wenn er nicht auf die Gesunderhaltung aller seiner Glieder bedacht wäre. Das kann nur eine einheitliche, über den Parteien stehende, das Staatswohl, d. h. das Wohl aller Individuen, in ihrer gerechten Abwägung, im Auge habende Wirtschaftspolitik ermöglichen.

Dieser Gedanke, der einer ehrlichen demokratischen Anschauung entspring!, bat die große Masse des nach links orientierten Bürgertums, der ideellen Anhänger des Liberalismus und Freisinns sich in einer neuen großen Partei zusammenfinden lassen. Von rechts und noch mehr von links wird diese Partei, die sich deutsch-demokratisch bezeichnet, als eine große Misch-Maschpartei angesehen. Nicht mit Unrecht. Aber der große Gedanke, um den es sich hier handelt, wird

bei den andern Parteien verkannt. Warum? Weil man doch noch nicht über
die Interessen seiner eigenen Klasse hinwegkommt, weil das, was sie Politik
nennen, nur ein mehr oder weniger verschleiertes Interessententum ist. Politik
und Wirtschaft wird bei den meisten Menschen in den gleichen Topf geworfen,
sie mischen beides durcheinander. Wirtschaft ist ihnen Politik und Politik
wiederum Wirtschaft. Das Ergebnis nennt sich Chaos. Die Listigeren sind dabei
im Vorteil. Hier Wandel zu schaffett, dazu wäre diese neue Partei, die sich alle
Mühe gibt, die Zeit zu verstehen, bernfen. Ob es ihr allerdings gelingen wird,
weiß ich nicht. Kann sie sich aber nicht zu einer realen Einschätzung der wirt-
schaftlichen Verhältnisse und ökonomischen Bedürfnisse durchsetzen, dann hat sie
ihre Existenzberechtigung verloren. Ein Schutz- und Deekmantel für gewisse
Interessentengruppen kann die Deutsche demokratische Partei nicht sein. Auf
Grundlage der politischen Gleichberechtigung kann sie
nur eine, das Gemeinwohl im Auge hab, ende Wirt-
schaftspolitik treiben. Eine Wirtschaftspolitik, die
dahingeht, einen gerechtenAusgleich bei derVert eilung
des Produktionsertrages zwischen Kapital und Arbeit
zu schaffen, nicht Interessen, sondern Lebensnotwendig-
keiten schützend. Es kann kein uneingeschränkter Indi-
vidualismus, aber auch kein absoluter Sozialismus
herrschen, das Mittelglied kann nur demokratischen
Charakter haben. Es ist so zu verwerfen, daß von seiten der Deutschen
demokratischen Partei einzelnen Berufsständen nachgelaufen wird, und die Partei
als einzig wahrer Vertreter ihrer Interessen hingestellt wird. Zu verstehen ist
diese Taktik nur insofern, als es sich bei dieser Partei um ganz neue, wenigstens
bisher nicht berücksichtigte Gesichtspunkte handelt und im Hinblick auf die bevor-
stehenden Wahlen. Die Hauptaufgabe liegt aber für diese Partei im kommenden
Parlamentarismus. Hier wird sie beweisen müssen, ob sie die Zeichen der Zeit
verstanden hat oder nicht. Zweifellos brauchen wir Anhänger des ehrlichen
Demokratismus eine parlamentarische Vertretung, die eine gerechte Realpolitik
zum Leitstern haben muß, sonst ist der Name „Demokratie" nur eine hohle Phrase.
Eine gerechte Einschätzung der vitalen Lebensinteressen
und eine Führung auf eine allgemein aussichtsreiche
Zukunft, das kann sich Demokratie nennen. Es ist dabei
keineswegs daran gedacht, daß es zu einem völligen Ausgleich der Kräfte zwischen
den widerstrebenden Parteien kommen muß. Dieser Gedanke ist eine Utopie.
Eine sozialistische Gleichmacherei verkennt die ökonomische Gesetzmäßigkeit und
führt zum wirtschaftlichen Ruin. Diese Gefahr kennt der ehrliche Demokrat zu
genau. Was wir zu der Erreichung unseres Zieles gebrauchen, ist eine möglichst
allumfassende Kenntnis und Verständnis der treibenden Kräfte im Wirtschafts»
leben. In allen Volksschichten ist ein tieferes Verständnis der Funktionen im

Wirtschaftsgetriebe noch recht oberflächlich. Ein wahrer Demokratismus, der
nur auf Wissen aufgebaut sein kann, muß da nun endlich helfend einspringen.
In der Stellungnahme zur Wirtschaftspolitik wird die Deutsche demokratische
Partei Farbe bekennen müssen. Ist sie entschlossen, eine nüchterne
Wirtschaftspolitik, frei von allem Interessententum,
zu führen, dann wird diese Partei auch alle die Schichten
hinter sich haben, denen an einer wahrhaft demokra-
tischen Lösung unseres sehr verzwickten Wirtschafts-
problems gelegen ist. Dann erübrigt sich auch ein Interessieren gewisser
Erwerbsstände. Es kommt nicht darauf an, eine Interessenpolitik, auch keine
einseitige Sozialpolitik zu treiben, lediglich eine, der großen Mehrheit zugute
kommende Wirtschaftspolitik kann uns nützen und dienlich sein. Diesen Grund-
zug muß eine redliche demokratische Politik haben, fehlt er, dann ist die Bezeich-
nung „demokratisch" nicht gerechtfertigt.
In der sozialdemokratischen Bewegung macht sich mehr und mehr der Zer-
setzungsprozeß bemerkbar, der sicherlich schon sehr scharfe Formen angenommen
hat, aber seinen völligen Abschluß mit einer klaren Neugruppierung noch nicht
gefunden hat. Dazu konnte es seit der November-Revolution, die den Stein
vollends ins Rollen brachte, auch noch nicht kommen. Die verschiedenartige Aus-
legung der sozialistischen Theorien beschwört einen gewaltigen Meinungsstreit
herauf, der auf jeden Fall auch ausgefochten werden muß. Dem aufmerksamen
Beobachter des gesamten politisch-wirtschaftlichen Lebens ist die Meinungsver-
schiedenheit nichts Neues. Um die Wende des Iahrhunderts setzte diese Bewe-
gung mit dem „Revisionismus" ein. Einzelne Köpfe erkannten, daß man sich in
der Festlegung der sozialistischen Theorien etwas weit vom realen Boden der Tat-
fachen entfernt hatte, und suchte nach neuen Anknüpfungspunkten. Staudinger
sagt dazu in seinem Werk „Kulturgrundlagen der Politik" treffend:
„Das Gefühl, es stimme doch im Marrimus nicht alles so, wie man
früher geglaubt hatte, nimmt unter dem Eindruck der immer mächtigeren
rentenkapitalistischen Entwicklung von Iahr zu Iahr zu, und das Bedürfnis,
neue Anknüpfungspunkte in der Praxis aufzusuchen, verstärkt sich zu-
sehends. Aber eine gerechte Einheitlichkeit sowohl des Zieles wie des Weges
will sich noch nicht herausbilden. Es scheint noch zu früh dazu zu sein.
Und so sucht man denn einstweilen, schiebt in vorsichtiger Taktik eines nach
dem andern der alten Kinkerlitzchen beiseite, die sich ehedem als eherne Prin-
zipien ausgegeben hatten, aber man findet das neue Verbindende noch nicht
recht. Politische Bewegung, gewerkschaftliche Bewegung, genossenschaftliche
Bewegung, das ist ja einstweilen das dreifache Merkzeichen für die neue
Sozialdemokratie geworden. Aber sie ist noch weit davon entfernt, daß dies
ein dreieiniges Merkzeichen für sie wäre. Die drei Faktoren stehen noch
recht lose nebeneinander und sind im Bewußtie'n der Massen und selbst der

meisten Führer noch nicht aus einem Stamme herausgewachsen. „Das Ziel ist nichts, und die Bewegung" — tastet."

Diese kritische Betrachtung ist bereits 1914: vor Kriegsbeginn geschrieben, sie trifft im großen Rahmen aber auch noch auf die heutigen Verhältnisse zu. Es kam nun mehr und mehr der Gedanke auf, ob es zweckmäßig sei, der Entwicklung vorzugreifen und dem Sozialismus durch Anwendung von Gewalt zum Siege zu verhelfen, oder ob man die methodische Entwicklung zum Sozialismus begünstigen wollte. Diejenigen, die die radikale Lösung verwarfen, aber echte Sozialisten sein wollten, finden sich heute in der Mehrheitssoziald?mokratie zusammen. Und man muß sagen, daß dieser Teil der Sozialdemokratie sich am weitesten vom ursprünglichen Programm entfernt hat. Ein gewaltiger Fehler ist es dabei, daß man sich von mehrheitssozialdemokratischer Seite noch immer nicht zu einer neuen Festlegung der Programmpunkte aufraffen kann, sondern sich immer noch alle Mühe gibt zu beweisen, daß der Marrismns und auch das Erfurter Programm so richtig erfüllt werden. Beides kann aber nur auf die sozialistischen Ideale zu» treffen, die Materie selber stimmt damit nicht überein. Der Geist der Marr'schen Theorien mag wohl gestreift werden, das Erfurter Programm wird nach mehrheitssozialistischer Praktik aber fast völlig verworfen. Im Interesse der Arbeiterschaft, die sozialistisch orientiert ist, ist es nur zu wünschen, daß durch klare Programmpunkte nun endlich der Schleier gelüftet wird. Kommt es nun hoffentlich bald dazu, dann wird die Mehrheitssozialdemokratie in richtiger Ziehung der Konsequenzen ihrer bisherigen Politik den Demokratismus über den Sozialismus stellen müssen. Durch Demokratie, welche die Entwicklung genau erkennt, kann sie alsdann auch zu einem planmäßigen, durch die periodische Entwicklung gegebenen Sozialismus gelangen. Die Gewalt, die immer reaktionär wirkt, ist zu verwerfen. Hat aber der demokratische Gedanke die Oberhand tatsächlich bekommen, dann ist kaum noch eine Grenze zwischen der aus dem Liberalismus und der aus dem Sozialismus abgeleiteten Demokratie zu ziehen. Die weitere Entwicklung wird wohl alsdann auch dahin führen, daß es zu einer Verknüpfung kommt. Damit fällt dann auch für viele von wirklichem Schaffensdrang beseelte Menschen der Einwand, daß ihnen bestimmte Hindernisse den Eintritt in den großen Strom der Sozialdemokratie unmöglich machen. Diese „Sozialliberalen", wie sie einst Iastrow nannte, werden dann für ihre Ziele freiere Wege vorfinden. Damit tritt diese Sozialdemokratie ebenfalls anv der Reihe der einzelnen abstrakten Interessenparteien aus, das Gemeinwohl ist einzig und allein ibr Ziel. Nur auf diese Weise verhindern wir eine neue Klassenherrschaft und helfen den untersten Schichten am besten. Einen andern Sinn kann doch schließlich der wahre Sozialismus nicht haben. Die Hauptrolle spielt hier aber wiederum auch ein tiefes Verständnis der maßgebenden Wirtschaftsfaktoren. In der Stellungnahme zur Wirtschaftspolitik wird man in dieser

revidierten Sozialdemokratie, hauptsächlich was die Voraussetzungen dazu anbetrifft, vollkommen neue Wege gehen mussen. Will man der Allgemeinheit nützen, dann muß man sich auch mit allen ihren Problemen und Einrichtungen beschäftigen. „Wissen ist Macht", sagte einst Wilhelm Liebknecht, getreu Lasialles Mahnung, sich mit geistigen Waffen zu rüsten. Heute offenbart sich diese Wahrheit mehr denn je. Aus einem exakten Wissen die richtigen Konsequenzen zu ziehen, ist die Kunst, die man Politik n e nnt.

Nun darf man es einem Teil der Arbeiterschaft auch nicht verargen, wenn er einzig und allein das Wohl seiner Schichte im Auge hat und diese in einer Partei zu sammeln sucht. Die Erkenntnis, daß es mit der praktischen Nutzanwendung der sozialistischen Theorien nicht mehr in einer, dem Liberalismus ähnlichen Zweiseiteufront weitergehen kann, beherrscht die gesamte Arbeitermasse. Und wie man von jeher in einseitig proletarischen Kreisen die radikale Lösung, womöglich unter Anwendung von Gewalt, für die zweckmäßigste hielt und allein als wahrhaft sozialistisch ansah, so hat sich im Laufe der weiteren Spannung diese Richtung auch mehr und mehr kristallisiert. Obwohl es auch von den Unab» hängigen bis zu Spartakus ein weiter Schritt ist und eine Anzahl Sekten und Parteiungen sich dazwischenschieben, so wird die Entwicklung doch dahin komme«, daß auch hier nebensächliche Unterschiede verschwinden und die Hauptpunkte einander möglichst nahegerückt werden. Bisher ist auch hier noch von keiner Seite ein festes Programm festgelegt. Die Unabhängigen behaupten zwar, auf dem Boden des Erfurter Programms, dessen Redakteur, Karl Kautskn, sich in ihren Reiben befindet, zu stehen. Dieses Programm müssen sie doch nun aber mindestens durch etwaige „Ausführungsrichtlinien" ergänzen*). Diese Klarlegung wird entscheidend für alle radikalgesinnten Proletarier sein. Für die Führung der Unabhängigen ist es sicher nicht leicht, da die richtige Formel zu finden. Die schwankende Haltung der Unabhängigen zeigt dies zur Genüge. Man fühlt selbst eine gewisse Krankheit, traut sich aber selber den Arzt zu und glaubt sich mit möglichst radikaler Verwirklichung des Sozialismus zu heilen. So sehr auch die Unabhängigen ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit betonen, so treiben sie doch mit elementarer Kraft dem kommunistischen Gedanken zu. Hier muß eine Aus» einandersetzung erfolgen, die von den Unabhängigen zumindest in einer Ergänzung zum Erfurter Programm und von den Kommunisten in einer klaren Festlegung ihres Zieles und der einzuschlagenden Wege zu seiner Erreichung führen muß. Ergeben sich dabei nur minimale Unterschiede, dann ist es ein Gebot der Taktik, sich zu einigen. Zwischen Unabhängigen und Spartakisten ist eine Einigung denk- ' bar, nicht aber eine solche zwischen Mebrheitssozialisten nnd einer radikalen

*) Kautskn hat inzwischen »Richtlinien für ein sozialistische? Aktionsprogramm" in Flugblattform veröffentlicht.

Gruppe, da, wie gesagt, die Mehrheitssozialdemokratie auf dem Wege ist, eine
Staatspartei mit gerechter Würdigung aller Interessen zu werden. Wir schon so
die Beule, die unser Kreis, linker Hand gesehen hatte, allmählich verschwinden,
de,- Kreis buchtet sich aus. Dadurch gelangen die der Beule benachbarten Par-
teien mehr in den Mittelpunkt. Die Ausbuchtung erbringt so auch gleichzeitig
ein starkes Gegengewicht zu rechts, wo die Peripherie fein und hermetisch ver-
läuft. Die ausgebuchtete Beule ist noch Neuland, und da wuchert die Distel
recht kräftig im Weizen. Derselbe Fehler, den die von rechts begangen haben,
schicken sich nun auch die von links an zu begehen. Ihre Interessen sollen die
obersten sein, sie wollen verfügen. Es ist nur ein Unterschied im Namen, rechts
nannte man ihn Diktatur, links heißt er Terror. Das Resultat muß auch für
links so aussallen, wie es rechts am 9. November erlebt hat. Die Herrschaft
des Terrors ist doch aber wohl auch nicht mit den Gesetzen des Sozialismus oder
auch des Kommunismus in Einklang zu bringen, es ist eine neue Klassenherrschaft
ganz nach altem Muster. Allerdings muß es jedem Proletarier unbenommen
bleiben, sein eigenes Interesse wahrzunehmen, genau, wie nicht der Kapitalist
gezwungen werden kann, spartakistische Ideen zu verfolgen. Abgelehnt muß nur
in beiden Fällen eine Herrschaft ihrer ureigenen Interessen werden.
Überblicken wir so das gesamte Parteileben, so tritt das abstrakte Interessen-
tum grell hervor. Insbesondere die wirtschaftliche Notlage drängt einen großen
Teil dahin, recht scharf auf die Sicherung der eigenen Interessen zu achten.
Hinwiederum verlangt aber das Staatswohl, was das
Wohl aller seiner Bürger ist, ob Proletarier oder Kapi-
talist, eine l' e s " n d e r e , e ,' n e erhabene Politik, die nur
das eine Interesse hat, das wirtschaftliche Rückgrat
unseres Erwerbslebens zu stärken, wir nennen sie Wirt-
schaftspolitik. Nicht Handels-, nicht Industrie-, nicht
Agrar- oder Sozial-Politik gebrauchen wir als Nicht»
schnur, all' das kann nur Teilarbeit in dem alles über-
ragenden Begriffe der Wirtschaftspolitik sein, die auf
dem Fundament einer eingehenden, wirklich brauchbaren
Wirtschaftskunde aufgebaut sein muß. Die einzelnen Inter-
essenparteien müssen auf ibrem Gebiete an dem großen Werke mitarbeiten, sie
müssen das Material herbeitragen. In der Verwertung dieser Bausteine
brauchen wir alsdann die Ba«meister, die die einzelnen Materien richtig ein-
schätzen und verwerten können. Diese Kräfte müssen beim kommenden Neuauf-
bau die beiden Mittelparteien stellen.

H. Wega:
Volköbeglückung oder VerheßungSpolitik.
Zeitgemäße Betrachtung.

In der Hochflut politischer Versammlungen, umbrandet von einem Meer verschiedener, sich eifrig bekämpfender Wahlagitationen, wurde es dem Einzelnen oft schwer, sich in sich selber zurechtzufinden, besonders wenn er, wie die meisten Frauen, bisher keine Politik getrieben hatte. Viele mögen da wohl dem lautesten Schreier zum Opfer gefallen sein, der am eindringlichsten mit Schlagworten um sich zu werfen verstand. Und welches Schlagwort wäre heute mehr an der Tagesordnung als das der „Volksbeglückung"! Von der Sozialdemokratie angefangen, die es Zeit langem auf ihre Fahne zeseyrieben hat, wetteifern alle Parteien in Versprechungen und Zugeständnissen miteinander.

Äie aber sieht es in Wahrheit m't dieser Volksbeglückung aus? So fragt man angesichts der Tatsache, daß die Grundidee jener Partei auf dem besten Wege ist, Schiffbruch zu erleiden? Denn noch nie war die Welt so arm an echrerLiebe, an wirklichem Glück, an innern Werten, wie heute. Noch nie standen die einzelnen Menschenklassen sich so ganz ohne Verständnis, ohne Brüderlichkeit, ohne Duldsamkeit gegenüber. Noch nie waren wir so unfrei wie unter dem sogenannten Regiment der Freiheit, das jeden zu einem „Herrn" machen, jedem als vornehmste Gabe das Selbstbestimmungsrecht in die Hand drücken wollte! Wie Kinder, denen man zu früh ein schönes Spielzeug vertrauensvoll üoerlassni, und die es binnen kurzem gänzlich zerspielt haben, stehen wir da und blicken in tiefster Seele betrübt auf die Trümmer einer Pracht, deren Beständigkeit uns als leuchtendes Ideal vor Augen schwebte.

Vergaßen wir doch, mit menschlichen Unvollkommenheiten, mit der Gefährlichkeit entfesselter Leidenschaften zu rechnen! Und wie verschieden Großmut, Güte und Vertrauen auf die Menschen wirkt. Vergaßen wir doch, daß auch „Glück" ein individueller Begriff ist, debnbar in der Hand des einen, zerfließend zu nichts in der Hand des andern. Wollten wir doch unter ganz falschen Voraussetzungen ein Volk gehen und sich selber regieren lassen, das noch nicht einmal gelernt hatte, auf eignen Füßen zu stehen!

Wen die größte Schuld an diesem Zusammenbruch trifft, will ich hier nicht erörtern. Immerhin darf wohl mit einiger Berechtigung behauptet werden, daß die Sozialdemokratie am meisten gesündigt hat, indem sie jene Verhetzungspolitik betrieb, die ihren Anhängern nur schaden, niemals nützen konnte. Anstatt edle Leidenschaften zu entfesseln, entfesselte sie die unedlen; anstatt wertvolle Instinkte zu wecken, machte sie sich die schlechten zunutze. Und wenn jetzt viele von ihr abschwenken, so liegt die Hauptschuld daran, daß das solchermaßen „be-

glückte" Volk — wenigstens dessen gute, starke Elemente — sich heut nicht glücklicher, nicht reicher vorkommt als früher, und daß es selber, aufs höchste enttäuscht, zu der Überzeugung gelangt ist: den Nutzen haben immer nur die Faulen. Wer ehrlich arbeiten will, dem geht es heut nicht besser, eher schlechter.
Beglücken wollen, indem man Haß und Bitterkeit in die Seelen der Beglückten sät, ist schon eine kurzsichtige Taktik. Nur der zufriedene, dankbare Mensch kann sich glücklich fühlen. Lehrt man ihn ständig, eine andre Menschenklasse um dies und jenes zu beneiden, so nimmt man ihm die Freiheit des Denkens und damit die Möglichkeit, die eignen Verhältnisse an denen der andern gerecht abzuwägen. —
Warum muß es heißen: hie Bürger, hie Arbeiter? Warum ist es nötig, daß der Arbeiter, wie neulich in einer Versammlung von sozialdemokratischer Seite behauptet wurde, bei dem Wort „Bürger" in Wut gerät wie der Stier, dem man ein rotes Tuch vorhält? Ist denn der Bürger sein Feind? Hat er, der zu Friedenszeiten an den meisten sozialen Maßnahmen zur Hebung des Arbeiterstandes mitwirkte, sich nicht vielmehr ein Anrecht auf dessen freundschaftliche Ge» fühle erworben? Und was hatte er während des Krieges, was hat er heute vor dem Arbeiter voraus?
Ich spreche von dem bürgerlichen Mittelstand, nicht etwa von den „Reichen", deren Erwähnung noch ganz andre Gefühle beim Arbeiter auslösen soll wie die des Bürgers. Mir will nämlich scheinen, als ob es während des Krieges dem Mittelstand sehr viel schlechter gegangen sei als dem Volk, das durch Munitionsarbeit, Beschäftigung in Kriegsbetrieben, gute Entlohnung und dabei noch Unterstützung durch alle nur denkbaren Wohlfahrtseinrichtungen ein immerhin erträgliches Leben führte. Im Gegensatz dazu ging es vielen Beamten und ihren Familien, Witwen, kleinen Rentnern und alleinstehenden älteren Ehepaaren, dem ganzen großen Heer des von einem beschränkten Einkommen zehrenden Mittelstandes, kläglich. Sie hungerten und darbten oft in ganz anderer Weise wie das Proletariat. Trotzdem sollten sie ihre Lebensführung auf derselben Höhe wie im Frieden erhalten, sollten weiter ihre Kinder gut gekleidet auf eine höhere Schule schicken und wurden nebenbei noch reichlich in Anspruch genommen für alle Kriegswohlfahrtsbestrebungen, aus denen das Volk den Nutzen zog. Aber hat man jemals gehört, daß die sozialdemokratische Partei ihm das vor Augen gehalten und das Volk zum Mitfüblen für den schwer vom Kriege betroffenen Mittelstand erzogen hätte? Im Gegenteil! Nach wie vor galt der Bürger als der „Be» sitzende", der „faul von seinen Renten lebte", während des Volkes Arbeitskraft von ihm „ausgebeutet" wurde!
Und heute, wo es nicht mehr bloß der Mittelstand mit dem beschränkten Einkommen, sondern auch der obere Beamtenstand, de Gesamtheit der geistigen Arbeiter ist, die hinter den körperlich Schaffenden zurückstehen muß, — heute, wo der eine Phantasielöbne fordert und — unter dem Druck der Verhältnisse, — auch

erhält, während des andern Existenz mit unglaublicher Leichtfertigkeit und Kurz-
sichtigkeit als nebensächlich behandelt wird, — was könnte heute der Arbeiter
noch dem Bürger neiden?
Sprechen wir es doch einmal ruhig aus, da die Partei ihn aus selbstischen
Gründen nicht aufklären mag! Er neidet es ihm, daß er mit seinen materiellen
Gütern etwas anzufangen, daß ersichideelleGüter dafür zu schaffen weiß,
während man leider, leider das Volk in dem unseligen Glauben läßt, daß Geld
allein glücklich mache. Geld, das man nicht richtig anzuwenden und auszu»
geben versteht, hat noch niemand glücklich gemacht. Geld kann wohl ein Faktor
werden, Glücksmöglichkeiten zu erlangen, aber an sich ist es keiner.
Wer also mit dem Herzen Volksbeglückung erstrebt, der muß es anders an-
fangen, keine Verhetzungs-, sondern Versöhnungs politik treiben. Der muß
in erster Linie dem körperlich arbeitenden Volk Achtung beibringen vor dem
geistigen Schaffen des von ihm mit Neid und Haß verfolgten Bürgers. Es ge-
nügt nicht, daß der Bürger immer wieder versucht, den Arbeiter verstehen zu
lernen, ihm in seinen Nöten zu helfen. Auch das Volk muß zum besseren Ver-
ständnis, zum Mitfühlen mit uns Bürgerlichen erzogen werden, damit es imstande
ist, unsere Handlungsweise ihm gegenüber und auch im allgemeinen gerecht
einzuschätzen. Und es muß erzogen werden zum richtigen Gebrauch des Geldes,
das man ihm jetzt so überreichlich in die Taschen stopft, und das doch eben niemand
reicher macht, so lange er der Meinung ist, daß man sich damit allein kaufen
könnte, was eine Summe innerer Werte und geistiger Errungenschaften zur Vor-
aussetzung hat, nämlich:
Menschliches Glück!

Wilhelm Meridies:

Wirtschaftsprobleme der Gegenwart.

(Sozialisierung oder Verstaatlichung des Bodens?)

„Mehr wirtschaftliches Verständnis!" fordert Arthur Neumann im Februar-
heft dieser Zeitschrift. Ich kann ihm nur beistimmen und wünschen, seine Aus-
führungen möchten auf fruchtbaren Boden fallen. Denn wirklich: Es ist hobe
Zeit, daß sich nicht mehr n u r Volkswirtschaftler vom Fach in alle die modernen
Wirtschaftsprobleme vertiefen, von deren Lösung für unser Volk viel mebr ab-
hängt, als es sich gemeinhin träumen läßt. „Wirtschaft ist nicht mehr Privat-
sache, sondern Sache der Gemeinschaft", sagt Rathenau. Was uns noch immer
fehlt und doch so nottut, ist weniger das bloße Wissen von dieser Forderung,
sondern vor allem das richtige Verständnis dafür; das Verständnis

gerade auch der Gebildeten. Man kann zwar heute nicht mehr behaupten, daß
jener Satz, den Adolf Damaschke vor vierzehn Iahren in das Vorwort seiner
„Geschichte der Nationalökonomie" schrieb, noch die gleiche Bedeutung habe:
„Gerade in gebildeten Kreisen, in denen jedes Nichtwissen auf dem Gebiete der
Literatur und Kunst schwer schaden würde, nimmt man schiefe und direkt falsche
Urteile auf dem Gebiete der Volkswirtschaft mit einer Gelassenheit hin, die nur
in dem außerordentlich geringen Maße des Durchschnittswissens ihre Erklärung
findet." Immerhin ist es geradezu erschreckend, welche Unkenntnis und Ver-
worrenheit man auch heute noch in weiten Kreisen, ja selbst in der Presse bei
der Behandlung volkswirtschaftlicher Fragen finden kann. Verwechslungen
staatssozialistischer, sozialdemokratischer, kommunistischer und bodenreformerischer
Anschauungen sind, besonders gegenwärtig, keine Seltenheit.
Aus der Fülle der ihrer Lösung harrenden Gegenwattsprobleme möchte ich
eines herausgreifen, das meiner Ansicht nach, so oft man auch darüber liest und
hört, noch längst in seinem Wesen und seinen Zielen nicht richtig erfaßt wird.
Ich meine das Problem der Sozialisierung, der Verstaatlichung, der Nationalisie-
rung der Produktion (oder wie sonst noch die mehr oder weniger anfechtbaren
Ausdrücke für die Aufhebung des Gegensatzes zwischen leitendem Produktione-
mittelbesitz und ausführender Arbeit lauten mögen). Das ganze Problem ist
gerade deswegen so umstritten, weil es sich nicht nur um die „Vergesellschaftung"
eines bestimmten Großbetriebes, sagen wir etwa der Kohlengruben, handelt,
sondern weil das sozialistische Programm diese Sozialisierungstheorie gleichmäßig
auf alle dazu geeigneten Großbetriebe anwenden will und damit natürlich bei
jeder einzelnen Gruppe auf neuen Widerstand stößt. Inwieweit der ganze Ge>
danke ausführbar und berechtigt ist, wollen wir hier dahingestellt sein lassen. Da-
gegen soll im weiteren etwas näher auf ein ganz bestimmtes Gebiet dieser Sozi»
alisierungsbestrebungen eingegangen werden: auf das ?andprogramm der
sozialistischen Regierung. Daß wir eine großzügige innere Kolonisation, eine
gänzliche Neugestaltung der ländlichen Besitzverteilung brauchen, steht nach dem
schweren Notstand unserer Tage außer Frage; genau wie nach dem Zusammen-
bruch des Iahres 1806 durch die Bauernbefreiung das große Werk der Agrar-
reform in Angriff genommen wnrde, muß es heute energisch, aber mit Über-
legung fortgeführt werden. Die programmatische Regierungserklärung kündigt,
wie schon, erwähnt, eine „Vergesellschaftung der dazu geeig-
neten landwirtschaftlichen Großbetriebe" an. Auf den
ersten Blick sagt einem dieses Projekt nicht allzu viel. Fangen wir aber an, in
den Sinn der Worte einzudringen, so finden wir, daß aus ihnen jener alte starre
Agrarmarrismus spricht, der von der Überlegenheit des Großbetriebes in Ge-
werbe und Landwirtschaft ausgeht und jeglichen Kleinbetrieb als rückständig
verwirft. Es ist als höchstwahrscheinlich anzunehmen, daß alle diejenigen ver-
nünftigen Sozialisten, die sich an die praktischen Tatsachen der Gegenwart halten,

und die schon lange von der Verkehrtheit der alten Marr'schen Theorie überzeugt sind, wie z. B. David u. a., bei der Abfassung jener Erklärung nicht zu Rate gezogen wurden. Der Traum aller Agrarmarristen ist nicht etwa, wie man glauben sollte, eine Aufteilung und Sozialisierung des Großgrundbesitzes, sondern im Gegenteil seine Erhaltung, ja sogar Erweiterung in der Form des verstaatlichten Großbetriebes; sie wünschen den Zusammenschluß aller Landarbeiter und Bauern zu genossenschaftlichen Großwirtschaften unter gemeinsamer zentraler Leitung. Wir sehen also gerade hier, wie die beiden Begriffe „Sozialisierung" und „Verstaatlichung" durchaus nicht dasselbe bedeuten und müssen uns hüten, beide (sozusagen) in einen Topf zu werfen. Die Sozialdemokraten selbst sind sich übrigens des Unterschiedes der beiden Begriffe voll bewußt. Ich erinnere dabei an eincn Satz Mar Schirpels in den „Sozialistischen Monatsheften", in dem er sagt: „Die Verstaatlichung an sich ist kein Sozia» lismus im Vollsinn des Wortes". Derselbe Schriftsteller, einer der klügsten sozialistischen Publizisten, definierte übrigens den Begriff „Verstaatlichung" im negativen Sinne dahin: „Verstaatlichung ist immer Preisgabe des Prinzips der freien Konkurrenz". Diese Definition folgerichtig auf das in Rede stehende sozialistische Landprogramm an» gewendet, bedeutet aber nichts anderes als Unterdrückung jeder selbständigen, freien Eigenwirtschaft. Die Durchführung dieses dahin zielenden Programms würde zweifellos den Wünschen des weitaus größten Teils der deutschen Landbevölkerung zuwiderlaufen und sicher auf großen Widerstand gerade des kleinen Grundbesitzers stoßen. Der Gedanke der Aufteilung des Großgrundbesitzes ist an sich weder schlecht noch undurchführbar; nur eben darf er nicht in dieser Form zur Ausführung kommen. Dem Gedanken, überall dort, wo der Großbesitz in schädlicher Weise vorwiegt, wie z. B. in weiten Teilen dls preußischen Ostens oder in Mecklenburg, mit aller Energie einzugreifen, könnten wir ohne Bedenken zustimmen; rein schematisch dürfte natürlich auch hier nicht vorgegangen werden; so werden in hoher Kultur stehende Mustergüter wohl kaum aufgeteilt werden dürfen. Vor allem aber sollte man nicht noch weiter zentralisierend vorgehen, was doch gerade die Verstaatlichung will, sondern man sollte dezentralisieren. Man sollte den dazu fähigen und bisher unselbständigen Landarbeitern und abgefundenen Bauernsöhnen zu eigenem, selbständigem, kleinerem Landbesitz verhelfen. Dahin gebt der Wunsch unseres Landvolkes. Dies wäre auch das beste Mittel, der Landflucht hemmend entgegenzutreten; so könnte man das Streben auch vieler heimgekehrten Kr'eger erfüllen helfen. Auf dem Gebiete der Bodenreform heißt es eben: nicht verstaatlichen, sondern sozialisieren! Eine Gesundung der ländlichen Verhältnisse ist unmöglich, wenn Landarbeiter und Bauern aus ihrem alten Abhängigkeitsverhältnis zu ihren Grnndherrschaften nur wieder in neue Abhängigkeit gelangen. Hoffen wir, daß die neue durch die Nationalversammlung gewählte

Regierung, wenn sie an die Lösung der Bodenfrage herantritt, den Fehler des
alten sozialistischen Programms wieder gutmacht und den Grundsatz aufstellt:
Möglichst weitgehende Aufteilung des Großgrundbesitzes in
freie, selbständige klein- und mittelbäuerliche Betriebe.

Dr. Willy Cohn:

Die Frankfurter Nationalversammlung von 1848.

Mehr als je sind in diesen Tagen die Augen des rückblickenden Historikers
auf jene Nationalversammlung gerichtet, die vor nunmehr 71 Iahren versuchte,
Deutschland eine Verfassung zu geben. Der Parallelismus im geschichtlichen
Geschehen ist unverkennbar, und wäre wahre historische Erkenntnis mehr verbreitet,
als sie tatsächlich ist, so würde bis in die weitesten Kreise die Erleuchtung
flammen, daß wir aus den Dingen, wie sie sich 1848 in Frankfurt a. M. ab-
spielten, ungeheuer viel für unsere politische Gegenwart lernen können. Aber
gerade die Kenntnis von jenem Sturmjahr ist eine verschwommene, unklare, in
den Schulen wußte man mit diesem Iahre unter dem alten Herrschaftssystem
nichts rechtes anzufangen, und so nahmen die meisten ins Leben das Gefühl
hinaus, daß jenes Iahr in der Geschichte höchst überflüssig gewesen ist. Mancher
allerdings, der dann später selbst zu den Quellen griff, hat ein anderes Bild
bekommen, aber wie wenige waren das! Heute wird es aber immer klarer, was
wir jenen Männern zu verdanken haben und in welchem Maße wir auf ihren
Schultern stehen. Unter all den Versammlungen, die damals in Deutschland
und Österreich zusammengetreten sind, ist die zu Frankfurt in der Paulskirche die
überragendste, ihre Geschichte zu schreiben würde das Maß, das diesem Aufsatz
gesetzt ist, weit überschreiten, nur blitzartig können wir die großen Männer, die
sn ihr teilgenommen haben, mit ihren Plänen, Wünschen und Idealen an uns
vorbeiziehen lassen, und die Versammlung zu ihrem traurigen Ende begleiten.

Mit bewundernswerter Schnelligkeit trat am 31. März 184«, nachdem in
der Mitte des Monats der Frühlingswind die alten morschen Zustände hinweg-
gefegt hatte, eine Vorversammlung in Frankfurt a. M. zusammen. Da sie nicht
aus allgemeinen Wahlen hervorgegangen war, so konnte von vornherein ihre Auf»
gabe nur darin bestehen, der möglichst baldigen Einberufung einer auf breitester
demokratischer Grundlage gewählten Nationalversammlung die Wege zu ebnen.
Schon im Schoße dieses Vorparlamentes machten sich die Gegensätze bemerkbar,
die späterhin auch in der eigentlichen Versammlung hervortraten, ver allem der

zwischen Konstitutionellen und Republikanern. Aber man kam über diese Ding.' hinweg, indem man die Beschlußfassung über Deutschlands endgültige Verfassung eben zurückstellte und zurückstellen konnte. 500 Vertreter aller deutschen Stämme, unter ihnen allerdings verschwindend wenige Österreicher, nahmen an den Verhandlungen teil, Präsident war der Heidelberger Professor Mittermaier, dessen Wahl gegen eine Kandidatur des Demokraten Blum erfolgt war. Nur fünf Tage hatte das Vorparlament zu beraten, man ging am 4. April wieder auseinander, nachdem man einen Ausschuß von 50 Männern hinterlassen hatte, der die Überwachung des noch immer vorhandenen Bundestages zu übernehmen hatte und im Notfall die Befugnis besaß, noch einmal das Vorparlament einzuberufen. Doch dazu ist es nicht mehr gekommen. Der wichtigste Beschluß aber noch vor dem Auseinandergehen war der, daß die Wahlen auf Grund des allgemeinen Wahlrechtes stattzufinden hätten; als Versammlungsort wurde wiederum Frankfurt a. M. bestimmt.

In die Zwischenzeit zwischen Vorparlament und Zusammentritt der eigentlichen Nationalversammlung fiel Heck ers Versuch, auf dem Wege eines Pursches die Republik durchzusetzen. Er ist bekanntlich gescheitert. So interessant es wäre, den Ideen dieses Mannes nachzugehen, so müssen wir es uns doch versagen, um unserer eigentlichen Aufgabe nicht untreu zu werden. Die allgemeine Stimmung jener Tage schildert Heinrich Laube in seinem Buche über das erste Parlament. Er erzählt von seiner Fahrt ins Vorparlament, wie er unterwegs Halle im Schmucke der schroarz-rot-goldenen Farben sah. „Vor 21 Iahren," so sagt er, „hatte ich hier auf dieser „Wage" sechs Wochen lang im Karzer gesessen, wegen Liebhaberei für diese „verbrecherischen" Farben, und vor 14 Iahren hatte die so geräumige Hausvogtei kaum Platz für uns schwarz-rot^ goldene Verbrecher. Heute „ging Preußen auf in Deutschland", und was damals Verbrechen, das war heute Verdienst."

In verhältnismäßig kurzer Zeit kamen die Wahlen zur Nationalversammlung zustande und schon am 18. Mai konnten die Abgeordneten feierlich in die Paulskirche einziehen. Wer heute noch nach so vielen Iahren den schlichten Raum der Kirche betritt, ist im Banne jener Tage, in denen die besten Männer Deutschlands in aufreibenden Beratungen und unablässiger Arbeit die Bausteine zu einem neuen Deutschland zusammenzutragen versuchten. Es war eine Versammlung der bedeutendsten Männer Deutschlands, die den Ehrennamen des Professorenparlamentes verdiente, in dem aber auch eine große Menge Männer des praktischen Lebens saßen, aber es war natürlich, daß das Volk zu den Köpfen in erster Reihe Zutrauen hatte, die seit Jahrzehnten oft unter dem Druck schwerer Verfolgungen vergeblich für ein freieres Deutschland eingetreten waren. Vor allem erlebte Ernst Moritz Arndt hier eine völlige Genugtuung für das, was er erlitten hatte. Nie wieder hat ein Parlament bedeutende Köpfe in so großer Zabl unter seinen Mitgliedern gesehen; ans der Reihe der Historiker seien

genannt: Dahlmann, Gervinus, Dropsen, der Darsteller der
Hohenstaufenzeit Friedrich von Raumer, ferner Maitz und Stenzel.
Die deutsche Sprachwissenschaft war mit Männern wie Ludwig Uhland un>
Iakob Grimm würdig vertreten. So war eine Fülle von Geist in dem Schiff
der Paulekirche zusammengedrängt, und die Nation konnte von diesem Parlament
erwarten, daß es ihm ein lebensfähiges neues Deutschland schenken würde. Der
Idealismus, mit dem man damals arbeitete und alles beiseite zu schieben versuchte,
was dem großen Werk hätte hinderlich können in den Weg treten, ist in jeder'
Beziehung vorbildlich gewesen.
Verweilen wir noch einen Augenblick bei der Paulskirche, wie sie Heinrick
Laube schildert, als ein runder Tempel, „dessen Mittelgrund ringsum durch
Säulen abgegrenzt wird. In diesem Mittelgrund saßen auf Kirchenbänken die
ersten deutschen Volksvertreter, gegen Mittag sciMend auf eine Rednerbühne, in
Gestalt einer Kanzel, auf eine Präsidentschaftsestrade hinter dieser Kanzel, auf
rote Vorhänge mit schwarz und goldgesäumt und mit dem zweiköpfigen Reichs-
adler geschmückt hinter dieser Estrade, und auf ein romantisches Vild der
Mrm.inia hoch, hoch über dem Präsidenten, ein Bild von strenger Unschuld, aber
geringer Kraft." Die Nationalversammlung erhielt bis zu einem gewissen
Grade ibre Prägung durch den Präsidenten Heinrich von Gagern; seiner
Energie und Geschicklichkeit gelang es immer wieder, die stürmischen Sitzungen
zu beruhigen und Orbnung' hineinzubringen. Noch stand ja Deutschland am
Anfang des Parlamentarismus, noch mußte man sich ja erst die Geschäftsordnung
schassen und die Formens in denen man arbeiten wollte. Den Mitgliedern fehlte
ja auch selbstverständlich jede parlamentarische Schulung, und so ist es kein
Wunder, daß bei den vorhandenen großen politischen Gegensätzen es wiederholt
zu stürmischen Zusammenstößen kam. Und darin lag eben Heinrich von Gagerns
Verdienst, wie er seine Aufgabe als Präsident in vollem Umfange erfüllte. Die
Rede, die er bei der Übernahme seines Amtes hielt, gehört der Geschichte an, sie
ist ein Werkstein in der Entwicklung Deutsehlands geworden, nnd der Satz, mit
dem er sie einleitete, er könnte auch noch heute in derselben Weise, an derselben
Stelle, wiederholt werden: „Wir sollen schaffen eine Verfassung für Deutsch-,
land, für das gesamte Reich. Der Beruf und die Vollmacht zu dieser Schaffung,
sie liegen in der Souveränität der Nation."
Gagerns Verdienst war es auch, daß er am 24. Iuni alle die Redeschlachten,
die sich bei der Frage entwickelten, wie man die provisorische Zentralgewalt
schaffen sollte, in geschicktester Weise beendigte nnd den einzig möglichen Ausweg
Zeigte. Er beantwortete die Frage, wer die Zentralgewalt schaffen sollte, mir
den Worten: „Meine Herren! Ich tue einen kühnen Griff, nnd ich sage Ihnen,
wir müssen die provisorische Zentralgewalr selbst schaffen. Die Majorität dieser
"Versammlung scheint mebr und mehr zu der Ansicht gekommen zu sein, die auch
ich teile, daß die künftige Zentralgewalt einem Reichsverweser mit verantwort-

lichem Minister übertragen werden müsse." Sein Vorschlag wurde am 30. Iuni, angenonimmen, und ans der Wahl ging Iohann, Erzherzog von Österreich hervor, der bei der Abstimmung 436 Stimmen erhielt, 52 Stimmen erhielt Heinrich von Gagern selbst. Die Tat, die in dieser Wahl lag, war die Tatsache, daß das deutsche Volk aus seiner Souveränität heraus, und ohne sich um die Bundesstaaten und deren Fürsten mit ihren vielen auseinanderstrebenden Wünschen zu kümmern, die Zentralgewalt schuf, und es auch durchsetzte, daß sie die nötige An erkennung fand. Das erste Reichsministerium, das sich der Reichsverweser erwählte, hatte als Vorsitzenden den Österreicher Anton von Schmerling, während der Preuße von Peucker Reichskriegsminister wurde, und Heekscher die Iustiz versah. So hatte Deutschland wieder ein Haupt unl, man kann es verstehen, wenn diese Tatsache begeisterten Widerhall überall fand. Laube meint in seinen Erinnerungen, das Haupt sei da gewesen, nur der Körper sei nachzuholen. Doch auch der Körper war vorbanden, nur waren die reaktionären Gewalten in Preußen und Österreich tüchtig am Werke, die Zentralgewalt nicht allzu mächtig werden zu lassen, damit ja nicht der Glanz ihrer eigenen Kronen von der Würde des Reichsverwesers verdunkelt würde. Denn man mußte erst an sich denken und dann an Deutschland. So mangelte es nicht an Knüppeln, die man der durch die Paulskirche geschaffenen Zentralgewal; zwischen die Beine warf. Für den K. August hatte der Reichskriegsminister befohlen, daß die gesamte Armee dem Reichsverweser huldigen und die deutsche Kokarde anlegen sollte. In Österreich tat man es einfach nicht, und in Preußen folgte man der Anordnung nur halb und halb, indem man den Befehl der Zentralgewalt in einen solchen des preußischen Königs verwandelte. Es ist das traurige, daß man, je mehr man sich mit jener Frankfurter Nationalversammlung beschäftigt, immer mehr zu der Erkenntnis kommt, daß es vor allem Friedrich Wilhelm IV. gewesen ist, der seine Zeit nicht verstand, und dem sein Gottesgnadeutum weit über allem Deutschen stand; wje bezeichnend ist sein Wort, das er beim Kölner Dombaufest zu Heinrich v. Gagern sagte: „Vergessen Sie nicht, daß es in Deutschland noch Fürsten gibt, und daß ich einer von ihnen bin." Der Historiker soll und darf ja nicht rückwärts prophezeien, aber es muß doch gesagt werden, daß wir uns manches in unserer Entwicklung in den letzten 70 Iahren hätten sparen können, wenn damals auf dem preußischen Thron ein Mann gesessen hätte, der deutsch dachte und empfand, oder wenn man schon damals im Stande gewesen wäre, ihn zum Rücktritt zu zwingen. Aber kehren wir in die Paulskirche zurück. Ungeheuere Arbeit war zu leisten. Es ist auch von berufenen Historikern bedauert worden, daß das deutsche Parlament viele Monate mit der Beratung der Grundrechte zubrachte, anstatt gleich praktische Arbeit zu leisten. Wenn auch dieser Vorwurf nicht ganz unberechtigt ist, so müssen wir aber doch den Männern dankbar sein, daß sie die Forderungen formuliert haben, die als Programm für jede freiheitliche Entwicklung anzusehen sind. Die Grundrechte-

bestimmten als wesentliche Punkte Reichebürgerrecht für jeden Deutschen, Ge
Werbefreiheit, Auswanderungsfreiheit, Aufhebung aller Srandesunterschiede, Al^
schaffung von Titeln ohne Amt, Wehrpflicht für alle. Ferner sollte jeder Reichs-
bürger Schutz vor willkürlicher Verhaftung genießen, die Todesstrafe sollte ab-
geschafft werden, Preßfreiheit, Glaubens- und Gewissensfreiheit, bürgerlicher Eid
und Zivilehe, Freiheit der Lehre, Staatsschule, Versammlungs- und Vereinsrecht,
Unverletzlichkeit des Eigentums, Aufhebung oder Ablösung von Privilegien und
Eremptionen, Unabhängigkeit der Gerichte, öffentliches Verfahren und Schwurge-
richte wurde gewährleistet. Damit waren für alle Zeiten die Richtpunkte gegeben,
und es ist nur zu bedauern, daß die Frankfurter Nationalversammlung die Durch-
führung und Gültigkeit für immer nicht durchsetzen konnte. Mit der ganzen Ent-
wicklung, die die Dinge genommen hatten, war man auf Seiten der radikalen Linken
nicht einverstanden, man glaubte die Freiheit verraten zu sehen, und ein Mann wie
Friedrich Hecker erblickte in den Abgeordneten von Frankfurt nur privilegierte
Volksverräter. „Eine große Zeit," so schrieb er in einem Briefe, „ist über ein
kleines Geschlecht hinweggerauscht und der Weltgeist schüttelt zürnend seinr
Schwingen und wendet den Blick ab von der verächtlichen Rasse." Zweifelte?
sah er zu schwarz, denn das, was erreicht war, stellte, an den vorangegangenen
Zuständen gemessen, schon eine beträchtliche Leistung dar. Die wichtigste Auf-
gabe, die die Nationalversammlung zu lösen hatte, nämlich die Schaffung einer
Verfassung für das Deutsche Reich, bot zugleich die größten Schwierigkeiten,
Kleindeutsch oder Großdeutsch war die Losung in den verschiedenen Lagern. Mit
anderen Worten gesagt, handelte es sich darum, ob Österreich im Verbande
Deutschlands bleiben oder nur in einem weiteren Bund hinzutreten sollte. Die
Verfassung, die dann endgültig am 28. März 1849 aus den Beratungen hervor-
ging, war eine kleindeutsche; sie ist dann bis zu einem gewissen Grade die Grund-
lage geworden für die, die Bismarck 1867 dem Norddeutschen Bund und 1870/71
dem neuen Deutschen Reiche gab. Ihren einzelnen Bestimmungen nachzugehen
wäre eine Aufgabe für sich, die an dieser Stelle nicht gelöst werden kann. Sie
war in ihrer Art eine Musterleistung, und daß sie nicht zur Ausführung gekommen
ist, dafür zeichnen wiederum die deutschen Fürsten und an ihrer Spitze Friedrich
Wilhelm IV. verantwortlich. Denn mächtig waren die Einzelstaaten, deren Ge-
walt unter der Wucht der Märzereignisse zusammengebrochen war, wieder erstarkt.
Auch die Geschehnisse der äußeren Politik und besonders die Entwicklung der
Schleswig-Holsteinischen Frage, in der Preußen selbständig, und ohne die Zentral
geWalt zu fragen, vorging, wirkte ungünstig auf die Verhandlungen der National-
Versammlung. Es zeigte sich immer mehr, daß sie nicht über die Gewalt der
Vaje-nette verfügte und daß die Durchführung ihrer Anordnungen nur von dem
guten Willen der Einzelstaaten abbängig war. In Frankfurt selbst wurde die
Versammlung vom Pöbel bedrobt, noch einmal g.'lang es, sie m schützen und di.>
Abgeordneten davor zu bewahren, unter die Herrschaft der Straße zu kommen.

Ze fanden aber immerhin Straßenkämpfe statt. „Es war die wunderlichste Lage
einer Revolutionsschlacht," so erzählt Heinrich Lande, „die man sich denken kann.
Die Aufständigen fochten gegen Behörden, welche eben erst aus allgemeinem
Stimmrecht der Nation hervorgegangen waren; es fehlte ihnen, also ganz und
gar der Schimmer und Duft eines gekränkten, zur Gewaltsamkeit gezwungenen
Rechtsgefühls. Die Angegriffenen aber verteidigten sich mit Truppen, deren
ursprüngliche Befehlshaber kurz vorher noch Widersacher der jetzt Angegriffenen
waren und wahrscheinlich in kurzem wieder sein würden." Es war also eine
höchst verworrene Lage. Die Leitung der Versammlung war inzwischen auf
Eduard Sims 0 n übergegangen, nachdem Gagern Reichsminister geworden war;
auch Simson hat die Präsidialgeschäfte mit Umsicht und hoher Unparteilichkeit
geführt, er stand auch an der Spitze der Deputation, die Friedrich Wilhelm IV.
namens der Nationalversammlung die Kaiserkrone anzubieten hatte, er konnte
dasselbe Amt noch einmal in Versailles im DeutschFranzösischen Kriege wieder-
holen.
Aus den Beratungen der Versammlung, die sich nunmehr fast ansschließlich
um die Verfassungsfrage drehten, ging immer mehr die Gewißheit hervor, daß
die kleindeutsche Lösung die meiste Hoffnung auf endgültige Annahme hätte. Ein
Mann wie Ludwig Uhland war gegen die Herausdrängung Österreichs ans
Deutschland und heute, wo wir wieder im Begriff sind, eine Vereinigung Deut'ch-
Österreichs mit Deutschland zu erstreben, hat er mehr als je das Recht, gelwrt zu
werden. „Man hat wohl gesagt: Österreich hat den großen providentiellen Beruf,
nach dem Osten hin mächtig zu sein, nach dem Osten Aufklärung und Gesittung
zu tragen. Aber wie kann das deutsche Osterreich Macht üben, wenn es selbst
überwältigt ist? Wie kann es leuchten uud aufklären, wenn es zugedeckt und
verdunkelt ist? Mag immerhin Österreich den Beruf haben, eine Laterne für den
Osten zu sein, es hat einen näheren höheren Beruf: eine Pulsader zu sein im Herzen
Deutschlands!" Doch wollen wir den Männern der kleindentschen Partei keinen
Vorwurf daraus machen, daß sie über diese Gegengründe hinweg gehen mußten^
das alte Österreich war noch zu stark, zu verwoben mit den fremdsprachlichen Be-
standteilen, als daß seine deutschen Länder aus seinem Verbande ausscheiden
konnten, um in den Deutschlands einzutreten und ohne doch wieder ganz und gar
die Beziehungen zu Habsburg zu lösen. Und wiederum haben die Ereignisse der
Gegenwart erst gezeigt, daß die alte Habsburger Monarchie zusammenbrechen
mußte, um den Weg für Deutsch-Österreich frei zu machen. Aber den Männern
der kleindeutschen Partei der Frankfurter Nationalversammlung hat das Herz ge>
blutet, daß sie Österreich draußen lassen mußten. Am 12. März fanden die Dinge
ihre Entscheidung dadurch, daß der Welckersche Antrag eingebracht wurde. Er
scklug vor, die Reichsverfassung c>n I,1c,<> anzunehmen und die erbliche Kaiser-
würde dem König von Preußen zu übertragen. Zuerst fiel der Antrag durch,
aber am 27. März wurde mit 267 gegen 263 Stimmen die erbliche Kaiserwürde

beschlossen und Friedrich Wilhelm IV. am nächsten Tage zum deutschen Kaiser gewählt. Die Würfel waren gefallen nnd aus den Beratungen etwas Positives hervorgegangen. Wohl gab es viele unter den Abgeordneten, die die Entwicklung, wie sie gekommen war, bedauerten und lieber die Errichtung einer deutschen Republik gewünscht hätten, aber man mußte mit dem Erreichten zufrieden sein. Nun waren alle Augen auf Friedrich Wilhelm I V. gerichtet, ob er die Wahl annehmen würde oder nicht, sein Beispiel mußte für die Kleinstaaten maßgebend sein. 32 Mitglieder zählte die Kaiserdeputation unter Simsons Führung, wieder waren Namen von bestem Klang unter ihren Mitgliedern, wie Arndt, Dahlmann und Raumer. Am 2. April trifft die Deputation in Berlin ein, am 3. wird sie vom König empfangen. Noch bevor er die Deputation gehört hat, hat er von Josias vonBunsen ein Schreiben erhalten, in dem dieser Friedrich Wis-Helm IV. die Annahme der Wahl dringend ans Herz legt. Hier wurde dem König noch einmal eindringlich vor Augen gefübrt, was die Ablehnung für Folgen nach sich ziehen würde. So empfing der König wohlvorbereitet die Ab-^ geordneten. In diesen Stunden drängte sich wieder einmal das Schicksal Deutsch» lands zusammen. Simson überreichte dem König die Verfaffung und das Wahl^ protokoll. Der König antwortete, und die Antwort, die das Geschick Deutschlands um ein halbes Iabrhundert zurückgeworfen hat, ist in ibrer Art so eigenartig, daß sie hierher gesetzt sein soll: „Die Bvrschaft," so führt der König aus, „als deren Träger Sie zu mir gekommen sind, hat mich tief ergriffen. Sie hat meinen Blick auf den König der Könige gelenkt und auf die heiligen uud unantastbaren Pflichten, welche mir als dem Könige meines Volkes nnd einem der mächtigsten deutschen Fürsten obliegen. Solch ein Blick macht deis Ange klar und das Herz groß. In dem Beschluß der deut'chen Nationalversammlung, welchen Sie mir überbringen, erkenne ich die Stimme der Vertreter des deutschen Volkes. Dieser Ruf gibt mir ein Anrecht, dessen Wert ich zu schätzen weiß. Er fordert, wenn ich ihm folge, unermeßliche Opfer von mir. Er legt mir die schwersten Pflichten auf. Die deutsche Nationalversammlung bat auf mich vor allem gezählt, wo es gilt, Deutschlands Einbeit und Kraft zu grüi den. Ich ebre Ihr Vertrauen, sprechen Sie ihr meinen Dank dafür ans. Ich bin bereit, durch die Tat zu beweisen, daß die Männer sich nicht geirrt haben, welche ihre Zuversicht auf meine Treue, auf meine ?iebe zum gemeinsamen Vaterland stützen. Aber ich würde Ihr Vertrauen nicht rechtfertigen, ich würde dem Sinne des deutschen Volkes nicht entsprechen, ich wurde Deutschlands Einbeit nicht aufrichten, wollte ich mit Verletzung heiliger Rechte und meiner früheren ausdrücklichen und feierlichen Versicherungen ohne das freie Einverständnis der gekrönten Häupter der Fürsten und der freien deutschen Städte eine Entschließung fassen, welche für sie und die von ihnen regierten deutschen Stämme die entscheidendsten Folgen haben darf. An den Regierungen der einzelnen deutschen Staaten wird es daher jetzr sein, in gemeinsamer Beratung zu prüfen, ob die Verfassung den einzelnen wie

dem ganzen frommt, ob die mir zugedachten Rechte mich in den Stand setzen würden, mit starker Hand, wie es ein solcher Beruf von mir fordert, die Geschicke des großen deutschen Vaterlandes zu leiten und die Hoffnungen seiner Volker zu erfüllen. Dessen aber möge Deutschland gewiß sein, und das verkündigen Sie in allen seinen Gauen: Bedarf es des preußischen Schildes und Schwertes gegen äußere oder innere Feinde, so werde ich auch ohne Ruf nicht fehlen. Ich werde dann getrost den Weg meines Hauses und meines Volkes, den Weg der deutschen Ehre und Treue gehen." So tritt uns aus der Antwort des preußischen Königs sein Charakter in seiner romantischen Verschwommenheit und Unklarheit deutlich hervor, seine Antwort war natürlich eine verschleierte Ablehnung und wurde als solche von der Deputation empfunden, die aufs tiefste bestürzt war. Denn es mußte sofort jedem einzelnen klar werden, daß der Traum der deutschen Einbeir nunmehr auf lange begraben wäre. Hätte Friedrich Wilhelm IV. damals cie ihm von dem souveränen Volke angebotene Krone angenommen, so war ein einiges Deutschland geschaffen. Das Wort, das Bismarck einmal später inbezug auf seine eigene Schöpfung ausgesprochen hat, es paßte auch schon auf die Schöpfung der deutschen Nationalversammlung: „Setzen wir Deutschland in dcn Sattel, reiten wird es schon können!"

Was nun im Schoße der Nationalversammlung nachfolgte, war das Satvr-spiel nach der Tragödie. Nachdem der preußische König die angebotene Krone niedergelegt hatte, schied Simson aus dem Präsidium der Versammlung aus. Die Beschlüsse, die sie nun noch faßte, hatten nur ideellen Wert, denn nachdem sich Preußen gegen die Reichsverfassung erklärt hatte, war an ihre Durchführung nicht zu denken. Immer mehr Abgeordnete verließen die Versammlung. Am 30. Mai verlegte der übrig gebliebene Rest den Sitz nach Stuttgart, aber dieses Rumpfparlament war von vornherein zur Bedeutungslosigkeit verurteilt. Am 18. Iuni wurde es mit Waffengewalt gesprengt. Das war das Ende des deutschen Parlaments, auf das die besten Männer ihre größten Hoffnungen gesetzt hatten. Das deutsche Volk hatte seine Pflicht vollauf erfüllt, es war nicht den radikalen Weg der Republik gegangen, es hatte versucht, mit den bestehenden Gewalten zu rechnen. Nun war es bitter enttäuscht worden, denn seine Fürsten hatten sich der großen Stunde unter Führung des preußischen Königs unwürdig gezeigt. Ihre Schuld ist es, wenn wir beute nach 70 Iahren wieder dort stehe,',, wo wir in den Frühjahrstagen des Iahres 1849 gestanden baben. Das Parla> ment aber konnte mit Waffengewalt auseinandergejagt werden, seine Verfassung als ein Blatt Papier in den Staub getreten werden, aber die Ideen waren nicht zu vernichten:

„Wir sind geschlagen, nicht besiegt.
In solcher Schlacht erliegt man nicht."

rief Ernst Moritz Arndt aus.

Wir stehen heute auf den Schultern jener Männer und die Namen der
Frankfurter Nationalversammlung schweben über der neuen deutschen, die jetzt
zusammentritt. Sie wird uns das geben, was man in Frankfurt 1848 gewollt
hat: die einige deutsche Republik, und kein König wird mehr dem Rad der Welt-
geschichte in die Arme fallen können. Und auch die Frankfurter Nationalver
sammlung, die bisher ein Stiefkind borussischer Geschichtsschreibung war, wird
leuchtend in unserer Erinnerung wieder auferstehen.

Generaloberarzt Dr. Neumann:

Wie helsen wir unseren Kriegsbeschädigten?

In Berlin und anderen Städten fanden neulich große Demonstrations-
umzüge von Kriegsbeschädigten statt. Sie stellten eine Reihe von Forderungen
auf, die sich auf die Rente, Entfernung unliebsamer Beamter, Zuteilung von
Kriegbeschädigten zu den Spruchgerichten u. a. m. bezogen. Man kann darüber
verschiedener Ansicht sein, ob gerade die Straßendemonstrarionen, die jetzt an der
Tagesordnung sind, die Wege bedeuten, damit die Kriegsbeschädigten zu ihrem
Recht gelangen. An diesem Recht ist kein Zweifel. Das bezeugt die Geschichte
der Invalidenfürsorge. Dank und Recht. Beides ist notwendig. Nun steht
aber die Hilfe für die Kriegsbeschädigten heute unter dem sozialen Gesichts-
winkel. Das besagt, daß die Arbeitskraft der Kriegsbeschädigten ausgenutzt
werden muß, soweit sie noch vorhanden. Das bedarf der ärztlichen Feststellung.
Diese geschieht bei den Bezirkskommandos und bei der amtlich-bürgerlichen Für-
forgestelle. Schon lange sind die Kriegsbeschädigten zur Selbsthilfe geschritten,
indem sie wirtschaftliche Vereinigungen gründeten, deren bedeutendste der Reichs-
bund der Kriegsbeschädigten und Kriegsteilnehmer ist. Neben ihm gibt, es auch
andere Vereinigungen. So haben z. B. die Krieger-Vereine es unternommen,
für die Kriegsbeschädigten zu sorgen, und jede politische Partei hat. wohl auch
diese Sorge auf ihr Programm gesetzt. Unter den Spenden für die Fürsorge
steht die Lndendorffspende obenan, ferner die Vaterlandsspende, das Rote Kreuz
mit seiner Bäderfürsorge u. a. m.

In einer sehr interessanten Schrift von A. v. Brandt „Ich, der Invalide"
erzählt der Verfasser seine Leidensgeschichte. Er spricht es aus, daß „die Freude
am Leben, die jedem Menschen eingepflanzt ist, bei den Invaliden und Krüppeln
ebenso, ja vielleicht noch verfeinert vorhanden sei. Das ist m. A. nach ein sehr
feiner psychologischer Zug, und wer viel mit Kriegsbeschädigten zu tun hat, wird

das bestätigen. Nicht soll den Kriegebeschädigten die Verbitterung ergreifen. Die beste Medizin gegen die Verbitterung ist die Arbeit. Nun ist aber schon vieltausendfach bestätigt, daß der Kriegsbeschädigte wieder arbeiten kann. Von Biesalskis Ruf: es gibt keine Krüppel mehr, bis heute ist ein langer mühsamer Weg gewesen, der Erfolge gehabt hat, und es hieße hier das Ganze der Kriege. beschädigtenfürsorge aufrollen, wollte man verlautbaren, was alles geschehen ist. Die Arbeitsfürsorge ist ein besonderes Kapitel der Kriegsbeschädigtenfürsorce. Vom Tändelspiel im Lazarett, von der Knüpfarbeit du-ch die üazarettschule 'ur Berufsschule jeder möglichen Art ist ein langer Gang. Und doch ist er m't Erfolg beschritten worden. Die Arbeitsfürsorge baut sich auf der Heilfürserge auf. Es ist Grundsatz, daß die Heilung mit allen Mitteln der ärztlichen Kunst erreiche werden muß. Erst wenn hier ein Abschluß gegeben ist, der sich nach arztlich-technischen Gesichtspunkten richtet, erfolgt die Entlassung aus der ärztlichen Behandlung bezw. aus dem Militärlazarett. Neben die Arbeits» und Heilfürsorge tritt die Rentenfürsorge. Die Rente ist nicht abhängig vom Lohn, sondern vrn der Leistungsfähigkeit, und diese ist bedingt durch die Heilfürsorge. Heilfürsorgi,', Arbeitsfürsorge und Rentenfürsorge stehen also in einem ineren Zusammenhang. Als Optimist verspreche ich mir von einer Aufklärung viel. Ich erwähne die Kriegeransiedlung, die Kriegerheimstättenbewegung, das Kapitalabfindungsgesetz. Organisatorisch ist die Kriegsbeschädigtenfürsorge im Reichsaus^chuß geregelt. Vielleicht wächst er sich zu einem Reichsamt der KriegsbeschZdigtenfürsorge aus. Der Reichsausschuß gliedert sich in Fürsorgestellen der Provinz und der Städte. Die Militärlazarette und Bezirkskon'm.insos bezw. deren Versorgnngsämter, die armeekorpsweise zentralisiert sind, stehen mit den amrlich-bürgerlichen Fürsorgestellen in Verbindung. Auf Einzelheiten gehe ich nicht ein. Es ist zuzugeben, daß der Beschädigte oft von einer Behörde zur anderen geschickt wird, was ihn verdrießlich macht. Dem wäre abzuhelfen, wenn die gesamte Fürsorge zentralisiert würde^ sodaß wir nach dem Friedensschluß in den größeren Orten Kriegsversorgungsämter hätten, welche die gesamte Fürsorge umfassen. Man müßte ihnen auch eigene Ärzte geben, die in der Kriegsbeschädigtenfürsorge bewandert sind. Was nun die Rente anlangt, so erwarten wir erst von dem neuen Versorgungsgesetz eine zeitgemäße soziale Regelung. Das Gesetz von 190« ist völlig unzureichcnd, und daher auch die berechtigte Unzufriedenheit der Beschädigten, die durch Zusatzrenten als Härteausgleich und Teuerungszulagen nicht ganz beseitigt ist. Die gesetzliche Regelung der gesamten Kriegsbeschädigtenfürsorge steht noch aus. Die Zersplitterung ist noch groß und stiftet Schaden.

In den Spruchgerichten, die vorgesehen sind, um über die DienstbeschZdigungsfrage zu beraten, müssen auch Kriegsbeschädigte sitzen. Auch für die Rentenlosen muß gesorgt werden. Die Beziebungen zwischen Unfallversicherung und KriegsbeschSdigtenfürsorge muß geregelt werden. Auch werden die Beschädigten oft von einer Instanz zur anderen geschickt, was Verbitterung bedingt. Armen-

pflege ist keine Regelung der Kriegsbeschädigtensürsorge. Auch die Beziehungen der Privatversicherung und der Kriegsbeschädigtenfürsorge harren der Regelung. Die Rente kann aber immer nur ein Zuschuß sein. Nie kann die Geldrente, und roenn sie noch so hoch ist, die verlorene Erwerbsfähigkeit herstellen. Daher ist die Herstellung der Erwerbefähigkeit die Hauptsache. Kann der alte Beruf nicht ergriffen werden, so erfolgt Berufsnmschulung. Die Arbeitgeber müssen g setz» lich gezwungen werden, einen gewissen Prozentsatz Kriegsbeschädigter einzustellen. Ganz besonderer Fürsorge bedürfen die sogenannten Kriegsneurotiker und Kriegs-Hysteriker, auch die arbeitsscheuen Kriegsbeschädigten. Das Recht, was mit uns geboren ist, ist das Recht auf Arbeit, das Recht einer freien, auf sich selbst gestellten Persönlichkeit, doch das höchste Glück der Erdenkinder. Die Erkenntnis von der großen Wichtigkeit der funktionellen Herstellung der geschädigten Glieder ist im wesentlichen eine Frucht der Unfallgesetzgebung. Ausschlaggebend ist die Wiedereinreihung des Kriegsbeschädigten in den Wirtschaftekörper. Das ist schwierig, wenn der Arbeitsmarkt jetzt überlastet ist und jeder unterkommen will. Der Gesunde ist der Konkurrent des Beschädigten. Die Kriegsfürsorge der Rheinprovinz hat hier sehr gute Richtlinien gegeben. Nicht der Leierkastenmann, der Postkartenverkäufer und der Ruhepöstler sind die Ideale einer Kriegsbeschädigtenfürsorge. Die geht eben jedermann an. Ieder muß zu ihrer Lösung beitragen. Die Wege, dem Beschädigten zu helfen, sind sicher richtig und gangbar. Man muß sie nur beschreiten. Hier ist ein Boden gemeinsamer vaterländischer Arbeit, der unberührt ist von den sonstigen Gegensätzen, die das Volk zersplittern. Wir helfen also unserem Kriegsbeschädigten dann, wenn wir dafür sorgen, daß er nicht in eine tiefere soziale Schicht sinkt, als die er vorder einnahm, daß er nicht auf milde Gaben angewiesen ist, daß er zufriedengestellt wird. Das kann er aber nur, wenn er durch die Fülle der Mittel, die wir hier nur kurz streifen konnten, in die Lage versetzt wird, daß er sich selber helfen kann. Das geschieht, wenn er wieder hineingestellt wird in das Erwerbsleben, aus dem er stammt. Gerade die besitzenden Klassen haben alle Ursache, hier Opfer zu bringen, denn ihnen ist der Schutz des Heeres zuteil geworden. Aber nicht Wohltaten, sondern Arbeit. Denn alle Arbeit der Kriegsbeschädigten kommt uns selbst wieder zugute. Auch der Kriegsbeschädigte ist ein wertvolles Glied im Gesamtbetriebe einer aufwärts und vorwärts ringenden Nation. Auch er soll bauen am Bau nach seinen Kräften. So helfen wir dem Kriegsbeschädigten und uns selbst, ein Dank nnd eine Pflicht für uns, ein Recht für den Beschädigten, der für uns blutete, darbte und l'tt.

Dr. Karl Arns, Bochum.

Zur Kenntnis des deutschen Einflusses im geistigen Leben Englands.

Schon früh haben Strömungen des englischen Geisteslebens das deutsche beeinflußt. So enge geistige Beziehungen, wie sie von Milton bis zu den Romantikern zwischen England nnd Deutschland bestehen, sind sonst selten zwischen zwei Kulturvölkern festzustellen. Aber erst gegen Ende des 18. Iahrhunderts beginnt England, sich mit deutschem Schrifttum zu beschäftigen. Als die ersten, denen die künstlerische Übersetzung deutscher Dichtungen gelang, pflegt man Coleridge und Seott zu nennen. Das Hauptverdienst des vornehmlich ästhetisch gerichteten Coleridge besteht darin, seine Landsleute besonders durch seine Wallensteinübersetzung (1800), welche sie als eine Verbesserung des Originals betrachten, mit Schiller und durch Vorlesungen und Prosaabhandlungen mit der deutschen Idealphilosophie bekannt gemacht zu haben. Seott übersetzte, seiner romantischen Neigung folgend, außer Goethes Götz von Berlichingen und Bürgers Wilden Iäger den Erlkönig und (unter dem Titel ^Villiani nnd Selen, 1796) die Lenore, welche ihrerseits den Einfluß der Pereyschen Sammlung altenglischer Balladen (Relique» «k ^ucient I5i,ßilik>n ?ueti-v, 1765) verraten. Wenn man seine .,>VMii,m iinck Helen" rühmt, vergißt man gewöhnlich die sebon 1791 veröffentlichte, auch für Seott vorbildliche Nachdichtung von William Taylor, der auch Nathan den Weisen und Iphigenie auf Tauris musterhaft übertrug und 1830 sein Hauptwerk, den „Historischen Überblick über die deutsche Literatur", vollendete. Als Träger deutscher Gedanken sollten auch nicht unerwähnt bleib n Crabbe-Robinson, der regen persönlichen Verkehr mit Goethe pflegte und uner müdlich seinen Ruhm verkündete, Robert Pearse Gilliers, der seinen Landsleuten das Schicksalsdrama erschloß, Sarah Austin, die ihnen die Kenntnis Ranke:, Raumers und Niebuhrs vermittelte, De Quineey, der als erster in Britannien Iean Paul in seiner ganzen Genialität erfaßte, Bulwer, der das Wort vom „Volke der Dichter und Denker" prägte. Byron, für dessen schönes, wenn auch nicht auf näherer persönlicher Bekanntschaft beruhendes Verhältnis zu Goethe wir Zeugnisse in Händen haben, verstand so gut wie gar kein Deutsch. Als Statthalter Goethes in England und überhaupt als der große Vermittler germanischer Gristeeknltur gilt (der von Goetbe gewiß überschätzte) Sarlvle. Zwar nutzte uns 1870 Sarlyles Lobrede auf „das edle, geduldige, tiefe, fromme, ehrliche Deutschland" mehr als viele Schachzüge zünftiger Divlomaten; aber der puritanische kunstfeindliche Schotte zeigte nnr in seinem von ihm selbst geringschätzig beurteilten und daher von seinen Lesern fast ganz übersehenen „Schiller" Maß und Sachlichkeit, während er einseitig in Auffassung und Auswahl (wie auch bezüglich

anderer zeitgenössischer deutscher Schriftsteller) Goethe höchstens würdigt als den.
Dichter des Wilhelm Meister, der Sprüche und desjenigen Werkes, das allein
in der englischen Nationalliteratur deutliche Spuren hinterlassen hat, des Faust.
Der soziale Tendenzschriftsteller Kingslei) (1- 1875) ist nur ein Verbreiter deutscher
Gedanken, die bereits mit englischen Augen gesehen sind, und in der Hinsicht nur
der Schüler und Iünger Carlyles und Coleridges. Eine zu einseitige und zu
idealistische Auffassung deutschen Wesens offenbart auch der Viseount Haldane^
der noch kurz vor Kriegsausbruch für eine Verständigung mit Deutschland ein-
treten durfte, z. B. in seiner Rede in Orford am 3. August 1911. Die ..Xnti«ual
«?vi?«'" spricht in der Aprilnummer 1915 von ihm höhnisch nur als „Schopen-
hauer", (dessen Werke er ins Englische übersetzte). Lord Redesdale verfaßte eine
vorzügliche Übertragung von Houston Stewart Chamberlains Werk über Kant;
sie wurde von der englischen Kritik allgemein gelobt und hätte sicherlich einen
großen philosophischen Leserkreis in Britannien gefunden, wenn der Krieg nichr
ausgebrochen wäre. Im Kriege haben sich die Engländer mit deutschem Schrift-
tum befaßt wie noch nie zuvor. Deutsche Dichter und Denker, insbesondere ^
Philosophen, werden übersetzt und studiert, wenn sie in antideutschem Sinne aus» !
gelegt werden können. Bezeichnend ist der Ausspruch der geschäftstüchtigen
Londoner Verleger Nietzsches: .,1?« »^>I« NKe Kot cakes" (er findet Absatz wie
warme Semmeln). Der Held eines vielgelesenen minderwertigen Romans:
..M«^ Lucuuntei" (1915) von Anne Douglas Sedgwick ist unter dem Namen
Ludwig Wehlitz der jetzt verpönte deutsche Dichterphilosoph, dessen Einfluß wie
auch denjenigen Schopenhauers Haldane in Deutschland schwinden sah zugunsten
Goethes, Kants und der großen Idealisten. Eine Uinnenge bisher kaum gelesener ^
deutscher Romane ist ohne Erwerbung der Urheberrechte ins Englische übersetzt
worden, um u. a. den Beweis zu erbringen, wie sehr schon in Friedenszeiten die
Deutschen englandfeindlich gewesen seien. Als charakteristisches Beispiel dafür
gilt der Roman von Rudolf Stratz in der Übersetzung: ,.1Zis LnzzIisK wike"
(Seine englische Frau). Was Deutschland von früher her England zu verdanken
hat, legt K. C. Chesterton dar in seinem Buche: „Englands Verbrechen" (?n«
I>iiu«« «k LrißlsnS, 1917). Abfällig urteilt er über Friedrich den Großen,
den der Poet Laureate Robert Southey schon 1815 den scheußlichen (sK«ml-
nnKIs) alten Fritz nennt und den auch Carlyle in seinen dreizehn gelehrten
Bänden für die Engländer nicht zu neuem Leben erweckte. In einem Artikel der ^
«un<tav Hn,<>» vom 31. März 1918 werden Stellen aus Friedrichs Schriften in
deutsch- und hohenzollernfeindlichem, zugleich in antichristlichem Sinne gedeutet;
ähnlich heißt es in der Einleitung Lord Roseberns zu der Ausgabe der ..)lpm«irs
»k ?r?<t?ricK tlie «rsat'< (1917) von Catt, daß der König „das entsetzliche Erbe
systematischer Perfidie" hinterlassen habe. Von Carlyle behauptet Chesterton
parador, er wäre so sentimental wie Goethe, von Goethe, er wäre so sentimental
wie Werther, und Charles Wbibley stellt 1918 in seinen ..I^Nti^I ?«rt,nit«^

den als Germunophile unbeliebten Schotten auf eine Stufe mit Nietzsche, da er dessen Lehren schon lange vorher verkündet habe. Um dieselbe Zeit war in der englischen Presse viel die Rede von Treitschke, anläßlich der Übersetzung seiner „Geschichte Deutschlands im 19. Iahrhundert" von E. und C. Paul; Treitschke, welchen (der wenigstens nach gerechter Sachlichkeit strebende) Haldane mit Groß-britanniens klassischem Geschichtsschreiber Maeaule» vergleicht, wird aber in den Zeitungs- und Zeitschriftendiskussionen hingestellt als der typisch gründliche, manchmal taktlose, anmaßende Deutsche, und seine Lektüre wird dem gebildeten Briten als interessante Aufklärung über deutsches Wesea empfohlen. Kein Kriegshetzer wagte aber den achtzigjährigen Idealisten Iohn Morley anzugreifen, der in seineu Erinnerungen (ücc'olwcti«« » Kv .I«liu Visoount ^l«rlev. 1918) in vornehmer Zurückhaltung vom Kriege schweigt, von Deutschland aber mit Achtung spricht. Seine geistige Prägung ist (im Unterschiede etwa von Haldane) nicht deutsch, er ist einer der echtesten Vertreter jenes Britentums, dem die Ideale der Gerechtigkeit und Wahrheit über alles gehen. Hoffen wir, daß er und andere edle Naturen, wie z, B. der aedankentiefe Dichter Galsworthy, in der kommenden Friedenszeit aus ihrer Reserve heraustreten und uns Zeitdokumente bescheren, die anderer Art sind als die bisher übliche Kriegs- und Haßliteratur. Iüngst wagte der mutige Pazifist E. D. Morel sogar, in seinem „vaterlandsverräterischen" Werke: ..?rurli nrnl tli? ^V«r" (Die Wahrheit und der Krieg) von einer Schuld der britischen Regierung am Kriege zu reden!

Hans Brecht:

Essay zur Philosophie.

Brücken zur Zukunft. Diese ernsten, schicksalsschweren Tage stehen wahrlich nicht im Zeichen Epikurs! Es fehlen die Gärten Athens, in denen der Epheser Ästhetik lehrt und seine nrs torrnunSi Austum grundsätzlich zu ein.r zwie-fachen, Auge und Seele erfreuenden macht; es fehlt Sonne um uns und in uns, fehlt ein Abglanz der griechischen Welt, Daseinsfreudigkeit und Weltbej,chung. Diese Zeit ist ruhelos und aufgewühlt von tausend Leidenschaften, sie ist erschüttert von Kriegen, Revolutionen und bewegt von Krisen, wie sie häufig militärische,, Katastrophen vorangchen oder Übergänge bilden zu einer neuen Gestaltung des sozialen und staatlichen Lebens.

Materielle Interessen drängen geistige weit in den Hintergrund, sofern der Erwerb irdischer Güter (Geld und Nutzgut) in Frage kommt. Andererseits herrschen Ideen, Ideale vor, deren Realisierung nur durch Taten möglich ist: Der

Gesamtwille der Masten, auf irgendein soziales Ziel gerichtet, durchbricht die Schranken der Gesetze und erreicht mit Gewalt, was auf andere Art zu erreichen nicht glückte. Und trotz allem, was dagegen sprechen mag: das Gepräge dieser Zeit ist eisern und mannhaft! Vier Iahre Krieg, ein Iahr Revolution — das stnd übermenschliche Anforderungen an jeden einzelnen! Wer in diesen fünf Jahren nie wankte, wer mit eiserner Stirn dem Gegner — dem äußeren wie inneren, d. h. dem Feinde der Revolution — Trotz bot, der war ein Kämpfer, mannhaft und mutig. Wer, von den Zuschauern, seine persönlichen Vorteile außer achr läßt, wer leidenschaftslos das Ganze überblickt, wird erstaunen — ungeachtet der kriminellen Folgen der Revolution — in welchem Maße Volkswille, persönlicher Mut und Freiheitsverlangen zur Geltung gelangt sind.
Das bunte Spiel der Kräfte, die ungeheure Wirkung beherrschender Gedanken, verkörpert dnrch die Massen in den stürmischen Tagen der Revolution (die nunmehr in ihr zweites Stadium getreten ist) — gerade das, was von reaktionären Leuten mit absichtlicher Verschleierung der Wahrheit „Anarchie" genannt wird, es ist in Wirklichkeit nur ein gigantisches Ringen um die Freiheit, die größere Freiheit und das größtmögliche Glück aller. —
Wie ich schon oft betonte, sind die für das Gesamtwohl eines Volkes durch nichts zu ersetzenden großen Persönlichkeiten, seine vorbildlichen Führer, aus» geblieben, sei es, daß sie noch nicht geboren, sei es, daß sie noch unerkannt unter uns leben und ihre Stunde erst kommen wird. Dasselbe gilt für die Philosophie; «uch sie ermangelt der Führer. Seit Iahrzehnten zehren wir vom Geiste der Vergangenheit, wägen, kritisieren, spekulieren, studieren die Geschichte der Philosophie, aber fördern keine neuen Schätze zutage. Seitdem die Namen Feuerbach, Hartmann und Nietzsche verklungen sind, schweigt die Philosophie; in Frankreich ist Bergson der letzte beachtenswerte Philosoph, in England Darwin.
Tragen wir also nicht nur für eine Neubelebung der Politik, sondern gleichzeitig auch für eine Neubelebung der Philosophie Sorge. Zweifellos eine nicht Zeichte Aufgabe, denn es gehört heut schon ein gewisser Mut, ein Idealismus ohnegleichen dazu, ein Philosoph zu sein. Erblüht nun aus dem Grabe der Vergangenheit ein neues Leben, werden Kunst und Wissensehaft in ihre alten Rechte eingesetzt, dann — könnte noch einmal eine „Hochburg der Philosophie" gegründet werden, eine Vereinigung der edelsten Geister, aus deren Reihen wiederum dem größten beides winkt: Siegespalme und Unsterblichkeit!
Wechsel und Dauer. Wie Heraklits Lehre darin gipfelte, daß er im ewigen Fluß der Dinge das Prinzip des Weltgeschehens erblickte, so dürfte sich unsere philosophische Erkenntnis unter anderem darauf gründen, daß wir die verschiedensten Arten und Systeme der Philosophie, von der kosmologischen Periode der griechischen Philosophie bis zur gegenwärtigen, die man nicht mit Unrecht als die Periode der Wertprobleme bezeichnet hat, nur als zeitlich bedingte, dem

Wechsel unterworfene und infolgedessen nicht als Systeme von dauerndem Werte
und ewiger Geltung anerkennen. So wäre nichts von ewiger Dauer? Wenn
;war, wie wir wissen, die Materie dem Wechsel, der Vergänglichkeit und Ver-
nichtung verfallen, ist es dann auch des Geistes, der Seele tragisches Geschick,
wechselvoll und vergänglich zu sein? Und kann, was in unserem Iahrhundert,
was seit Iahrtausenden als gut, edel, erstrebenswert gilt, im nächsten Iahr-
hundert als böse, unedel, verächtlich erscheinen? Ist eine solche „Umwertung"
sittlicher Normen, der Willkür eines schlechten Philosophen entsprungen, verein-
bar mit den heiligsten Gütern der Menschheit? Zugegeben, daß die Beariffe von
Gut und Böse in ihrer Wertung Schwankungen unterworfen gewesen —
man denke nur an den unversöhnlichen Gegensatz zwischen antiker Herrenmoral,
zwischen dem, was ein Römer unter Gut'tun und Gut-sein verstand, und dem,
was die Besten unserer Tage hierunter verstehen — zwischen europäischer
Moral (unsere „Hohenzollern-Moral" einmal ganz zu vergessen!); trotz dieser
Schwankungen aber lebten von der ältesten Menschheit an bis in die Gegenwart
Kinein zwei Grundelemente in nns: Gutes und Böses; ausgleichend, mahnend
and richtend wirkt zwischen beiden das Gewissen. Noch nie lebte ein Mensch, der
diese Elemente oder treibenden Gewalten nicht gespürt, nicht zu unterscheiden ge-
wußt hätte. Wo dennoch das Böse vorwaltete, wo es schien, als sei irgendeine
„Bestie in Menschengestalt" der Hölle entsprungen, um im Bunde mit finsteren
Mächten Opfer um Opfer zu fällen, da war lediglich auf eine Entartung der In-
stinkte, eine aus physischen Exzessen, Degeneration und Vererbung hervor-
gegangene Anomalität der Seele zu schließen. Wer glaubt ernstlich an die Mög-
lichkeit der Umwertung des Guten an sich, wenn es doch, wie wir eingestehen
müssen, einen Wert von ewiger Dauer darstellt? Es ist der beste konstante Wert,
es ist kein treibendes Etwas im ewigen Fluß der Dinge, und folglich verliert es-
nicht, wie alles dem Wechsel Unterworfene, seinen ursprünglichen Wert.
Universalismus der Philosophie. Angenommen, die Philo»
sophie der Zukunft vollziehe sich unter völlig neuen Voraussetzungen, sie sei nur
noch lebenskräftig unter Heranziehung der biologischen, ethischen, politischen
Probleme, unter Berücksichtigung des Voluntarismus, oder sei lediglich eine
Philosophie der Werte, so wäre zunächst eine Zusammenstellung derjenigen philo-
sophischen Systeme der Vergangenheit erforderlich, deren wissenschaftlicher Wert
der Entwicklung der Neuzeit entspräche. Die übrigen Philosopheme gehören so-
nach der Philosophiegeschichte und Ästhetik an. Gleich der Weltgeschichte, die von
Jahrhundert zu Iahrhundert umfangreicher wird und deren chronologisches
Studium nur noch fragmentarisch möglich ist, gleich ihr wird das bei der
Einführung in die Philosophie unerläßliche Studium älterer Systeme nur in ge-
drängter Kürze möglich sein. Die Philosophie der Zukunft ist universalistisch,
allumfassend. Sie wirkt, gleich der bisherigen Philosophie, erzieherisch
und wissenschaftlich zugleich. In ihr Gebiet gehören sämtliche wissen»

schaftliche Disziplinen, also auch die Medizin, Anatomie nsw. Angesichts so vielseitiger zu bewältigender Aufgaben wird sie sich mit ertraktiver Übersicht, mit kürzester Komposition wissenschaftlicher Tatsachen begnügen müssen. Wir sind endlich Optimisten und überzeugt (wie alle Optimisten!), daß es dem Menschengeschlecht vergönnt sein wird, noch einige Iahrtausende den Erdball zu bewohnen. Nach natürlichen Gesetzen geht unsere geistige Entwicklung aufwärts, die Wissenschaft wächst phänomenal, beinahe ins Unermeßliche, und auf kulturellem Gebiete bietet sich dem Forscher eine Plethora geistiger Werte: So ist nichts natürlicher und dringlicher, als eine Vereinfachung in Kunst und Wissenschaft, eine Absonderung des Mittelmäßigen, nur Zeitgemäßen, und eine Überlieferung des Besten, der Zukunft Dienlichsten herbeizuführen. —

In einem noch unvollendeten Werke („Urteile über Schöpfer und ihre Werke") habe ich es unternommen, die einzelnen Systeme kritisch zu beleuchten, ohne eine Geschichte der Philosophie zu schreiben. Die Beurteilung ist eine rationale, aber auch nicht frei von jener Leidenschaft des Erkennens, die man an jedem guten Philosophen loben darf.

^vKt^m^ dc> In i)liil««ui,l,ip i,c,»itiv«. Von allen Philosorhen hat vornehmlich Auguste Comte ein System vorbereitet, das recht eigentlich als der Summand aller bisherigen Philosophie gelten darf. Iede Art von Erfahrung wird hier in philosophische Werte umgesetzt, jedes greifbare Resultat kompensiert mit philosophischen Analogien. Es gibt keine Hypothesen mehr, nur noch Tatsachen, und trotzdem ist diese Philosophie ein reales Mittel psychologischer Verfeinerung!

, Comte ist der Philosoph der Zukunft. Auf sein System baut sein Epigone und Nachfolger, ein Meister des Empirismus, ein nenes und vielleicht endgültiges System des Positivismus auf.

Daß übrigens Comte von den deutschen Philosophen bisher nicht gebührend gewürdigt worden ist, zeugt meines Erachtens von einer gewissen Rückständigkeit unserer Philosophie. Und gleicherweise: wie wenig erwärmen sie die sozialen Probleme, wie vorsichtig, ja ängstlich streift sie die militärischen! (Nieder» geschrieben 1913.)

Nietzsche. Die Philosophie dieses Modernen ist, insbesondere in ihrem zweiten, persönlicheren Stadium, ein ertrem gewollter Individualismus. Nietzsches Seele krankte an jenem, bei Denkern so häufigen, Konflikte zwischenderWirkliclike,'t,demRealenunddererträumten phantastischen Welt. Im Drange, die Menschheit zu kriegerischen Reformen, fabelhaften Werten und Ideen zu bestimmen, vergaß er die Gegenwart, lebte im Geiste einer versunkenen Zeit, die seinem Wesen gemäß, oder schoß den Pfeil seiner Sehnsucht nach den seligen Inseln einer noch dnnkel umnebelten Zukunft. Zarathustra-Romantik! Sein Fehler war zu verraten, was gedacht, nicht aber ausgesprochen werden darf. Er glaubte, das Leben „zu Ende" gedacht zu

haben, in der Überhebung seines „nilii! ^uoä vvsciu" gleich Prometheus einen neuen Menschen formen zu können. Der wissenschaftlich geübte Geist sprengte impulsiv, ja leidenschaftlich die Fesseln strenger Dogmatik und Systematik; der Künstler in ihm, ungleich ekstatischer als in Platon, strebte zur vollsten Entfaltung, zum glücklichsten Ausdruck — in Nietzsches Sinne — der Persönlichkeit.

Er wähnte, jenseits von Gut und Böse zu sein, aber er war dem Bösen viel näher als dem Guten. Er konnte hassen, aber nicht lieben. War, in Schrift und Leben, Misogyn, und man bezweifelt, die Ursachen einer so auffallenden ab» artigen Erscheinung nur in einem asketischen Ideal zu finden.

Nie war der Kontrast von Wahrheit und Irrtum bei einem Philosophen größer als bei Nietzsche. Ich bewundere die psychologische Genialität seiner Essays, die Sicherheit, mit der er über Dinge urteilt, deren wahre Erkenntnis vielen bisher entging. Mich fesselt die Lebendigkeit seines Stils, vor allem im Zarathustra: reines elementares Deutsch (Bibeldeutsch) als Mittel — welch ein Gegensatz! — zur Faszination einer zwar künstlerisch empfänglichen, doch übersättigten Iugend, einer literarisch anspruchsvollen Welt — aber im Dienste eines raffinierten Gourmets aller subtilen kulturellen Genüsse. Der Drang nach jenem tont l-omi'i-enui-e c'est tout pnröoimei- trieb ihn auf das ethische Niveau eines Menschen, der, nach Beseitigung aller Vorurteile einer überlebten Welt, einen neuen Moralkoder in freigeistigem Sinne zu schaffen unternimmt, die vermeintlichen „Schwächen" der christlichen Lehre kritisiert und im Geist der Antike, auch wohl der Renaissanee, der Menschheit neue Gesetze im Sinne Zarathustras vorzuschreiben wagt. Aber ich mißbillige, und glaube es mit Recht zu tun, die ,.5sn» c«n«ci«nke", mit der er den Keim der Verderbnis in noch unverfälschte (oder schon verfälschte?) Iugend pflanzte. Diese, d^m Ertremen und Verführerischen immer geneigter als der geklärten Weisheit eines verantwortungsbewußten Philosophen, griff gern zu den Schriften des modernen „Dionysiers", der es so meisterlich verstand, unreife Seelen in seinen Bann zu ziehen . . . „Herrenmensch", „Herrenmoral" — man führt diese Begriffe auf Nietzsches Erfindung zurück, und der Dichter-Philosoph selbst tat sich etwas darauf zugute, als begänne mit der Verbindung solcher als Prinzipien gedachter Begriffe ein neues Menschheitsalter von Herren- und Sklaventum. Der Wunsch war der Vater des Gedankens, ohne jemals in Erfüllung zu gehen. Und haftete wirklich noch etwas von Herrenmensch nnd Sklaventier am alten Europa, so hat die ungeheure Revolution, die der Völkerkrieg heraufbeschwor, zum mindesten den Auftakt zu einer sozialen und demokratischen Entwicklung der Gesellschaft gegeben.

Fechner. Das auf die Erkennbarkeit der natürlichsten und wiederum doch kompliziertesten Erscheinungen — des Sichtbaren, Lebendigen und Seelischen — gerichtete Streben gewisser philosophischer Schulen der Alten (Leneipp, Demokrit u. a.) wird bei Fechner, dem Physiker und Philosophen einer wissenschaftlich ge-

klärteren Zeit, mit ungleich positiverem Erfolge belohnt als bei jenen. Daß zweitausend Iahre vorüber und es in der Gegenwart überhaupt noch möglich ist, über den Begriff der Materie zu streiten, zeugt für die großen und vielseitigen Aufgaben, die der Wissenschaft noch harren.

Die monadologische Ansicht von Leibniz ist bei Fechner als ein a6 absuräuiu zur synechologischen Ansicht gedacht, wonach geistige Vorgänge an entsprechende körperliche gebunden sind. Entschieden ist es auch fruchtbringender, die Ursachen jener wunderbaren Harmonie zwischen Körper und Geist zu erforschen, als im Gebiete unzulänglicher Monadologie umherzuschweifen. Überdies steht das dynamische Prinzip, im Verbältnis zum atomistischen, von Fechner vertreten, auf schwachen Füßen; es unterläßt, die Ursachen der Wirkungen durch die Kraft so darzulegen, daß daraus auf den Zusammenhang zwischen Kraft, Materie, Raum usw. hingedeutet sowie auf die Harmonie des Weltganzen geschlosien werden kann. Dies nämlich ist eine der wichtigsten Aufgaben der wissenschaftlichen Philosophie. Und dieser Aufgabe wiederum steht die atomistische Ansicht näher, sofern sie nur ein noeli innigeres Band zwischen sich und den Begriffen von Seele, Gott und Metaphysik knüpft. „So weit Gott und das Atom auseinanderliegt, eine Kette muß doch von einem zum andern reichen, und wo sie von einem zum andern nicht zu finden, kann auch eins oder das andere nicht existieren" — mit diesem Ausspruche bekennt sich der Atomist gleichzeitig als Idealist, er leugnet Gott und die Unsterblichkeit nicht, was fortschrittlich im Sinne der Philosophie genannt werden darf.

Feuerbach. (Gedanken über Tod und Unsterblichkeit.)

Eines der wenigen mutigen Bekenntnisse inbezug auf den Bibelgott, den Obskurantismus der Pietisten. Wo der Theologe einen überirdischen Gott und transzendentales Glück (Seligkeit) lehrt, verteidigt Feuerbach die Anschauung eines sinnlicheren Gottes, den er Liebe nennt, die Liebe im Menschen wie als Gattungsbegriff gedacht. Der Mensch ist sterblich als Einzelner, als tierisches Wesen, unsterblich aber als Begriff, als Menschheit und Gattung, und Gott „ist das Bewußtsein, das Leben, das Wesen, aber er ist Liebe, unendliche, ewige Liebe zu Bewußten, ewige Liebe zu Wesen" usf.

Leben ist also Unsterblichkeit, ist Unendliches, Gott und Geist. Die Geschichte der Philosophie spricht aber nicht umsonst von radikalsten Änderungen seiner Lehre. Alles Geistige, lehrte Feuerbach später, sei Trug des Menschen, und Wirklichkeit komme allein dem Einzelwesen zu. So ergibt sich als Ausklang dieser Lehre der Materialismus, wie ihn schon Holbach kennzeichnete:

„I/K«mme ?«t I'«iivi'kisr? In nntnre".

Kurt Walter Goldschmidt:

Der Wandel des aristokratischen Ideals.

Ein Zeitbekenntnis.

»Nur >vcr sich wWixlt, bleibt mit mir venvandt!"
Nietzsche.

I.

Eine rasche und leichte Wandlungsfähigkeit ist an sich noch nichts, was einem Menschen einen geistigen und sittlichen Mehrwert gäbe. Im Gegenteil: sie kann in der Oberflächlichkeit, sie kann in noch Schlimmerem: in gedankenloser, molluskenhafter Anpassungsbereitschaft; sie kann endlich im Schlimmsten: im bewußt und bedenkenlos mit jeder neuen Macht gehenden Egoismus begründet sein. Hier aber handelt es sich natürlich nur um jene edlere, edelste Wandlungsfähigkeit, die im Grunde nur die Erfüllung des tiefen „Werde, der du bist!" bedeutet, die des Angelus Silesius ewiges Wahrwort: „Mensch, werde wesentlich!" verwirklicht.
Die Kunstsprache der Philosophen, besonders Kants, redet von einem „intelligiblen Ich"; es ist der ins Übersinnliche weisende Dauerkern unseres Wesens, den es gerade in den Kämpfen und Wandlungen des Lebens rein herauszustellen gilt. Freilich kann man zweifelhaft sein, wieviel nun eigentlich in allen Wandlungen von diesem urspünglichen Kern übrig bleibt -— und man wird leicht versucht, mit Buddha und Ernst Mach an der Wesenhaftigkeit des Ichs überhaupt zu zweifeln. Doch hier helfen uns erkenntnistheoretische und metaphysische Haarspaltereien nicht weiter; nur das Orakel der Seele selbst kann uns darüber Auskunft geben — und seine Sprüche sind heut von unendlich größerer Reife, Tiefe und Zuverlässigkeit. Denn es spricht heut aus den Klüften und Dämpfen eines inneren Abgrunds, der gleichsam mit der Erfahrung und Weisheit von ganzen Iahrzehnten, ja Iahrhunderten (wenn auch der äußeren Wirklichkeit nach nur von vier, fünf Iahren!) gesättigt ist. — Wären wir nur unserem weltabgeschlossenen, seelenversponnenen Ich überlassen geblieben; hätten wir uns weiter von Schritt zu Schritt durch den zögernden Alltag, durch die kleinen tröpfelnden Geschehnisse unseres Privatschicksals geschleppt — so wäre die zähe und ein wenig träge Substanz unseres Ichs nur unbedeutend auf- und umgerührt worden, und wir hätten weiter unbeirrt im Glauben an dieses unser ideales und darum unabänderliches Ich gelebt — ein wenig mit dem naiven Pfauenstolz jener Tugend, die sich treu bleiben konnte, weil sie nie versucht wurde und die Gelegenheit fehlte. Aber es ist so ganz anders gekommen: ein Sturzbach der unerwartetsten, ungeheuersten Ereignisse ist auf uns niedergeprasselt; alles Eigenseelische schien mindestens zeitweilig von diesen Wechselkatarakten erdrückt; und wenn man nicht zu jenen „verzwickten Bälgen" qebörte, die nach Lichtenbergs reizendem Wort immer obenauf schwimmen, (wie es deren zu allen Zeiten gab und in erklecklicher

Zahl auch heut noch geben soll!)— so mochte man allerdings seine liebe Not haben, bei diesem Doppel-Dammbruch sein bißchen Ich aufs Trockene zu retten. Tie Besten, Stärksten, Ehrlichsten hatten es eben wie stets am schwersten; denn am leichtesten mit dem entfesselten Strome schwimmen konnten naturgemäß diejenigen, die den geringsten persönlichen und ethischen Widerstand zu überwinden hatten; die Persönlichkeit und Charakter am leichtesten abstellen konnten, weil sie Beides nicht oder doch nur sehr rudimentär besaßen. Die Besseren aber wurden sich selbst zu einem der zugleich reizvollsten und peinlichsten, zwitterhaft schillernden Schauspiele. Was sie gerade durch diese seelenmordenden Katastrophen über die Menschenseele schlechthin und die eigene Seele hinzulernten, das geht weit über alles hinaus, was sonst unter normalen Bedingungen dem von engen Lebensgrenzen umzirkten Einzelnen erreichbar wäre. Welche Generation, welcher Einzelne bälten in ihrer Lebensspanne einen Krieg wie diesen, eine Revolution wie diese umschlossen? Wir wurden aus Illusionen zur Wirklichkeit der härtesten Tatsachen erweckt und ernüchtert — aber in alledem war dennoch eine an märchen» hafte Gräßlichkeit, an die Wüstheit des Fiebertraums erinnernde Phantastik. Zweimal in verhältnismäßig kurzem Abstand ist so unsere freie, persönliche Wesenslinie umgebogen, zweimal sind wir mit einem geradezu tellurischen Ruck in die Grenzenlosigkeit des Alls, in die Fessellosigkeit des Chaos hinausgeschleudert worden — erst durch den Krieg und dann durch die Revolution; und noch sind wir von diesen Unendlichkeitskurven nicht in den Gleichgewichtspunkt zurückgekehrt. Uraltes, durch Iahrhunderte Befestigtes haben wir wanken, Ewiges zeitlich. Unbedingtes bedingt werden sehen. Die Kulturmasken der rohen Gewalten, auf denen nun einmal jeder Staat und jede Gesellschaft ruhen, gleich einer von vulkanischen Feuerflüssen unterglühten Vegetation, — diese Kulrurmasken sanken vor uns Zeitgenossen; aber auch die Kultur w e r t e waren bedroht. Dabei wußten und verstanden wir genug, um in Krieg und Revolution die großen Pendelbewegungen der Geschichte zu begreifen, die nach entgegengesetzten Seiten ausschlugen, aber doch durch eine tiefe Gemeinsamkeit verknüpft und polar voneinander abhängig waren, — und wir nahmen wenigstens in blasser Ahnung aus der Enge und Verstocktheit unseres zeitlichen Erlebnisausschnitte den großen Blick der Iahrtausende vorweg, der die Gesamtheit dieser Flulungen und ihr tieferes Gesetz umspannt. So Übergroßes eiing und geht noch immer durch unsere Seele, — wenn sie nun trotzdem in diesem Schwall nicht ertrunken ist, wenn sie sich nicht einfach hingebend in die von außen andrängenden Inhalte aufgelöst hat, wenn sie nicht mir Raum und Rahmen für den Stoff der Erlebnisse geworden ist, wenn sie trotz alledem ihr eingeborenes persönliches Wesens- und Adelszeichen bewahrt bat, — so ist dies der glorioseste Beweis dafür, daß es wirklich so etwas gibt, wie jenes „intelligible Ich", von dem die scholastisch krause Philosophensprache spricht; dann ist klar und überzeugend bewiesen, was Erkenntnistheorie und Metaphysik in halsbreckerischer Akrobatik des Gedanken? ?u

beweisen sich, bemüht; dann gibt es ein Festes, das sich am Äußeren reiben, messen, modeln, bewähren, bereichern mag — und dennoch dies Feste bleibt. Und jene Wandlungsfähigkeit gewinnt erst Sinn und Wert vom Hintergrunde und Rückhalt dieses Festen aus, von dem sie abstoßen mag, zu dem sie aber wieder zurückkehren mnß. Auch hierin „ringt des Ringes Wille". Die Seele und ihre Wandlungen: gerade darüber haben uns Krieg und Revolution den letzten mystisch-klaren Aufschluß gegeben.

II.

In welcher Seelenlage, welchem geistigen Habitus traf uns Geistige (oder nach dem unschönen Fremdwort: Intellektuelle) der Krieg? Äußerlich waren wir wohl vielfach, gerade wenn wir echte Kinder des Geistes waren, Boh^miens, im günstigen Falle Edel-Boh^miene, und wir durften uns getrost als geistige Pro» leten, als Stiefkinder und Enterbte der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft fühlen. Wir standen der Sattheit und Fragwürdigkeit der bürgerlichen Moral, der Überlebtheit ihrer hergebrachten Satzungen als durchschauende, richtende und grollende Idealisten gegenüber. Wir hatten also mindestens das Zeug zu sozialen und ethischen Revolutionären — und grenzten immerhin nahe an den Sozialis- mus. Und doch waren wir zugleich, ja in erster Reihe, Aristokraten — der Per» sönlichkeit und des Instinktes, der Seele und des Geistes natürlich —. Ans dem Kulturgefühl der Geistigen heraus konnten wir nichts anderes als Aristokraten sein. So verwirklichten wir in uns ganz unabhängig von Nietzsche, und mit manchen entscheidenden persönlichen Abweichungen, jenen „radikalen Aristokra- tismus", den uns jener klassisch und tragisch vorgelebt hatte. Dazu kam: wir waren (selbstverständlich ohne Programm und Prinzip!) Pazifisten, denen der Krieg ein Mnthos und Anachronismus, eine überwundene tierische Roheit und Lächerlichkeit war; wir waren Weltbürger, Individualisten, ja Solipsisten. Und alles dies hing mit dem Einen zusammen, daß wir Kultur-Aristokraten waren. Wie sagt doch Iaeob Burckbardt: „Der Kosmopolitismus ist die höchst? Form des Individualismus."

Man darf hier ein wenig pro <t«m« reden, — denn man schreibt damit zu- gleich die typische Psychologie und Pathologie (und wie wäre beides in der über- durchschnittlichen Seele restlos zu trennen?!) seiner Generation.

Vergessen wir nicht, daß wir reiferen Geistigen von heut durch die revolu > tionäre Romantik hindurchgegangen sind; daß wir uns an Nietzsche, Ibsen, Strindberg, Tolstoi einen Rausch getrunken haben, dessen katzenjämmer- liche Folgen nach Erschöpfung des ins Lee« verpufften idealistischen Über- schwangs nicht ausbleiben konnten. Dieser unser Revolutionarismns war eben — romantisch, d. h. im Grunde apolitischer, ethischer und ästhetischer Art, ein Stück Knltnr-Idealismus und Kultur»Ideologie, und wir durften uns mit Recht auf große Ahnberren wie Don Qnirote und Peer Gvnt berufen, die sich auch über

alle Realität hinweg in die Ekstasen der Phantasie hineinschwangen. Der Rückschlag konnte nichts anderes sein als — Nihilismus, wie ihn Nietzsche einmal im „Willen zur Macht" charakterisiert: „Der Nihilismus stellt einen pathologischen Zwischenzustand dar (pathologisch ist die ungeheure Verallgemeinerung, der Schluß auf g a r k e i n e n S i n n): sei es, daß die produktiven Kräfte noch nicht stark genug sind, — sei es, daß die D^eadenee noch zögert und ihre Hilfsmittel noch nicht erfunden hat." — Als echte Romantiker waren wir aber auch zugleich zarteste und einsamste Individualisten und Solipsisten; es gab kaum noch Brücken, die von uns zur Außenwelt, Wirklichkeit und Gemeinschaft führten, — es sei denn zu den wenigen, unter Tausenden erwählten, sich ergänzend in unser Ich fügenden Freunden. Manches in meinem damaligen Vorkriegsleben ist mir symbolisch geworden — und eben nicht nur für mich, sondern für die ganze Generation der mir damals Gleichaltrigen nnd Gleichartigen. Der deutungssüchtige Mensch liebt überhaupt symbolische Auslegungen — und vollends, wenn sich die Symbolik handgreiflich anzubieten scheint. Ich wohnte damals hoch über Berlin, und mit einem aus Ohnmacht und Allmacht verschwisterten Gefühl konnte ich die Stadt unter mir bezwungen wähnen, die doch ihr selbstgenügsames, von keinem Hauche meiner „Idee" berührtes Eigenleben weiterlebte. Ich wohnte damals ferner auch buchstäblich in einer „Sackgasse" — und darin schien Schicksal und Zufall geradezu symbolisch bis zu witziger Bosheit und tragischer Ironie: denn in eine Sackgasse hatte sich in der Tat unsere ganze Generation verlaufen; sie war in ihrer alles Welt- und Wirklichkeitsgehalts entblößten Romantik steril geworden, auf dem toten Punkte angelangt. Ihr ganz im Ich befangener Aristokratismus bedurfte der Erneuerung und Befruchtung durch ein starkes, lebendiges Daseinsgefühl. Und dieses notwendige Nene kam in den brutalen Ungewittern des Krieges, d-e uns ans dürftiger, aber immerhin gewählter und gepflegter Enge ins Roh-Elementare binausschlenderten. —

III.

Es war die rücksichtsloseste Gleichmacherei, die man sich denken konnte. Der Kommunismus wurde Tat. Der Absturz von der Höhe verfeinerter und beseelter Iclikultur in die platte Ebene des Allgleichen war ungeheuer und erschütternd. Der Militarismus trieb Raubbau mit geistigen Werten und kulturschöpferischen Kräften. Unterschiede des Alters, des Geistes, der Bildung, der Lebensleistnng. der persönlichen seelischen Artung gab es nicht mehr. Wie hätte es sie geben können?! Dieser Militarismus (den heut endlich des verlogenen Nimbus seiner billigen Ideologieen zu entkleiden möglich ist) trug ja auch kein Bedenken, Krüppel, Fallsüchtige, Halbgreise in die Soldatenjacke zu stecken. Der Individualist und Kultureuropäer holte in Kürze vieles nach; er lernte den „Kommiß", der seiner zarteren Konstitution in der immerbin nicht gänzlich militarisierten Friedenszeit

erspart geblieben war, nun am eigenen Leibe kennen. Die Quelle seines Wertes, sein Ich war ausgelöscht. Er fühlte sich plötzlich zu Katavergehorsam, Hampelmannsbewegnngen und einer Unfreiheit gezwungen, wie man sie Schulkindern nicht zumutete. Eines entschädigte vielleicht für dies alles: er kam der Wirklichkeit, — er kam vor allem dem einfachen Manne närer. Er fand Gelegenheit, seinen in dieser Zuspitzung falschen, gefährlichen und unfruchtbaren Aristokratismus zu berichtigen. Und es zeigte sich wieder einmal, daß nur die Abstraktion vielfältig und vielspältig, das Leben aber einfach, einheitlich und „antinomistisch ' war, d. h. die bedingten Widersprüche in, sich auflöste und zusammenschmolz. Das Leben war nicht so oder anders, sondern es war so und anders zugleieh. Gewiß: die Masse war gedankenlos, ungeistig, lenksam, meist politisch indifferent, in ihren kleinen praktischen Sorgen- und Interessenkreis gepfercht, im übrigen aber weitaus sympathischer und wertvoller als manche von den Mittelschichtigen und Mittelschlächtigen, den zotenden Kommis z. B. Diese Leute waren einem fremder geblieben als die Marsbewohner; jetzt rückte man ihnen menschlich näher; der Abstand erwies sich vielfach als garnicht so ungeheuerlich; es gab natürlich Grade, Übergänge, aber kaum absolute Wesenstrennungen; man erkannte mit Maeterlinck, daß uns von den übrigen Menschen schließlich nur einige Gebärden und Gewohnheiten scheiden. Es kamen freilich Augenblicke, in denen sich weit weite Klüfte aufzutun schienen, in denen jene anderen (aber keineswegs immer nur die „einfachen Leute"!) schattenhaft aus fremden Welten, von entlegenen Küsten herübeiwinkten. Dann spürte man schaudernd wieder die t'ast wahnsinnig machende Leere, die Unmöglichkeit der Mitteilung von Mensch zu Mensch, auch von der einen zur anderen Gruppe der Gesellschaft. Aber es gab auch solche Augenblicke, in denen man sich als brüderliche Opfer der gleichen Schicksals» und Menschengewalt fühlte, — es gab immer wieder aufleuchtende Züge von Güte, Reinheit, Menschlichkeit: ich vergesse z. B. nicht den wunden Blick und das seelisch und sprachlich überraschend feine Worte eines ganz einfachen Garnisonskame raden: „Hier wird man seelisch gebrochen." Übrigens kannte ich auch im Frieden schon Kinder des Volkes, die durch eingeborene Vornehmheit des Wesens, der Instinkte, der Haltung allen traditionellen Adel beschämten und ausstachen. Und wie hätte sich denn Adel überhaupt jemals bilden können, wenn nicht durch solche ewig-fließende Differenzierung; durch Abzweigung und Erhöhung der Besten, Wertvollsten?! Die moderne triviale Formel dafür lautet: Freie Bahn dem Tüchtigen! Aber es gilt hier weit mehr als nur banale Tüchtigkeit — nämlich letzte Seelenwerte. Ich darf mich rühmen, niemals in hohlen, dünkelhaften Snobismus, in jene äffische Parodie des echten geistigen Aristokratentums; verfallen zu sein, und ich habe schon damals die syntbetische nnd geradezu schon mehr zum Demokratischen hinüberneigende Formel geprägt, zu der ich mich auch heut noch bekennen darf: „Die eebte Demokratie ist gerade das Mittel der aristokratischen Auslese." — Und mir gegen d,e

durch Überlieferung, Hochmut und Entartung gefälschten Werte, nicht aber
gegen die Herrschaft der wahrhaften slp'.aim, der Besten und Edelsten, wird
auch der eingefleischte Demokrat etwas einzuwenden haben. Im Gegenteil: er
wird sie als Ziel- und Wertgebende, als Führer und Schöpfer sehr bald selbst
brauchen und schaffen. Denn die Natur geht immer auf Differenzierung, und
unbedingte Gleichheit ist wider die Natur. —

IV.

Und nun die Revolution! Haben wir wirklich durch sie so stark
„umlernen" müssen, wie es den Anschein hatte? Als ob die Seele nicht auch
polar entgegengesetzte Möglichkeiten umspannte! Als ob das Brudergefühl von
Mensch zu Mensch nicht von Anbeginn in uns selbst geschlummert hätte! Das
Wort Antigenes, der schwesterlichsten Seele, „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin
ich da" war gerade auch für uns gesprochen. Warum hatten wir uns denn ein-
sam fröstelnd in unser Ich verkapselt, um schließlich aus dem kalten Schauder
selbst noch Stolz und Glück zu saugen? Doch wohl aus enttäuschter Liebe, aus
verwundetem und verwirrtem Brudergefühl — freilich auch aus erwachendem
Eigenbewußtsein und schmerzhafter Erkenntnis der tiefen Art- und Wertunter-
schiede zwischen Mensch und Mensch. All dies kristallisiert sich zu jener Nietzsche»
Formel vom „Pathos der Distanz", die damals unsere Formel war. Die
Revolution aber verlangt heut von uns gerade das Pathos der verringerten, ja
aufgehobenen Distanz. Eine urdemokratische Woge des Verbrüderungsrausches,
wie in Schillers pathetischem Iugend-Hnmnus, geht über uns hin. „Wer den
großen Ring bewohnet, huldige der Sympathie!" Aber diese Sympathie ist uns
eben nicht fremd; sie ist eingeborener, aber versunkener Besitz und braucht nur
wieder ins Bewußtsein gehoben zu werden. Und dies ist um so mehr eine Be-
reicherung, als unser einsames Ich sich schon von den gleichsam unterirdischen
Liebesquellen des Menschentums erstarrend abzusperren begann. Dies eine
Große hat uns die Revolution schon gegeben: die soziale Gefühls- und Tat-
werdung des vedischen tvnm das große Wiedererkennen des eigenen
Ichs im anderen; das liebende Arme-Lffnen für den Menschenbruder. Arthur
Holitscher hat aus einem weichen und warmen Herzen das schöne Wort vom
„Bruder Wurm" dafür gefunden. Auch im Geringsten glüht noch Einheit und
Adel der Menschenseele. Und mir scheint, daß jenes „Pathos der Distanz" und
diese Allmenschenliebe gleich notwendig, köstlich und unverlierbar sind, — daß
sie trotz, ja wegen ihres polaren Gegensatzes nebeneinander bestehen können und
müssen, so gut wie Geist und Seele, Moral und Kunst innerhalb des Welt-Ganzen,
des Seelen-Ganzen nebeneinander stehen. Die indische Seele hat uns dieses Ur-
bild bereits historisch vorgelebt. Nun bleibt es wohl wahr, daß die Geistigen
verschiedener Völker sich besser zu verstehen fähig sind, als die Geistigen und Un
geistigen innerhalb desselben Volkes, — aber gerade diese Zeit hat uns den nun

einmal indiskutablen Tatsachenwert der großen nationalen Einheiten gelehrt, und wir können nur hoffen, daß sich in ihnen immer mehr die Klüfte zwischen Geist und Ungeist schließen, daß sich aus der Bluts-, Sprach- und Zweckgemeinschaft immer mehr ein Kultur-Organismus entwickle.

V.

Inwiefern ist Adel, Aristokratie in Zukunft überhaupt noch möglich?

Zwischen den Polen: Ich und Masse schwingt alles geschichtliche Leben; darum sind es im Grunde verwandte Don-Quiroterien, einen der beiden Pole selbstherrlich zu vereinzeln. Aber auch dies bleibt wahr, daß jeder, auch der geringste Eigenwert an die Persönlichkeit, auf der Spitze an das persönlichste aller Wesen, das Genie, gebunden ist, mag man auch tausendmal die Verankerung des Genies im großen Ganzen zugestehen. Ihr Daseinsrecht behält also zunächst einmal die Sozialaristokratie oder, wenn man die conti-iillivti« nicht scheut, der Sozial» individualismus der Persönlichkeit und des Genies. —

Und noch von einer anderen Seite her könnte man eine Aristokratie der Zukunft rechtfertigen und fordern, die natürlich nichts mehr mit den verschollenen Äußerlichkeiten der vorrevolutionären Periode zu tun hätte. Das ist der Adel des Geblüts und der Instinkte, der Zucht undZüchtung. Diesen Gedanken findet man schon in einem Satz der Scholastik vorgeprägt: Ozi^inii »equitur esse — das Handeln folgt dem Sein; das Erste, Richtunggebende ist stets das Sein, das Wesen. Die edle Natur zahlt mit dem, was sie i st. Man handelt vornehm oder unvornehm, weil man aus den Bedingungen seiner Natur heraus nicht anders kann. Diese „Tugend" ist nicht etwas Lehrbares, wie die sokratische, — man hat sie im Blute oder nicht. Der wahrhaft Vornehme ist nach Nietzsches Wort nur „ein Kapitalist guter Instinkte". So wenig damit Kasten-Hohlheit und -Hochfahrt der früheren Aristokratie beschönigt ist: dies scheint doch ihre Stellung zu stärken. Sie hatte immerhin die Zeit, die lange Zucht, die Instinkt-Reserven der Iahrhunderte für sich. Und doch trifft dies den neuen demokratischen Geist nicht an der Wurzel: denn eingeborene Vornehmheit ist eben nicht von der gesellschaftlichen Kaste abhängig; sie leuchtet immer wieder meteorhaft in einem Individuum außerhalb aller exklusiven Gruppenbildungen auf, und alles läuft ja auf Differenzierung hinaus. Schließlich wissen wir ja auch, daß ein verhältnismäßig kurzer Züchtnngsprozeß — Verpflanzung in bessere Bedingungen und Gewohnheiten des Lebens — genügt, nm nicht nnr das körperliche, sondern auch das geistig-sittliche Geblüt zu reinigen und zu veredeln; das Mirakel ist hier geradezu erperimentell als Milieu-Produkt zu erzielen; oft vollzieht sich dergleichen schon in wenigen Generationen. —

Berührt sich damit nicht Ibsens Mahnung an die Drontheimer Arbeiter, es müsse etwas Adliges in unser Gesellschaftsleben hinein, nämlich d.is Adeltum der Gesinnung und des Sbarakters? Man kann es auch ruhig zum Adel des

Geistes erweitern. Wie sie sich zum Geiste stellt, das scheint mir die Lebensfrage der Revolution und der neuen Gesellschaft. (Was man von den Plänen des neuen Kultur-Ministeriums hört, weckt immerhin Hoffnungen.) — Wie in jener alten Attila-Schlacht geht auch hier über dem realen Schlachtfeld der Kampf der Geister weiter. Hier steht das große, liebende, revolutionäre Herz Börnes gegen den bei allem demokratischen Kcimpfertum grandseigneurialen, persönlichen und kulturbejahenden Künstlergeist Heines. Die Revolution aber darf, um sich zu vollenden, nicht bloß im Äußeren, Materiellen, Animalischen revolutionieren: ihre höchste Aufgabe ist es gerade, die Ketten des Geistes zu sprengen. Denn in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft war bisher, trotz aller offiziell gepflegten Scheingeistigkeit, der Geist geachtet und mißhandelt. Unsere gewiß aus dem Bürgertum hervorgewachsene Kultur mußte sich doch gerade gegen dieses Bürgertum entwickeln und durchsetzen; der Spott und Haß der Neueren gegen den „Bürger" ist doch kein Zufall. Die Synthese aber gibt Heines unsterbliches Wort, der die Revolution auch erst dann erfüllt sieht, — „wenn wir dasarme, glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und die geschändete Schönheit wieder in ihre Würde einsetzen".

VI.

Man steht heut am Vorabend großer sozialer Umformungen; man sieht längst Geahntes, längst Notwendiges, etwas wie den unbestimmten Riesenschatten deS dritten Reiches aufsteigen; man möchte von 1918 an das neue große Zeitalter des sozialen Gedankens datieren. Immerhin kann man sich nicht gegen die Erkenntnis verschließen: daß der westliche Militarismus und Kapitalismus erst recht üppig in Blüte geschossen ist, — und daß der Sozialismus bislang nur bei den besiegten und zerschlagenen Völkern Keime treibt. Das ist geeignet, zweiflerisch, mißtrauisch und wohl ein wenig menschenverächterisch zu stimmen. Sollte wirklich die rohe Tatsache des Erfolges oder Mißerfolges entscheiden? Schreit man abwechselnd „Hosiannah" und „Kreuzige" — wie sich die Lage gerade drehen mag?! — Und sollte Nietzsche auch in kollektiver Erweiterung des Gedankens recht haben, daß die Moral eine Sache der „Schlechtweggekommenen" sei? Daß auch Völker aus ihren Nöten Tugenden machen, ihr Nicht-mehr-können mit der Ideologie der Werte verbrämen und die Schwäche in so schöne Dinge wie Menschenliebe, Kultur, Sittlichkeit umbiegen? Die Moral gleichsam als Kunstgriff der seelischen Selbstbehauptung! Dann wäre allerdings nur zu wünschen, daß auch zu den triumphierenden Völkern bald jenes Tier komme, das — nach Meister Eckehart — am'schnellsten zur Vollkommenheit trägt: das adelnde Leid, die vergöttlichende Not. — Sonst bleibt es bei des Hobbes Wort: I^upn« Komini Inpn«. Und man braucht wahrlich nur ein wenig in den Pessimismus der Praris und der Philosophie eingetaucht zu sein, nm diese Wahrheit zu bekennen. Hier haben wir den seltenen Fall, daß einmal Metaphysik und Realpolitik restlos zu-

sammenstimmen: denn beide wissen gleichermaßen, daß man in dieser Welt Hammer oder Amboß sein muß, daß Gewalt und Ausbeutung tief im Wesen der Welt selbst liegen, — und daß man wohl Mächte, wie Militarismus, Imperialismus, Kapitalismus, anklagen kann — aber damit zugleich dieses tiefste Wesen der Welt selbst anklagen muß! Iaeob Burckhardt hat es monumental ausgesprochen: „Hohe politische Macht ist nur zu erkaufen durch das Leiden von Unzähligen, über das wir äußerst kühl hinweggehen. Der Fürst dieser Welt ist Satan, und das Böse ein Teil der weltgeschichtlichen Ökonomie".

VII.

Die Welt war reif und überreif zu demokratischer Neugeburt, und wir grüßen sie freudig als Erfüllung eines äonenalten Traumes. Bejahrte, gefestigte Autorität, das Gerüst aller Gemeinschaftsbildung, ist freilich zerbröckelt, und das Chaos selbst drängt herauf; Anarchie und Pöbelherrschaft grollen vernehmlich in den Tiefen. Aber das Chaos, dem allein neues Leben entquellen kann, will und muß sich immer wieder zum Kosmos entwirren. Und wo Kosmos ist, da ist auch wieder Kultur, thront die lichte Aristokratie der geistigen Kräfte. Ein Dogma ist gewiß auch hier nicht aufzustellen: imperialistisch-nationale Blütezeiten haben namentlich die großen öffentlichen Kunstformen wie das Drama begünstigt; öfter aber noch hat bekanntlich die Kultur in politischen Auflösungs» und Ohnmachtszeiten geblüht. Und heut vollends hat sich die Kultur als persönlichste innere Angelegenheit aus den großen Strudeln des Gesamtlebens gelöst. So kommen wir am Ende doch wieder zum „Pathos der Distanz" zurück; und unser Ring schließt sich in sich selbst. —

Ludwig Geiger

Neue biblische Dramen *)

Es ist gar kein Zweifel, daß während des Krieges und sicher unter dem Einflusse dieses furchtbaren Strafgerichtes der religiöse Sinn der Massen, sowie auch der der Gebildeten erstarkt ist. Damit in Zusammenhang steht nicht nur das Anwachsen eigentlich religiöser Literatur, sondern das vermehrte Interesse, das Dichter jüdischen und christlichen Glaubens biblischen Stoffen entgegen bringen. Freilich verbindet sich dieses Interesse mit streng moderner Empfindung und Ausdrucksweise. Die Dichter wollen die von ihnen behandelten Stoffe und die in

*) Dieser Aufsatz ist uns von Äeh. Negiernngsrnt Prof. »r Ludwig Geiger, dem Iemgmiirigen Mitarbeiter von „Nord imd Ziid", kune Zeit vor seinem Ableben znggnngeii.
Tie Redaktion

diesen auftretenden Persönlichkeiten dem modernen Bewußtsein näher bringen und schieben diesen daher durchaus moderne Gefühle unter. Dadurch kommt, wie ich glaube, ein Widerspruch zwischen Stoff und Ausdrucksweise. Man kann wohl sagen, Mensch bleibt Mensch und im ganzen und großen werden sich die Gefühle nicht ändern, und doch ist die Empfindungeweise älterer Zeiten eine anders geartete als die der neueren und man tut nicht gut, in die alte orientalische Gefühlswelt modernes und europäisches Wesen zu verlegen.
In der folgenden Übersicht, die sich durchaus auf poetische Werke aller» neuesten Datums beschränkt, sei der chronologische Gang eingeschlagen: von der Urzeit aus gehen wir allmählich in geschichtliche Zeiten über.
Das erste Drama behandelt Adam, den Urvater der Menschheit.
5 S *
Herr Arno Nadel, der Verfasser dieses biblischen Dramas, macht von dem Vorrechte des Dichters Gebrauch, die Quellen zu benutzen, wie es für seine dichterischen Pläne paßt. Ich gebrauche absichtlich das Wort Dichter zu wiederholten Malen, weil ich nach dieser Probe überzeugt bin, daß Herr Nadel, kein Neuling auf dem von ihm betretenen Gebiet, poetisches Talent besitzt. Der Inhalt seines Dramas ist kurz der: Adam und Eva, aus dem Paradies verstoßen (Inhalt des Vorspiels), mühen sich 18 Iahre lang in harter Arbeit. Sie haben Freude an ihrem zarten Sohn Abel, empfinden dagegen Haß gegen Kam, der freilich stärker auf der Seite des Vaters als auf der der Mutter ist. Der Friede, der allmählich in der Familie wieder eingekehrt ist, wird dadurch gestört, daß Abel ein Mädchen Adah findet, das Kain als seine Geliebte oder als Frau betrachtet, besonders aber dadurch, daß Adam die Mutter jenes Mädchens, Kellmah, die ihre verloren geglaubte Tochter zurückholen will, erschaut, in Liebe zu ihr entbrennt, die von der gleichfalls und zwar mit Puval vermählten Frau erwidert wird, sodaß er seine eigene Gattin zu verstoßen gedenkt. Er wird aber, nachdem er die Ermordung Abels durch Kain erfahren, zur Selbstbesinnung gebracht, möchte seinen Fehl vergessen machen, aber Eva stirbt und läßt den Gatten allein. So schließt das Drama ohne eigentliches Ende, denn man erfährt nicht, was aus Kain wird, der nach dem Bekenntnis seiner Untat sich dem väterlichen Hause entzogen hat, und wie das Schicksal Adams sich gestaltet, der nun nach dem Verluste seiner Söhne und dem Hinscheiden seiner Gattin völlig einsam zurückgeblieben ist.
Völlig frei erfunden gegenüber dem biblischen Berichte ist der Brudermord aus Eifersucht, das sinnliche Vergehen Adams und der dadurch verschuldete Tod Svas, ebenso die Persönlichkeiten der Frauen Kelimah und Adah. Diese Erfindungen mag man gelten lassen. Ebenso wird man gern zugeben, daß das Drama sehr schöne Stellen hat. Zwar ist der Charakter Abels etwas zu weichlich gehalten, die Persönlichkeit Adahs bietet ein seltsames Gemisch von Grauen vor

dem Manne, Sehnsucht nach ihm, nebst einer starken Dosis Koketterie, über des ersten Menschenpaares Liebessehnsucht, Glücksgefühl und beginnende Trennung werden psychologisch gut geschildert, nur daß Adam zwischen Treue und Untreue etwas haltlos hin- und herschwankt. Einheitlich sehr gut, wenn natürlich auch nicht sympathisch gezeichnet, ist nur der Charakter Kains. Wie sich der Dichter die spätere Entwicklung gedacht hat, deutet er nicht an. Man wird, wie gesagt, durch keine Stelle darauf hingewiesen, wie sich die spätere Geschichte Adams und Kains entwickelt und was aus jenen Frauen wird, die einer anderen Religion angehören wie das erste Menschenpaar: sie sprechen von einem höheren Wesen: Kali, das sie verehren.

Das Drama ist seitdem, wie man hört, mit Erfolg über die Bühne gegangen (in Karlsruhe).

Immerhin muß man gestehen, daß die Dichtung, ohne eine geradezu überragend^ Leistung zu sein, poetische und dramatische Qualitäten besitzt, sodaß wir sie gern und freudig begrüßen.

So oft Iosephs wechselvolle Geschichte im deutschen Drama, namentlich dem des 16. Iahrhunderts, behandelt worden ist, so wenig ist dies mit dem Leben seines Vaters Iakob der Fall. Dessen Ringen mit Gott erschien den früheren Dichtern als ein zu innerlicher Vorgang; das Erschleichen der Erstgeburt (durch ein Linsengericht) wurde höchstens benutzt, um die Ränkesucht der Iuden überhaupt in ihrem Urahn Iakob darzulegen; als eigentlicher Dramenstoff, fast nur zur Idylle, blieb daher ausschließlich sein Werben um Rebekka übrig. Mutiger ist nun ein neuerer Dichter*) zu Werke gegangen. Er kennt die Bibel genug, um aus ihr und zwar aus Genesis 26, 34, 36, II die Namen der beiden Frauen Esaus, Bosmath und Oholibama, zu entnehmen, und gleichfalls aus seiner Kenntnis desselben biblischen Buches 25, 30 und 36, I entnimmt er, daß Esau: Edom genannt wird. Merkwürdig ist, daß er Iakob stets Iaükob und Abraham stets Abrnham akzentuiert. Beides ist nicht ganz richtig. Herr Direktor Dr. Holzman schreibt mir nämlich: „In dem Urtert wird Iakob (diese Aussprache geht auf die 70 zurück) 21?^ geschrieben, das in der Umschrift allerdings nicht Iaükob, sondern Ia'akob heißen müßte. Dagegen ist die Akzentuierung Abräham falsch; im Hebräischen ist das Wort Orntonon. Möglich ist. daß der Dichter auf seine Akzentuierung durch den Ursprung des Namens des Erzvaters Abram ge» führt worden ist."

Das neue Drama ist wortreich, aber ziemlich arm an Handlung. In dem wenigen, was man Handlung nennen kann, kommen außer den oben genannten Frauen (auch Rebekka spielt eine Rolle!) nur Edom und Iakob vor. Der letztere

*) ,?ie .Historie von Kön'g ?avi5." Ein ZM,^ von Richard Beer-ssofmemn. ,,Oiis nibus". JakM Traum. Ein Voriviel vo^i Rickivd B'er-vofma,i„. Z. Fiicher 5'erlag. Berlin. 1918.

erlangt den Segen des Vaters und erregt dadurch des Bruders Grimm in so hohem Grade, daß dieser in Begleitung seiner Hunde auszieht, um Iakob zu töten. Sein erster und einziger Pfeil aber trifft das Lämmchen, das Iakob mit sich ge- nommen und schützend vor seine Brust hält; Iakobs versöhnliche Worte rühren den Bruder dermaßen, daß er seinen Groll aufgibt und ein Liebesbündnis mit dem ehemals Gehaßten schließt. Der Schluß und Hauptteil des Dramas aber ist ein etwas lang ausgesponnenes Gespräch Iakobs im Halbschlaf oder Traum (daher der Titel des Stückes!) mit den Engeln Michael, Gabriel, Uriel, Raphael, den eigentlichen Boten Gottes, und Samael, einem abgefallenen guten Geiste, und in anderen Gesprächen Iakobs mit dem Geist der Quelle und des Steins, sowie einer „Stimme", d. h. Gottes selbst. Der Inhalt dieser Gespräche besteht darin, die Auserwähltheit Iakobs zu hohen Taten und zu edlem Bestande seines Namens und des von ihm erzeugten Volkes zu bekunden. Wenn es auch etwas seltsam erscheint, daß ein Knabe, denn Iakob hat kanm das Iünglingsalter erreicht, so hohe philosophische Gedanken ausspricht, auch sich als Bibelkritiker bekundet, z. B. in einer ganz modernen Deutung der geplanten Opferung Isaaks durch Abraham, und wenn es auch als nicht minder seltsam bezeichnet werden muß, daß das Kind es wagt, den Engeln zu trotzen, und sich in weit höherem Grade als Berufenen Gottes darzutun als diese Engel, so bezeugt das Ganze eine so reine Gesinnung, ist in so edler Sprache vorgetragen und von wirklich religiöser Glut erfüllt, daß man die Dichtung mit großer Teilnahme liest. Eine Andeutung, wieso dieses Jakob-Drama als Vorspiel zu einem David-Zyklus dienen soll, fehlt; aber Ton und Gesinnung dieses Vorspiels machen auf das eigentliche Stück begierig. Es ist nicht möglich, an dieser Stelle die Proben zu häufen. Um aber unsere Leser noch begieriger auf die Kenntnis der ganzen Dichtung zu machen, sei wenigstens eine Stelle, die der Erzengel Michael zu sprechen hat, hier mitgeteilt. Sie lautet:

Michael:
Auf meine Lippen legt der Herr — dies Wort:
Was du dir wählst — versagt der Herr dir nicht!
Mächtige Könige des Meerlands — enden!
Mizrajim — schwindet! Babel — wankt und fällt!
Nur du — Sein ewig Volk — darfst ewig wandern —
Ein ewiges Wunder seiner ewigen Welt!

König David ist der Held des dritten Dramas*). In ihm wird nicht die ganze Lebensgrschichte des Königs, sondern nur seine Liebe zur Bathseba vor- geführt. Diese Liebe ist nicht bloß eine sinnliche Aufwallung, das Gelüste eines orientalischen Herrschers, dem die Frau in dem Sklavensinn des orientalischen Weibes sich ohne weiteres fügt, sondern es ist eine große Leidenschaft des

*) David, Tragödie von Friedrich Sebrecht. Kurt WM Verlag, Leipzig. 1918,

Mannes, die von einem gleichstehenden Weibe erwidert und von der Gattin Davids, Achinoam, die ein durchaus selbständiges Leben führt, geduldet, ja geradezu unterstützt wird. Die ven der Bibel erzählten Vorgänge werden teils beibehalten, teils geändert. Verändert ist, daß die Schuld an Urias Tode nicht eigentlich von David getragen wird, sondern an Ioab liegt, der in ganz eigenartiger Weise bald Diener, bald tyrannischer Ratgeber seines Herrn ist; im Anschluß an die Bibel dagegen wird die Prophetengestalt Nathans und sein Einfluß auf David dargestellt. Das Drama in Prosa, in einer merkwürdig bilder» reichen pathetischen, freilich nicht selten hohlklingenden Sprache, schildert nicht einfache, auch in ihren Gefühlen innerlich gefaßte, sondern hypernervöse krankhafte Menschen der Neuzeit, es wühlt in Selbstquälerei und Liebeeverzückungen, es enthält im Gegensatz zu den Forderungen eines Dramas weniger Handlung als Ausmalung von Empfindungen und doch liegt etwas Grandioses in der ganzen Auffassung des Stückes, namentlich in seinem Ausgang. Es wirkt erschütternd, wie Bathseba, die sich schon bei Lebzeiten ihres Gatten mit vollem Bewußtsein David hingegeben hatte, dann, nachdem die Leiche des Ur'a gebracht ist, trotz der flammenden Liebe, die sie noch immer, nicht für den König, sondern für den Menschen empfindet, sich in die Einsamkeit begibt, wie ferner David den Propheten Nathan beschützt, den die altgetreuen Königsanhänger als Verleumder ihres Herrschers töten wollen, wie der König sich dem Propbeten unterwirft, wie er sich von Achinoam zurückzieht, die nun wieder ihre Zeit gekommen wähnt, und wie er nun einsam „in die kalte Höhe schreitet". Ich kann mir keine rechte Vorstellung machen, daß dieses fast ausschließliche Seelendrama, das dem Lesenden einen großen Eindruck macht, auf der Bühne große Wirkungen auslösen kann, trotzdem ist Zeitungsnachrichten zufolge der Versuch einer Auffuhrung mit Erfolg gemacht worden.

D,'e übrigen Dramen haben Esther, Simson und Ieremias zum Gegenstande. Mit Recht nennt Mar Brod sein Esther-Stück eine Königin Esther*). Denn es ist nicht das Esther-Stück der Bibel. Diese Esther ist ein Iudenmädchen, das nicht gesucht zu werden braucht, sondern an dem Hofe des Königs dient, sich in den Fürsten verliebt, ebenso wie sie seinen Blick auf sich lenkt, zu einem Köhler flieht, wo sie den König erwartet, der, von einer magischen Kraft gezogen, in die Köhlerhütte tritt und von ihrem Anblick geblendet, sich von Vasthi scheiden läßt. Haman, der dieses Zusammentreffen herbeigeführt hat, ist ein dämonischer Mensch, übrigens selbst auch Iude, von dessen Ursprung niemand etwas weiß, der in der Seele seines Herrn zu lesen versteht und sich erkühnt, ihm die erstaunlichsten Dinge zu sagen. Esther ist mit dem König, dessen Namen übrigens nicht

*) Eine Konigin Esther. Drama in einem Bo.ipiel m,d Z Akten von Max Brod. 1918. K„rt Wolff Verlag.

genannt wird, verheiratet. Er weiß nicht oder fragt nicht danach, ob sie Iüdin sei; sie ist übrigens von den Ihrigen geflohen, da sie ihre Umgebung und deren Gebräuche nicht liebt. Haman entwickelt seinem Fürsten den Plan, die Iud:n zu vertilgen; Esther sucht ihn vergeblich davon abzubringen; er dagegen wird in seinem Vornaben nur bestärkt durch das Erscheinen Mordechais, der acht Tage lang zu Esther gewandert ist, um ihre Hilfe zu erbitten. Ein solches Bittgesuch ist für sie gefährlich, da nach persischen Gesetzen die Königin, sobald ihre Ritte nicht erfüllt werden kann, verstoßen wird. Sie bittet auch nicht, sondern tötet Haman, nachtem dieser ihr seine Liebe erklärt und scheinbar ihre Einwilligung erhalten hat. Nun aber entzieht sie, nachdem sie durch einen vergifteten Schieier weiß geworden und ihrer Schönheit beraubt ist, sich dem König, der ihr nachgejagt ist, und geht zu ihren Volks- und Glaubensgenossen.

Dieses eigenartige, durch und durch moderne, Wirkliches mit Unwirklichem, Historisches mit Freierdachtrm zu seltsamem Gemisch vereinigende Stück, das, obgleich durch seine geringe Handlung und seine endlosen Gespräche scheinbar von der Bühne ausgeschlossen, doch Ende April v. I. im Königsberger Theater mit Erfolg aufgeführt wurde, ist eine merkwürdige, zugleich anziehende und abstoßende Dichtung, die man gleichermaßen jüdisch und unjüdisch nennen kann. Das gänzlich Unjüdische und, zugleich Unhistorische liegt darin, daß Haman (freilich nur in einer kurzen Stelle, Seite 106), wie schon erwähnt, zum Iuden gemacht wird, zugleich aber zu einer Mephistonatur, der ein instinktiver Feind alles Guten, Großen und Edlen, und doch gewissermaßen zu einem Vertreter des Kraftvollen und Rechten, sodaß der König ihm als seinem ein» zigen Freunde nachweint und auch öfter eine Zeitlang in ihm den starken Beschützer und Helfer zu sehen wähnt. Wie Haman der böse Genius, so sind Königin und Esther, wiederum im gänzlichen Widerspruch zu der Auffassung des biblischen Buches, weniger leibhafte Menschen als Personifikationen der Güte, Reinheit, Unschuld und Vortrefflichkeit. Wenn Esther endlich, sie, die im Banne von Genien steht nnd das Prophetenwort mit sich herumträgt: sie werden unfruchtbar bleiben und den Feind ihres Volkes töten, mit ihren Glaubensgenossen in ihre Heimatstadt zurückkehrt, so tut sie dies nicht, um aller Erdenpracht zu entsagen und in dem Sinne ihrer Zugehörigen Iüdin zu sein, sondern mit der Aufgabe: „ich muß sie lehren, dieses Fest (Purim) nicht zu feiern, denn ich weiß jetzt: solange sie dieses Fest feiern, kann der Messias nicht in die Welt kommen." Man sieht aus dieser letzten Bemerkung, daß neben dem vielfachen Unjüdischen auch vieles Iüdische in dem Stücke vorkommt, nnd man könnte fragen: sollte der zuletzt angeführte Satz die eigentliche Idee des Stückes dartun? Wollte der Autor symbolisch die Lehre verkünden: die Iüdin kann wohl durch ihre Schöa» Keit und durch ihre Geistesmacht die höchste weltliche Stufe erklimmen, aber ihr wahrer Beruf besteht darin, die Reinheit der Gesinnung zu wahren, die Verklärung ihrer Glaubenslehre zu fördern? Wie aber verträgt sich damit die V''?-

himmelung Hainaus, der keineswegs bloß ein ruchloser Bösewicht, ein gewissen»
loser Streber genannt werden kann, sondern der, ein echter Mephistopheles, zw.«
das Böse schafft, aber doch das Gute will, der zwar von verbrecherischer Neigung
zu Esther beseelt, doch tiefste Seelengemeinschaft mit seinem König fühlt, und
der gegen die Iuden nicht etwa auftritt aus fanatischem Hasse, sondern aus ein^r
Abneigung gegen ihre Vollkommenheit und ihre lebensabgewandte Frömmigkeit?
Wie verträgt sich ferner mir einer realistischen Tendenz des Stückes das Roman-
tische und Märchenhafte: die klingenden Bäume, die singenden Bäche, die
spielenden Genien? Gläubige Juden werden das Stück entrüstet von sich weisen
und kritische Leser, die ihr Urteil nicht von ihrem Glaubensbekenntnis abhängig
machen, werden verwundert fragen, wozu es nötig war, zu einer symbolischen Ver
llärung der Treue, Standhaftigkeit, Reinheit, Güte und teuflischen Bosheit fest-
stehende biblische Typen zu nehmen, — aber gar mancher wird bekennen, daß hier
ein merkwürdiger Versuch, ein starkes Zeugnis großer poetischer Begabung ge-
liefert ist.

Was das Buch der Richter (Kap. 13/16) über Simson erzählt, ist im
Grunde ebenso unpoetisch wie unjüdisch. Unpoetisch erscheint das bloße Prahlen
mit körperlicher Kraft und unüberwindlicher Stärke und das Erliegen eines in
seiner Wucht gebrochenen Mannes, der mit dem letzten Aufwand seiner Kraft die
Feinde zerschmettert; unjüdisch das rein Körperliche, das dem Geistesaufwand
und der Innerlichkeit so völlig entgegengesetzt ist. Wenn Poeten, Christen und
Iuden, trotzdem gerade in neuerer Zeit diesen Stoff bearbeiteten, so mußten sie
bei aller Benutzung der biblischen Erzählung diese ummodeln und von Eigenem
hinzutun. Dies geschah entweder dadurch, daß sie Simson zu einem Übermenschen
stempelten, daß sie ferner das Buhlerische, Perverse in seiner Natur hervorhoben,,
und daß sie endlich ihn zu einem Geistesheros stempelten, der mit der körperlichen
Riesenmäßigkeit unbändige Geistesgröße verbindet. Alle diese drei Elemente sind
in einer neuen Dichtung*) vereinigt. Man entschließt sich schwer, das Buch zu
lesen, das infolge seines ungewöhnlich dicken Papiers die größte Anforderung a>,
die Geduld der Leser zu stellen scheint; es umfaßt aber nur 277 Seiten, allerdings
für ein Drama eine ungewöhnliche Länge. Aber sobald man das Buch zu lesen
begonnen hat, steht man unter dem Banne des Dichters. Ich vermag nicht zu
sagen, ob es sich zur Aufführung eignet; einzelne neuere Versuche, von denen
die Zeitungen berichten, scheinen eine bejahende Antwort auf die Frage zu geben.
Simson, das ist der ungefähre Inhalt des nenen Dramas, hat sich zu den
Philistern begeben, die schöne Michail von Timnath bezwungen, entflieht aber
vor der Hochzeit, nachdem er von seiner Mutter verflucht worden und durch die

*) Hennann Bnrte: Simson, ein Ichansviel. 1917, Verlag von Gideon Karl Sarasin in
Leipzig.

buhlerischen Reize der schönen Dalila zu einem ungünstigen Vergleiche mit seiner Verlobten genötigt worden ist. (1. Akt.) Er kehrt, nach vielen Wanderungen «schöpft, in seine judäische Heimat zurück, versöhnt sich mit seiner Mutter, gibt ihren Bitten nach, sich von den Iuden den Philistern ausliefern zu lassen, wird aber, angelockt von Dalila, die in dem kräftigen, verführerischen Mann ihr Ideal gefunden zu haben vorgibt, dazu gebracht, sich aus den Banden zu befreien und sich mit ihr zu vereinigen. (2. Akt.) Dalila, bei der Simson allnächtlich einkehrr, wird von dem Dagonpriester Gallach, der ihr eine goldene Bildsäule im Dagon-tempel verspricht, gereizt, Simsons Geheimnis zu erkunden, schneidet ihm auf eine kurze Andeutung des Geliebten hin in einer Liebesnacht seine Locken ab und liefert ihn zu ihrer Verzweiflung den Feinden aus, die ihn binden und blenden. (3. Akt.) In seiner Erniedrigung, als Müllerknecht mit elenden Gefährten zu-sammengepfercht, gemißhandelt und in jeder Weise gedemütigt, findet er den Weg zu seinem Gott zurück; er ahnt seine Bestimmung, wird in seiner Hoffnung gestützt durch Achor, der, nachdem er ihn früher verraten, reumütig zu ihm zurückkehrt und mit ihm die Sklavenketten trägt, und fühlt durch das Wachsen seiner Haare den Wiederbeginn seiner Kraft. (4. Akt.) Diese Kraft bekundet er bek dem großen Tempelfest, bei dem er die Entscheidung darüber treffen soll, welcher von beiden Frauen, Michail oder Dalila, die goldne Bildsäule im Dagontempel zu-gesprochen werden soll. Und nun erlebt er den Triumph, daß beide Frauen, Michail, die ein Kind von ihm zu haben bekennt, und Dalila, die trotz ihres Ver-rates noch immer sehnsüchtig nach ihm verlangt, sich zu ihm und zu seinem Gott: bekennen, und er begräbt durch Zerschmettern der Säulen, die den Tempel tragen, sich, die beiden Frauen und alle Philister. (5. Akt.)

Was dieses Drama zu einer hochbedeutenden Leistung macht, ist nicht die Erfindung, sondern die Gestaltung der Charaktere des Titelhelden und der beiden Frauen. Denn der Simson der Dichtung ist nicht nur der Sinnen- und Gewalt-mensch der Bibel, sondern eine eigenartige Mischung des Machtzwingers, des großen Buhlers, und — des Gottmenschen. Und zwar Gottmensch in dem Sinne, daß er eine göttliche Kraft in sich empfindet, daß er das Wirken einer hohen geistigen Macht in sich spürt und sie durch seine Taten, nicht bloß durch körper-liche Leistungen zum Ausdruck zu bringen sucht. Neben ihm verblassen alle Männer, die sonst in dem Drama vorkommen. Die Philisterfürsten sind in ähn-licher Weise wie im Wedekinddrama grobe Karikaturen, Trunkenbolde, Fresser, Prahltmnse und geile Lumpen. Achor, der ehemalige Frennd Simsons, später sein grimmigster Gegner, erscheint zunächst als ein Theaterintrigant und -Böse-wicht nach verbrauchten Mustern. Auch dieser Achor ist gewissermaßen im Buch der Richter vorgebildet. Nach Schilderung des Zorns, den Simson empfindet über die Preisgabe der Lösung des Rätsels, die er seinem Weibe anvertraut hatte (denn in der Bibel hat sich Simson mit der Philisterin, deren Namen dort freilich nicht genannt, sondern deren Geburtsort nur angegeben wird, vermäblt), heißt

es, er habe sie verlassen, „da wurde das Weib Simsons seinem Genossen gegeben^
dem er sich zugesellt hatte". Aber in der Ausgestaltung des Charakters dieses
Achor im fünften Akte ist der Dichter selbständige Wege gegangen: der feige Ver-
räter wird zu einem frohen Bekenner, der Elende, der seinen Freund preisgegeben
und als Lohn für seine Berräterei die schöne Frau erlangt hatte, die kurze Zeit
Simsons Beute gewesen war, schlägt sich zu seinem früheren Gefährten, trägt
mit ekstatischer Wonne Knechteskleidung und erleidet mit wahrhaftem Heroismus
alle Qualen und Erniedrigungen, die ihm, wie seinem Genossen, zugefügt werden^
Bewährt sich schon in der Ausmalung dieses Charakters große dichterische
Kraft, so zeigt diese sich in wahrhafter Vollendung in der Gestaltung der drei
Franencharaktere, der Mutter Simsons, der Dalila und der Michail. Hier konnte,
ja mußte der Dichter vollkommen frei verfahren, da die Bibel von diesen Frauen
nicht viel mehr als die Namen berichtet.

Die Mutter Simsons ist eine Prachterscheinung von tiefster Frömmigkeit,
ebenso von innigster Liebe zu dem Sohne beseelt. Sie hat den Sohn verflucht,
da er Israel verläßt, sie segnet ihn, da er zurückkehrt; das Amulett von ihren
Haaren geflochten, das sie ihm als Lebensschutz anvertraut, übt in der Tat die
Wirkung, ihn in seinen Lebenswirren zu stärken. Michail, die von Simson Ge-
schändete, die Iungfrau, wie man sie trotz der ihr angetanen Gewalttat nennen
darf, erscheint als die Repräsentantin des reinen Magdtums, eine Brunhilden-
Natur, die ans dem Schwanken zwischen Haß gegen ihren Bezwinger und der
Leidenschaft für diesen ganzen Mann nicht herauskommt. Trotz der großen Kunst,
die auf die Zeichnung dieses Charakters verwendet ist, und trotz der Vorliebe, die
der Dichter offenbar der von ihm geschaffenen Gestalt zuwendet, kann der moderne
Leser bei ihr nicht mit vollem Behagen verweilen und wendet sich mit einem
wahrhaften Hochgefühl der dritten Frau, der Dalila, zu. Wollte man in ihr
etwa die Verklärung einer Hetäre sehen, so wäre das viel zu wenig gesagt. Gewi?
trägt sie viele Züge des üppigen Sinnenweibes; diese sich preisgebende Buhlerin
ist voller Verachtung gegen die tugendhaften Eheweiber und hält ihre frei-
willige Hingabe für würdiger und erhabener als die pflichtmäßige Ergebung ver-
heirateter Frauen. Aber in ihrer Begeisterung für das Ewig-Männliche liegt ein
grandioser Zug, der umso erschütternder wirkt, als er gepaart ist mit einer unent-
wickelten Ahnung des Göttlichen in ihrem Geliebten und einer Verehrung des
Unbekannten, das in Simson lebt, eine Ahnung, die sie teils zu wahnsinniger
Eifersucht aufpeitscht, um diese Macht zu verdrängen, teils zu dem glühenden Ver-
langen erregt, auch ihrerseits dieser Gedankenwelt teilhaft zu werden.

Beide Frauen, die beide geliebt und verraten baben und über die Knecht»
schaft des Geliebten triumvhieren, empfinden doch noch immer Liebe zu ihm.
Daher bemitleiden sie, jede in ibrer Weise, den Gefallenen und bemühen sich, ihn
seinem Elend ,u entreißen. Wenn sie beide in dem Tempel bei dem großen
Philisterfeste erscheinen, um seine Entscheidung anzurufen, welcher von ihnen die-

geplante goldene Bildnissäule errichtet werden soll, wenn sie dann die von ihm getroffene Entscheidung ablehnen, so geschieht dies nicht etwa aus Haß, sondern aus überquellender Liebe. Denn sie wenden sich, nachdem diese Zurückweisung erfolgt ist, nicht etwa endgültig von ihm ab, sondern sie finden zu ihm zurück und haben kein größeres Verlangen, als seinen Gott zu dem ihrigen zu machen. Diese Wandlung tritt freilich mit einer überraschenden Plötzlichkeit und mit einer unerwarteten, jeder Vorbereitung entbehrenden Wendung ein. Man kann es nicht recht verstehen, wie diese beiden Frauen, Weiber des Philistervolkes, die von dem Glauben Israels bisher nichts wußten, vielmehr durchaus auf der Seite der Feinde Israels standen und ihren höchsten Ehrgeiz darin erblickten, eine goldene Bildnissäule im Dagontempel neben dem Götzen oder an seiner Stelle zu erhalten, sich nun als Dienerinnen des Iehova, bekennen. Aber darin soll ja das eigentliche Wesen des Dramas ruhen. Es ist eine großzügige, fast ekstatische Verherrlichung des jüdischen Glaubens. Daher diese Umwandlung der beiden Frauen, daher auch die nicht minder unvorbereitete Verwandlung Achors, der seinen Freund ehemals verlassen und verraten, in seinen unzertrennlichen Begleiter. Und daher endlich die vollständige Umgestaltung von Simsons Wesen. Wie sein ganzes Nasiräertum, das in der Bibel uns wesentlich als etwas Äußerliches vorgeführt wird, in dem Drama vergeistigt wird, so auch das Ende. Der geblendete, gemarterte, erniedrigte Simson begräbt nicht bloß vermöge seiner körperlichen Kraft alle seine Vergewaltiger und Spötter, sondern er unterwirft durch die ihm innewohnende Stärke den ehemaligen Freund und die beiden Frauen, obwohl alle diese ihn lange mit grimmigem Hasse verfolgt haben. Durch ihn triumphiert Eloah über den Dämon, das Iudentum über das Heidenrum, und so klingt das packende Drama aus in einen Triumph des Iudengottes.

Die Sprache des Dramas ist im großen und ganzen, abgesehen von vielem Überschwenglichen, Mißlautenden und unbeabsichtigt komisch klingenden Wortsrielen, edel und hochpvetisch. Freilich ist sie für den in alter Technik grau Gewordenen etwas zu stark mit lyrischen Elementen gemischt, auch durch häufige derb satirische Stellen durchsetzt, die in das Gefüge eines tragischen Werkes — wiederum nach den Geboten der alten Ästhetik — sich nicht recht einfügen wollen, aber das Ganze ist jedenfalls das erhebende und ergreifende Werk eines wirk' wichen Dichters.

Das Drama „Simson" ist vom Deutschen Theater zur Aufführung angenommen; das letzte in dieser Übersicht zu besprechende Drama: Stefan Zweigs „Ieremias"*) ist in Zürich und an mehreren anderen Orten bereits

*) Stefan Zweig: Jeremias, eine dramatische Dichtung in neun Bildem. Jnsel-Verlag zu Leipzig. 1917. 21« Seiten. — Die Sprache ist hauvtsüchlieh Pros«, nur die mehrfach erwZbnte Stelle mit der Mutter, einzelne Ausdrücke de« Jeremias und die Schlußszene, auch Teile einzelner Szenen zwischen Zedekm und Jeremias sind in freien Versen geschrieben. In diesen Versen wie auch in der Prosa scheut der Verfasser vor der Bildung seltsamer Worte nicht zurück, deren Grnnd nicht immer einleuchtet.

aufgeführt worden. Bei der Aufführung in Zürich, über die mir ein Bericht vor» liegt, mußten von neun Bildern drei einfach fortgelassen werden; trotzdem dauerte die Vorstellung sehr lange, hat allerdings auf die Zuhörer einen großen Eindruck gemacht. Der Leser kann sich einen solchen kaum vorstellen. Denn wenn er auch von dem Bedeursamen der Dichtung ergriffen und nicht selten hingerissen wird, so hat er doch die Empfindung einer rein innerlichen, d. h. eben undramatischen Leistung gegenüberzustehen: dem Kampfe des Ieremias mit sich selbst, mit dem Volke, mit seiner Mutter, mit dem König. Denn die äußere Handlung: die Bedrängung des Königs Zedekia durch Nebukadnezar und die schließliche Eroberung Ierusalems durch den letzteren, das von Ieremia an Zedekia gestellte Verlangen, infolgedessen der Prophet bei dem König und bei dem Volke in den Verdacht dee> Hochverrats und des Vaterlandsverrats kommt, mit dem Gegner um jeden Preie> Frieden zu schließen, nicht etwa um Ierusalem zu vernichten, sondern gerade um es zu retten: seine Hoffnung oder Überzeugung, auch Nebukadnezars Reich müsse zugrunde gehen und Ierusalem zu neuem Glanze sich erheben; der Kampf zwischen Mutter und Sohn, die zuerst den Sohn verflucht, dann sich sehnt, ihn wiederzu^ haben, und stirbt, nachdem er ihr die Wahrheit verkündet hat, die ihr lange verheimlicht worden war; der Kampf des Ieremias mit sich selbst, mit seinem treuen Anhänger Baruch und den Verwandten des letzteren, — alles das sind Szenen, Bilder, zum Teil von erstaunlicher Gewalt, aber es ist im Grunde doch keine Handlung.

Stefan Zweig bewährt sich auch hier als Denker und Dichter. Der Unterschied zwischen ihm und den früher behandelten Autoren ist zunächst der, daß der Gegenstand ihn auf das lebhafteste bewegt, daß Ierusalem seine und seiner Parter Sehnsucht ist, und daß infolgedessen das Schicksal der Stadt ihm innerlichst am Herzen liegt, und daß er endlich im Gegensatz zu seinen Vorgängern die Bibel, so frei er auch mit ihr schaltet, genau kennt und in ihrer Sprache zu reden versucht. Das letztere, das den Dichter zu gewaltsamen Wendungen, häufig sogar zu undeutscher Ausdrucksweise verführt, hat mich sehr gestört; das freie Schalten mit der Bibel zeigt sich z. B. darin, daß Ieremias in dieser Dichtung als unbedingter Pazifist erscheint, ja, daß er in seiner Enttäuschung und Erbitterung an einer Stelle geradezu ganz unbiblisch zum Gottesleugner wird.

Drei Szenen in unserem Drama, zwei zwischen Ieremias und Zedekia, die dritte des Ieremias mit der Mutter, erscheinen mir von höchster Bedeutung; die beiden ersteren haben auch bei der Züricher Aufführung außerordentlichen Sindruck hervorgerufen.

Die Anzabl der Personen ist sehr klein. Außer den im Zwischenspiele im Hause des Ieremias vorkommenden Persönlichkeiten, die sonst nicht wieder auftreten, handelt es sich im wesentlichen, wenn man den Propheten selbst abrechnet, um « Personen: Zedekia, der König, Pashur, der Hohepriester, Nachum, der Ver^ Walter, Imre, der Älteste der Bürger, Abimelech, der Oberste der Kriegsknechte^

Hananja, der Prophet des Volkes. Sie sind alle deutlich charakterisiert, obgleich man sehr viel eigenes Leben nur wenigen zuschreiben kann. Viele Stellen haben etwas Grandioses an sich. Die sichere Hoffnung, die in der ganzen Dichtung spricht und immer wieder von neuem verkündet wird, Ierusalem könne trotz seines zeitweiligen Unglücks nicht untergehen; die Überzeugung des Propheten, die ungeachtet mancher innerer Zweifel, ungeachtet des Murren des Volkes und der Gegnerschaft des Königs, ungeachtet seiner Verfluchung und Bestrafung, ja, endlich auch im siegreichen Ansturm gegen seine eigenen Zweifel im großen und ganzen sich gleichbleibt, reißt den Leser mit sich fort. Man kann sich vorstellen, daß das Drama, wenn ein Schauspieler ersten Ranges die Person des Propheten verkörpert, einen gewaltigen Eindruck auf die Hörerschaft machen muß.

Was aber in allen diesen biblischen Dramen dem Literarhistoriker als das bedeutendste erscheint, das ist der außerordentliche Einfluß, den die biblischen Persönlichkeiten, den die Legenden und Dichtungen uralter Zeit auf die Modernen hervorrufen. Es ist psychologisch höchst merkwürdig, daß gerade diese Neuerer, die- in ihrer Art als Revolutionäre betrachtet werden können, gerade dem vor so langer Zeit geschriebenen Buche der Bücher ihre Stoffe entnehmen, und obgleich sie mit dem Stoffe frei schalten, sich bemühen, in die Gedankenwelt der Urzeit einzudringen und ihn mit neuem Inhalt zu erfüllen.

H. Rimpler:

Die Seele des Tatmenschen/)

Fühlen, Denken und Handeln, das sind die drei Grundkräfte des Menschen.

Im Künstler, im Philosophen und im Tatmenschen finden sie ihren erhabensten Ausdruck. „Im Anfang war die Tat", sagt Goethe, und auch naturwissenschaftlich betrachtet war der Urmensch kein Träumer, kein Denker, sondern ein Mann der Tat. Nur so vermochte er sich im Kampfe ums Dasein zu behaupten. Anderer» seits aber ist jede Handlung das letzte Glied in einer Reihe von Vorgängen im Gehirn. Den ersten Anlaß gibt eine Empfindung, die sich zum Gedanken verdichtet; diesem folgt unter Beihilfe des Willens der Entschluß, der sich zuletzt in einer Handlung entladet. Die Tat ist also letzten Endes nichts anderes als eine Entladung innerer Spannung: eine Kraftäußerung.

In der rohesten Form wird sie als rein mechanische Kraft wirken, Lasten heben und Schwerter schwingen. In den höheren Formen ihres Seins jedoch wird sie als Geist in Erscheinung treten und ihren Willen auf andere übertragen. Der Befehl ist vergeistigte Tatkraft. Wer aber seinem Willen ein oanzes Volk zu

*) Vgl. Juliheft 1913. S. 25 ff; Januarheft 1919. S. 64 ff; Febrmrheft S. 18« ff.

unterwerfen vermag, den bezeichnet die Geschichte als ein Genie. Es gibt — Schopenhauer und seinem kritiklosen Anhang zum Trotz sei es behauptet — geniale Tatmenschen: Alexander der Große war einer, und Caesar, Friedrich II., Napoleon; und heute dürfen wir Hindenburg in dieser Reihe nicht vergessen. Goethe hat Napoleon einen der produktivsten Menschen genannt, die je gelebt haben: „Ia, ja, mein Guter", äußerte er einmal zu Eckermann, „es gibt auch eine ProduktivitÄ der Taten, und die in manchen Fällen noch um ein Bedeutendes höher steht" (als das künstlerische Schaffen nämlich). Und er betont ausdrücklich, daß Produktivität und Genie „sehr nahe liegende Dinge" sind. „Denn was ist Genie anders als jene produktive Kraft, wodurch Taten entstehen, die vor Gott und in der Natur sich zeigen können, und die eben deswegen Folge haben und von Dauer sind? . . Es kommt dabei gar nicht auf das Geschäft, die Kunst und das Metier an, das einer treibt, es ist alles dasselbige. Ob einer in der Wissenschaft sich genial erweist, wie Oken und Humboldt, oder im Krieg und in der Staatsverwaltung, wie Friedrich, Peter der Große und Napoleon, oder ob einer ein Lied macht, w« B^ranger, es ist alles gleich und kommt bloß darauf an, ob der Gedanke, das Apercu, die Tat lebendig sei und fortzuleben vermöge."
Also die Schaffenskraft im Menschen kann sich in einem Kunstwerk, in einer wisseUschaftlichen Entdeckung oder durch Taten kundgeben, meint Goethe. Die Zukunft allein ist Richterin über den Wert der Leistung. Wenn wir diesen Schluß folgerichtig durchführen, so hieße das, den Tatmenschen aus der Gemeinschaft der Genies ausschließen. Denn seine Werke sind nicht von Dauer. Das Weltreich Alexanders des Großen ist zerfallen bald nach seinem Tode; das des ersten Napoleon schon zu dessen Lebzeiten. Aber die Gesänge Homers sind unsterblich; wir können sie heute genießen genau so wie die Griechen damals im sonnigen Hellas. Nein, die Dauer kann nicht maßgebend sein für die Beurteilung übermenschlicher Leistungen.
Und dennoch hat Goethe darin recht, daß die drei zusammen gebören: der Künstler, der Gelehrte und der Tatmensch. Nicht weil sie dieselben Wirkungen hervorbringen, sondern vielmehr weil sie dieselbe Ursache haben, weil ihr Schaffen einer gemeinsamen Wurzel entspringt: eben dem Genie. Wer das Genie nur an den Wirkungen erkennt, der ist wahrlich schlecht beraten. Es ist nicht immer der Tüchtigste, der sich auf dem ersten Platze breit macht. Um jenem geheimnisvollen Etwas, das wir in Ermangelung eines Begriffs gern mit dem Worte „Genie" bezeichnen, auf die Spur zu kommen, müssen wir tiefer dringen. Denn nur dir geniale Tatmensch kommt für unsere Untersuchung in Betracht, nicht der rohe Gewaltmensch. Genie ist Geist, darüber ist kein Zweifel. Körperliche Tuchtigkeit hat damit nichts zu tun.
Und damit haben wir schon einen grundlegenden Satz gefunden: nämlich, daß nur die Seele des Tatmenschen uns die Verwandtschaft mit den Künstlern und Wissenschaftlern aufdecken kann. In das Labyrinth der Seele gilt es also

zu dringen, um dem heiligen Urquell näher zu kommen, dem unter gewissen Umständen entweder ein Lied oder ein Gedanke oder schließlich eine Tat entströmen kann. Auf das Gemeinsame müssen wir dabei unser Augenmerk richten und das Trennende vorläufig beiseite lassen.

Allzu kompliziert muten uns die Menschen von heute an. Schauen wir deshalb rückwärts in jene ferne Vergangenheit, als der Urmensch noch einfach und natürlich war und Kunst und Wissenschaft nicht rannte. Damals machten sich Lust- und Unlustgefühle in Handlungen Luft. Der Mensch war der Tierheit noch nicht entwachsen; der Empfindung, dem Triebe wurde ohne weiteres nachgegeben. «Hindern konnten ihn daran nur äußere Umstände. Das Tier, das seinen Hunger stillen sollte, wurde erlegt, der Feind, der seine Wut erregte, erschlagen und das Weib, das seine Begierde reizte, vergewaltigt. Nur die körperliche Kraft entschied. Aber Naturgewalten und stärkere Menschen sind oft mächtiger. Der Urmensch geht daran zugrunde, oder er entwickelt sich zu einem denkenden Wesen. Er beginnt zu überlegen, wie er das Hindernis beseitigen, einen überlegenen Feind, gegen den die rohe Kraft nicht ausreicht, dennoch besiegen kann. Eine höhere Stufe der Menschheit ist damit erklommen. Die Sitten verfeinern sich. Die Gewohnheit des Denkens bildet seelische Hemmungen aus. Man nähert sich dem Weibe seiner Wahl nicht mehr mit der Rücksichtslosigkeit des Tieres, man ivirbt um seine Gunst. Man lernt schließlich seine Triebe besiegen: der bewußte Wille entsteht. Und im Laufe der Iahrtausende wurde nun das Fühlen, Denken und Wollen immer mehr entwickelt. „Da ward der Mensch eine lebendige Seele."

Diese drei Seelenkräfte finden nun ihre höchste Vollendung in der Kunst, der Wissenschaft und der (weltgeschichtlichen) Tat. Der Künstler, Dichter ist der Nachkomme des Triebmenschen, der nunmehr seine Gefühle nicht mehr körperlich betätigt, sondern sie in die Sphäre reiner Geistigkeit entrückt, sie zum Kunstwerk gestaltet. Der Denker gebraucht sein Gehirn nicht mehr, um das beste Mittel zur Beseitigung seines Gegners zu finden; er stellt seine objektiv gewordene Denkkraft in den Dienst der Menschheit. Und der geniale Tatmensch begnügt sich nicht mehr mit der Selbstbeherrschung; er wird seinem Willen Millionen anderer Untertan machen, um mit ihrer Hilfe das Gewaltige zu vollbringen, was seinem Geiste vorschwebt.

Der Dichter besingt seine Freuden, seine Leiden. Der Philosoph sucht die Welt zu begreifen. Ihr Fühlen und Denken setzt ihnen selbst das Ziel. Der Tat» mensch — will. Was will er? Die Bilder seiner Einbildungskraft verwirklichen. Es muß also etwas hinzukommen, um ein Ziel zu setzen, nach dem sein Wille langt: die Einbildungskraft.

So wäre der Tatmensch also ein Dichter, der das verwirklicht, was jener nur träumt? So ständen wir also hier vor der geheimnisvollen Wurzel urgewaltiger Schöpferkraft, jenes dreistämmigen Baumes der Genialität? — So scheint es in der Tat; und wir werden jedenfalls nicht fehlgehen, wenn wir diese Spur weiter verfolgen.

H. Rimpler

Die Seele des Tarmenscheil

Alexander der Große kannte die Gesänge Homers auswendig, Friedrich II> dichtete auf den Schlachtfeldern, Napoleon hatte Goethes Werther siebenmal gelesen und Bismarck konnte den ersten Teil des Faust aus dem Gedächtnis wiederholen. Alle Tatmenschen von Genie waren für die Dichtkunst empfänglich, hatten, oft auch selbst gedichtet. Ihre weltgeschichtlichen Erfolge sind nichts anderes als Äußerungen ihrer Phantasie, die durch den Willen in Tatkraft umgesetzt wurden. Nietzsches Wille zur Macht ist es, der den Faden schlingt, zwischen dem handelnden und dem dichtenden Menschen. Wer selber König ist, braucht sich , kein Königreich zu träumen. Wer aber den Willen hat, seine Träume zu verwirklichen, der dichtet in Taten. Alexander tat das und Caesar und Napoleon^ als sie sich die Welt unterwarfen. Denn was von Anfang an vor ihrem geistigen Auge steht, das ist das „Reich, die Kraft und die Herrlichkeit" als lockendes Bild der Einbildungskraft. Der Dichter wird es episch oder dramatisch zu gestalten versuchen. Der Wille des Handelnden greift zu und läßt Träume zu Wirklichkeiten werden. Das ist der Unterschied.

Er ist nicht so groß, wie man vielfach annimmt. Der dichtende Napoleon wird von dem streitenden abgelöst, als sich sein Wille zur Macht zu materialisieren begann. Der Staatsmann Goethe träumte wohl von einer Fürstenkrone; aber er erreichte sein Ziel nur im Reiche der Dichtkunst. Und als Heinrich von Kleist sein geliebtes Vaterland nicht durch eine kühne Brutustat zu retten vermochte, da goß er seinen überquellenden Schmerz, seinen Germanenzorn in die wunderbare Form der Hermannsschlacht. So sind der Übergänge viele.

Die Phantasie ist es, die hier das Dichtwerk, dort die Tat erzeugt. Den Antrieb zum Schaffen aber gibt das Gefühl. Irgend ein Verlangen stellt sich ein: Liebessehnsucht, Ehrgeiz, Ruhmsucht, Kampfbegierde. Der Dichter verleiht ibm Worte. Der Dichter aber, der zugleich Willenskraft besitzt, handelt. Das eine ist geistiger, das andere ursprünglicher. Einst gab es keine Dichter, die Worte machten. „Im Anfang war die Tat."

Auch der Tatmensch von heute läßt sich vom Gefühle leiten. Es ist unvermeidlich, daß er dabei Fehler macht. Napoleon hat ein Rußland, ein Leipzig, ein Waterloo erleben müssen. Der impulsive Gefühlsmensch, der Schlachtendichter ist vor übereilten Handlungen nichr sicher.

Es gibt aber auch Schlachten denker , die überlegen, erwä!gen, berechnen, zögern und schließlich vor vielem Denken nicht zur Tat kommen oder wenigstens den geeigneten Zeitpunkt versäumen. Das sind die Philosophen der Tat, Hamlet» naturen, von des Gedankens Blässe angekränkelt. Iener römische Feldherr, der in der Geschichte als „Cunetator" lebt, war aus diesem Geschlechte. Auch der selbstsüchtige Wallenstein, der bei raschem Zugreifen im rechten Augenblicke vielleicht ein deutscher Napoleon geworden wäre, er ging an seinem unglückseligen Zaudern zugrunde. Das Denken, das ins Weite schweift, allzu viele Möglichkeiten in Betracht zieht, lähmt die Tatkraft. Der Schlachtenlenker muß imstande-

sein, einen einzigen Punkt ins Auge zu fassen, auf ihm alle Kräfte des Denkens
und Wollens zu vereinigen und das für richtig Erkannte gleich zur Ausführung,
zu bringen. Schnelle Entschlußfähigkeit ist die Vorbedingung des Sieges.
Anders der Staatsmann, dem die Ruhe des Philosophen geziemt. Er darf
nicht übereilt handeln. Eine rasche Tat, ein unüberlegtes Wort nur kann hier
die schwerwiegendsten Folgen nach sich ziehen. Zu große Bedächtigkeit wird nie
in gleichem Maße schaden. Allerdings darf sie nie zur Ratlosigkeit werden. Dem
echten Staatsmann steht das Ziel seiner Politik klar und unverrückbar vor Augen.
Nur über den einzuschlagenden Weg steht ihm die Wahl frei. Nicht immer ist der
kürzeste auch der beste. Unüberwindbare Hindernisse haben die Gegner hier auf»
getürmt. Klugheit wählt den Umweg und weiß ihr Ziel so zwar etwas langsamer,
doch desto sicherer zu erreichen.
In der Kriegskunst ist schnelles Wagen, in der Staatskunst bedächtiges
Wägen ein Hauptevfordernis. Dort liegt der Nachdruck auf dem Gefühl, hier
auf dem Verstand. Zwar sind auch im Feldzugsplan strategische Erwägungen,
Berechnungen von mathematischer Genauigkeit unentbehrlich. Hindenburg ist
darin Meister. Aber im Drange des Augenblickes, wenn die Wage des Sieges
schwankt, dann ist keine Zeit zu langem Überlegen, dann entscheidet ein Gedanken-
blitz, der aus dem Gefühl geboren sein muß. Der kalt rechnende Verstand würde
hier unfehlbar zu spät kommen. Geistesgegenwart, schnelles Erfassen der Lage
und wagemutiges Handeln sind notwendige Eigenschaften eines Feldherrn, der
nicht nur Stratege, sondern auch Meister der Taktik ist.
Der Nur-Stratege freilich darf bedächtiger handeln. Er muß etwas von
dem weiten Blick, der ruhigen Sicherheit des Staatsmannes haben. Kühner
Angriff auf den Feind geziemt der Iugend. Staatsmänner und Strategen sind
Philosophen und dürfen sich nicht übereilen. Nicht die Schnelligkeit, sondern die
Sicherheit ist hier das erstrebenswerte Ziel. Der Rat der Alten, der Senatoren,
war von je von größter Wichtigkeit. Wer denkt da nicht an Blücher, an Bis-
marck, Mo^ltke, Roon, die auch keine Iünglinge mehr waren. Und an Hindenburg.
Fassen wir zusammen: Es gibt keine einheitliche Seele des Tatmenschen.
Das, was das Genie zum Handeln treibt, ist ein Überschuß an Willenskraft. Es
gibt im Grunde nur „Impulsive" und „Reflektierende", Künstler und Gelehrte,
Dichter und Denker, Gefühlsmenschen und Verstandesmenschen. Gefühl und Ge-
danke wagen sich selten ins Leben, bleiben im Reiche der Phantasie oder der Vor-
stellung als Kunstwerk oder Philosophie. Der Wille aber will wirken, schaffen und
Einfluß gewinnen auf das unmittelbare Leben der Gegenwart. Was kümmert ihn
Vergangenheit und Zukunft? was das Ienseits von Ort und Zeit? Den Sinn
dieser Erde, den Tatmenschen, den Übermenschen, nicht das dichtende oder denkende,
sondern das handelnde Genie ersehnte der Seher von Sils-Maria, darin
eines mit seinem ragenden Antipoden: „Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm!"

Professor Dr. G. Türk, Breslau:
Denken, Wissen, Leben.

Denken kann ich mir allerlei, soviel Gutes und Schönes und Liebes, als ich will: Hund und Katze, die sich freundlich streicheln, den Hasen und den Löwen in freundlichem Verkehr, ebenso Fuchs und Gans und so fort in endloser Reihe. Denken kann ich mir laue Lüfte ewigen Frühlings, ununterbrochenes Grünen und Blühen auf der ganzen Erde. Ebenso kann ich mir gute und vernünftige Menschen vorstellen, die miteinander in Gemeinnützigkeit wetteifern und mit völliger Aus» schaltung jeder Eitelkeit ihren Platz im Staate einnehmen, den ihnen etwa ein Platon anweist. Denken kann ich mir Völker, die sich gegenseitig nicht bekämpfen, sondern unterstützen wollen und in dauernder Eintracht miteinander leben.

Denken ist eine freie und schöne Tätigkeit, namentlich so recht reines Denken. Und die Gedanken bilden ein erhabenes, seliges Reich, wie Platons Begriffe, ein Reich, in dem wohl auch alle Unterschiede unter den Menschen nach Volkstum, Stand und Lebenslage verschwinden, eine Art Ienseits.

Eine beträchtliche Stufe tiefer liegt das Wissen. Denn es hat zum Inhalte nicht bloß Gedachtes, sondern Geschehenes und Wirkliches. Das reine Wisten aber hat doch mit dem Denken gemeinsam die genußreiche Beschaulichkeit. Mag der Gegenstand noch so sonderbar, töricht oder schrecklich sein, der wissenschaftliche Beobachter stellt, ohne sich zu erregen, mit Gründlichkeit fest, wie alles war, und freut sich, wenn es ihm gelingt, ein richtiges Bild von den Dingen zu bekommen. Die Dinge mögen sein, wie sie wollen. Sie bieten nur die Gelegenheit für die Betätigung des Forschers, der dann durch ein Buch oder einen Vortrag sich und anderen beweist, wie gut er die Sache beherrscht.

So kann man auch mit dem Wissen außerhalb der Dinge, außerhalb der Welt bleiben, unberührt vom gemeinen Treiben, erhaben über alle Grenzen und Streitigkeiten. Die Wissenschaft ist eine edle Blüte allgemeinen Menschentumes, ihre Vertreter reichen sich zu gemeinsamem Werke über alle Völkerschranken die Hände, So war es schon einmal eine Zeitlang oder schien wenigstens so, nnd so muß es wieder werden, sagt Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff in seinem soeben erschienenen Werke über Platon. Er feiert darin den Platon als vorbildlichen Denker nnd als den Begründer wissensel)aftlicher Tätigkeit, und sein eigenes Werk ist von solcher Tätigkeit ein bervvrragendes Ergebnis.

Nun aber das Leben, so tief unten. Nicht in Wolkenböhe und unendlicher Himmelsbläue, wo die Gedanken unbeschränkt fliegen, sondern auf hartem Boden und im Gedränge der Dinge und Menschen spielt es sich ab. Da gibt es Zwang über Zwang und Mangel über Mangel, da herrschen Triebe und Eigennutz, da

gibt es einen Unverstand, der keiner Belehrung zugänglich ist, da ist die Wahrheit, der sich die Wissenschaft widmet, nicht das anerkannte Ziel und herrschender Begriff, sondern da ist Lüge und Verwirrung ausgebreitet. So ist es innerhalb jedes Volkes, und von Volk zu Volk besteht überhaupt nur die Frage, wessen Kraft dem anderen überlegen ist, und immer wieder stürzen sich die Völker aufeinander und mißgönnen sich das Dasein. Da sind unüberwindliche Schranken. Was im Gedanken so leicht war und namentlich jugendlichen Geistern immer wieder als glänzendes Bild vorschwebt, das wird hier zur Unmöglichkeit. Ia, die leiche fertigen Gedanken werden hier am Ende zur Leichtfertigkeit, wenn jemand anfängt, Dinge und Gedanken zu verwechseln.

Nein, nicht auf Gedanken und Wissenschaft läßt sich das Leben aufbauen, sondern nehmt erst das Leben, wie es ist, das Leibleben, und erfüllt seine Bedingungen, dann ist der Flug der Gedanken gesichert, dann hat er einen Ausgangspunkt und dann kann auch Wissenschaft sich entfalten. Wenn der Stamm nicht lebt, gibt es auch keine Blüte. Der Stamm ist das Volk. Das haltet aufrecht. Geht es zugrunde, dann ist es auch vorbei mit Gedanken und Wissenschaft. Sind wir ein mächtiges Volk, der Achtung der anderen sicher, dann mag mancher von uns auch dem Fremden die Hand reichen zu gemeinsamer Forschung. Sonst wird die Hand am Ende nicht angenommen oder nur im Sinne des Handlangers. Und soll unsere Wissenschaft wertvoll sein, menschlich wertvoll, so wird der menschliche Wert nicht leiden, wenn sie gut deutsch ist. Hier könnte man dem Werke von Wilamowitz-Möllendorff einen höheren Adel wünschen, und zwar in doppelter Beziehung: einmal mehr deutsches Selbstbewußtsein und außerdem eine edlere Sprache. Der Grieche und das Griechentum wird derart verherrlicht, daß deutsches Wesen ihm gegenüber schülerhaft und unbeholfen erscheint. Sollen wir denn glauben, daß deutsches Denken und Leben, wenn es zufällig von Platon nichts empfangen hätte, nicht auch auf eine ansehnliche Höhe hätte kommen können? Wohl hat manches Fremde uns bereichert, aber auch aus der eigenen Bahn ge» bracht, und es fragt sich, was für ein Volk mehr wert ist, fremde Zutat oder eigenes, wenn auch bescheideneres Wachstum. Warum immer die geschichtlichen Zufälle zu dankheischenden Segnungen stempeln, ohne die wir nichts Rechtes geworden wären? Am Ende kann man auch über Platon sprechen und ibn würdigen, ohne ihn zu verhimmeln. Von seiinn Fehlschlüssen spricht doch anch Wilamowitz. Sowohl diese, wie manches andere in Platons Anschauungen ist geeignet, uns zu verwirren, und hat Verwirrung angerichtet. Vor allem sei an die Geringschätzung des Handwerks erinnert, die wir für deutsches Wesen garnicht brauchen können. Die Überschätzung der Wissenschaft in unseren gelehrten Kreisen und der entsprechende Dünkel hat vielen Schaden gestiftet. Von dem Menschen sagt Platon — wie es damals üblich war — er bestehe aus Leib und Seele. Die Seele ist ihm also der eine von zwei Teilen, der sich absondern kann und als nn Wesen für sieb Bestand hat. Ans dieser Grundanschaunng ergeben sich wichtige Folgerungen,

welche hinfällig werden, sobald die Grundanschauung nicht standhält. Das Wesen der Seele entzieht sich unserer Erkenntnis, aber soviel ist sicher, daß die einfache Zweiteilung des Menschen dem Tatbestande nicht entspricht.

Nun die Art, wie Wilamowitz spricht. Luther war auch ein hervorragender Kenner des Griechischen, hat aber nicht verzagt und verzichtet, wenn es sich darum handelte, seinem Volke in eigener Sprache griechische Schriften und Gedanken wiederzugeben. Wenn man zur Umschreibung des griechischen Begriffes der Arete mehrere Seiten braucht, so steckt doch das alles nicht in dem kurzen Klange, und jemand, der nur das griechische Wort gelernt hat, weiß über die Sache damit noch nicht Bescheid, sondern bedarf dazu noch besonderer geschichtlicher Kenntnisse. Folglich habe ich auch an das deutsche Wort Tugend oder Tüchtigkeit nicht die Forderung zu stellen, daß es mir den griechischen Begriff klarmacht. Der Wert des deutschen Wortes ist nicht geringer als der des griechischen, das Wort allein macht es hier ebensowenig wie dort. Um Platon in deutscher Übersetzung zu verstehen, ist selbstverständlich mehr notwendig, als nur die Worte zu lesen, da gehört eine reichhaltige Erläuterung hinzu. Und auch dann wird sich jeder vernünftige Nichtfachmann und Nichtkenner des Griechischen nicht einbilden, mit seinem Ver^ständnis den Kenner zu erreichen, dem er dieses sein Verständnis verdankt, aber mit dem Erreichbaren müssen sich doch viele begnügen.

Ebenso wie Luthers Bibelwerk ein Muster deutscher Sprache ist, so hätte man sich gewünscht, auch in dem Werke des neusren Gelehrten ein Muster reiner und schöpferisch gehandhabter deutscher Sprache zu erhalten. Es wäre ein trefflicher Dienst am deutschen Volke gewesen. Den Vorsatz, in solcher Art aus deutschem Wesen und für deutsches Wesen zu wirken, hat offenbar Wilamowitz nicht gehabt. In mancher Kriegsrede klang sein Deutsch anders. Hier ist es wieder im ganzen nur der herkömmliche, mit manchen vermeintlich notwendigen wissenschaftlichen Fremdbrocken mehr verunstaltete als gezierte Gelehrsamkeitsstil. Schade! Der tiefere Grund aber ist eben die Anschauung von dem geringen Eigenwerte des deutschen Wesens, welches nur den darüber ergossenen grieckxischen, römischen und jüdischen Spenden seine Erhöhung und Verfeinerung verdanke, schließlich auch noch dem Französischen und Englischen und Gott weiß wem noch. Könnten wir doch endlich diesen Aberglauben los werden und zu einer Selbsterkenntnis ohne Selbstrerkennung kommen!

Die Aussteuer unserer Töchter Felix Freudenthal

Dr. Felix Freudenthal, Amtsgerichtsrat a. D.:

Die Aussteuer unserer Tochter.

Daß die lange Dauer des furchtbaren Weltkrieges eine außerordentliche Knappheit der herkömmlichen Haushaltnngsgegenstände und damit eine überaus starke Steigerung ihrer Erwerbspreise herbeigeführt hat, ist allen Schichten der Bevölkerung nur zu bekannt. Bei neuen Eheschließungen spielt daher die Frage der ersten Einrichtung meist eine ausschlaggebende Rolle und das Heiraten wird «ft weit hinausgeschoben, weil es den Verlobten geradezu unmöglich wird, sich ein ihrer gesellschaftlichen Stellung auch nur einigermaßen entsprechendes Heim zu gründen. Da ist es doppelt interessant, der Aussteuerfrage, die in Friedens-Zeiten als eine selbstverständliche und unbestrittene nie besonders stark in den Vordergrund trat, an der Hand der gesetzlichen Bestimmungen unsere Aufmerksamkeit zu schenken.

Wir haben dabei wohl zu unterscheiden zwischen Ausstattung, auf die niemand einen Rechteanspruch hat und die alles umfaßt, was einem Kinde, gleich-. viel welchen Alters und welchen Geschlechts, mit Rücksicht auf seine Verheiratung vder auf die Erlangung einer selbständigen Lebensstellung zur Begründung oder Erhaltung der Wirtschaft oder der Lebensstellung elterlicherseits zugewendet wird, und der eigentlichen Aussteuer. Diese beschränkt sich nur auf Töchter und lediglich auf den Fall ihrer Verheiratung, begreift auch nicht etwa Kapitalien und Grundstücke, sondern ausschließlich bewegliche Sachen, wie Kleider, Betten, Wäsche, Gardinen, Möbel, Kücheneinrichtung und sonstige zur Errichtung und Führung eines Hauswesens im Ehestande erforderlichen Gegenstände. Es hängt <mch nicht von unserm guten Willen ab, Töchter auszusteuern, denn der Vater ist verpflichtet, einer jeden, und mag er noch so viele haben, eine „angemessene" Aussteuer zu gewähren, also eine solche, die unter Berücksichtigung der Verhältnisse, der Kinderzahl, insbesondere auch der künftigen Lebensstellung der Schwiegersöhne, nach den Anschauungen der betreffenden sozialen Gesellschafts» schichten die übliche zu sein pflegt. Daß dabei, wie gegenwärtig, eine durch Krieg vder sonstige Umstände hervorgerufene Teuerung und Erwerbsschwierigkeit gar sehr in die Wazschale fällt, ist eigentlich selbstverständlich. Nur dann ist der Vater von der Aussteuerpflicht ganz oder teilweise frei, wenn und soweit rr den Nachweis führt, daß er bei Berücksichtigung seiner sonstigen Verpflichtungen ohne Gefährdung seines standesmäßigen Unterhalts dazu außer Stande ist oder daß die Tochter ein zur Beschaffung der Aussteuer ausreichendes Vermögen zur Zeit ihrer Verheiratung besitzt.

Bei Prüfung der einschlägigen Verhältnisse sind sowohl fällige wie nichtfällige Schulden des Baters zu berücksiehtigen; er darf jedoch nicht alle seine Ver-

Kindlichkeiten, sondern nur die bei Aufstellung eines verständigen Tilgungs- und Wirtschaftsplans nötigen Beträge jener Anforderung entgegensetzen. Vermögenslosigkeit oder Nichtverwertbarkeit des Vermögens sind durchschlagende Befreiungsgründe, und ebensowenig ist etwa, wenn der Vater späterhin ein reicher Mann wird, eine Nachentrichtung der Aussteuer geboten. Er kann jedoch nicht verlangen, daß sein bei der Verheiratung der Tochter vorhandenes Stammkapital frei bleibt, außer soweit dessen Inanspruchnahme seinen standesmäßigen eigenen Unterhalt gefährdet. An sich steht es ihm frei, die Aussteuer durch Lieferung der hierzu gehörigen Gegenstände oder in barem Gelde zu gewähren, wobei es im Einzelfalle auf die vorliegenden Familienverhältnisse, auf Treu und Glauben, auf die herrschende Verkehrssitte und Vermeidung jeder Chilene ankommt. So kann beispielsweise eine Tochter — (an sich hat Minderjährigkeit oder Volljährigkeit auf ihren Anspruch keinen Einfluß) — unter Umständen, die eine Entfremdung zwischen Kind und Eltern rechtfertigen, an Stelle der S.ichen die entsprechende Geldzahlung fordern, um sich ihre Aussteuer selbst zu beschaffen. Die Leistung an sich kann vor der Eheschließung in der Regel nicht verlangt werden, dock, steht der Tochter das Recht zu, wenn die Besorgnis gerechtfertigt erscheint, daß der Vater sich der rechtzeitigen Leistung entziehen werde, auf künftige Erfüllung seiner Verpflichtung schon vor der Heirat zu klagen, und selbst im Wege der einstweiligen Verfügung Sicherung zu suchen; daß auch ein Arrest zugunsten des Aussteueransprnchs zulässig ist, dürfte unbedingt anzunehmen sein.

Die Aussteuer selbst gehört, wenn nicht durch Ehevertrag Abweichungen bestimmt sind, und soweit nicht im gesetzlichen Güterrecht die aussehließlich zum persönlichen Gebrauche der Frau bestimmten Saehen, wie z. B. ihre Kleider, Schmucksachen und Arbeitsgeräte, ihr Vorbehaltsgut bilden, zu ihrem Ein ^ gebrachten, derart, daß der Mann befugt ist, die hierher gehörigen Rechte in eigenem Namen gerichtlich geltend zu machen. Bei der allgemeinen Güter, gemeinschaft bildet, falls nicht anderweitige Abkommen vorliegen, die Aussteuer einen Teil des Gesamtguts. Iedenfalls hat die Frau, ohne Rücksicht auf derr GLterstand, im Verhältnisse der Ehegatten zu einander und zu den Gläubigern, die Vermutung für sich, daß jene Sachen ihr gehören, die ausschließlich ihrem persönlichen Gebrauch dienen.

Die verlobte Tochter kann im Bestreitungsfalle mit der Feststellungsklage, inhalts derer die Verbindlichkeit des Vaters, ihr eine angemessene Aussteusr, bestehend in den näher anzugebenden Gegenständen und Werten, zu geben, vom Gericht festgestellt werden soll, vorgehen, und ebenso kann nach der Eheschließung ihr Mann, selbst bei einem nur mündlichen Aussteuerversprechen, denn die so entstandene Forderung gehört zum Eingebrachten, in eigenem Namen den Prozeßweg beschreiten. Haushaltsgegenstände, die der Mann im gesetzlichen Güterr cht an Stelle der von seiner Gattin eingebrachten, nicht mehr vorhandenen oder wertlos gewordenen Anssteuerstücke anschafft, werden stets eingebraehtes Gut.

Ist derVater außer Stande, die Tochter auszusteuern, oder ist er gestorben, so trifft, ohne Rücksicht auf Güterstand und elterliche Nutznießung, die gleiche Verpflichtung die Mutter. Auf Enkelinnen bezieht sich die Verbindlichkeit nie, wohl aber auf an Kindesstatt angenommene Töchter. Da uneheliche Töchter im Verhältnisse zur Mutter die rechtliche Stellung ehelicher Kinder genießen, hat ihre Mutter, aber nie der außereheliche Vater, die Verpflichtung, für deren Aussteuer Sorge zu tragen. Die Scheidung der Eltern und die etwaige Wiederverheiratung des einen oder beider Teile sind für die Anssteuerfrage ganz bedeu» tungslos. Soweit die Aussteuerpflicht der Mutter davon abhängt, daß sie zur Gewährung imstande, kommt die ihrem Manne an dem Eingebrachten zustehende Verwaltung und Nutznießung nicht in Betracht. Besteht zwischen den Eheleuten Errungenschafts-, Fahrnis» oder allgemeine Gütergemeinschaft, so bestimmt sich die Aussteuerpflicht des Vaters oder der Mütter so, wie wenn das Gesamtgut dem aussteuerpflichtigen Elternteil allein gehörte. Das gilt auch gegenüber einer nicht gemeinschaftlichen Tochter. Ist die Rechtsverfolgung gegen den Vater im Inland ausgeschlossen oder erheblich erschwert, so hat wiederum dieMutter einzutreten. Steuert s i e also die Tochter aus, so geht der Anspruch gegen den Vater ohne weiteres, kraft Gesetzes, ans sie über, doch kann der Übergang nie zum Nachteile der Tochter geltend gemacht werden.

Töchter können eine Aussteuer nicht verlangen, wenn sie bereits für eine frühere Ehe von dem Vater oder der Mutter eine Aussteuer erhalten haben. Der Anspruch selbst ist weder übertragbar noch pfändbar, noch verpfändbar, ebensowenig zur Aufrechnung geeignet und verjährt in einem Iahre von der Eingehung der Ehe an. Doch geht er aktiv und passiv auf die Erben über. Der Vater und die Mutter können ebenso wie die Adoptiveltern und die außereheliche Mutter die Aussteuer verweigern, wenn sich die Tochter ohne die erforderliche elterliche Einwilligung verheiratet. Diesen Consens bedürfen in Deutschland eheliche oder legitim mierte Töchter bis zur Vollendung ihres einnndzwanzigsten Lebensjahres seitens des Vaters, uneheliche seitens der Mutter, adoptierte ebenso bis dahin seitens des Annehmenden. An die Stelle des Vaters tritt die eheliche Mutter, wenn der Vater verstorben, oder, ein sehr seltener Fall, wenn ihm die Nichtigkeit seiner Ehe bei der Eheschließung bekannt war. Töchter über 21 Jahre behalten demnach ihren Aussteueranspruch, selbst wenn sie gegen den elterlichen Willen eine Ehe schließen. Ebendasselbe gilt für ehelich erklärte Töchter, deren Vater nicht mehr am Leben, in Beziehung auf die Mutter. Das Recht auf Aussteuer wird auch dann gewahrt, wenn zwar Eltern ihrer für volljährig erklärten, jedoch noch vor Vollendung des einnndiwamiasten Lebensjahres 'eiratenden Tochter die Zustimmung verweigern, diese jedoch, weil ungerechtfertigt, seitens des von der Braut angerufenen Vormundschaftsgerichts erteilt wird. Endlich kann einer Tochter, die sich Verfehlungen zuschulden kommen läßt, die zur Pfl'chtteilsentziehung oe, rechtigen, die Aussteuer versagt werden. Wird ihr später verziehen, was sie dar»

zutun hat, so gewinnt sie damit bei ihrer etwaigen Verheiratung das Recht von neuem. Demnach liegt, ohne solche Verzeihung, keinerlei Verbindlichkeit zur Aussteuer vor, wenn die Tochter:

1. dem Aussteuerpflichtigen, dessen Ehegatten oder einem seiner Abkömmlinge nach dem Leben trachtet;
2. sich einer vorsätzlichen körperlichen Mißhandlung des Aussteuerpflichtigen (z. B. des Adoptivvaters oder der unehelichen Mutter) oder dessen Ehegatten schuldig macht, letzterenfalls jedoch nur, wenn die Tochter von diesem abstammt;
3. sich eines Verbrechens oder eines schweren vorsätzlichen Vergehens gegen den Aussteuerpflichtigen oder dessen Ehegatten, z. B. gegen den Stiefvater schuldig macht;
4. die ihr dem Aussteuerpflichtigen gegenüber gesetzlich obliegende Unterhaltspflicht (sß 1601 ff. B. G. B.) böswillig verletzt, falls der Unterhaltsberechtigte sich zu ernähren außer Stande ist;
5. einen ehrlosen oder unsittlichen Lebenswandel wider den Willen des Aussteuerpflichtigen führt.

Den zur Erhebung des Einwandes, zu keiner Aussteuer verpflichtet zu sein, erforderlichen Tatbestand hat der um eine solche angegangene Elternteil in vollem Umfange zu beweisen. Die Parteien können sich also auf Zeugen und Sachverständige berufen, einschlägige Urkunden vorlegen und selbst den Eid zuschieben, soweit dies nach den Vorschriften unserer Zivil- oder Strafprozeßordnung angängig ist. Die Dinge werden oft gar nicht sehr einfach liegen, und das Mitleid mit einem jungen Mädchen, dem menschenfreundliche Richter gerne unter die Haube zu kommen helfen möchten, darf bei der Anwendung des Gesetzes nicht den Ausschlag geben. Im Falle zu 5 hat der an sich aussteuerpflichrige Elternteil nachzuweisen, daß die Tochter noch bis zur Zeit ihrer Eheschließung ihren schimpflichen Lebenswandel weiterführt, wahrend es ihr überlassen bleibt, die rechtzeitige Abkehr und Besserung dagegen überzeugend darzutun. Denn nur unter der Voraussetzung, daß jener Lebenswandel bis zur Zeit der Entziehung andauert, kann von dem Recht der Entziehung der Aussteuer Gebrauch gemacht werden. Der gedachte Zeitpunkt ist demnach der der Eheschließung, denn erst mit dieser wird ja der Anspruch auf Aussteuer erworben. Sache der richterlichen Beweiswürdigung bleibt es natürlich, ob eine wirkliche Besserung vorliegt oder ob das ganze frühere Verhalten der Tochter und die von ihr eingegangene Ehe einen ungünstigen Rückschluß auf die spätere Zeit zuläßt und damit die Ablehnung der Aussteuer gerechtfertigt erscheint. .

Schließlich mag noch auf den nicht ganz seltenen Fall hingewiesen werden, daß der Vater seiner Tochter, deren Vermögen seiner elterlichen oder vormund-

fchaftlichen Verwaltung unterliegt, eine Aussteuer gewährt. — Dann ist i m
Zweifel anzunehmen, daß er sie aus jenem, also nicht etwa aus seinem eigenen
Vermögen hergibt, eine Vorschrift, die auf die Mutter entsprechende Anwendung
findet.

Glücklicherweise ist die überwiegende Mehrzahl der Töchter Deutschlands
nicht so anspruchsvoll erzogen, um übertriebene und ungerechtfertigte Ansprüche
an ihre Eltern zu stellen. Die schwierigen Verhältnisse, die wir der völligen Ab-
sperrung von Seiten der Feinde verdanken, bringen es zur Zeit mit sich, wie in
allen anderen wirtschaftlichen Dingen, so auch bei der Neubegründung eines
^Haushalts möglichster Sparsamkeit und Einfachheit Rechnung zu tragen. Doch
auch diese trüben Tage werden vorübergehen und nach Eintritt des Friedens wird
das schöne Geschlecht wieder dahin gelangen, sich an Solidität und Reichhaltigkeit
der Aussteuer mit allen Heiratskandidatinnen unserer gegenwärtigen Gegner
getrost messen zu können.

Dr. Edgar Groß:

Friß v. Unruh.

Nur beschämt und mit Widerstreben denken wir heute an die umfangreiche
Kriegsliteratur zurück, an Lyrik und Roman, an Drama und Operette, die aus
der spannuuggeladenen Atmosphäre, aus dem Kampf aller menschlichen Kräfte
und Leidenschaften, aus dem Ringen edelster Gefühle und tierischer Begierden,
aus Heldentum und Verbrechen/ wie es das gewaltige Völkerringen darstellte,
äußerliche Konflikte, mit Sensation oder Sentimentalität billig ausstaffiert, her-
ausgriffen und an die literarische Öffentlichkeit als angebliche Spiegelbilder der
wirklichen Menschheitstragödie traten, deren Zeuge wir vier Iahre lang sein
mußten. Wie verschwindend gering ist dagegen die Zahl der „Kriegsdichter", die
das Kriegs problem suchten, die zu den Quellen herabstiegen und die Not
des Krieges als tief aufwühlendes Erlebnis, als unsagbares Leiden einer sich
sinnlos zerfleischenden Menschheit gestalteten. Wie gering ist die Zahl dieser
Dichter, die sich im chaotischen Wirbel der Ereignisse nicht von Tatsächlichkeiten
erdrücken ließen, die in ihren Werken den gegenwärtigen Lebensprozeß unserer
Volksseele widergespiegelt haben: die Ilmwertung aller Werte, von der alle
Verhältnisse des politischen, wirtschaftlichen und persönlichen Lebens ergriffen
sind, diese Umwälzung, deren Keime sich seit langem entwickelt haben, um jetzt
endlich aufzubrechen und den Weg zu neuem, kraftvollerem Aufbau freizumachen.

Edgar Groß

Fritz v. Unmh

Freilich mußten diese Dichter den Krieg innerlich bereits in irgend einer Form überwunden haben. Zu diesen wenigen Auserwählten gehört der Dichter Unruh. Fritz von Unruh nimmt in dem Kreise jungdvutscher Dramatiker, die man als Expressionisten bezeichnet, einen besonderen Platz ein. Man hat zwei Kreise seines Schaffens unterschieden und betont, daß zwischen seinen ersten Dramen .Offiziere" und „Louis Ferdinand Prinz von Preußen" und der Dichtung „Ein Geschlech t" ein Glied in der Kette der Entwicklung fehlt. Wir wissen noch nicht, welche Dichtungen dazwischen liegen, und wenn oas Drama, das diese Verbindung geben könnte, auch nicht geschrieben ist, vor» handen ist es trotzdem, in der Seele des Dichters hat es gelebt und gewirkt! Wenn der Leutnant F. v. Unruh in den Herbstmonaten 1914 im Anblick des Marnetales des Himmels Segen „schlürfte" und im Aufruhr der Seele ohne jede falsche Rhetorik, schlicht und voll Zuversicht wie die preußischen Freiheitssänger den Krieg als Herzen stählende Schule der Männlichkeit pries, so setzte er damit nur eine Idee in die Tat um, der er schon 1911 in dem Drama „Offizier e" (Erich Reiß Verlag, Berlin) nachhaltig Ausdruck verliehen hatte. An anderer Stelle weist er einmal auf den Widerspruch hin, in den ein von starkem Lebenswillen erfüllter Offizier zu seinem Beruf treten muß. Dabei drückt er den Angelpunkt des tragischen Erlebens so aus: „Ein junger Mensch, aufgewachsen fern allem großstädtischen Betriebe in der Zucht militärischer Disziplin, tritt in das Leben .... Tradition zwingt ihn, dem Vaterland zu dienen als Offizier. Gern gehorcht er. Neue Welt:n tun sich auf . . . ., neben ihm, in gleicher Arbeit, Kameraden. Nach außen Kin in der Schablone gleicher Uniform. Unter dem bunten Tnch aber Herzen voll Streben und Tatendrang. Glutwellen, die sich bäumen gegen die Erkenntnis, da? sie dienen, um die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches zu vermeiden: den Krieg." So ergibt sich für den jungen Menschen, das Leben als Konflikt anzusehen. .

Unrub hatte diesen Widerstreit revoltierender Gefüble wohl zu gut selbst erlebt, als er sich durch ein Drama der Tat von ihm innerlich zu befreien trachtete. Pflicht und Disziplin sind die Stützen der Gesellschaft seiner „Offiziere". Pflicht gebietet den ewig gleichen Dienst, aber hinter dem bunten Rock leuchtet das zweite Gesicht. Im wirbelnden Tempo des Kasinofestes enthüllt sich unter äußerer Diszipliniertheit- ein tieferes Sehnen, der Drang nach zweckvollem Dasein, nach Befreiung der im Zwang nichtiger Formen gefesselten Lebenskraft, die sich in der errötenden Atmo - sphäre von Alkohol und versteckter Erotik, von Pferdepassionen und Modenarrheiten untätig zersplittert. Am tiefsten leidet der junge Ernst von Schlichting, dem selbst Liebe und Braut keine Erfüllung geben können. „Wonne, Gier, zu leben, erfüllt die Brust. Vor Schaffensdrang brennt jeder Puls. Er will leben." In die übermütige Festlaune der Kasinogesellschaft platzt wie eine Bombe die Nachricht vom Ausbruch des Hereroansstandes hinein. Plötzlich winkt die heißersehnte

Tat, freiwillig meldet sich das ganze Offizierkorps zum Kampf. Im Taumel der Begeisterung, in fieberhaft gespannter Unruhe harren alle auf den Abmarsch. Südwest erscheint den jungen Kriegern auf der Karte „wie das Füllhorn der Göttin Fortuna". Das Lebensgefühl ist auf eine höhere Stufe gehoben, die Unterordnung scheint der freien Kraft zu weichen. „Vom Sattelzwang frei! Füllenblut springt!" Aber herbe Enttäuschung wartet der Sieoesfrohen, das Gleichmaß des verhaßten Heimatdienstes erhebt sich auch in Feindesland als Schreckgespenst, Autorität zwingt den Lebensdrang in alte Schranken. In der allgemeinen Mutlosigkeit erlebt Ernst den schwersten Kampf zwischen Pflicht-gefühl und eigenem heißen Tatwillen. Der Oberst hat jedes eigenmächtige Handeln verboten, auf der andern Seite drohen Wassernot und Hunger, nur schnelles Zupacken kann ihn und die Seinen vom Tode retten. „Sich ducken . . ., das ganze Leben immer: Ducken! Willkür gängelt uns! Vor diese Glut, den Drang zur Tat . . ., vor jeden Wunsch stellt man: Du sollst!" Lange Zeit kämpft er um Gewißheit, um das Gefühl vom Recht. Erst in höchster Not ringt sein Lebensdrang alle Zweifel nieder: ein zweiter Prinz von Homburg, geht er gegen den Befehl zum Angriff vor. Auf seimm Rechtfertigungsgang zum Stabs-quartier schwer verwundet, empfängt ihn der Starrsinn des Schwiegervaters „hart wie im Mittelalter". Ernst bricht zusammen, aber doch triumphiert er im Stolzgefühl über seine befreiende Tat. „Ob sie mich köpfen, oder mit Orden behängen .... Ich hab's gefühlt." Zu spät erkennt der Oberst, daß es Fälle gibt, in denen der Offizier auf eigene Verantwortung handeln darf. An der Zeiche des Verlobten steht die Braut, die dem Regiment als Krankenpflegerin nachgekommen ist; in tränenlosem Entsagen, aber mit totem Herzen wendet sie sich ihrer Pflicht zu, der Pflicht, die als äußeres Schicksal gewaltsam den Sieg erringt.

Pflicht und Disziplin im vertieften Kleist'scken Widerstreit mit den Ge» fühlen bilden auch das Problem des 1913 veröffentlichten Dramas „Louis Ferdinand Prinz von Preußen" (Erich Reiß Verlag, Berlin). Auch hier geht es um Erlösung aus der Enge des Daseins zu freier Tat, auch hier K?ieg und Vernichtung am Schluß, aber doch schon in eine höhere Sphäre gerückt und mit dem Sonnenblick in die Zukunft.

Unruhs Drama lehnt sich in voller Freiheit an die bekannten Ereignisse vor der Schlacht bei Saalfeld an. Preußens Niedergang unter der Regierung eines untätigen Herrschers, Napoleons drohende Schicksalshand, feige Hofschranzen, die mehr auf den Erhalt leerer Etiketten, als auf den des Landes bedacht sind, ver-logene Kabinettspolitiker, die nur daran denken, wie „oben der Wind geht", dazu eine Atmosphäre verdorbener französischer Hofkultur und niedriger Sinnlichkeit, demgegenüber tatenfreudiges, aber launisches Bürgertum, sich auflehnende Jugend und kraftgenialisches Künstlertreiben, Ehre und diplomatische Ränke, Vaterlandsliebe und schmachvoller Verrat — alles das ist zu einem Bild voll

prächtiger Frische und Unmittelbarkeit vereint. Schwankend und unschlüssig, ganz in der Hand gewissenloser Minister, scheut der König den Krieg, der allein Ehre und Bestand des Landes retten kann. Die Stimme seines Gewissens schweigt, Orakel möchte er befragen, aber auch „die Orakel antworten nicht mehr." Ihm gegenüber, aus der ganzen Hofkamarilla strahlend sich erhebend, der feurige, tatendurstige, nach Ruhm begierige Prinz, der wirkliche Erbe Friedrichs. Vom Volke vergöttert, für Frauen ersehntes Ideal, von Künstlern als einer der ihren gefeiert, fühlt er Preußens Schicksal in seiner Brust und fühlt sich zu seiner Errettung berufen. Gewaltsam verschafft er sich Zutritt beim König, der eine Unterredung mit diesem seinem Antipoden ängstlich hinausschiebt, und klärt ihn über den Landesverrat seiner Minister auf. Voll lebendiger Spannung rollt sich die Szene ab: der Prinz im Gefühl der erlittenen Schmach drängt zum Kriege gegen Napoleon, der König ohne ethisches Bewußtsein, ein ohnmächtiger Schwächling, steht vollends verwirrt da. Einen Augenblick spielt er mit dem Gedanken, der Krone zu entsagen, aber auch da zu festem Entschluß nicht fähig und falsche Beteuerungen der Hofschranzen für die Stimme des Volkes nehmend, läßt er den Plan fallen und greift mit der überstürzten Hastigkeit unentschlossener Naturen zu einem Verzweiflungsmittel, indem er zum Schein die Mobilmachung der Armee verkündet. Ferdinands hochfliegende Pläne, die sich auf eine deutsche Krone richteten, sinken in den Staub, von der geliebten Königin wird er auf das Gebot der Pflicht dem Lande gegenüber zurückgeführt. Noch einmal baut er auf die Gewalt der Tatsachen. Er teilt dem König die von den Ministern untere schlagene Pariser Depesche mit, durch die Napoleon das Haus Brandenburg für abgesetzt erklärt hat, und will den hochverräterischen Kanzler verhaften. Der König scheut auch jetzt noch vor einer Entscheidung zurück, bis die durch Unwahrheit und Lüge entfesselte Woge über ihm zusammenbricht. Im Anblick deK drohenden Feindes verzichtet Ferdinand auf seine letzten BlütentrZume. Er weist die Krone, die ihm seine Anhänger anbieten, zurück, denn die Flügel halten jetzt nicht mehr an seinen Schultern. Aber sterben darf er wie andere für eine bessere Zukunft. Während König und Hof die höchste Not des Landes auf einer Bavfestlichkeit vergessen, wirft er sich dem Ansturm der anrückenden Franzosen ent^ oegen und fällt in der Schlacht. So endet auch dieses Stück mit dem Untergang des Tatendranges, den starre Disziplin zerbricht. Aber triumphierte in den Offizieren" als letztes die Autorität in äußerlichem Siege, fand dort nur die Seele eines Einzelnen ibre persönliche Befreiung im erfolglosen Kampf gegen das Schicksal, so wandelt sich der Prinz durch Selbstüberwinduna von individueller Gebundenheit «um etbischen Pflichtbewußtsein, und so leuchte^ hier über dem Untergang „die Fackel der Freiheit entgegen". binter dem Zusammenbruche eines morschen Snstems erhebt sich das Sonnenland einer neuen Zukunft. Die sorglose Iugendlichkeit, die für den Konflikt der „Offiziere" nur eine äußere gewaltsame Lösung fand, ist zum ethischen Problem verdichtet, an Stelle nur realistischer

Milieuschilderungen ist ein ganzes Volk in großen Zusammenhang gestellt und zu
dramatischer Gegenüberstellung organisch verwachsen.
„Louis Ferdinand", durch die Zensur des alten Regimes der Bühne fern«
gehalten, wurde während des Krieges mit dem Kleistpreise ausgezeichnet. Man
mag darin eine tiefere Beziehung sehen. War F. v. Unruh von der Kritik doch
schon mehrfach mit H. v. Kleist in Parallele gesetzt worden. „Kleistsches Iugend-
feuer", der warme Pulsschlag seiner Dichtungen, die kraftvolle Charakteristik
und gewiß auch die Anklänge an das Problem des „Prinz von Homburg" in
beiden Stücken gaben Anlaß zu diesem Vergleich. Gemeinsam ist beiden Stücken
die abgerissene, impressionistische Sprache, die lose Aneinanderreihung der Szenen,
die Kühnheit der Entwicklung. Was aber in „Louis Ferdinand" vor allem den
quellenden Strom einer tiefen dichterischen Begabung erkennen läßt, das ist dis
Leben, das lebendige Leben in allen Erscheinungen sinnfällig gestaltet, das sind
die echten Menschen, die sich auf einem tief geschauten Hintergrund erheben.
Als Nestor der deutschen Poetenwelt hatte G. Hauptmann 1914 den „Dichter
der Ulanen" bei seinem Auszuge gegrüßt, als Sprecher der jungen Generation
sandte Unruh inmitten der Kriegsschrecken Gegengruß „dem Dichter der Liebe
unter den Menschen."

„Lamm Gottes, ich seh deinen wehen Blick,
Bring' Frieden uns und Ruh',
Führ' uns bald in den Himmel der Liebe zurück
Und deck' die Totm zu.'

Die ungelöste Frage nach dem Sinn des Krieges, schwere Eindrücke und
persönliche Leiden haben diese Friedenssehnsucht in zwei Iahren zu einer flam^
menden Anklage und Absage gegen den Krieg gesteigert, die das Drama „E i n
Geschlecht" (Kurt Wolff Verlag, Leipzig)*) in die Welt hinausschreit. Hat
Unruh schon vorher unsere gewöhnlichen Begriffe von Drama kühn mißachtet, so
vollzieht er hier den Bruch mit aller bisherigen Bühnenform. Von einer Hand-
lung im gewöhnlichen Sinne ist keine Rede mehr, an Stelle der impressionistischen
Prosa rollen Verse voll Glut und schwerer Wucht einher, dithyrambische Gesänge,
gewaltig kühn im sprachlichen Ausdruck, oft überladen und an der Grenze des
Möglichen vorbeistreifend, aber selbst im Chaos noch die zwingende Hand des
Schöpfers verratend. Keine eigentliche Handlung, und doch alles mit drama-
tischer Spannung geladen. Keine episodische Breite, keine Nebenfiguren, nur
Thema und Gegentbema, grell aufzuckend wie Blitze am gewitterschwülen Himmel.
Das Antithetische, das früher im Dialog lag, wird zur Gegensätzlichkeit der
Charaktere und wuchtiger Symbole erhoben. Die Leidenschaften wachsen ins

Tas Stück erlebte seine Uraufführung im Juni 1918 am Frankfurter Schauspielhaus,
dessen jüngst verstorbener Dramaturg vr Georg Plotke sich um die Gewinnung jüngsideutscher
Dramen für die Bühne besonderes Verdienst erworben hat. und ging dann im Rahmen der Gesell»
schaft „Das junge Deutschland' bei Reinhardt erfolgreich in Szene.

Titanische, der Gegenwartskampf, der Krieg der Geschlechter wird in eine übermenschliche, zeitlose Region erhoben.

Im Toben verderbenspeiender Geschütze, im erbarmungslosen Morden vor Verdun, auf lose Zettel flüchtig hingeschrieben, nicht geschrieben, nein, losgerungen, herausgewühlt aus der Glut widerstreitender Gefühle — so ist dieses Drama entstanden. Auch hier der brennende Drang nach Erlösung, aber die persönliche Freiheitssehnsucht der „Offiziere" ist zum Befreiungskampf der Menschheit erhoben. Ein Vorahnen der Revolution, wie die beiden andern Stücke das aufwühlende Kriegserlebnis vorweg nahmen. Schon den Offizieren reißt der Krieg die Maske vom Gesicht, zeigt ihre Seele nackt in allem Heldenmut und aller Schwäche, laßt sie alle menschlichen Gefühle bis zur Feigheit und Todesangst durchleben, aber schließlich siegt doch die Disziplin. Im „Geschlecht" ist jede hemmende Schranke durchbrochen, Leidenschaften sind bis zum Verbrechen entfesselt, alles wird übertönt von dem wilden Aufschrei nach Blnt und Erlösung. Durch Mutter, Tochter und vier Söhne ist das Geschlecht symbolisiert.

Während die Mutter mit der Tochter und dem jüngsten Sohne den „schlachtgefallenen Liebling" anf hochgelegenem Friedhof bestattet, bringen Soldaten ihre beiden anderen Söhne gefesselt aus der im Tale tobenden Schlacht. Schmachvoller Feigheit ist der eine beschuldigt, der andere hat in entfesselter Gier Frauen geschändet. Der jüngste Sohn soll das Todesurteil an den Brüdern vollziehen, aber er fühlt es:

schaudernd, wie die Leidenschaft
den Edlen selbst zum Schwindelabgnmd reißt:
denn adlig waren sie, nnr allzuheiß
vom eignen jZraftrausch ihres Lebenswunders."

Das Beil entsinkt seiner Hand, und er wird von den Soldatenführern noch einmal in den Schlachtenstrudel zurückgeschleppt, um dort „zum würdigen Glied des großen Volkes gehämmert" zu werden. Einsam bleiben Mutter und Tochter mit den beiden Verbrechern zurück, an denen das Urteil in der Frühe des nächsten Morgens vollstreckt werden soll. Und nun entwickelt sich das Kernstück des Dramas: der Dialog zwischen Mutter, ältestem Sohne und Tochter, ein wirbelnder Rausch von Empörung und Sinnenlust, von Anklage und Verteidigung, von Mutterrecht und ungezügeltem Freiheitsdrang. Unfähig, ihr „urtolles" Sehnen weiter zu zügeln, löst die Tochter dem ältesten Sohne die Fesseln und naht ihm mit blutschänderischem Verlangen. Entsetzt blickt die Mutter auf das Treiben ihrer Kinder, mit dem Spaten will sie ihre Brut vernichten, dann fühlt sie, daß angesichts dieser grauenvollen Erlebnisse alle ihre bisherigen sittlichen Begriffe schwinden müssen.

»Gewattmes Schicksal w'ik nichts mehr von Haß.
In mir bricht jeder Widerstand zusammen."

Mit mütterlicher Liebe möchte sie die Qualen des Sohnes wegscheuchen, sie sucht ihn zu verstehen, will den Aufruhr der' Seele, der durch die Kriegsgreuel entfesselt ist, besänftigen. Aber immer wilder und ungezügelter bricht sein Erlösungsschrei heraus:

„Erst reißt man uns auf sonnennahe Gipfel,
uns hat sich unsre Brust dem Tal entwöhnt,
daß sie sein Bauernjoch nicht mehr erträgt,
sticht man uns mit Gesetzen durch das Herz."

Gegen die eisernen Satzungen der Welt, gegen die blinde Vernichtung bäumt er sich auf. In rasender Verzweiflung stößt er die Mutter zurück, die es nicht begreift, wie in dem Schädel ihres Kindes etwas sein kann, das sie nicht «ersteht. Erfüllt von wilder Zerrissenheit, von Ekel und Lebensüberdruß sieht er in ihr nur noch das Sinnbild der verhaßten festgefügten Welt, Anklage türmt sich auf Anklage und gemeinsam mit der Schwester verflucht er die Gebärenn, die ihn in dieses Dasein hineingesetzt hat, dessen Sinn zu ergründen sich seine Seele in chaotischer Selbstvernichtung zerquält. Gegen die Mütter schäumt seine Empörung, die ihre Kinder, „wie Natur die hohen Stämme ihrer Wälder", meistern wollen, gegen die Däirrhände, die „die Schöpfung ihrer Lust in Stolzgefühl streicheln" und an allen Fragen, die um Antwort schreien, „mit blinden Blicken scheu vorübergehen." Vergeblich preist die Mutter ihm das Glück der Demütigen, die nicht über die Grenzen der Erkenntnis hinausstreben, ihn reißt die Gewalt dorthin, wo wirklich Wahrheit herrscht.

Hingerissen begleitet die Schwester den Aufruhr des Bruders. „Warum gabst Du uns Leben!" schleuderte sie als letzte vernichtende Anklage der Mutter ins Gesicht. Nur der feige Sohn ist erstarrt, „kalt wie ein bereifter, welker Ast" sieht ihn der Bruder hängen, nur dumpfe Schreie lassen ahnen, daß auch er einst dem Geschlecht fühlender Menschen angehört, daß seine zu zart besaitete Seele erst im Grauen des Kriezes den Dienst versagt hat. Aber über Vernichtung und Chaos erhebt sich die Mutter zu neuer Macht, als ewiges Gesetz, nicht wie das Machtgesetz der Soldatenführer, sondern als urschaffendes Naturgesetz. Los sagt sie sich in dem fremden Geist, der gegen sie wütet, sie ruft die Mütter der Erde zum Blutbund auf uno wühlt sich „vom Rausch der Tiefen unbändig angezogen" in die Erde ein. Der älteste Sohn sucht Erlösung im Tod und stürzt sich von der Kirchhofsmauer, die Tochter macht sich selbst unfähig, diesem Geschlecht Nachkommen zu gebären, und sucht ein Dickicht, wo sie endet. Noch einmal erhebt sich die Mutter an der Leiche des Sohnes zu letztem Kampf gegen 5>ie Soldatenschar, die im Glanz der Morgensonne siegreich emporsteigt. Gegen Gewalt und staatliche Macht rerteidigt sie das Recht der Fruchtbarkeit und des Schaffens, das Recht der Mutter. Sie ringt dem einen Soldatenfül'rer den Stab ab und erhebt ihn als Machtsymbol der neuen Welt, die nicht mehr unter der

„Ordnung Thron" geknechtet wird, die sich aus tiefster Freude ins Gleichgewicht:
rundet.

,Es naht der Tag, voll Lachen steigt er aus,
/ da wir von der Erinnerung harter Last,
die uns in unsres Ursprungs Dümmer zwingt,
befreit sind, und wie Adler hoch im Flug
der Oualgebirge Gipfel selig streifen!"

Wohl fällt die Mutter von der Hand des einen Soldatenführers, weil sie
des „Staates Wuchtgefüge" erschüttert hat, aber an ihrer Leiche erhebt sich der
jüngste Sohn als Führer der Mannschaft und stürmt an ihrer Spitze einer neuen
Zukunft entgegen.

»O Mutterhauch,
von Dir geschmolzen rolle die Lawine
auf die Kasernen der Gewalt hinab,
und was sich je zu frech ins Blau gebaut,
fall hin!"

Der eine Soldatenführer folgt, um die entfesselte Flut mit ernstem Griff
zu lenken, und auch der andere wirft das rote Tuch der Schrecken von sich.
So erhebt sich, wie im „Louis Ferdinand", über die Vernichtung eine
strahlende Zukunftswelt. Worin aber besteht sie? Das sagt uns der Dichter
noch nicht. Die neue Welt soll sich auf der ausgleichenden Freude aufbauen.
Das ist aber keine positive Lösung, nur ein halbfertiges Symbol. Halbfertig im
einzelnen ist diese Dichtling überhaupt noch, so tiefinnerlich sie erlebt, so kühn der
große Wurf, so revolutionär der Kampf gegen tote Schemen auch ist, nicht immer
bleibt der Künstler Herr der stofflichen Tatsächlichkeiten, und erlahmende schöpfe-
rische Kraft scheint sich manchmal hinter krampfhafter Übersteigerung zu ver-
bergen. Das Stück stellt den ersten Teil einer geplanten Trilogie dar, von der
Fortsetzung, deren Erscheinen bevorsteht, erwarten wir die Lösung der Frage, mit
der Unruh an den Toren unseres Schicksals pocht. Das Drama sagt ebensosehr
dem schrankenlosen Individualismus, wie der unsozialen Kraftlosigkeit den Kampf
an. Der zügellose älteste Sohn, der um eine versagte Erkenntnis ringt, und seine
Schwester, die die Macht des Blutes nicht beherrschen kann, vernichten sich selbst.
Das Symbol der Machthaber wird gestürzt, strahlend erhebt sich der Träger der
Zukunft, der jüngste Sohn, der beide schaffende Prinzipien in sich vereint, der
vom Hauch der Mutter durchglüht, und in der Schlacht gehärtet ist. Und so
steht neben der Anklage gegen den Vernichtungsgeist des Krieges auch seine
ethische Macht, wie Unruh ihn früher als Schule der Männlichkeit gefeiert hatte;
aber als materielles Prinzip ist er jetzt überwunden. Also auch hier eine Ver-
herrlichung der Tat, aber zum absoluten Gesetz erhoben. Gleichsam ins Über-
menschliche projiziert erscheinen auch die Charaktere der ersten Stücke wieder.
Was in den „Offizieren" sich im Getändel einer bunten Welt niderspiegelt,

was im „Louis Ferdinand" durch den welthistorischen Hintergrund tiefere Be-
deutung gewann, das wird im „Geschlecht" auf ethische Menschheitsprobleme zu-
rückgeführt. So begreifen wir die gewiß stark autobiographische Entwicklung, die
von Ernst über Louis Ferdinand zum ältesten Sohne führt, wie der feige Sohn
eine Fortbildung des kraftlosen, in der tätigen Welt unbrauchbaren Dettleffsen
der „Offiziere" ist, wie die Schrankenlosigkeit Harrys aus dem gleichen Stück in
vertiefter Form wiederkehrt, wie andere Motive Feigheit und fleischliche Lust,
Freiheitsdrang und Disziplin, Empörung und Gewalt sich in ihren Urformen
entwickeln.
So sind eigentlich Motive der ersten Stücke aus ihrem Keim hier ins
Ungeheure gesteigert, ihr ethischer Grund bleibt verwandt. Aber das tiefe wahr»
haft große Mitleidsgefühl mit der leidenden Menschheit, das aus dieser Dichtung
atmet, hebt sie allein über alle früheren Werke Unruhs.
Hatten wir vorher Beziehungen zu Kleist gefunden, so sehen wir jetzt die
Linie über Grabbe und Büchner sich fortsetzen, deren bizarre Willkürlichkeiten
Unruh, so verstiegen sein Ausdruck manchmal auch ist, doch vermeidet. Aber wir
denken auch an die verwandten Stürmer und Dränger, an die Gewaltsamkeit
des antiken Schicksals und im weiteren Sinne auch an die ungeheuerliche
Atmosphäre des vorshakespeareschen Dramas, deren blutrünstige Stofflichkeit bei
Unruh zu Symbolen erhoben ist.

Lege Dich hin auf die dunkle Erde
und schreie nach Blühn.
Wirf auf die dürren zerborstenen Schollen
steinernes Grau und verwestes Grün.
Grabe, wühle zermorschte Last,
Adern mach frei, die Lüfte durchglühn,
Pulse, die aus der Tiefe klopfen,
Farben, die unsere Glieder umsprühn.
Nicht mehr dies schwarze Tuch auf der Erde,
blühendes Leuchten und Lodern werde!
Horch, sie verlangt nach dem wachsenden Tor!
Knie nieder, wir graben Leben hervor!
Else Wohlg
Winterende.

Ernst Altkirch
Evremond und Spinoza
Ernst Altkirch:
Evremond und Spinoza.
Mar Liebermann zugeeignet.
Fortsetzung.
„Euer Rat ist gut, ich werde ihn befolgen," antwortete die Dame mit einem dankbaren Lächeln, worauf sie dem Arzte beistand, der Spinoza zur Ader ließ, was ihm einige Erleichterung brachte.
Ans dem Tische ließ Lueas eine Rosenkonserve zur Linderung des Hustens zurück, und als er sich entfernt hatte, schickte die Dame auch Frau Tydeman zu Ruhe. Sie aber wachte bis zum Morgen am Lager Spinozas. So oft sie ihm den Schweiß von der Stirn trocknete, netzten Tränen, die über ihr stilles Gesicht rannen, mit das Tuch. Kaum war es Tag, dingte sie einen Boten, der zu Simon de Vries nach Amsterdam ritt.
In den schweren Leidenstagen, die dieser Nacht folgten, saß Simon als der hingebendste Freund am Bette Spinozas, seiner selbst und seiner zarten Gesundheit nicht achtend, so daß Evremond, von Frau Tydeman benachrichtigt, es für gut befand, sich im Gasthause zum Schwan einzumieten, um durch verständiges Walten zu nützen.
Er erging sich mit Simon täglich in der Umgebung von Voorburg oder auch im Huygenschen Park. Und wenn Simon, von Nachtwachen übermüdet, am Tische einschlief, nahm ihn Evremond zuweilen wie ein Kind auf seine Arme. Der Rüstige trug ihn dann in den Garten hinab, der hinter dem Hause lag, damit sich dort in der kräftigen Luft, die vom Meere kam, ein wenig seine Wangen röteten. Oft hatte Evremond das Empfinden, daß der eigentlich Leidende nicht Spinoza, sondern de Vries war, der sich in Angst und Qual um das Leben seines jungen Meisters verzehrte.
An Spinoza aber erfuhr Evremond das Wunderbare und Unbegreifliche, indem er sah, daß Leiden über ihn keine Gewalt hatte. Spinoza ertrug sein Leiden nicht nur mit grenzenloser Geduld, auch auf seinem Antlitz, seinen Lippen, über die niemals Stöhnen noch Klage kam, selbst wenn sich Blut darüber ergoß, lag der stille Abglanz seiner Festigkeit und eines unzerstörlichen Friedens.
Unbekannt war Evremond die Ursache von Spinozas Erkrankung geblieben, nur Simon de Vries wußte davon. Evremond ahnte diese erst, als Iobann de Witt Anfang August, in der Freude über die unerwartete, glückliche Heimkehr de Ruyters aus dem Inrischen Meere, an Spinoza einen von Dankesworten erfüllten Brief schrieb, worin er ihn zugleich inständig bat, ein Iahrgeld von zwei'
Ä2

hundert Gulden anzunehmen, damit er seiner Gesundheit eine bessere Pflege zuteil werden lassen könne.
Als Simon diesen Brief Spinoza vorlas, erblühte auf dessen Lippen ein Lächeln, und des Freundes Hand ergreifend, flüsterte er: „Menschen wie Euch muß man wohl gewähren lassen, sonst kennt Eure Liebe keine Grenzen."

VIII.

Als de Witt die Ernennung Michiels de Runter zum Oberbefehlshaber der niederländischen Flotte durchgesetzt hatte, überließ er sich einer ungestümen Freude. Unter Lachen und Weinen bedeckte er das derbe, durchfurchte Antlitz des alten Seehelden mit Küssen. Dieser hingegen schlang wie ein täppischer Bär seine stahlharten Arme um de Witt, daß ihm fast der Atem verging, und ließ ihn mit gutmütigem Gebrumm die Worte hören: „Der Alte von Ian de Witt will ich heißen, so wie meine Matrosen sich stolz Iungens von Ian de Witt nennen!"
In Delfzijl am Dollart, gegenüber von Emden, war de Ruyter an Land gegangen. Einen Schatz von sechs Millionen Goldes brachte er aus Afrika und Westindien mit. Plötzlich war er da, nach einer tollkühnen Fahrt auf weiten Umwegen, und die britische Flotte, die ihm aufgelauert hatte, mußte mit langer Nase abziehen. Darüber lachten und jauchzten die Niederländer drei Tage lang, und noch bevor de Ruyter in Amsterdam angekommen war, flogen ihm aller Herzen zu. Seine Reise durch Holland glich einem Siegeszug. Man feierte ihn mit großen Schmäusen und Trinkgelagen, und der herrliche Mann, gewaltig in seiner Kraft, tat allen Bescheid. Er aß und trank mit Regenten und Gilden, mit Städtern und Bauern, karessierte die Weiber und schlief nachts bei ihnen in groben und feinen Betten, bis er mit einem kräftigen Fluch just aus einem üppigen Himmelbett sprang, in die tranigen Stiefel fuhr und spornstreichs nach dem Hafen lief, seinen neuen Posten anzutreten.
Als er an Bord des Admiralsschiffes erschien und zu seinen Ehren die Kanonen donnerten, blinzelte er noch ein paar Mal mit den dunklen, stechenden Bärenäuglein in der Sonne, als ob er sich von Erinnerungen verfolgt fühlte. Gleich darauf aber legte er seine Stirn in Falten, scharfe Wulste zwischen Nase nnd Augen wurden sichtbar, und über dem breiten, kräftigen Munde den schwarzen Schnurrbart hochzwirbelnd, gab er seine ersten eisernen Befehle.
Was in Unteradmirälen und Kapitänen etwa noch vom Geiste Wasienaers steckte, das war in wenigen Tagen wie weggeblasen. Selbst Tromp, den de Witt nur mit großer Mühe dazu hatte bewegen können, unter dem neuen Oberbefehlshaber weiter zu dienen, da er seine Verdienste höher anschlug als die de Runters, fügte sich und ließ "seinen Groll dahinfahren. Die Mannschaften aber waren dem alten Michiel Adrianszoon, in dem das echte Holland lebte, das kein Fürchten kennt, von der ersten Stunde an blindlings ergeben.

Unter der Menge, die de Runter in Amsterdam zujauchzte, befanden sich auch Evremond und Simon de Vries. Sie waren noch in Reisekleidern. Simon hatte die nächtliche Fahrt erfrischt, rot waren Mund und Wangen. Seine Augen hingen unverwandt am Antlitz des alten Seehelden. Am liebsten würde er sich gleich vielen anderen <m ihn herangedrängt haben, um ihm die rauhe Hand zu küssen. Aber sein seltsamer Stolz hielt ihn davon zurück; er brachte es nicht über sich, eine andere Hand als die seines jungen Meisters mit seinen Lippen zu berühren.

Der Abschied von Spinoza war ihm sehr schwer gefallen. Erst als der laugsam Genesende sich so gekräftigt fühlte, daß er die Vormittagstunden wieder am Schreibtisch verbringen konnte, ließ sich Simon dazu überreden, die Heimfahrt anzutreten.

Evremond war beiden ein väterlicher, hilfreicher Freund gewesen. Mit seiner selbstlolsen, milden Barmherzigkeit hatte er sie wie zwei Brüder umfaßt, hatte manche Nacht mit am Bette Spinozas gewacht und mit kluger Fürsorglichkeit verhindert, daß Simon seine Kräfte bei der Pflege des Kranken aufrieb. Dafür wußte ihm Spinoza besonders Dank, auch dafür, daß er die Einladung Simons annahm, ihn nach Amsterdam zu begleiten, um einige Tage sein Gast zu sein.

Eine Reise nach Amsterdam war für Evremond ohnehin notwendig geworden. Seines Gnadengehalts, den er bisher vom französischen Staate erhalten, plötzlich für verlustig erklärt, mußte er sich in den Besitz der Gelder setzen, die er in seinem Baterlande zinsbar angelegt hatte. Dazu bedurfte er einer geschickten Hand, und auf Anraten Simons wollte er mit der Einziehung der Gelder einen Amsterdamer Bankherrn betrauen, dessen Klugheit und Ehrenhaftigkeit sich in dergleichen Angelegenheiten bereits bewährt hatte.

Simons Haus an der Kaisergracht, von alten Linden beschattet, gehörte zu den schönsten Häusern Amsterdams. Der junge Handelsherr öffnete nicht ohne Stolz dem adligen Freunde die schwere, dunkelgrüne Tür, die auf die geräumige Diele führte. Das Sonnenlicht strömte durch hohe Fenster herein und erhellte alte Familienbilder, die die weißgetünchten Wände schmückten. Darüber breitete sich die getäfelte, braune Holzdecke wie ein Baldachin aus. Ein edles Kunstwerk war die Wendeltreppe, die nach dem Obergeschoß führte, durch ihre reichen Schnitzereien, und man hätte dieses Haus eher für das eines Edelmannes als eines Kaufherrn halten können, wenn sich neben dem Toreingang nicht das Kontor und dahinter der Lagerraum der Waren befunden hätten. Ballen, Säcke und Kisten waren dort bis zur Decke übereinander getürmt, und es roch nach Zimt, Nelken und Safran.

Aus dem Kontor trat ein kahlköpfiger Greis, die Feder hinter dem Ohr, und nachdem er eilfertig die Hände am braunen Schurzfell abgewischt hatte, näherte

<r sich seinem Herrn mit vielen Verbeugungen. Dieser betrachtete ihn lächelnd,
schüttelte seine weiche, runzlige Hand herzlich und sagte: „Lieber Alter, ich sehe
Hir an, daß unsre Angelegenheiten gut stehen. Morgen magst du mir alles haar-
klein berichten. Heute aber trolle dich bald mit deinen Leuten, sonst feiert man
ohne Euch unsern guten de Runter!" Er drückte nochmale dem Buchhalter die
Rechte und geleitete dann Evremond über die Wendeltreppe in das obere Stock»
werk.

Dort erwartete sie eine stattliche, ältere Frau, deren gutmütiges Gesicht mit
tief liegenden Augen aus gefältelter Haube schaute, während das seidene schwarze
Kleid ihr breit von den starken Hüften abfiel. Seit Simons Mutter nicht mehr
lebte, stand diese würdige Dame seinem Haushalt vor. Kaum daß er sie erblickt
hatte, sprang er mit großen Sätzen die Treppe hinauf, küßte sie laut auf beide
Wangen und fragte, als sie ihn lange und prüfend betrachtete: „Nun, Mütter-
chen, gefalle ich dir nicht?" Sie nahm ihn liebevoll bei der Hand, führte ihn
zum nächsten Fenster, um ihm voll ins Gesicht zu schauen, worauf sie mit einem
Seufzer entgegnete: „Die Freude, Mynherr, hat Euch rote Wangen gemacht.
Aber an Euren Augen sehe ich, daß Ihr Eurer Gesundheit wieder zu viel zuge-
mutet habt." „Mütterchen!" rief Simon und faßte sie um die Schultern. „Du
siehst wieder Gespenster. Ich fühle mich sehr wohl, und da Herr von Saint
Evremond und meine Wenigkeit einen tüchtigen Hunger von der Reise mitgebracht
haben, so laß uns auf ein gutes Mahl nicht lange warten!" Die Alte verneigte
sich leicht vor beiden Herren, nickte freundlich und rauschte mit der Würde einer
Hofdame davon.

Nach dem Mittagessen im luftigen Gartensaal, durch dessen große Fenster
sich der Blick an ausländischen Blumen und Gewächsen ergötzte, führte Simon
seinen Gast in das Bücherzimmer, wo in reichgeschnitzten Schränken köstlich ge-
bundene Werke aus den verschiedensten Wissenschaften und zahlreiche Schriften
5er Alten standen. Eine mächtige Erdkugel und das Modell eines Kauffahrers
mit vollen Segeln ruhten behäbig auf Gestellen zu beiden Enden eines großen
Tisches, der mit Mappen bedeckt war, worin sich die wertvolle Sammlung von
Handzeichnungen und Radierungen befand, die Simons Vater angelegt hatte.
Mit ihrer seltenen Anmut aber schmückten chinesische Porzellane, schimmernde
venetianische Gläser und Bildnereien aus Elfenbein, Emaille, Gold und Silber
das bücherreiche Gemach.

Evremond versenkte sich mit Entzücken in diese feine, stille Welt, nahm be»
dächtig das eine oder andere Werk aus den Schränken und bewunderte mit
Kennermiene die kostbaren Ausgaben holländischer Drucker, dann ruhten seine
Augen lange auf einer unvergleichlichen Arbeit, einer silbergetriebenen Ruth,
worauf er zu Simon sagte: „Wie schön ist dies alles! Man muß Euch beneiden,
nnd jung und unabhängig, wie Ihr seid, sollte nicht diesem reichen Besitz die
Herrin und Euch das Weib fehlen!" .

„Nicht zum ersten Mal vernehme ich solche Worte," entgegnete de Vries.
„Meine arme Mutter wäre um vieles leichter gestorben, wenn ich ihrem Rate
Folge geleistet und mich vermählt hätte. Doch hörte ich auf Benedietus. Ich>
rate dir gut, lieber Simon, sprach er zu mir. Andere mögen ein Weib freien,
nur du nicht, der du von einem anderen Eros befallen bist. Diese Worte er»
schreckten mich, und ich grübelte über sie Tag und Nacht. Plötzlich schrie ich-
laut auf vor Freude. Ist es das, daß du Spinoza liebst, wie Alkibiades
Sokrates geliebt hat, oder ist es das, was Platon von der Begeisterung der
Iünglinge im Philebos sagt? Bin ich einer von den jungen Leuten, der, nach-
dem er zuerst davon gekostet, ganz begeistert ist vor Freude und lüstern, jegliche
Rede aufzustören, indem er die Sache bald auf die eine Seite wälzt und in eins
zusammenrührt, bald wieder sie aufwickelt und zerteilt, zuerst und am meisten
sich selbst in Ratlosigkeit stürzend, zunächst aber auch, wen er jedesmal festhält,
sei es nun ein jüngerer oder ein älterer oder von gleichem Alter mit ihm, ohne-
weder des Vaters zu schonen noch der Mutter noch . . . und mein Mund fügte-
hinzu: des Weibes. Da fühlte ich mich so gefestigt, daß es mir nicht schwer
wurde, der Liebe zum Weibe zu entsagen, um nur dem Einzigen, der mein Leben
erhöht und meine Seele dem wahren Eros geöffnet hat, mich hinzugeben und ihm
als ein Iünger zu folgen, bis mich der Tod treffen wird."
Mit zurückgeworfenem Haupte (nur eine goldig schimmernde Locke war auf
der knabenhaften Stirn liegen geblieben), männlich schön und leidenschaftlich, wie
ihn Evremond noch nie gesehen, hatte Simon diese Worte gesprochen.
Evremonds Augen ruhten in denen des Freundes, sein Mund blieb lange-
stumm. Dann sagte er, seine Bewegung niederkämpfend: „O glückliche, selige
Iugend, aus der solche Sprache kommt! Ach, wenn ich noch einmal jung war?
wie Ihr!" Er erhob die Hand, und Simon sah, wie sie seicht zitterte/
Bestürzt ergriff er sie und stammelte: „Hab' ich Euch wehgetan?"
Evremond lächelte, aber obwohl dies feine und kluge Alterslächeln Simon
ins Herz schnitt, freute er sich innig seiner Antwort. „Ia, lieber Simon, Ihr
habt mir weh getan. Doch es ist gut so. Wenn ich Such aber schon früher lieb
hatte, so seid Ihr meinem Herzen jetzt noch teurer geworden."
Als sie das Bücherzimmer verließen, wurde de Vries ein Pergamentstreifen
überreicht. Darauf hatte Ludwig Weiser die Worte cekrilzelt: „Salve! Wir
erwarten dich und deinen Gast beute Abend bei Rienwertsz."
Evremond bat Simon, mit ihm einen Umweg durch das Iudenviertel zn
machen, da er den Trödler, der ibm den Stock Fonequets verkauft hatte, wieder
aufsuchen wollte.
Beim Betreten des Ghettos kamen ihnen ans einer Diamantschleiferei junge-
Männer in dichten Scharen entgegen und drängten sie mitten auf die Gasse.
Die meisten verschwanden in den nächsten Häinsern, deren Fenster und Türen
weit offen standen. Der Blick fiel in dämmerige, geschwärzte Räume, worin

Armut und Unordnung herrschten. Dicht an den großen Fallfenstern saß jung
und alt, aß, trank und rauchte.
Vor den Häusern hielten Männer und Weiber Gemüse, Fische und Geflügel
feil. In den dumpfen Kellern hockten Lumpensammler zwischen Bergen von
alten Kleidern, in niedrigen Läden arbeiteten Schuster und Schneider, und aus
Fischbratereien und raucherfüllten Schönten drang Lachen, Geschrei und Mus!?.
An den Straßenecken feilschten mit lebhaftem Gebaren junge und alte
Männer, in langen Kaftanen. Sanft lächelnd glitten an ihnen Mädchen mit
großen dunklen Augen und feingeschnittenem Munde vorüber, sich in den Hüften
wiegend, als schritten sie zum Tanz, während bejahrte, häßliche Weiber, wo sie
gingen und standen, sich in die tauben Ohren keiften.
Aber wie Adlige und hochgeborene Herren bewegten sich unter dem armen,
schmutzigen Volk die reichen spanischen und portugiesischen Iuden, in ansehn-
licher, verschwenderischer Tracht, an der Seite Degen tragend, und keiner
achtete der Menge, der zudringlichen Weiber, die ihre Mäntel erfaßten, um die
Lippen darauf zu drücken und ein Almosen zu erflehen.
So stolz und abweisend wie diese Mälnner waren auch ihre Häuser, die
zwischen denen der Armen standen. Die Türen und Fensterläden waren ge»
schlossen, und man brannte selbst am Tage Kerzen, deren goldener Glanz durch
die Ritzen der Läden strömte und sich seltffam mit dem bellen Licht der Sonne
vermischte.
Simon wies Evremond ein Haus: „Dort wohnt der Reichste. Er soll ein
so ungeheures Vermögen besitzen, daß das Innere seines Hauses von Gold,
Silber und Marmor erglänzt, daß ein Saal ganz mit Dukaten gepflastert ist, daß
silberne und goldene Schüsseln und Teller auf seinem Tische stehen, und daß seine
Frauen mit Spitzen und Pelzwerk, Edelsteinen und Perlen wie die Prinzessinnen
des Morgenlandes geschmückt sind."
„Welch seltsame, märchenhafte Welt!" rief Evremond aus.
Als sie in den Laden des Trödlers traten, fanden sie diesen beim Schein
einer Kerze über einem aufgerollten Pergament mit hebräischen Schriftzeichen.
„Was liest du da, Montezinos?" fragte Simon de Vries.
Der Iude erhob sich, nahm sein schwarzes Samtkäppchen vom Schädel und
erwiderte, noch von andächtigem Staunen befangen: „Eine Handschrift des
großen Maimuni."
„Wer war Maimuni?"
„Ein Philosoph, ein Geisteskönig der Iudenheit," versetzte der Portugiese
stolz. „Von Mose dem Propheten bis Mose Maimuni trat keiner auf, der ihm
gliche. Und bis zum heutigen Tage hat er keinen Nachfolger."
Da lächelte Simon de Vries und erkundigte sich wie ein argloses, unwissen-
des Kind: „Kennst du Baruch de Spinoza nicht?"

Der Iude biß sich auf die Lippen, an den Schläfen schwollen die Adern,
und der rote Bart zitterte. Die dürren Hände in Abscheu ausstreckend, schrie der
Alte: „Nein, ich kenne ihn nicht, oder meinest du, daß ich mich schuldig machen
würde, eine von ihm verfaßte oder geschriebene Schrift zu lesen, um gleich ihm
verflucht zu sein. Davor möge mich der heilige Gott behüten!"
Simon erhob die Hand, als gedächte er den Alten zu züchtigen. Evremond
zog de Vries zur Tür und sagte: „Wir wollen ihn nicht weiter beim Lesen des
großen Maimonides stören. Dieser Maimonides hat als ein vortrefflicher
Mann einen Führer der Verirrten geschrieben."
Der Trödler rief Evremond bösherzig nach: „Du Christnskopf, hüte deine
Zunge!" .
Als de Vries noch in zorniger Bewegung sein Abenteuer Rieuwertsz er-
zählte, der in der Tür seines Ladens stand und nach ihm ausschaute, lachte dieser
gutmütig und tröstete ihn mit den Worten: „Glaub' mir's, das sind sänftliche
Worte gegen die, die ich von unsren Gotteslehrern zu hören bekomme, wenn
sie vor meinen Bücherkästen zu Gift und Galle werden."
Am Tische der Spötter fand Evremond außer Ludwig Meijer zwei ihm
fremde Männer sitzen. Als er den Namen des einen hörte, schüttelte er ihm
erfreut die Hand. Das war der alte Ian Hendrik Glazemaker, dessen Ruf sich
durch seine Übersetzungen der Werke Montaignes und Deseartes' bis nach Frank-
reich verbreitet hatte. Man sah ihm an, daß er kein gewöhnlicher Mensch war.
Lang, knochig, mit riefgefurchten Gesichtszügen und zurückgestrichenem weißen
Haar, worunter eine hohe, eckige Stirn, helle wasserklare Augen und eine mächtige
Hakennase saßen, glich er jenen knorrigen Holzfiguren der Apostel, die man in
alten Kirchen findet. Neben ihm hatte der greise Franziskus van den Enden
Platz genommen, der Spinozas Lateinlehrer gewesen war. Trotz seiner fünfund-
sechzig Iahre und seines bewegten Lebens war er so rübrig und frisch wie ein
Vierziger. Seine großen, strahlenden Augen verrieten eine seltene Geisteskraft,
und sein spöttischer, feiner Mund zierte wie ein Kleinod sein Gesicht. Das
Äußere van den Endens war sehr gepflegt, auch durch den alten, echten Schmuck,
den er trug, schien er sich in einen bewußten Gegensatz zu anderen Menschen
setzen zu wollen.
(Schluß folgt.)

Pädagogische Rundschau.

Von P. Hoche.

Deutschlands Iugend.

Mit aller Entschiedenheit bricht eine neue Zeit an. Schon der ungeheure, lange Krieg erwies sich als der große Umwerter, der an so vielen menschlichen Gesinnungen und Einrichtungen rüttelte und der für sich allein schon hingereicht hätte, eine neue Menschen» Welt zu schaffen. Dazu kam dann das zweite Große in den jüngsten Tagen, die plötzlich ausbrechende innere Umwälzung, deren Folgen sich heute noch garnicht auch nur annähernd übersehen lassen. Es hat warmherzige Patrioten gegeben, die den 9. November als einen Tag des Segens priesen, und andere, die da, meinten, sie müßten in Scham und Schande ob dieses Tages ihr Haupt verhüllen.

Es geht nun um unsere Zukunft, die jedes Einzelnen wie des ganzen großen Volkes. Sie ruht, trotz unserer äußeren Zwangslage, in die uns der Ausgang des Krieges gestellt hat, doch zum sehr großen Teil in uns selber, vor allem in unserer Iugend, das Wort im weitesten Sinne gefaßt, in allen also, die noch schaffend leben, die noch freudig und bewußt mit gestalten wollen. An sie, die Bestimmenden, wendet sich daher auch Walther Rathenau in seiner Schrift: „An Deutschlands Iugend".*) Was er von ihr fordert, ist nicht Zerstörung, sondern Arbeit, langsamer, heiliger Neubau. Aus tiefen, geheiligten Herzen und neuem Geist. Das Geistige muß dabei über das Irdische gestellt werden. Einkehren wollen wir bei uns selber. Laßt uns nur, fordert er, hart werden aus Liebe und Treue. Lassen wir andern das Behagen der Beschönigung und des Selbstloses, das seit vier Jahren zur schamlosen Pest der Völker geworden ist, und suchen wir den Weg zur alten Wahrhaftigkeit und Furchtlosigkeit, die unser vornehmstes Erbteil war.

Wer mit Ernst bei sich selber Einkehr hält, wird auch den rechten deutschen Zukunftsglauben wieder gewinnen. Er wird manches abstreifen, was bisher galt; es wird ein freier und männlicher Glaube sein, ohne Selbstentehrung, Schmeichelei, Bettelei und Winselei, für uns Deutsche aber so, wie

'1 Walther Natbemu, An Deutschlands Lugend. S. Fischer, Berlin, 127 S. 2 — Mk.

?r aus dem Herzen kommt und von deutschen Lippen klingt. Unsere ererbte sittliche Haltung der Mutverehrung wird er nicht verrichten, noch wlniger aber sich ihr beugen. Der Glaube wird unsere Seelen läutern und die Seelen unserer Kinder bilden, aber Mittel zum Zweck, weder zum kdlen noch zum geringen, wird er nicht werden. Kann ein Glaube sich nicht halten, sofern er nicht vom Staat verordnet wird, kann ein Staat sich nicht halten, sofern er nicht von einer Kirche verteidigt wird, so werden beide dahin sinken. Denn beide sind Mächte, die in einer befreiten Menschheit nur aus eignem Recht besteben können. Und lediglich die Gesinnung tut's. Es gibt kein sittliches Handeln, sondern einen

sittlichen Zustand, der unrechtes Handeln ausschließt.
In eiserner Arbeit wird alles neu geschaffen werden müssen, Lebensweise, Wirtschaft, Gesellschaftsform und Staatsbau. Unser Leben wird in dieser Arbeit ernster und härter werden, aber so Gott will, auch geistiger und reiner und in seinen Freuden auch anmutiger. Wenn die Außenwirtschaft ihre neuen Grenzen hat, so muß die Innenwirtschaft umso ergiebiger, vor allen Din» gen solidarischer gestaltet werden. Völkerbund, Abrüstung und Schiedsgerichte sind möglich und verständig: doch alles bleibt wirkungslos, sofern nicht als erstes ein Wirtschaftsbund, eine Gemeinwirtschaft der Erde geschaffen wird. Dieser hat zur Aufgabe die Aufteilung und gemeinsame Verwaltung der internationalen Rohstoffe, die Aufteilung des internationalen Absatzes und der internationalen Finanzierung. Rathenau sagt selbst von sich, daß er kein Pazifist im üblichen Sinne des Wortes sei, aber er sehnt das Ende eines Krieges herbei, der ins fünfte Iahr hineinschreitet. Daher mahnt er: Endet dies unergiebige und würdelose Spiel. Wetteifert. Schafft sittliche Ideen, die allen dienen und niemand vernichten, schafft den universalen Gedanken der Solidarität, nicht durch lahme Schiedsgerichte und kraftlose Paragraphen, sondern durch lebendiges Zusammenwirken; tut das soziale Un» recht ab im Innern und das barbarische im Völkerverkehr; wandelt die Anarchie in Ordnung; schafft dem Gedanken der Menschlichkeit se»'n Recht, doch nicht in verblasenem Pazifismus und utopischer Duselei; beginnt da, wo die Gefahr am dringendsten, die Schwierigkeit am größten, die Arbeit am härtesten ist, beginnt mit der Wirtschaft. Und dann, wenn das Gröbste geleistet ist, steigt auf zum Kulturellen, zum Geistiaen und Menschlichen. Niemals wieder sollte die Erde dem jetzigen Blutrausch des Krieges verfallen. Denn kein Schlaga wort ist so elend Lügen gestraft worden wie das von den sittlich und geistig regenerierenden Kräften des Krieges, wie das von der großen Zeit. Gewiß geschah an allen Fronten Großes, Größeres vielleicht da, wo in dunkler Stille die Herzen der Mütter bluten. Aber überblicken wir alle Länder, die mittelbar oder unmittelbar vom Kriege

ergriffen worden sind, so finden wir
überall die gleiche Entsittlichung in den
Formen der gierigen Bereicherung, der
Korruption, des Schwindels, der De-
nunziation, der Spionage, der Bosheit
und Lüge. Überall die gleiche Entgeisti»
gung in den Formen der Phrase, der
Trivialität, der Urteilslosigkeit, des
Selbstlobs, des niederen Massenge-
schmacks. Diesen Krieg erträgt die
Erde nicht zum zweitenmal, wenn sie
ihn physisch überstände, so ginge sie
seelisch zugrunde.
Viel Beachtenswertes sagt Rathe-
nau über den Charakter des deutschen
Volkes. Wir waren ein halbkonstitu-
tioneller Staat, in welchem die Worte
Volk und Demokratie vor dem Kriege
verpönt waren. Ein Staat, in welchem
viele Sonderrechte bestehen und niemand
eines aufzugeben braucht, weil niemand
es verlangt. Darnach müßten wir also
demokratischer werden. Aber, so fol-
gert er weiter, Autokratie und Demo-
kratie sind nicht Gegensätze, die sich
ausschließen; im Gegenteil, nur in
ihrer Vereinigung kommen sie zur Wir-
kung. Nur auf demokratischer Grund-
lage kann und darf autokratisch regiert
werden, nur mit autokratischem über-
bau ist Demokratie gerechtfertigt.
Viel muß in unserm Volkscharakter
anders werden in Zukunft. Uns fehlte
der psychologische Blick für das Wesen
der andern Völker und wir selber ver»
kannten uns auch. Bei andern sahen
wir nur die Schattenseiten, bei uns nur
das Licht. So war der Boden vorbe-
reitet für das Beschämendste und Un-

deutscheste, die maßlose, schamlose Aus-
schüttung des Selbstlobs. Wir sind
aber mitnichten ein von Gott auser-
wähltes Volk und wollen es nicht sein.
Aber wir sind ein junges Volk und
haben dennoch eine alte, herrliche Ver»
gangenheit. Und eines haben wir vor
den andern Völkern freilich voraus: die
Härte und Schwere der metaphysischen
Pflicht. Deshalb ist unser Blick nach
innen und nach oben gegeben, das
Streben zur Sache, zu den Dingen und
zur Wahrheit. Wir müssen das Leben
schwerer nehmen als die andern.
Ein anderer Hauptfehler unseres
Volkes besteht darin, daß uns das per-
sönliche Unabhängigkeitsgefühl fehlt,
wir neigen zur gewollten Abhängigkeit,
wobei bemerkt werden mag, daß Unab-
hängigkeit nicht mit Zuchtlosigkeit und
Abhängigkeit auch nicht mit Treue ver-
wechselt werden darf. In der Unselb-
ständigkeit unseres gesamten Lebens
merken wir garmcht die starken Bin-
dungen, die militärisch-feudale, die ge-
sellschaftliche, die bürokratische, die
plutokratische, das Vorgesetzten» und
Subordinationswesen des bürgerlichen
Lebens, die Bevorzugung der Stände,
die zopfigen Ungleichheiten und Un-
freundlichkeiten amtlicher Behand-
lung. Abhängigkeitsgefühl, auf Gei-
stiges übertragen, bedeutet Autoritäts»
glauben und -Überschätzung. So hetzen
ivir infolgedessen in der Wissenschaft
den Entwicklungsoegriff und Historis-
mus zu Tode. In der Verwaltung
haften wir an der Tradition. Militär
und Beamtenschaft unterstehen einer
Führnngs- und Herkunftskontrolle.
Unsere Titelsucht bedeutet den Verzicht
eines bedeutenden Teils der bürger-
lichen Intelligenz auf politische Unab-
hängigkeit. Auch beim Proletariat
findet sich genau dasselbe Abhängig-
keitsgefühl und zwar in der tiefen Be-
ziehung zwischen Führer und Masse.
Eigentümlich ist unserm Volke die Sub-
ordination. Das Abhängigkeitstedürf-
nis sollte sich nur im Sachlichen aus-
wirken, bei uns aber greift es allzusehr
in die men,chl>che Beziehung über.
Qiese unsere Subordination ist aber
nicht leicht zu nahmen. Sie schädigt
auch unsern Menschrnwert. Wir brau-
chen zweierlei ousür: Herrentum unc.
Würde. Das Abyängigkeitsbedürfnis
ist eins der schwersten Hemmnisse
inneren und äußeren Aufstiegs, und es
ist der Kardinalfehler des deutjcheu

Volkes. Würde und Adel und Herrentum aber können in gewollter und geduldeter Abhängigkeit nicht bestehen. Das deutsche Volk, so folgert Rathenau zum Schluß, hur seine bestimmte Sendung. Diese ist nicht der Militarismus, auch nicht die Mechanisierung und Techi ik, am wenigsten Weltherrschaft. S>> ist vielmehr diz Sendung, die si> immer war und immer sein wird: die SenAmg ccs reinen, unbestechlichen, unbeirrbaren und unerbittlichen Geistes. Diese Sendung erfordert nicht Emanzipierte und Untergebene, sondern adelige Männer, die erfüllt sind von dem Bilde deS Deutschlands, das wir im Herzen tra» gen, des Landes der Wahrheit, der Treue, der Geistigkeit, der Innigkeit, des reinen Glaubens.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. HeinrichBrömse.

Dramatisches Schaffen ist weder verständige Abwicklung verworrener Verhältnisse noch Brandung überschäumenden Gefühls, sondern beherrschte Leidenschaft, Bewegung, die nicht zur Ruhe erstarrt und nicht zur Raserei wird. Kraftfroh stampfen und steigen die Rosse, aber der Lenker zügelt und zwingt sie mit sicherer Hand.

Solch Zusammenwirken kühler Ruhe und leidenschaftlicher Bewegung tritt immer aufs neue als stärkster Eindruck

Rundschqü-'
in den Werken Georg Kaisers
hervor, so auch wieder in den zu
elnem Bande verknüpften Einaktern
„Claudius, Friedrich und
Anna, Juana" (Weimar, G. Kie-
penheuer, 1918). Zahlreiche Fäden
'verbinden diese Dichtungen mit den
großen Dramen Kaisers, am meisten
der in allen Werken lebendige und
Leben spendende Grundgedanke, der sich
nach einer gelegentlichen persönlichen
Mitteilung des Verfassers mit dessen
eigenen Worten so umschreiben läßt:
„Kritik des gegenwärtigen Menschen
im Willen zum neuen Menschen".
Diesen in immer neuem Stoff aus ent-
legensten Gebieten sichtbar zu machen,
ist die Aufgabe, die sich Kaiser gestellt
hat. „Den Stoff sieht fast jedermann
vor sich", sagt Goethe, während Gehalt
und Form nicht so offen zutage liegen.
So ist es kein Wunder, daß jedermann
(unter den Zuschauern und Richtern) in
seinen Dramen die Mannigfaltigkeit
des Stoffes, aber nicht immer die Ei?»
heit des Gehalts und die hohe Kunst
der Form sieht. Wer ist der neue
Mensch, und wie wird er sichtbar? Er
ist ein Erneuerer ursprünglicher Natur,
ein Befreier von Gewohnheit und Vor-
urteil, vom Götzendienst des Alltags, ein
Führer zur Tat, die nicht des Täters
eigenes Glück, sondern das Vollbringen
eines als notwendig erkannten Werkcs
erstrebt. Er ist vor allem seiner Auf»
gabe so ergeben, daß er sich selbst oder,
was ihr in seinem Wünschen und Han-
deln entgegensteht, zu opfern bereit ist.
Opfere dich für Höheres! Werde, was
du bist! Verwirkliche in dir und dei-
nem Tun den Begriff des Menschen,
des schaffenden, gütigen, großen Men-
schen!
Von den genannten Einaktern sind
besonders der zweite und dritte geeignet,
ein anschauliches Bild von der Gedon»
kenwelt und zugleich von der stahl-
harten, zielsicheren Ausdruckskunst des
Dichters zu geben. Das Spiel „Fried-
rich und Anna" ist hier schon bei seinem
Erscheinen (in einem Sammelwerk) be-
sprochen worden*). „Iuana" erneuert
das Enoch-Arden»Motiv mit der über-
raschenden und doch wohl vorbereiteten
Wendung, daß die Frau freiwillig aus
dem Leben scheidet, um die Freundschaft
der beiden Männer zu schützen. Der
Dichter hat schon an größeren Gegen-
ständen seine Art und Kunst bewiesen,

er hat diese aber selten so rein und überzeugend wie hier zum Ausdruck ge» bracht.

Kaisers Komödien- und Tragikomödienheld ist das Zerrbild des neuen Menschen, ein Gernegroß, dessen Mißverhältnis zu dem. was er sein möchte oder sollte, die Quelle seiner Leiden und unserer Freuden wird. Diese Helden lachen nicht, sie werden verlacht, aber immer mischt sich ein tragischer Ton in die Heiterkeit und Mitleid in unser Lachen. (Nur einmal, in „Eu> ropa", ist alle Erdenschwere abgetan, das Leben zum Spiel froher Kraft geworden.)

Das Iugendwerk des Dichters, die Tragikomödie „Rektor Kleist",
liegt jetzt auch in Buchform vor (Berlin, S. Fischer, 1918). Schon hier zeigen sich durchaus die Grundzüge und in einigen Abschnitten die Vorzüge seines Schaffens. Dieser Rektor, der sein körperliches Siechtnm vor allen verbergen möchte, der die Iungen um ihre geraden, kräftigen Glieder beneidet und sich als Liebhaber spartanischer Jucht gebärdet, eifersüchtig auf sein Ansehen bedacht, sich selbst zum Ekel und andern zur Qual, wird zum Opfer seines eigenen Trugbildes und reiSt andere mit ins Verderben. Nach dem Höhepunkt wird die Linienführung unsicher oder doch verwirrend, aber auch bei die,em von Anfang an zu sel'r als Verzerrung angelegen Gemälde tritt deutlich der scharfe Blick für das We-

*) Nord und Süd, Augustheft 191«.

sentliche und ebenso für die dramatisch wirkungsvolle Form hervor.
Ähnlich zeigt sich ein Versagen am Schluß in dem Lustspiel „Der Zentaur" (Berlin, S. Fischer, 1918). Der Held ist ein Spießbürger, der ein Opfer seines Pflichtgefühls wird. Der Einfall, von dem die Handlung ausgeht — eine Testamentsbestimmung, nach der die Auszahlung eines Vermögens von der Geburt eines Kindes abhängig gemacht wird — ist nicht übermäßig neu, der Aufbau der Handlung voll ausgezeichnet gelungener Züge, die Fortführung vom Höhepunkt aus, die Kaiser auf verschiedene Weise versucht hat, aber nicht ebenso gelungen. In der hier vorliegenden Fassung stört vor allem, daß die Lösung von außen her, durch neu angesponnene Fäden gebracht werden soll. Steht das Stück im ganzen nicht auf der Höhe anderer Werke Kaisers, so soll doch nachdrücklich anerkannt werden, daß das Charakterbild des Helden, dieses wunderlichen, vor lauter Gewissenhaftigkeit gewissenlosen Schulmeisters, eine Glanzleistung und zum Teil von erschütternder Komik 'st.
Der Schweizer Heinrich Federer, der als Schriftsteller spät angefangen hat, schafft nun um so unermüdlicher. Aus seinen Werken spricht etwas Wurzelhaftes, fast Unliterarisches, das wohl gelegentlich die volks» tümlich gemütliche Kalendergeschichte streift, nicht selten aber als urwüchsige Schöpferkraft wirkt. Liebe zur Natur, zum Volk, zur Freiheit verbindet sich mit kindlicher Frömmigkeit zu einer Lebenseinheit von achtunggebietender Art. Dazu kommt quellende Phantasie, bildkräftige Sprache nnd namentlich in den kleineren Erzeugnissen feste Prä> gung der Gestalten und Gedanken. Eine Reihe schmucker Bändchen mit Erzählungen und Skizzen Federers (Freiburg im Br., Herder) läßt dies wieder erkennen. In den beiden neuesten Heften, „Der Fürchtemacher" und „Das Wunder in Holzschuhen", bildet den Mittel- oder Anknüpfungspunkt die Gestalt des Schweizer Mystikers Nikolaus von Flüe (1417—1487). Künstlerisch wert» voll sind besonders die Titelgeschichte des zweiten Bändchens und die Erzädlung „Wie Bruderklaus lesen lehrt'. Sie zeigen so viel Kraft und Innigkeit

zugleich, daß sich die Legenden
Gottfried Kellers dieser Nachbarschaft
nicht zu schämen brauchen. Die frühe-
ren Bändchen sind inzwischen in neuen
Auflagen erschienen: die Erzählung
aus dem Freiheitskampf Irlands
„Patria!" und die schonen, stim-
mungsreichen Reisekapitel und Geschicks
ten aus Italien „Eine Nacht in
denAbruzzen. Mein Tarei-
sius-Geschichtlein", „Aus
Franzens Poetenstube" und
„Gebt mir meine Wildnis
wieder!"
Zur guten volkstümlichen Literatur
gehört auch der Roman „S o n i> ? u -
sehnsucht" von Hans Eschel-
bach (Bonn, Veritas-Verlag), Er
handelt vom Elend nnd Aufstieg eincs
Bergmanns, von seiner Sonnensehn-
sucht in den Tiefen der Erde, vsn
seinem sozialen, sittlichen, geistigen Auf-
wärtsschreiten. Der Verfasser kennt
genau die Welt seines Helden; er führt
uns von seiner Dorfheimat durch
Bergwerke, ins Getriebe der Eisen»
Industrie, in die Versammlungen der
Arbeiter; er entwirft anschauliche Bil-
der von ihrer Arbeit, ihren Mußestun-
den, ihrem ganzen Leben. Wie es nicht
selten bei solchen Erziehungsromanen
der Fall ist, fesselt uns der etwas farb-
lose Held weniger als seine Umgebung.
Alles ist in breit ausgemalten Bildern
dargestellt, die zuweilen die Handlung
zu ersticken drohen, auch an Wieder-
holun«''n ähnlicher Motive leiden, aber
zum Teil ausgezeichnete Schilderungen
sind. Dies gilt besonders von der

großen Streikversammlung, die den Höhepunkt des Werkes bildet. Unter den Nebenpersonen fesseln mehr als der Hauprheld zwei Männer: ein alter Achtundvierziger, „der Lateiner", der ein Philosoph und Volksaufklärer in seinem Heimatsdorf geworden ist, und ein hochstrebender Arbeiter, der zuerst vergeblich durch Erfindungen für die Sicherheit seiner Brüder zu sorgen sucht, ihnen dann als politischer Führer dient, besonnen, opfermutig und bis zum Tode getreu. Das Schlußkapitel fällt aus dem Rahmen heraus. Im übrigen ist das ganze Werk voll gesunder Kraft, voll Wirklichkeitesinn, mit dem sich gelegentlich auch ein Stück Romantik ganz gut verträgt, voll Lebensfülle und eindringender Wärme. Das mag man schon gelten lassen, auch wenn die höchste Weihe der Kunst nicht zu spüren ist.

Einen Nachklang aus der Kriegszeit, der wohl wert ist, noch vernommen zu werden, bringt das Werk von Wilhelm Spengler „Sechs aus einem Dorf. Neue Kriegserleb» nisse" (Freiburg i. Br., Herder, 1919). Das mit Beifall begrüßte Buch des Verfassers „Wir waren drei Kame» raden" findet hier eine Fortsetzung, die frisch und anschaulich wie jenes ist. Spengler erzählt in diesem Bande von den Erlebnissen, die er als bayerischer Infanterist vom September 1914 bis März 1915 gehabt bat — zuerst auf dem Marsch durch Belgien, dann im Stellungskrieg. Mühsal und Kampf, Leid und Scherz im Soldatenleben werden gemütvoll ohne Rührseligkeit, markig ohne Heldenpose geschildert.

Um den meistgelesenen und meistgescholtenen Volksschriftsteller der letzten Iahre, Karl May, entbrannte neu ein heftiger Kampf aus Anlaß eines Nachrufs. Anton Bettelheims „Abrechnung mit dem Karl Man-Verlag" (Leipzig, Hesse Sc Becker, 1918) weckt vor allem das Gefühl schmerzlichen Bedauerns, daß der Verfasser infolge des Streites um Mays Lebensbild von der Herausgabe des Werkes „Biographisches Iahrbuch und Deutscher Nekrolog", das er so lange erfolgreich geleitet hat, zurückgetreten ist. Dies Bedauern ist um so großer, als man sich nach Prüfung dieser Schrift und der gegnerischen Stimmen sagen muß, daß der Bruch

Bettelheims mit dem Verlage des Iahr-
buches (Georg Reimer) wohl hätte ver-
mieden werden können. Nimmt man
alle Äußerungen und Gegenäußerungen
in der leidigen Angelegenheit zusam-
men, so scheint mir dies das Ergebnis
zu sein: in der Form des Verfahrens
konnte sich Bettelheim als Herausgeber
durch mancherlei gekränkt fühlen (ganz
zu schweigen von einer schlimmen Ent-
gleisung, die sich der Vertreter des
Karl-Man-Verlages zuschulden kom-
men ließ); in der Sache ist keine Not-
wendigkeit dafür zu erkennen, daß
Bettelheim auf der uneingeschränkten
Veröffentlichung des ersten (von Kleina
berg verfaßten) Lebensabrisses im Iahr-
buch bestand, der eine Reihe falscher
Beschuldigungen und unbeweisbarer
Verdächtigungen gegen Man enthielt.
Die Frage, wie das Schaffen Mays zu
würdigen ist, hat damit nichts zu tun.
Hierin wird wohl der Verfasser deS
zweiten Lebensabrisses, Buchenau, nicht
ganz unrecht haben, der die Ansicht ver»
tritt, daß die Schriften Mays einer
ästhetischen Kritik kaum standhalten,
aber als „Volksschriftstellerei" Aner>
kennung verdienen, wenn ich auch sein
Urteil, daß sie als solche „unübertreff-
lich" sind, für eine starke Übertreibung
halte.
Der von August Langmesser her-
ausgegebene Briefwechsel von
Conrad Ferdinand Meyer
und Iulius Rodenberg (Ber-
lin, Gebrüder Paetel, 1918) beleuchtet
das Wesen und Wirken beider Männer

in reizvoller Weise. Wir sehen hier
in Rodenberg den Anreger, der den
Schweizer Dichter — wie manchen an-
dern — immer aufs neue zum Schaffen
ansporn und im Schaffen berät, damit
zunächst Beiträge für seine „Deutsche
Rundschan" gewinnt, zugleich aber für
die deutsche Literatur Meisterwerke zu-
tage fördern hilft. Zur innigen Mitar-
beit wird seine Beratung beim Ent-
stehen von Meyers „Lutherlied", dessen
Werdegang wir ausführlich vor uns
entfaltet sehen. Noch wichtiger ist die
andere Seite des Werkes: der Anteil
Meyers an diesem Briefwechsel. Wir
lieben und bewundern aufs neue den
Menschen voll Ernst, Innerlichkeit und
deutscher Gesinnung, den immer um
Höchstes ringenden Dichter. Schade,
daß kein Personen- und Sachverzeich»
nis das Nachschlagen in dem schönen
Werke erleichtert!
In das ältere Schweizer Geistes-
leben führen zwei lesenswerte „Volks-
bücher des Deutschschweizerischen
Sprachvereins" (Basel, Ernst Finckh).
„Huldrych Zwingli und seine
Sprache" von Oskar Farner,
der an der Hand zahlreicher Beispiele
die volkstümliche Sprachgewalt des
Reformators zeigt, und „Ieremias
Gotthelf" von Otto v. Grey-
erz, der ein liebevolles Lebens- und
Charakterbild des Dichters gibt und
gut, wenn auch reichlich knapp seine
Werke würdigt. Gotthelfs politische
Stellung wird im Rahmen der zeitge-
schichtlieben Verhältnisse besprochen, be-
sonderes Gewicht auch hier auf die
sprachliche Eigenart gelegt.
Auf einige rein sprachliche Werke
sei noch kurz verwiesen. Das durch
viele Verzüge ausgezeichnete „etymolo-
gische Wörterbuch der deutschen
Sprache" von Ernst Wasser»
zieh er „Woher?" (Berlin, F.
Dümmler, 1918) ist nach kurzer Frist in
zweiter, vermehrter und verbesserter
Auflage erschienen. Wie hier schon bei
der ersten Auflage ausgeführt wurde*),
ist das Werk nicht nur ein etymologi.
sches, sondern auch ein kulturgeschicht-
liches Nachschlageduch. Es weist in der
neuen Auflage zahlreiche Ergänzungen
auf, die es noch wertvoller machen.
Eduard Engel, der rücksichts-
los schneidigste Bekämpfrr aller Aus-
ländern in unserer Sprache, hat in
seinem „Verdeutschungswörterbuch für

Amt,^ Schule, Haus, Leben" „En t - welschung" (Leipzig, Hesse K Becker) eine erstaunliche Fülle deutscher Wendungen für entbehrliche Fremdwörter zusammengestellt. Was tut's, wenn sich unter den ernsthaften Verdeutschungen auch allerlei Sprachulk findet! Auch der Humor hat sein Recht in diesen Dingen. Grundsätzlich bekenne ich mich gern zu seiner Partei. Den Benutzern wird gewiß damit gedient sein, daß ihnen für denselben fremden Ausdruck mehrere, oft sehr zahlreiche deutsche Wendungen von ver» schiedenem Gefühlston geboten werden. Von wissenschaftlichem Wert sind die Angaben über das erste Eindringen der einzelnen Fremdwörter in die Schriftsprache und die Hinweise auf gute Verdeutschungen, die wir unfern Dichtern und Schriftstellern verdanken. Bedauerlich erscheint mir, daß der Verfasser aus Furcht, nur „Berufswelschern" zu dienen, fast nichts über die Herkunft der Fremdwörter sagt.

Einen viel milderen Ton als in seinen Werken gegen die Ausländerei in der Sprache schlägt Engel in dem Buch „Gutes Deutsch" (Leipzig, Hesse 6c Becker) an. Umsichtig und besonnen gibt er hier Ratschläge, oie durchweg beherzigenswert sind, Anregungen in allen wichtigeren Fragen, in» dem er überall das, was die Höchst» gebildeten in deutscher Sprache geschrieben und gesprochen haben, als Richtschnur dienen läßt.

*) Nord und Süd, Novemberheft 1918.

Rundschau
Geschichtliche Rundschau III.
Von Dr. Kurt Ed. Imberg.

Eine tiefdurchdachte, lesenswerte Arbeit über „Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen" veröffentlicht Theodor Lessing bei der C. H. Beckschen Verlagebuchhandlung in München. Der als philosophischer Schriftsteller bekannte Verfasser scheint von der Geschichtswissenschaft nicht allzu viel zu halten, wenn er gleich zu Anfang seines Buches bemerkt, daß „Geschichte, aus Wunsch und Wille, Bedürfnis und Absicht entsteigend, Traumdichtnngen des Menschengeschlechts verwirklicht". Lessing will zeigen, „daß Einheit der Geschichte nirgendwo besteht, wenn nichr in dem Akte der Vereinheitlichung; Wert der Geschichte nirgendwo, wenn nicht in dem Akte der Werthaltung". Sinn von Geschichte sei einzig und allein jener Sinn, „den ich mir selber gebe, und geschichtliche Entwicklung ist die Entwicklung von Mir aus und zu Mir hin". Wenn wir dem Verfasser auch in sehr vielen seiner Ausführungen ganz und garnicht zustimmen könnm, vielfach sogar auf einem entgegengesetzten Standpunkte betr. Geschichte, Geschichtswissenschaft und Geschichtsfor» schung sieben, so bietet das Buch d"ch so viel Interessantes, daß wir es mit gutem Gewissen als eine Bereicherung der Geschichtsphilosophie bezeichnen können, und so viel Lehrreiches, was das Buch für Philosophen wie für den Historiker lesenswert macht. —

In der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" ^Verlag von B. G. Teubner in Leipzig) ist als 440. und 44t. Band eine kurzgefaßte „Brandenbnrgisch-Prenßische Geschichte" aus der Feder des Archivars r>r. Friedrich Israel erschienen. Selbstverständlich konnte Israel innerhalb des beschränk» ten Rahmens keine ausführliche, bis in alle Einzelheiten gehende Geschichte Brandenburg-Preußens geben, sondern er mußte sich darauf beschränken, die wichtigsten Ereignisse in der Entwicklung des preußischen Staates in knapper Form so zu einem Gesamtbilde zusammenzufassen, wie es der heutige Stand der Geschichtsforschung dem Historiker bietet. Dies ist dem Verfasser denn auch recht gut gelungen. Indem er allbekannte Ereignisse, insbesondere auch die kriegerischen, nur kurz berührt und sich nicht in Einzelbeiten verliert, ge-

lingt es ibm, mehr Raum zu erhalten
für die Schilderung der großen Ge-
sichtspnnkte in der auswärtigen Politik
und für die Behandlung des inneren
Verfassungs- und Verwaltunqslebens,
deren Entwicklung und Znsammenhänge
weit weniger bekannt und erkannt lind
als die kriegerischen Geschehnisse, die
leider immer noch allsu sehr bei dem
Geschichtsunterricht in unseren Schulen
in den Vordergrund gerückt ^erd^n
Ein ausführliches Quellen- und Litera-
turverzeichnis für iede einzelne Periode
am Schluß der beiden Bände erleichtert
es dem Leser, sich über diesen oder jenen
Abschnitt der brandenburgisch-preußi-
schen Geschichte genauer zu unterrichten.
In derselben Sammlung erschien —
bereits in dritter Auflage — das Büch-
lein von Prof. Nr. Ottoear We-
ber: „1848". Es enthält sechs Vor-
träge über das Revolutionsjahr, die ge-
rade in der heutigen Zeit von großem
Interesse kein dürften. So wird das
kleine Buch auch weiterhin seinen Weg
machen und steh auch weiter«' Freunde
und Les?«- erwerben — Bi^m^cks
Staatskunst" behandelt Prof. Dr.
Paul Herre im 53. Heft der von
Prof. Franz v. Mammen bei der Wissen-
schaftlichen Verlagsanstalt „Globus" in
Dresden Kerausaeaebenen „Bibliothek
kür Volks- und Weltwirtschaft". Die
Schrift faßt d,'e Wesenszüae von Bis-
marcks Staatskunsi knrz zi'simmen, in-
dem sse deren allaenv'ine Antriebe und
technische Mittel klarstellt. Es werden

zunächst die Eigenschaften entwickelt, die Bismarck im Sinne staatsmännischer Anlage besaß, geniales Einfühlungsvermögen, grandiose Willenskraft, Kunst der Menschenbehandlung, Wirklichkeitssinn, Berechnung und Verschlagenheit. Weiter zeigt Herre, wie dementsprechend das Handeln unseres größten Staatsmannes ganz auf der Grundlage der staatlichen Machtbesonderheiten ruhte, mit dem alleinigen Zielpunkt des real erkannten Interesses des eigenen Staates. Neben diesen politischen Triebkräften werden aber anch mit besonderem Nachdruck die persönlichen und sachlichen Faktoren besprochen, die der Staatskunst Bismarcks erst das eigene Gepräge gaben: seine Wahrhaftigkeit und Sittlichkeit, sein geschichtliches Verständnis, seine von Überzeugung getragene Hingabe, sowie sein hohes Verantwortungsgefühl. —

Kurz sei wenigstens auch an dieser Stelle auf das 16. Heft der Quellenbücher zur österreichischen Geschichte „Aus Österreichs Verganqenheit" hingewiesen, die im Schulwissenschaftlichen Verlage A. Haase in Leipzig erscheinen, und auf die aufmerksam m machen wir bereits in unseren Rundschauen der Kriegsliteratur des öfteren Gelegenheit genommen haben. Der neueste Band dieser Sammlung entbält das Vorwort zu den „Fragmenten ans der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Suropa", die Friedrich Gentz 180« anonvm in Petersburq veröffentlicht bat. Der bekannte Bioqraph Maria Theresias 5>r. Ena^n Guglia hat d,ese kleine Schrift ne» beransnegeben und mit einer auten Einleitung versehen, die den Leser in die Zeit einMrt. in der Gen? seine Fragmente schrieb.
« ch ,

Wie nicht anders zu erwarten, hat die Revolution in Rußland nnd das Auftreten der Bolschewisten das Erscheinen einer ganzen Reihe von Schriften über dieses Thema veranlaßt, die zum großen Teil jetzt, wo wir die Gefahr laufen, ähnlichen Zuständen entgegenzugehen, wie sie in Rußland herrschen, von Interesse und vielleicht auch lehrreich sein können, da man aus ihnen ersehen kann, wohin der Bolschewismus fuhrt, führen muß, wenn es nicht gelingt, seinem weiteren Vordringen rechtzeitig einen Damm entgegenzubauen. Sehr interessant ist eine Reihe von Aufsätzen,

die der bekannte russische Schriftsteller
nnd Revolutionär Marim Gorkij in
seiner Zeitung „Nowaja Shisn" über
die Herrschaft der Bolschewisten ver-
öffentlicht hat, und die nun unter dem
Titel „Ein Iahr russische Revolution"
ins Deutsche übersetzt und von Prof.
Paul Nikolaus Cossmann mit einem
Nachwort versehen als Oktoberheft
1918 der „Süddeutschen Monatshefte"
erschienen sind. Gorkij macht in diesen
kurzen Aufsätzen energisch Front gegen
den Bolschewismus und seine Anhänger,
da sie mit ihren Forderungen und
Wandlungen Rußland völlig zugrunde
richten. Der Verfasser scheint sich
jedoch nicht darüber klar zu sein,
daß der Bolschewismus nnr eine
Folge der Revolution ist, eine
Folge, die man bei allen geglückten
Revolutionen beobachten kann, mag man
diese revolutionäre Richtung nun Jako-
biner, Bolschewisten oder sonstwie
nennen; es ist eine Minderbeit, denen
das Erreichte und Erstrebte nicht weit
und radikal genug ist, und die in ihrem
Unverstande — oder Idealismus? —
Umwälzungen im Staatskörper fordern,
die diesen notwendigerweise völlig zer-
storen müssen nnd mit ihm diejenigen,
deren Leben und Wirken an ihn gee
kniwft ist. Inwieweit die Revolutio-
näre, auch die gemäßigten, an diesem
Auswuchs der Revolution schuld sind,
soll hier nicht untersucht werden.
In ähnlichem Sinne sind die Er-
innerungen des russischen Obersten K.
M. Oberntschew, die er unter

dem Titel „Die Morgenröte" im Verlage von Mar Rasel)«r in Zürich ver öfsentlicht. Mögen diese Erinnerungen auch manchmal mehr Dichtung als Wahrheit sein, mag ihr Verfasser auch hier und da seine Person etwas zu starr in den Vordergrund schieben, so liest sich das Buch doch nett, da es fesselnd uud interessant geschrieben ist.

Wie die Herrschaft des Bolschewik mus in Rußland ist, welches ungeheure Unglück und Elend er über das Land gebracht bat, zeigen auch die bei Rajcher u. Co. in Zürich verlegten Erlebnisse von Rußland-Schweizern „Unter der Herrschaft des Bolschewismus", die geeignet sind, aufklärend zu wirken über die wahren Absichten und Taten der angeblichen „Volksbeglücker".

„Den roten Aufruhr in Finnland im Iahre 19i8" schildert auf Grundlage offizieller Urkunden Henning Söderhjelm in einem kürzlich bei Quelle 6c Mener in Leipzig erschienenen Buche. Er untersucht die Voraussetzungen und Vorbereitungen der Revolution und versucht ein Bild zu geben von der Auffassung der „Roten", wie sie in ihren Schilderungen und Schriftstücken zutage tritt.

„Die Bilanz des russischen Bolschewismus" zieht Dimitri Gawronsky in einer Schrift, die bei Paul Eassirer in Berlin erscheint. Der Verfasser ist einer der maßgebenden Führer der linken Gruppe der Sozialisten-Revolutionäre, einer Partei, die vor d?r Revolution sogar noch eine radikalere Richtung verfolgte als die Bolschewismen. Um so interessanter ist es zu sehen, wie sich Gawronskn jetzt gegen die Theorie und Praris der Bolschewisten wendet, jetzt, wo er sieht, daß es in der Politik wie überall im Leben ein himmelweiter Unterschied ist zwischen Theorie und Praris, und daß die theoretischen Ideale oft in der Praris zu einer Hölle voller Teufel werden.

, , «

In einem Buche „Der Kampf um Türkisch-Asien , das von Margret Platz-Kecker ins Deutsche übersetzt im Vorlage von C. E. Klinkicht K Sohn (Meiß.n) erschienen ist, behandelt der Norweger Anton Mohr das Problem der Bagdadbahn. Der Verfasser bietet eine eingehende Darstellung der Geschichte dieser Bahn mit allen ihren Hemmungen und Schwierigkeiten, die ihr seitens

der Türkei und der Entente-Mächte ent-
gegengesetzt wurden, welch letztere von
der Vollendung dieser Bahn eine zu
große Stärkung der Türkei befürchteten,
die ganz und garnicht in ihrem Inier
esse lag. Daneben schildert Mohr in
Form einer Reisebeschreibnng klar und
anschaulich Land und Leute derjenigen
Gegenden, die die Bahnlinie durchläuft.
Es dürfte sicherlich viele interessieren,
aus nentraler Feder etwas über lenes
große Projekt zu lesen, das — von An-
fang an im politischen Brennpunkt
stehend — von allergrößter Bedeutung
in der Weltpolitik der letzten Iahre vor
dem Weltkriege gewesen ist. —
Auch eine kleine Schrift von Prof.
?>r. M. I. Bonn, die in der von
Palatinns bei Georg Müller in Mün-
chen herausgegebenen Sammlung „Feh-
ler und Forderungen. Schriften zur
Neugestaltung deutscher Politik" erschie-
nen ist, können wir unseren Lesern
empfehlen. Sie führt den Titel:
„Mußte es sein?" und bebandelt die
Frage, aus welchen Motiven heraus
während des Krieges die Stimmung in
den Vereinigten Staaten von Amerika
von Anfang an stark gegen Deutschland
gerichtet war, und aus welchen Grün-
den es schließlich zum Kriege «wischen
den beiden Staaten gekommen ist. Prof.
Bonn ist selbst bis zum Abbruch der Be-
gebungen in den Vereinigten Staaten
tätig gewesen und ist daher die geeig-
nete Persönlichkeit, über die Verhält'
nisse in Amerika, wie sie wirklich waren,
zu sprechen. —
Weit weniger wertvoll ist das achte

Heft dieser Schriftenreihe von Hans
Cornelius: „Völkerbund und
Dauerfriede". Er entwickelt — wie
schon so viele andere Idealisten und
Schwärmer vor ihm — den Gedanken
einer übernationalen Organisation, die
allein nach seinem Plan über Waffen-
gewalt verfugen soll. Dieser über»
nationale Staat, den der Verfasser auf-
zubauen gedenkt, ist ja auf dem Papier
sehr schön. Aber in Wirklichkeit? Viel-
leicht fragt er einmal in England und
Amerika an, was man dort zu seinem
Vorschlage meint. Voraussichtlich wird
man ihm ein Lob erteilen, im übrigen
sich in der Praris jedoch wenig darum
kümmern. Ein Völkerbund — wenn
man so sagen darf — wird vielleicht
jetzt auf der Pariser Konferenz zustande-
kommen, aber nicht ein Völkerbund, wie
er deutschen Idealisten immer noch vor-
schwebt, sondern ein Völkerbund von
Englands und Amerikas Gnaden, ein
Völkerbund unter angelsächsischer Hege»
monie. —
..Völkerfriede?" So betitelt Ar-
nold Steinmann-Bucher eine
Schrift, die er bei Leonhard Simion Nf.
in Berlin erscheinen läßt, und in der er
Verwahrung gegen die ununterbrochene
Verschärfung der Waffenstillstands-
bedingungen einlegt. Allerdings können
wir das Vertrauen, das der Verfasser in
Deutschlands Zukunft bat, nicht teilen.
Solange wir auf dem beschrittenen
Wege so weitergeben, wie es zur Zeit
der Fall ist, werden derartige parierne
Proteste das Parier nicht wert sein, auf
dem sie geschrieben sind, möaen s>e noch
so ehrlich gemeint und gerechtfertigt
kein. Wo keine Macht mebr iO, da
nnften auch keine Drobungen und Er-
mahnungen.
„Deutschtum und Schiedsgerichts-
barkeit" behandelt der Hanxtredaktenr
der „Germania" Dr. August Hom-
merich in der von Prof. Dr. Gode-
hard Jos, Ebers im Austrage der Kom-
mission für christliches Völkerrecht her-
ausgegebenen Sammlung „Das Völker»
recht", die bei der Herderschen Verlags-
buchhandlung in Freiburg i. Dr. er-
scheint. Der Verfasser unternimmt hier
den Versuch, die Stellung der deutschen
Regierung zu den Friedensvorschlägen
des Papstes von 1917, soweit sie sich
auf die Schiedsgerichtsbarkeit im
zwischenstaatlichen Völkerleben beziehen,
in Znsammenhang zu bringen mit der

Geschichte des deutschen Volkes. Gestützt auf Autoritäten der Rechtsgeschichte zeigt er, eine wie große Rolle der Schiedsgerichtsgedanke im Reehts» und Staatsleben unserer Vorfahren gespielt hat. „Demschtum, zwischenstaatlicher Genossenschaftsqedanke und Pflege der Schiedsgerichtsbarkeit gehören zusammen, wie in der kleinen deutschen Welt, so auf der großen weiten Erde." Auch dem internatirnalen Schiedsgerichtsgedanken werde das deutsche Volk und seine Regierung in Zukunft mebr Verständnis entgegen» bringen, als dies leider in den letzten 20 Iahren der Fall gewesen sei. Im Interesse des Wiederaufbaus des Völkerrechts und der deutschen Mitarbeit an diesem großen Werke ist es ,u wünschen, daß diese Schrift die Verbreitung erlangt, die ihr gebührt.

Theater-Rundschau.

Von Dr. Assaf Ciffrin.

. . . Nur ganz wenige glühende, leuchtende Kohlen auf dem Kunstherd. Viel Asche, sehr viel Asche, die Kunst-Hunger stillen soll und wohl auch Eintagshunger stillt. Mit der Aufführung sind diese Eintagswerklein zur letzten Ruh gebettet — und vergessen. So ist es allemal, bleibt es allemal. Einmal im Mond schießt vielleicht eine Rakete in die Luft auf, leuchtet, verblaßt . . .

Rolf La uckner ging nicht als
Rakete auf. Er ging langsam empor
— und wenn die Zeichen nicht trügen,
wird er bleiben!
„Der Sturz des Apostel Paulus"*)
im „Deutschen Theater" — im Rah-
men der Aufführungen des „Iungen
Deutschland" gegeben — war ein Er-
folg: ein innerer Erfolg; der nicht
äußerlich glänzend schien, aber inner-
lichst hell leuchtete, warm glühte. Ein
großer Erfolg: um seiner Technik, zum
zweiten um seines Inhalts und schließ-
lich um seiner Bühnengestaltung willen,
Rolf Lauckners Technik hat die
gerade Linie. Das zeichnet ihn unter
den Iüngsten aus. Er malt ohne Deck-
farben, ohne Effekte, alles offen,
schlicht, ans dem Innern des Menschen,
den er zeichnet, heraus. Um diese
Grundeigenheit sollten ihn die Iungen
beneiden. Das Wesentliche, dem er
nachdrängt, ist der Menschentumsinhalt,
der Erdengehalt eines jeden Wesens.
Äußerlich an die Iüngsten gelehnt,
greift er mit dem Auge und Gefühl in
die Wesenswelt der' Tolstoi, Dosto-
jewski (auch Balzae!) hinein. Lauckner
schreibt nicht wie all unsere „Letzten";
zwängt nicht um einer Idee, eines
Grundzugs willen in die Relativität
des gewollten Gedankenganges. Schreibt
nicht wie Tolstoi, dessen Schüler er im
Inhalt bleibt. Baut nicht auf ein Zer-
würfnis des Einen mit den Vielen um
Eines, um des Einzigen willen. Tolstoi,
des stärkster Einfluß über Gerhart
Hauptmanns Nazarener aus Schlesien
Emanuel Quint gleitet und über diesen
auf Lauckners Gestalt einen fahlen
Schein wirft, ist der Vater dieses
Stückes. Kein Zweifel. Die Linie
ist gerade; und unverfälscht, weil
Lauckner ein guter Schüler ist — und
ein dankbarer Schüler dazu. — Noch
mehr in der Malerei der Einzelgestalt,
in der Technik des Malens wuchs dieser
großartige Wurf der Gestaltung des
Paul Schumann über die dogmatisch
gehemmte Gestaltungsweise des Weisen
von Iasnaja Poljana hinaus. Iener
malt sie (im „Licht in der Finsternis")
von außen auf, als Ausfluß seines
ganz eigenen, von den handelnden Per-
sonen unabhängigen Gedankenganges.
Lauckner gestaltet von innen heraus,
stülpt gleichsam die Menschentums»
gehalte seiner Wesen nach außen —

") Als Buch im Verlag Erich Reiß erschienen.

stellt sich daneben und betet bewundernd
und liebevoll mit.
Lauckner haucht symbolisch hin; in
diesem Stück ist der Parallelismus der
Handlung, der nachdenklich stimmt —
und froh macht, augenfällig und sinn-
fällig zugleich. Aus einer Stätte gehen
sie hervor, aus einem Bett, in dem sie
gemeinsam schlafen: der Hundefänger
und der Menschen(hunde)fänger. Und
der „Heilige Paulus" endet als Leier-
kastenmann bei seinem Genoß, der die
Welt scheinbar besser zu begreifen ver-
mag, an eben der Stätte, von der er
ausgezogen war. Die ganze Welt hat
sich um ihre Achse gedreht; allein der
Hundefänger hatte es nicht nötig, sich
zu wandeln — oder: die Kirchentür
wird vom Hüter der staatlich sanktio-
nierten Kirche dem Pseudopaulus vor
der Nase zugeschlossen — und viele
solcher Einzelzüge mehr vertiefen den
Sinn. Alles ist nur so symbolisch hin-
gehaucht. Viel Schönheit wird offen-
bar. (Schönheir, spricht Dostojewski,
wird die Welt erlösen!) Dieses Er-
fassen der zartesten Blüten unserer
Daseinswanderer, der Merkmale der
Triebnaturen, die sich in (Feistheit
tauchen, ist auf der Bühne selten so
wunderbar erreicht worden.
Zum zweiten war es der Inhalt,
der ergriff. Charlatanerie und reiner
Wahn sind dramatisch nie schöner ver-
quickt worden.
Und dann lag es am Spiel. Ale»
rander Moissi und Helene Thimig!

Rundschau
Gottbetrüger und Jrdijchbetrogene.
Golgatha des modernen Getriebes.
Der Schwung des innerlich schwer
zur Erde gravitierenden Pendels fehlt.
Dies ist eine Folge der Iugend; birgt
nur formale Schwäche, keineswegs in-
haltlich dichterische Ohnmacht in sich.
Der starke schwere Pendelschlag fehlt.
Das große Zünden geht nicht auf —
allüberall glimmt es herrlich warm,
versengende Hiye strömt nicht aus.
Zauckner hält sein „Sturmstück" zurück.
— Viele Glöcklein erklingen, in hun-
dertfacher Mannigfaltigkeit, eine ganze
Skala menschlicher Empfindungen und
Empfindsamkeit regend, — der schwere
Glockenschlag des Gottestempels, der zu
Geburt und Tod ertönt, schlägt hier
noch leise nur an.
Gleichsam ein Schwalbenaufflug.
Es ist kein Geier mit Fängen und
Krallen, der die Forderungen seiner
Jugend, der Jugend an die Welt
stellt, der sich rauschenden Flügelschlags
in die Lüfte erhebt. Immerhin Glocken-
klänge, die in den Morgen nnd Über-
morgen hineinklingen. Der Ton singt,
schwirrt noch ans Ohr. Dieses konnte
nur Einer sing??, der Höchstes in sich
trägt.
Die Idee erstickt nicht das Mensch-
liche. Lauckner laßt die Idee gleichsam
Kreise schlagen um die Menschen und
weist den gerat.en Weg dem jüngsten
Drama.
Man fand, dünkt mich, hier das
Beste einer bist»r mehr didaktisch denn
dramatisch sich gebärdenden Iugend.
— Hier ist Reinheit aus ganzem her-
auegemeißelt — in Klarheit steht ein
schönes Bauwerk vor uns! . . .
«
All die politischen, geistigen, ver-
geistigten Stücke — es werden nunmehr
alle irgendwie politisch sich nennenden
Arbeiten hervorgeholt — sind keine
Stücke mehr . . .
Im „Lejsing-Theater" erlebt man
die Aufführung von Björn sons'
„K ö n i g". Eines, der selber Vorbote
sein will — und doch das WeiterroUen
des Rades aufhalten will. All diese
Stücke leiden daran, daß sie im
Schatten — nicht im Licht — zweier
abgeblendeten Zeitscheinwerfer stehen.
Der Schatten zweier aufeinanderstoßen-
den Welten lagert über uns — und dem
Stück, das nun nur papieren bleibt. Das
Politische der Stücke und die heutige

Zeit sind der erste Grund der Unbetei-
ligtheit. Zum zweiten kommt die
schwächliche, geradezu abgepreßte Dra-
matik dieses undramatisch gestalteten
Entwurfs einer Idee. Da müssen nun
Geistervision, Revolverknall nachhelfen;
und auch dann erfolgt nur ein äußer-
licher Ruck. Und zum dritten liegt die
Schwäche in der inneren Armut mensch-
licher Unterlagen.

Und so konnte jeder der Spieler niir
so ein Tüpfelchen seiner eigenen Natur
beilegen. Theodor Loos, äußerlich ak-
klamierr — bleibt innerlich kalt; Kurt
Goetz nur von einigen Tropfen Blutes
durchpulst — und leider auch die herr-
liche Dagny Servaes nur ein Schemen
dessen, was sie ist — was sie sein kann.

Die Regie Barnowskys arbeitet
klar, straff — nicht genial. (Vorn links
auf der Szene hatte die Volksversamm-
lung einen Kopf, der einem Ei in Form
und Farbe glich, aufzuweisen. Solche
bewußte Unschönheit muß die Regie zu
vermeiden wissen!) — Im übrigen glitt
das Stück an unserem Innersten gefühl-
los ab.

Auch im „Kleinen Theater" wird
etwas Politisches — aber weniger
durchgeistigtes — gegeben: Stern-
heims: „^'sbuli, i-a«!". Vier Typen
starren uns entgegen: Syndikalismus
(Sturm) und Revisionismus (Arthur),
die gesteigerte Verbürgerlichung des

> Sozialismus (Wilhelm) und ihre Fort-
setzung in dem einstigen Proletarier,
heutigen Fabrikdirektor Schippel. Da-
hinter die Massen, auf und abwogend:
massenhafte Masse. —
Ein geistvoll dramatisiertes Kolleg
über die Gesellschaftsordnung, über den
vierten Stand, von seinen geistigen
Schwankungen, seinem ungeistigen
Willen — und letzten Endes seinen
menschlichen Regungen! Immerhin
stehen Menschen vor uns. Sternheim
wirkt oft durch Wiederholung. So
wirkt man immer — und Sternheim
versteht so am stärksten zu wirken. —
Festzustellen ist: man möchte, daß
jeder aus mancherlei Gründen es ge-
sehen haben soll — und sonderbarer-
weise: nach einer kurzen Weile denkt
man an das Stück nicht mehr. Indessen
trifft man hier und da jene Menschen,
die einen daran erinnern, daß sie bei
Sternheim auftauchen — um in ihrer
exemplarischen Einmaligkeit, (was ge-
rade Sternbeim vermeiden möchte),
wieder unterzutauchen.
Regie (Altmann) und Spiel (Abel,
Vallentin, Lupu Pick) belebten das
Ganze und liehen den Gestalten der
Karikatur rein menschliche Züge.
Im „Deutschen Theater" wurde
noch Georg Kaisers „Von mor-
gens bis Mitternacht" gegeben, llber
das dynamisch-dramatische Gefüge des
Stückes war schon viel die Rede. Die
Aufführung wirkte zu wenig spontan,
um den Eindruck zum Höchsten zu stei-^
gern. Anch konnte Pallenbergs
Eigenart dem Kassierer, dem Wesen deö
aus dem Gleichgewicht geschleuderten
Menschenwillen nicht gerecht werden.
Die „Kammerspiele "boten noch Schön-
herrs „Narrenspiel des Lebens", in
dem einzig die Leistung Paul Weeners
als freudlos durch die Welt jagender
Einsiedler packen konnte. Dem Stück
fehlt die innere organische Wärme.
Eine Erinnerung mag den Dichter ver-
anlaßt haben, dieses Erlebnis zu
bannen. Wie ganz anders, dürftig,
verdünnt, vermochte es nur zu wirken!
Während das „Lessing-Theater"
nun noch das früher bereits für den
Eintagshnnger gespielte, oberfläehliche
Stück: „Der Blaufuchs" von Franz
Herezeg wieder spielt — hat Fried-
rich Kanßler Strindbergs histori-
sches Drama die „Nachtigall von Wit-
tenberg", sich selber als markigen Luther

herrlich-männlich darbietend, auf die
Volksbühne gebracht. Wir kennen
die Vorstelluna von früher und es war
höchster Genuß, alte, ewigiunae Frei'nde
wiederzusehen. Die Volksbübne öffnet
nun auch den Iungen die Tore. —
Georg Kaiser, von dem es vor zwei
Iahren an dieser Stelle hieß, daß er
„morgen oder übermorgen der Gespiel-
testen einer sein wird", ziebt mit seinem
Drama „Gas" als erster ein.
Kanßler dehnt seine Arbeitsdomäne
aus. Diesem Drang wissen wir großen
Dank.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
Knausgeder und (rhesredatteur: Pros, vr. Ludwig Stein in Berlin XV I II, Luhowuler S». ,Teie>on «mt «urfürst Nr gWg) - Verantwortlicher RedaKteure vr.Snlviu« «ruck, inBresIau—Allein.Verlretungfür Ungarn:
Vril l'Iche K, K. gofbuchKandlung <J BenKS. Budavelt V, Doro,ry«'Meza 2. — Verlag und Druck, de^-Schleichen Buchdruckerei v S, Schottlaender, A,.tS„ Breilau III.

^^nn^n In8«raten-^nnakme ^nn^^
äurod unser« Oesenäktsstelle, Berlin VV, lg. I^üt?.owuksi'5s; durek unsern Verlsg, Lreslsu III; ferner 6nre>, die ?irmg: ?in<lolk Nossu und die bekannten .^nnon,'e,N'I?xpvdit,ianen,
lnsertionspre>8: pro 4ö mm Kr«ite Xeile sliudolk blosse'» Normal-/sile nmesser I^o. öj 7ll ?k.

Bildnis und eigenhÃ¤ndige Unterschrift von Karl ‚Â« antslÂ»,

EmeKuAeMmatWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schleiche Buchdruckerei,«^W^Kunst- und Verlagsattstall
v. S. Schott laend er, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin ^V.io Budapest Kopenhagen
« F. Steinacker, B««Holl, Sutter. «rMIche K, K, Hofduchbandl, Enlev ^ öaslelbalch,
Stockholm Christiania Konstantinopel
E. E, Fritze, l^idr^iri« «ox»Is, Jaeob Dybmad Vuchhdlg, Internat, Buchhandl. Ott« «ell.
für d>e Provinzen in Schweden und In DänemarK : «eor« Vdr. Urgnt Rachsolger, Kovenhoge«.
für die Schweiz: Mkadem. Anttqu. u. Buchhandlung Herm. Vaur, Zürich l.
Benerawertrelung für Holland: W. P. »ai, Stoirum und Eohn, Haag, LuitenhofZS.
4Z. Jahrgang. Band 169. Heft 536. Mai 1919.

Herzog Ernst Günther von Schleswig-
Holstein.
Briefe an Kaiser und Kanzler.
Vorbemerkung der Redaktion: Für weitere Kreise dürfte nach-
folgende Korrespondenz von Interesse sein, welche unsere innerpolitischen Zustände
seit Begründung des Reichstagsausschusses behandelt. Die Korrespondenz setzt sich
aus mehreren Stücken zusammen:
1. einem Anschreiben des Herzogs zu Schleswig-Holstein an seinen Schwager,
den Kaiser Wilhelm II., vom 22. April 1917. — Der Herzog reicht eine Aus-
arbeitung linksstehender Politiker ein. Deren Tendenz ist sowobl ein Koalitions-
ministerium zu befürworten, wie auch die Parlamentarisierung weiter zu ent-
wickeln und ferner ein Reichsoberhaus zu schaffen. Dieser Ausarbeitung wird
eine Kritik des Grafen Westarp Iber dies Programm beigefügt. Der Herzog
erkennt die Bedenken des Grafen Westarp allerdings als schwerwiegende an, be-
fürwortet aber schon damals dringend den Zusammenschluß der Konservativen,
Freikonservativen und Nationalliberalen, sowie eines Teiles des Zentrums unter
Aneignung gewisser liberaler Gesichtspunkte.
2. Der zweite Brief ist ein Schreiben des Herzogs vom 9. Oktober 1917 an
den Minister des Innern Drewe nach Erlaß der Iuli-Botschaft, und nachdem die
Vorlage des Ministers Drews fertiggestellt ist, aber noch nicht den Häusern des
Landtags zugegangen war. Hier stellt sich der Herzog entschieden auf den Stand»
punkt, daß die Frage des Wahlrechte, nachdem dieselbe soweit gediebrn nnd durch
den Iuli-Erlaß vom König in Aussicht gestellt ist, gelöst werden muß, daß diese
Lösung aber nicht nur durch eine Verfassungsänderung in Preußen erfolgen kann,
sondern auch eine Verfassungsänderung im Reiche voraussetzt, wenn eine konstan-
tere Politik verfolgt werden soll, daß ferner einer Einführung des gleichen Wahl-
rechts im Landtag die Schaffung eines Reichsoberhausee gegenüberstehen muß und
voranssichtlich eine Parlamentarisierung im Reiche das Korrelat oder die Voraus-
setzung sein würde.
Diesen Schreiben waren Besprechungen des Herzogs mit den Führern
der Konservativen im Frühjahr 1917 zuvorgegangen, in welchen von ihm
die Frage eines Koalitioneministeriums angeregt worden war. Die konservativen

Führer äußerten jedoch dieselben Bedenken, welche in dem Schreiben des Grafen Westarp ausführlicher zum Ausdruck kommen. Auf die erste Eingabe vom 22. April 1917 an Seine Majestät den Kaiser, in welcher auf die mangelnde Initiative der Reichsregierung und der Staatsregierung in Preußen hingewiesen wurde, erhielt der Herzog weder eine Antwort von feiten des Königs, noch von seiten des Reichskanzlers. Auf das zweite Schreiben an den Minister des Innern Drews, welches allerdings im Anschluß an eine Unterredung des Herzogs mit dem Minister Drews ergangen war, erfolgte gleichfalls keine Antwort.

3. Unter dem 17. November 1917 richtete der Herzog erneut eine Eingabe an den Reichskanzler Grafen Hertling, unter Beifügung der früheren Stücke, in welcher wiederum auf die Notwendigkeit der Lösung der Wahlrechtsfrage und der notwendigen Entspannung im Reiche hingewiesen wurde. Es wurde der neuerlichen politischen Situation gedacht und der Verschärfung, welche die Lage mit jedem Tage zeitigte, sowie der Möglichkeit für die Regierung, auch in diesem Stadium noch die Führung zu übernehmen, um durch eine großzügige Reform der Gärung Herr zu werden und zugleich dauernde konstante Verhältnisse zu schaffen. In diesem Schreiben wurde ferner auf eine Unterredung des Herzogs mit Seiner Majestät dem Kaiser am Tage nach Erlaß der Iuli-Botschaft hingewiesen, vor dem Sturz des Ministeriums Bethmann Hollweg. Der Herzog hatte dem Kaiser gegenüber die unmögliche politische Lage betont und auf seine derzeitige Eingabe vom 22. April 1917 hingewiesen. Auf dieses Schreiben erhielt Seine Hoheit der Herzog vom Grafen Hertling unter dem 7. Dezember 1917 die Antwort, daß eine derartige Reform voraussichtlich an dem Widerstand des Bundesrats scheitern würde und der Reichskanzler ja schon in seiner Rede im Abgeordnetenhaus sich dahin geäußert hätte, daß er an den bewährten Grundlagen des Reiches nichts zu ändern beabsichtige.

Die weitere Entwicklung ist bekannt. Die Regierung verlor immer mehr die Führung, und der Konflikt zwischen Regierung und Landtag nahm immer schärfere Formen an, bis die Revolution allen Verhandlungen ein Ende machte und die Grundlagen des Reiches und der Monarchie gewaltsam zerstörte.

Abschrift.

Berlin, den 22. April 1917.

Euer Majestät

erlaube ich mir zwei Aufsätze einzureichen. Nr. 1 stellt den Gesichtspunkt einer großen Anzahl liberaler Politiker dar, auf welchen sich wohl die eine Hälfte der Mitglieder des Reichstages vereinigen ließe, einschließlich des rechten Flügels der Sozialdemokraten. Nr. 2: Die Beurteilung dieses Vorschlages stammt vom Grafen Westarp und stellt im allgemeinen die Auffassung der allerdings wohl kleineren Hälfte dar. Die Scheidung der Ansichten dürfte zwischen Stresemann

und Bassermann liegen, also zwischen dem linken Flügel der Nationalliberalen und den übrigen Mitgliedern dieser Partei. Die Stellung des Zentrums läßt sich noch nicht ganz übersehen, anzunehmen ist allerdings, daß der linke Flügel der stärkere sein wird. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich dem Standpunkt des Grafen Westarp näher stehe. Namentlich die verfassungsmäßige Stellung der Reicheminister, ohne eine Minderung der Rechte der Krone Preußens, sowie der Einzelstaaten herbeizuführen, ist eine Frage, welche wir uns verfassungsrechtlich nicht konstruieren können. Daß der demokratische Zug sehr stark im Volke ist, daß aber das Auftreten der Regierung erst die Bildung des Verfassungsausschusses er» möglicht hat, brauche ich wohl nicht zu betonen. Deswegen wäre es von größter Wichtigkeit, die Stellung des Kaisers und Königs zu diesen Fragen zu kennen. Denn die rechtsstehenden Parteien können durch ihre Opposition gegenüber den unitarischen und demokratisierenden Tendenzen der Linken vielleicht blutige Zusammenstöße hervorrufen. Sollten sie sich in ihren Bestrebungen nicht mit dem König eins wissen, dann hätten sie sich umsonst eingesetzt und würde sich der Zusammenstoß vermeiden lassen.

gez. E. G. Herzog Holstein.

Abschrift.

BriefdesHerzogsvonHolsteinandenMinisterdesInnern.

An Exzellenz Minister Drews.

Schloß Primkenau, den 9. Oktober 1917.

Euer Exzellenz!

Ich habe nach meiner Rückkehr mir das interessante Gespräch, welches ich mit Euer Exzellenz die Ehre hatte zu führen, eingehend durch den Kopf gehen lassen und die mögliche Fortentwicklung unserer Zustände in Betracht gezogen. Inzwischen sind mir auch noch einige Informationen zugegangen, da ich ja ve» schiedenen politischen Körperschaften angehöre.

Die ganze Lage im Reich und in Preußen enthält ja so außerordentlich viel Konfliktstoffe, daß der Wunsch nach einer gedeihlichen Entwickelung und möglichsten Vermeidung von Zusammenstößen während der kriegerischen Ereignisse in den Vordergrund gestellt werden muß. Auf der anderen Seite würde eine Verschleppung vielleicht in der Folge noch größere Konflikte herbeiführen. Es erscheint mir nicht ohne weiteres wahrscheinlich, daß die Gegner der beiden Gesetzentwürfe es zum Bruche kommen lassen werden, doch ist es fraglich, ob eine Verschleppung durch zahlreiche Kommissionsanträge in der Folge den Zündstoff nicht mehr vermehren dürfte, ohne daß eine Lösung herbeigeführt wird. Wie ich mir erlaubte, Euer Exzellenz gegenüber kurz auszuführen, würde ja das Schwergewicht in Preußen durch den nnmprn« i'wns,,» dem Herrenhaus zufallen und dasselbe

formal ein sehr viel wesentlicherer Faktor für unsere Entwieklung werden, als wie dies bisher der Fall war. Doch zugleich mit diesem Schwergewicht ladet das Herrenhaus in der Zukunft sich alleine das Odium auf für eine retardierende Gesetzgebung gegenüber dem Ansturm der Linken und der radikalen Elemente. Findet das Herrenhaus im Reiche keine Stütze, und dies erscheint zweifelhaft bei der geringen Anzahl der konservativen Mandate im Reich, so würden leicht die Folgerungen eintreten, die ich mir schon zu skizzieren erlaubte, indem schließlich der Wille des Reichstags doch der preußischen Gesetzgebung aufoktroyiert würde und dadurch diejenigen Elemente, welche im Herrenhaus für eine Verzögerung eintreten würden, lediglich ihren Einfluß verlieren dürften, den sie bisher ausgeübt haben.
Ich glaube, es ist notwendig, bei der jetzigen Situation die Verhältnisse im Reich zu gleicher Zeit mit der Fortentwickelnng in Preußen zu betrachten, da ja die eine Gesetzgebung auf die andere übergreift und eine einigermaßen konstante Entwickelung nur denkbar ist, wenn auch hier unser Verfassungöleben sich einigermaßen konform entwickelt.
Zweifellos wird von der linken Seite die Parlamentarisierung im Reich nach wie vor angestrebt werden und als dauerndes Petitum kaum von der Tagesordnung verschwinden. Ich halte auch den jetzigen Zustand, wie er sich uns darstellt, auf die Dauer für unhaltbar, die der Linken gewährte Konzession der Unterstaatssekretäre und Minister, genommen aus parlamentarischen Körperschaften, befriedigt die Parteien in keiner Weise, und wie Euer Trzellenz ja auch schon ausführten, betrachten die Parteien Minister, welche aus ihren Reihen unter den jetzigen Vor» hältnissen hervorgegangen sind, nicht mehr als zugehörig zu ihrer Partei.
Trotz der schweren Bedenken, welche einer Parlamentarisierung im Reich entgegenstehen angesichts des bundesstaatlichen Charakters unserer Verfassung, würde ich doch eine Fortentwickelung nach dieser Richtung für das kleinere Übel ansehen, wenn ein Gegengewicht gegen dieselbe im Reiche vorhanden wäre. Ich hatte schon im Iahre 14 dem Herrn Staatssekretär Erzellenz Solf gegenüber, allerdings unter ganz anderen Gesichtspunkten, den Gedanken eines Reichsoberhauses ausgesprochen. Im Winter 16/17 ist man von anderer Seite auf diesen Gedanken zurückgekommen und schien es damals, als wenn auch die sozialdemokratische Partei hierfür zu gewinnen wäre unter der Voraussetzung, daß in einem derartigen Reichsoberhaus auch Mitglieder, hervorgegangen aus den Gewerkschaften, Sitz und Stimme erhalten würden. Man ließ damals den Gedanken fallen angesichts der Schwierigkeiten gegenüber dem Bundesrat und der sonstig,n Einschränkung, welche für die Souveränität der einzelstaatlichen Monarchien sich ergeben würde. Zweifellos wird ein derartiger Schritt ja auch eine Zertrümmerung des Verfassungswerkes des Fürsten Bismarck in sich schließen, jedoch fragt es sich, was von diesem Verfassungswerk jetzt nech übrig ist oder übrig bleiben würde nach vollzogener Radikalisierung in Preußen, und ob die damals maßgebenden Ge» sichtspunkte unter den jetzigen Verhältnissen noch ihre Berechtigung haben. Kein

anderer Staat h«t eine Verfassung, wie sie Deutschland besitzt. Wir haben ,m Reich das demokratische Wahlrecht, ohne das Gegengewicht eines Kongresses Souse »k oder einer sonstigen Institution, wie sie auch alle Demokratien oder Monarchien besitzen. Selbst der Bundesstaat Amerika hat neben seinem Volkshaus einen Senat, und trotzdem bleibt das bundesstaatliche Verhältnis gewahrt.

Dieser Zustand war trotz vieler Konfliktsmöglichkeiten erträglich, solange in Preußen das Gegengewicht im Abgeordnetenhaus und Herrenhaus vorhanden war. Die Radikalisierung in Preußen, auch selbst mit dem Gegengewicht des Herrenhauses, vermag jedoch auf die Dauer ein Gegengewicht für die Fortentwickelung im Reiche kaum zu bilden, wenn nicht verfassungsmäßige Garantien im Reiche vorhanden sind, welche eine gleichartige Entwickelung in Aussicht stellen. Ich mochte als Beispiel nur allein die polnische Frage anführen, in welcher zweifellos der preußische Ministerpräsident und Minister des Innern mit dem Reichskanzler in Konflikt geraten müssen. Sollte die Lösung der polnischen Frage sich in dem Sinne vollziehen, wie dieselbe von österreichischen Politikern und wohl auch zum Teil bei uns im Auswärtigen Amt und bei der Reichsleitung in Erwägung gezogen wird, so dürften für die Provinz Posen und Westpreußen die Maßnahmen der preußischen Regierung prohibitiv sich in bestimmten Bahnen bewegen. Zweifellos würde die Politik des Reiches, soweit dieselbe durch das Zenlrum, die Sozialdemokratie und auch zum Teil durch den Freisinn beeinflußt wird, ganz andere Gesichtspunkte und einen ganz anderen Verlauf nehmen, als wie dies für die preußische Politik erforderlich erscheint. Ein dauernder Konfliktstoff dürfte vorhanden sein, welcher wiederum zu steten Reibungen oder einem Zickzackkurs führt, wie wir ihn bedauerlicher Weise sowohl in unserer Polenpolitik, wie auch mit Bezug auf Elsaß-Lothringen und auch hinsichtlich Nordschleswigs in vermindertem Maße bisher erlebt haben.

Verzeihen Euer Errellenz diese längere Abhandlung, aber naturgemäß liegen mir die Dinge so außerordentlich am Herzen, daß ich nicht umhin kann, mich doch ,sehr eingehend mit denselben fortlaufend zu beschäftigen. Es kommt hinzu, daß ich durch häufigen Verkehr mit den einzelnen Parteien immer wieder die Erfahrung mache, daß ein großer Teil derselben so sehr in ihrer Parteitaktik eingesponnen ist, daß viele unter diesem Gesichtswinkel immer nur die Maßnahmen der nächsten Wochen ins Auge fassen, die große Entwickelung und Lösung der Fragen jedoeb so oft in den Hintergrund tritt, um nur augenblickliche Vorteile zu erreichen oder Maßnahmen abzuwenden, die der einzelnen Partei unerwünscht erscheinen. Ich verkenne nicht den Widerstand, welcher namentlich im Westen nnd in Bayern sich gegenüber der Ausführbarkeit eines derartigen Projektes geltend macht. Angesichts der neuerlichen Haltung im Hanptausschuß dürfte zu erwarten sein, daß eine Verhandlungsmöglichkeit mit gewissen Teilen aller Parteien besteht, wenn den radikaleren Flügeln für ihre Wünsche ein Entgegenkommen gezeigt wird. Denn

gerade bei dem jetzigen Zustande stoßen die Gegensätze im Raume so heftig auf«n» ander, daß eine weitere Erschütterung des Staatskörpers doch äußerst bedenklich erscheint.

Euer Exzellenz
sehr ergebener
gez. Herzog Holstein.

Abschrift.

Schloß Primkenau, den 17. November 1917.

Exzellenz Graf v. Hertling.

Euer Exzellenz

erlaube ich mir eine Zusammenstellung zu überreichen, welche vielleicht Ihr Interesse finden dürfte. Unter dem 22. April d. I. hatte ich eine Denkschrift, verfaßt von liberalen Politikern, die der jetzigen Reichstagsmajorität nahe standen, Seiner Majestät eingereicht und hierzu eine Kritik des Grafen Westarp, zugleich mit einem Anschreiben an Seine Majestät, welches gleichfalls anliegt. Ich war damals davon ausgegangen, daß zu jener Zeit ein Entgegenkommen von konservativer Seite möglich war, und wenn seitens der Regierung ein Programm aufgestellt worden wäre, selbst unter dem Regime des früheren Reichskanzlers Seiner Exzellenz von Bethmann Hollweg, sich die Krise vermeiden ließ, die ja dann im Iuli irr voller Schärfe einsetzte. Allerdings war es ja zur Zeit wahrscheinlich, daß ein Zusammenschluß von Konservativen, Frei-Konservativen, Nationalliberalen und einem Teil des Zentrums bis auf weiteres eine Minorität gebildet hätte, welche sich aber zu einer Majorität auswachsen konnte und unter Aneignung gewisser liberaler Gesichtspunkte eine konstantere Politik gezeitigt hätte, welche uns ja leider während der ganzen Kriegszeit gefehlt hat. Seitens der Regierung ward jedoch ein Entschluß leider nicht gefaßt, eine Antwort ward mir nicht zuteil und meine Befürchtungen haben sich in vollem Umfange bestätigt. Einen Tag vor dem Sturz des Herrn Reichskanzlers, doch am Morgen nach Erlaß der Wahlreform, war ich bei Seiner Majestät dem Kaiser und erlaubte mir auf die unhaltbare Situation hinzuweisen und zu gleicher Zeit auch das Exposö zu erwähnen, welches ich im April d. I. eingereicht hatte. Seine Majestät der Kaiser erwiderte mir, daß er angesichts der Kriegsereignisse sich nicht mit der inneren Politik habe befassen können.*) Ich erlaubte mir auf die verfassungsmäßige Stellung des Herrn Reichskanzlers hinzuweisen und auf die Folgen des Wahlrechtserlasses, deren Umfang und Konse» quenzen Seine Majestät, wie es schien, ganz anders auffaßte, als wie derselbe nach

*) Diese Äußerung war voraussichtlich so zu verstehen, das; die äußere Politik und die Anforderungen de« Krieges in erster Linie den Kaiser in Ansvruch nahmen und er Eingaben daher selbst nicht lesen konnte. Ter Verfasser.

dem Wortlaut und der Interpretation in der Norddeutschen Allgemeinen zu ver-
stehen war. Eine Verständigung über die sehr weit auseinandergehende Beur-
reilung der Lage war nicht zu erzielen.
Anfang Oktober 1917 hatte ich ein sehr eingehendes Gespräch mit dem jetzigen
Minister des Innern, Seiner Exzellenz, Drews, nachdem die kommende Wahl»
rechtsvorlage sowie die Reform des Herrenhauses schon einigermaßen greifbare
Gestalt angenommen hatte. Im Verfolg dieses Gesprächs erlaubte ich mir an
Seine Erzellenz anliegendes Schreiben zu richten. Ich möchte bemerken, daß ich
dasselbe nicht in meiner Eigenschaft als 3. Vorsitzender der konservativen Fraktion
des Herrenhauses verfaßt habe, denn die in demselben dargelegten Anschauungen
dürften nur in beschränktem Maße einen Widerhall in der konservativen Fraktion
finden, und die Taktik, welche wohl seitens der Rechten im Abgeordnetenhaus für
die kommende Wahlrechtsordnung verfolgt wird, dürfte wesentlich von diesen Ge-
sichtspunkten abweichen. Obgleich durch die Fraktion an die Taktik der Rechten
gebunden, befürchte ich doch selbst bei einem Sieg derselben sowohl eine Verminde-
rung des Ansehens der Krone auf der einen Seite und die Fortdauer des Stachels
im Volke selbst, nachdem die Dinge einmal soweit gediehen sind. Deswegen er-
scheint mir eine Lösung der Frage, so schwer dieselbe auch ist, für wünschenswerter,
selbst auf die Gefahr hin, gewisse Axiome preiszugeben, die den bisherigen Be-
stand der Partei gebildet haben, und die einigermaßen gedeihliche Fortentwickelung
im Vaterland an erste Stelle zu rücken.
Ich verkenne nicht, daß der größte Widerstand diesem Gedanken gegenüber
aus Banern kommen wird, da die Reservatrechte Bayerns in erster Linie tangiert
würden, und vermag daher anch bei Euer Exzellenz eine günstige Aufnahme dieser
meiner Aufassungen nicht vorauszusetzen. Ob bei der Schaffung eines Reichs-
obirhauses die Reservatrechte der einzelnen Bundesstaaten noch die Souveränität
der Bundesfürsten trotzdem in vollem Umfange gewahrt werden kann, das wäre
Sache berufener Staatsrechtslehrer im einzelnen auszuarbeiten.
Der Gedanke, der mir vorschwebt, ist der eines Kurienhauses, in welchem der
Bundesrat eine besondere Kurie mit einem Vetorecht bilden würde, und welches
sonst aus allgemeiner Wahl auf berufsständischer Grundlage aufgebaut würde, mit
dem Recht des Kaisers resp. des Königs von Preußen und der anderen Bundes-
fürsten, eine ganze Anzahl Mitglieder zu ernennen. — Seine Majestät der Kaiser
Friedrich war ja zur Zeit ein Anhänger des Gedankens eines Reichsoberhauses.
Allerdings auf ganz anderer Grundlage und gewissermaßen als direkte Vertretung
der Bundesfürsten resp. ihrer Repräsentanten gedacht. Doch alle derartige retro»
spektiven Erwägungen sind ja jetzt nicht mehr am Platze, da sich unsere Verhältnisse
schon von Grund auf geändert haben.
Ich möchte mir noch erlauben anzuführen, daß ich sowohl im Verkehr mit den
Herren Bundesfürsten häufig die Erfahrung gemacht habe, daß sie mit dem jetzigen
Zustand nicht einverstanden sind, indem bei der bisherigen Praxis die kleineren

Bundesstaaten sich oft beklagen, einen so geringen Einfluß ausüben zu können, auf der anderen Seite, wie ich mir schon erlaubte vorher darauf hinzuweisen, die Radikalisierung in Preußen allein und der Beginn der Parlamentarisierung im Reiche, ohne Gegengewicht, zu permanenten Erschütterungen führen müssen, da die vorhandenen Faktoren sich dauernd im Raume stoßen werden. Schließlich wird zede Regierung, und auch eine starke, von Etappe zu Etappe weiter gedrängt werden, als wie sie dies beabsichtigt hat, und Deutschland wird einen sehr viel schnelleren Radikalisierungsprozeß mit stark staatssozialistischem Einschlag durchmachen, als wie dies bei irgend einem anderen Staat der Fall gewesen ist. Ich lasse hierbei die Möglichkeit eines Staatsstreiches, eine Auflösung des Reichstages oder eine gewaltsame Erhebung, außer Betracht, Dinge, die jedoch von Extremen beider Richtungen mit vollem Bewußtsein angestrebt werden.

Es ist meiner und der Anstrengung einiger anderer Herren im Herrenhaus bisher gelungen, eine Adresse an den König zu verhindern, sowie ein Hervor» treten des Herrenhauses im Verlaufe der letzten Monate, welche eine schroffe Absage an den Reichstag bezweckten und der Betonung der monarchischen Grundlage sowie der Rechte der Krone dienen sollten. Eine derartige Kundgebung hätte voraussichtlich noch mehr Hl in das Feuer gegossen und Seine Majestät selbst in eine noch schwierigere Lage gebracht als wie diejenige, in welcher sich der König zur Zeit befindet.

Die Stellungnahme einer großen Anzahl von Herren des Herrenhauses, sowie hoher Staatsbeamter, die bisher Sitz und Stimme im Herrenhause hatten, wird jedoch voraussichtlich wesentlich davon beeinflußt sein, ob die Zukunft eine gedeihliche Entwickelung erhoffen läßt, oder ob ihnen der Kampf auf der ganzen Linie notwendig zu werden erscheint. Soweit meine Kenntnis über die Stimmung der Herren vorhanden ist, und diese ist nicht immer konform denjenigen Anschauungen, welche in der konservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses sich geltend machen, wird die Taktik der rechten Seite des Abgeordnetenhauses nicht überall Zustimmung finden. Ich stehe in einem sehr nahen Zusammenhang mit Mitgliedern des Zentrums, welche ja in unserer Fraktion gleichfalls sitzen, da ja im Herrenhaus eine Trennung zwischen Konservativ und Zentrum nicht vorhanden ist, und habe selbst in der Bülow'schen Ära ein Zusammengehen mit dem Zentrum nach Möglichkeit befürwortet, ebenso wie es keinen Gegensatz in der Deutschen Adelsgenossenschaft nach dieser Richtung gibt, deren Protektor ich schon seit beinahe 30 Iahren zu sein die Ehre habe. Auch mit dem Grafen Lerchenfeld habe ich nach dieser Richtung durch Iahrzehnte in der Auffassung oft übereingestimmt. Umso ungünstiger finde ich die augenblickliche Stellungnahme der konservativen Fraktion im Reichstag, und auch mit Rücksicht auf diese Mitglieder des Zentrums innerhalb unserer Fraktion habe ich den Gedanken der Adresse an den König bekämpft, welche sie in einen Gegensatz zu ihrer Fraktion im Reichstag gebracht hätte. Doch dies sind ja nur Gesichtspunkte der inneren Parteipolitik und habe ich mir diese

Abschweifung erlaubt Euer Exzellenz gegenüber zum Ausdruck zu bringen, da ja die spezifisch preußischen Verhältnisse, wie dieselben sich in den 3 Parlamenten, Abgeordnetenhaus, Herrenhaus und Reichstag, geltend machen, in sehr verschiedener Art in Erscheinung treten.
Ich möchte noch darauf hinweisen, warum in Deutschland der Radikalisiorungsprozeß ungünstigere Forme» anzunehmen droht, als wie dies in anderen Staaten der Fall ist, welche schon eine demokratischere Regierungsform seit längerer Zeit haben. Sowohl unsere Finanzpolitik wird uns nach dem Kriege in gewissem Umfang auf einen Staatssozialismus hinweisen, ferner ist der staatssozialistische Einschlag schon fast in allen Parteien vorhanden. Demgegenüber wird als notwendige Abwehr der Zusammenschluß der großen Vermögen, die Vertrustung einsetzen, je mehr die Person als solche an Autorität und Einfluß ver» liert. Wir dürften daher in sehr schnellem Tempo zu Zuständen kommen, wie dieselben in Amerika sich ergeben haben, und der Kampf dieser Finanztrusts gegenüber der staatssozialistischen Tendenz und der Monopole wird sich in voller Schärfe entwickeln. Im Fall des Sieges seitens des Staates werden diese Kapitalien suchen, sich nach Möglichkeit in das Ausland zu retten. Schon jetzt machen wir in manchen Gegenden die Erfahrungen, daß das Großkapital Güter erwirbt, dieselben bis an die Grenze der Möglichkeit mit Hypotheken belastet, hierdurch sich von den Kommunalsteuern nach Möglichkeit befreit und eine etwaige gewaltsame Trennung von diesem Grund und Boden auf schmerzlose Art vorbereitet. Natürlich können solche Zustände nicht als gesunde angesehen werden. Die Verbindung mit dem Grund und mit der Scholle bleibt eine äußerst lose und die Kommunallastel? werden durch ein im Bereich der Gesetzgebung legitimes Mittel schwächeren Schultern aufgebürdet.
Sollten Eure Erzellenz den Wunsch haben, mich persönlich zu sprechen, so stehe ich selbstverständlich jeder Zeit zur Disposition. Ich kann von Schlesien nach Berlin hereinkommen, bin ja auch infolge meiner Tätigkeit und meiner Geschäfte sehr oft in der Reichsbanptstadt anwesend.
Mit dem Ausdruck der vorzüglichsten Hock)achtung
Euer Exzellenz
sehr ergebener
gez. Herzog Holstein.
Abschrift.
Der Reichskanzler. Berlin, den 7. Dezember 1917.
Euer Hoheit
gnädiges, durch Herrn Unterstaatsjekretär von Radowitz mir übermitteltes Schreiben vom 17. v. Mts. nebst Anlagen habe ich zu erhalten die Ehre gehabt und mit großem Interesse von den Anregungen Euer Hoheit und den Ausführungen

der Denkschriften Kenntnis genommen. In Zeiten geringerer Inanspruchnahme meiner Zeit und Arbeitskraft, als es jetzt der Fall ist, wird es mir eine große Freude und Ehre sein, mich gelegentlich mündlich mit Euer Hoheit über die angeschnittenen staatsrechtlichen Fragen unterhalten zu können. Der Anregung, neben dem Reichstage ein Reichs»Oberhaus zu schaffen, vermag ich jedoch eine praktische Folge nicht zu geben, da, wie auch Graf Westarp zutreffend bemerkt, es ausgeschlossen erscheint, daß die verbündeten Regierungen so tief eingreifenden Änderungen der Reichsverfassung zustimmen würden, und weil ich ja auch, wie ich in meiner Reichstagsrede vom 29. November d. I. ausdrücklich betont habe, auf dem grundsätzlichen Standpunkt stehe, daß an den bewährten Grundlagen unserer Reichsverfassung nichts geändert werden darf.

In größter Verehrung habe ich die Ehre zu sein

Euer Hoheit

ehrerbietigst ergebener

gez. Graf von Hertling.

I. Reichswahl recht.

Ich halte alle Ideen, das gleiche und allgemeine Wahlrecht zum Reichstag zu verändern, die ab und zu aufgetaucht sind, für höchst gefährlich und unmöglich. Man wird im Gegenteil verschiedenen alten Forderungen auf Verbesserungen beim Reichstags-Wahlverfahren entgegenkommen müssen. Insbesondere wird eine neue Einteilung der Wahlkreise und eventuell auch eine Vermehrung der Reichstagsabgeordneten infolgedessen notwendig werden. Die einzige Frage, die man ernsthaft erwägen kann und muß, ist die Einführung des Proportional-Wahlrechtes, durch die auf alle Fälle den Minoritäten eine angemessene Vertretung im Reichstag erhalten bleibt. Das Proportional-Wahlrecht hat auf alle Fälle den großen Vorzug, daß die Stimmung des Gesamtdurchschnittes der Wähler im Lande viel besser ge>kennzeichnet wird, und auch eher zu Worte kommt, als beim heutigen Wahlrecht, in dem der Sieg eines Abgeordneten namentlich in volksreichen Wahlkreisen immer die Mundtotmachung sehr erheblicher Wählermassen der verschiedensten Geistesrichtungen zur Folge hat.

Es wäre natürlich zu überlegen, ob man im vollen Umfange das Proportional-Wahlrecht einführt, oder ob man es nur für große städtische Wahlkreise einführt, gewissermaßen als Ergänzung zu dem allgemeinen Wahlrecht. Die Gefahr der Mundtotmachung von Minoritäten ist natürlich in solch großstädtischen Wahlkreisen besonders groß. In den Landkreisen sind naturgemäß die geistigen Differenzierungen geringer als in den Großstädten. Im übrigen entsprechen sie in der Qualität denen der Großstädte, und es ist daher als sicher anzunehmen, daß diejenigen Strömungen, die im ganzen Lande verbreitet sind, auch schon beim Pro-

portional-Wahlrecht für die Großstädte im Reichstag in die Erscheinung treten würden.

II. Die eigenartige Stellung der Zentrumspartei.

Eine Abänderung der Zusammensetzung des Deutschen Reichstages durch eine Abänderung der Wahlkreise und eventuell auch mittels der Ergänzung durch das proportionale Wahlrecht wird unbedingt notwendig wegen der eigenartigen Stellung, die augenblicklich die Zentrumspartei einnimmt. Ich enthalte mich über den sachlichen Inhalt des Parteiprogramms des Zentrums jeder Äußerung, schon um nicht etwa den Eindruck zu erwecken, als ob ich irgend welche konfessionellen Momente in die Erörterung der Frage hineintragen möchte. Ich lasse auch dahingestellt, ob das Wirken der Zentrumspartei für die bisherige Entwickelung des Zentrums und des Deutschen Reichstags von Segen war oder nicht. Ich beschränke mich lediglich auf die Konstatierung der rein technischen Tatsachen, daß in der Zentrumspartei bisher die Zahl der Abgeordneten fast stets gleich geblieben ist und aus den allerverschiedensten Elementen zusammengesetzt ist. Das Zentrum ist ebenso aristokratisch wie demokratisch. Es kann sehr sozial und es kann weniger sozial sein. Die Folge davon ist, daß das Zentrum jederzeit sowohl nach der linken wie nach der rechten Seite des Reichstags hin eine Mehrheit bilden kann, wie es ihm beliebt, wenn nicht gerade einmal der besondere Zustand eintritt, daß konservative und liberale und womöglich gar sozialdemokratische Elemente sich gegen das Zentrum vereinigen. Dieser Zustand wird immer nur vorübergehend und kann nicht dauernd sein. Die Gefahr ist, daß auf diese Weise, wenn das Zentrum nicht will, eine bestimmte sachliche Politik der Reichsregierung auf die Dauer nicht möglich ist. Wenn das Zentrum heute mit den Liberalen zusammen eine Mehrheit bildet, und die Reichsleitung hat die Absicht, mit dieser ihr sicher erscheinenden Mehrheit eine bestimmte Politik zu treiben, so droht ihr jeden Tag die Gefahr, daß das Zentrum, wenn auf seine Sonderwünsche nicht eingegangen wird, sich nach der anderen Seite herüberwirft und nunmehr eine neue Mehrheit mit der Rechten bildet. Die Voraussetzung für eine dauernde, dem Volkswohl dienenve Reichspolitik muß es aber sein, klare Mehrheiten zu haben, die auf Grund sachlicher Programme entstehen. Die Volksstimmung bei den Wahlen wird mal eine Rechtsmehrheit und mal eine Linksmehrheit ergeben. Auf beide kann eine Regierung sich für eine Reihe von Iahren einrichten. Aber die Erhaltung des jetzigen Zustandes ist unmöglich, wo im Grunde genommen eine in sich unentschiedene und die verschiedensten Elemente bergende Partei im Interesse ihrer engeren Parteipolitik jede Mebrheit zu'ii Schwinden und zum Entstehen bringen kann.

III. Das parlamentarische System.

Ein solcher Zustand ist namentlich dann unmöglich, wenn man glaubt, auf parlamentarischem Wege regieren zu wollen, und man wird sich dieser Forderung auf die Dauer nicht verschließen können. Dabei braucht man keinesnegs aber

sofort an die radikale Form des Parlamentarismus zu denken, die in den romanischen Staaten ausgebaut worden ist. Diese Form des Parlamentarismus gibt es nirgends in Ländern starker Monarchien, die rechtzeitig eingesehen haben, daß es notwendig ist, ebenso im Interesse ihres Landes wie im eigenen Interesse, dem Zeitgeist zu folgen oder ihm womöglich gar vorauszugehen. Es ist eine vollkommen falsche Darstellung, die z. B. vom englischen Parlamentarismus gegeben wird, als ob dort der König eine Schattenfigur sei. Der König hat dort sogar auch nach dem Gewohnheitsrecht einen überaus starken Einfluß. Die Königin Viktoria hat diesen Einfluß des öfteren, und der König Eduard fast immer ausgeübt. In England scheint mir der Parlamentarismus eine ganz wesentliche und wichtige Ergänzung der Mängel, die naturgemäß jeder Erbmonarchie inne wohnen. Die monarchische Staatsform ist durchaus nicht überlebt. Sie ist, wie gerade dieser Krieg zeigt, meines Erachtens eine Staatsform, die geradezu geschaffen werden müßte, wenn sie nicht vorhanden wäre. Aber die Institution der Erbmonarchie hat natürlich den Fehler, daß von einem einzelnen Menschen unter allen Umständen letzten Endes nicht nur das Geschick seines Volkes, sondern womöglich auch das Geschick seiner Dynastie abhängt. Ist der König eine starke Individualität und ein begnadeter Geist, so wird es ihm vielleicht auch nicht einmal unlieb sein, durch gewisse parlamentarische Widersprüche gezwungen zu werden, sich seine Entschließungen des öfteren zu überlegen und durchzudenken. Kommt er nach wiederholter Überlegung dazu, seine Entschlüsse richtig zu finden, so bleibt es ihm immer unbenommen, durch die Auflösung des Parlaments oder durch den Peers-Schub oder auch durch die Wahl seiner Minister den Lauf der Dinge in seinem Sinne zu beeinflussen. Ist er aber eine schwache Individualität, dann tritt als Ergänzung seines Wesens der Parlamentarismus in seine Rechte, und dann wird seine Schwäche verdeckt dadurch, daß das Parlament handelt, sodaß seine Fehler ihm vom Lande nicht zugerechnet und mithin auch nicht zum Schaden seiner eigenen Person und seinem eigenen Hanse ausschlagen können. Ich halte es für ganz ausgeschlossen, daß iu Deutschland sich jemals ein Parlamentarismus romanischer Natur entwickelt. Das liegt nicht im Willen und nicht im Wesen des deutschen Volkes. Und deshalb halte ich es für richtig, daß die Thronzustände amtlich sanktioniert werden, die in Wirklichkeit beute bereits latent vorhanden sind. Wenn heute der Reichstag dauernd und hartnäckig bestimmte Dinge fordert oder sie zu verhindern sucht, so kann der Kaiser von seinen verfassungsmäßigen Machtmitteln Gebrauch machen. Wenn er aber diese Machtmittel erschöpft hat, wenn die ueugewählten Reichstage sich immer wieder auf dem Standpunkt ihrer Vorgänger halten, so bleibt dem Kaiser und den Fürsten nur die Lösung, entweder nachzugeben, oder es zum Konflikt kommen zu lassen. Ich halte es bei der Treue und lonalen Natur Sr. Majestät unseres Kaisers für vollkommen ausgeschlossen, daß er sich jemals zu dem Entschlusse durchringen könnte, gegen die Verfassung zu regieren, also den Reichstag bei der Beschlußfassung wichtiger Gesetze vollkommen auszuschalten. Anf der

anderen Seite wird es nach dem Kriege zweifellos dazu kommen, daß der Reichstag, gezwungen durch das Volk, bestimmte Forderungen aufstellt und energisch vertritt. Angesichts solcher Möglichkeiten scheint es mir doch richtiger zu sein, die einmal vorhandenen Zustände anzuerkennen, als alte und gefährliche Schlagworte weiter» wirken zu lassen, wie das der Fall sein könnte, wenn man sich einer solchen Anerkennung entgegenstemmt.

IV. Die Reichsministerien.

Ein solches Anerkenntnis brauchte und dürfte durchaus nicht elwa in der Form erfolgen, daß die Rechte des Monarchen verfassungsmäßig irgendwie begrenzt oder daß ihm durch eine Änderung der Verfassung sein Pflichtenkreis anders umschrieben wird. Dem englischen König ist mit keinem Worte vorgeschrieben, daß er seine Minister aus der Mehrheit des Parlaments zu nehmen braucht. Es ist Übung geworden, und zwar deshalb, weil es sich für Volk und Monarchie gleichmäßig als ersprießlich herausgestellt hat. Äan kann Verfassungen nicht nachahmen, und es kommt überhaupt nicht auf den Buchstaben der Verfassung an, sondern auf den Geist, in dem regiert wird. Und es ist auch durchaus nicht etwa nötig, und auch nur nützlich, bei uns sofort alles auf den Kopf zu stellen. Es würde vorderhand hauptsächlich darauf ankommen, die Minister nach anderen Gesichtspunkten auszuwählen, als das bisher der Fall war. Der König ist heute bereits in der Auswahl seiner Minister vollkommen frei. Es ist in Preußen und in Deutschland bisher Übung gewesen, hauptsächlich solche Leute an die Spitze der Ministerien zu berufen, die aus der Beamtenlaufbahn hervorgegangen sind. Das ist richtig für die Berufung von Beamten bis zu den Unterstaatssekretären. Das System aber ist überholt für die Ministerberufung. Die Minister sollen politische Beamte sein, die den König über die Strömungen im Lande unterrichten und ihn in enger Fühlung mit den verschiedenen politischen AnsäMiungen und Volksauffassungen halten. Außerdem sollen Minister keine Arbeiter, sondern Anreger sein. Es würde daher nötig sein, in Preußen, aber vor allem im Reiche, solche Männer an die Spitze der einzelnen Ressorts zu berufen, die auf bestimmten Gebieten besonders ideenreich sind, oder die in besonders enger Fühlung mit den verschiedensten Kreisen des Volkes stehen. Es ist durchaus nicht nötig, daß alle Minister aus den amtlichen Partei-Instanzen und aus dem Parlament stammen. Sie müssen nur für die herrschenden Ideenrichtungen des Volkes Verständnis haben. Dabei ist natürlich der Mehrheit des Parlaments als Barometer für die jeweilig herrschenden Ideenrichtungen Rechnung zu tragen.

Wenn derartige Reformen im Reiche durchgeführt werden sollten, so wird sich allerdings eine bestimmte Verfassungsänderung als notwendig erweisen. Männer, die wirklich etwas bedeuten, werden starke Bedenken tragen, als Staatssekretäre in den Reichsdienst zu treten. Nach unserer Verfassung sind die Staatssekretäre Untergebene des Reichskanzlers. Sie haben auf dessen Anweisung zu arbeiten.

Dadurch entstehen für sie mannigfache Nachteile. Sie haben zunächst nicht direkt das Ohr Sr. Majestät des Kaisers. Außerdem gilt nach außen das, was sie gutes leisten, als vom Reichskanzler geleistet. Auf der anderen Seite aber haben wir es in der letzten Zeit mehrfach erlebt, daß die tatsächliche Verantwortung aus politischen oder sachlichen Gründen den Staatssekretären aufgebürdet wird, daß sie gehen müsien, wenn an der Reichsregierung Kritik geübt wird. In Wirklichkeit also tragen sie heute bereits die volle Verantwortung der Minister, ohne deren Vorteile zu haben.

Diese Situation muß auch für den Kanzler peinlich sein. Er ist garnicht in der Lage, in Wirklichkeit alles innerhalb aller Reichsressorts anzuordnen. Er ist infolgedessen angewiesen auf die Arbeit seiner Staatssekretäre, und er muß sowohl dem Kaiser gegenüber, als auch der Öffentlichkeit gegenüber für Dinge die Verantwortung tragen, die zu tragen ihm gar nicht möglich ist.

Aus alledem geht hervor, daß die Reichsämter (vielleicht mit anderer Gruppierung, als das bisher der Fall war,) umgewandelt werden in Reichsministerien, und die Reichsminister (die den Titel Staatssekretäre natürlich weiter behalten können) bilden unter dem Präsidium des Reichskanzlers das Reichsministerium. Die Reichsminister haben direkten Vortrag beim Kaiser. Der Reichskanzler hat das Recht, von jedem Vortrag benachrichtigt zu werden und ihm beizuwohnen.

Es empfiehlt sich, die Verfassungsbestimmungen hinsichtlich der Verantwortlichkeit des Reichskanzlers zu ändern und die Verantwortlichkeit der Reichsministerien entsprechend zu gestalten. Es empfiehlt sich das ganz besonders im Interesse der Monarchie. Nur eine wirkliche Verantwortlichkeit der Minister gegenüber dem Parlament deckt die Monarchie vollkommen und verhindert, was unter allen Umständen verhindert werden muß, daß die Persönlichkeit des Kaisers in die politische Debatte gezogen werden kann. Man vergesse nicht, daß die Minister-Verantwortlichkeit überall dort, wo sie besteht, insbesondere in England, tatsächlich zur Stärkung des Ansehens der Monarchie und dazu bei-
>> getragen hat, daß man sich daran gewöhnt, den Monarchen als eine absolut unparteiische, über dem politischen Hader stehende Instanz anzusehen.

V. Reichs-Oberhaus.

Wenn man auch, ohne daß man dem Parlament größere formelle Macht gibt, damit rechnet, daß in langsamer Entwicklung eine Art von parlamentarischem System sich in Deutschland herausschält, so muß man gegenüber den vorwärtsstrebenden Kräften eines Unterhauses eine besonnene und retardierende zweite Kammer bilden. Deshalb erscheint mir die Schaffung eines ReichS-Oberhauses unter allen Umständen wünschenswert. Die Mitglieder des Oberhauses werden zu ein Drittel ernannt, zu ein Drittel präsentiert und zu ein Drittel gewählt. Das Ernennungsrecht haben alle Bundesfürsten ungefähr nach demselben Schlüssel, nach dem das heutige Stimmrecht zum Bundesrat eingeleitet ist. Das Präsentationsrecht haben bestimmte Verbände des Großgrundbesitzes und der Bauern-

fchaft, von Handel und Industrie, der freien Berufe, der Künstlerschaft, der Presse, und der Arbeiterschaft. Die Präsentation bedarf der kaiserlichen Bestätigung.
Das zu wählende Drittel wird nach demselben Schlüssel, wie das Ernennungsrecht der Fürsten ausgeübt wird, von den Parlamenten der einzelnen Staaten gewählt.
Ein derartig zusammengesetztes Reichs»Oberhaus (Reichsrat) würde zweifellos eine Fülle ausgezeichneter Persönlichkeiten in sich bergen, die in ihren Beschlüssen keinem Fortschritt auf die Dauer ihre Zustimmung versagen, auf der anderen Seite -aber jeder ruhigen Überlegung fördernd und jeder Übereilung hindernd sein würde.

VI. Die Umgestaltung des Bundesrats.

Durch die oben vorgeschlagenen Änderungen ergibt sich naturgemäß die Notwendigkeit, den Bundesrat umzuwandeln. Die Idee, den Fürsten einen Einfluß auf die Reichsgesetzgebung zu schaffen, soll aufrechterhalten bleiben. Aber der Bundesrat in seiner heutigen Gestalt ist eine gesetzgebende Körperschaft des Reiches, und wenn er in seiner jetzigen Form bestehen bliebe, so würden wir im Reiche tatsächlich drei gesetzgebende Körperschaften haben, was eine Unmöglichkeit wäre und zu einer erheblichen Erschwerung der Reichsgeschäfte führen müßte. Es wird nicht ganz leicht sein, zu einer entsprechenden Umgestaltung des Bundesrats zu kommen.
Ich denke mir die Sache folgendermaßen: An Stelle des bisherigen Bundesrats rritt unter Beibehaltung tes bisherigen Namens ein Gremium, das aus dem Reichs» tanzler als Vorsitzenden und Delegierten der einzelnen Bundesfürsten besteht.
Die Reichsminister können von keinem Bundesfürsten zum Bundesrat delegiert iverden. Sie sind aber berechtigt, den Bundesratssitzungen beizuwohnen und dort jederzeit zu sprechen. Sie sind zum Erscheinen verpflichtet, wenn der Bundesrat oder der Reichskanzler es verlangt. Die Stimmverteilung im Bundesrat bleibt die gleiche wie heute. Der Bundesrat kann jederzeit vom Kaiser oder vom Reichskanzler berufen werden. Er muß zusammentreten, wenn es eines der Königreiche, zwei der Großherzogtümer, oder drei der anderen Bundesstaaten verlangen.
Seine Aufgaben bestehen im wesentlichen darin, die Grundsätze der einzelstaatlichen Politik und Verwaltung im Zusammenhang mit der Politik und der Verwaltung des Reiches zu halten, namentlich in der auswärtigen Politik, Informationen und Erfahrungen mit der Reichsleitung auszutauschen, vorher und rechtzeitig zum Zwecke gutachtlicher Äußerung über wichtige Aktionen der Gesetzgebung unterrichtet zu werden, und die Ausführungsvorschriften der Gesetze zu erlassen. Für diese Ausführungsvorschriften werden die Richtlinien vom Plenum des Bundesrats festgelegt, nach denen die Einzelheiten der Bestimmungen vom Reichs» Ministerium ausgearbeitet werden müssen. In Fällen der Reichserekution beschließt der Bundesrat. Ebenso werden vom Bundesrat Streitigkeiten der einzelnen Bundesstaaten untereinander, soweit sie nicht vor die ordentlichen oder VerWaltungsgerichte gehören, entschieden. Der Bundesrat entscheidet ferner als oberste Instanz in allen denjenigen Thronfolgefragen der Einzelstaaten, in denen zwischen

den einzelnen Kammern oder den Kammern und den Fürsten der Bundesstaaten Tin-
helligkeit nicht zu erzielen ist. Staaten, die mehr als zwei Stimmen zum Bundes»
rat haben, können nicht mehr als höchstens zwei Bevollmächtigte ernennen, die
dann Träger der gesamten Stimmenzahl sind. Der Reichskanzler nimmt selbst
an der Abstimmung im Bundesrat nur dann teil, wenn sich Stimmengleichheit
ergibt. Er handelt dann nach den Instruktionen und im Namen des deutschen
Kaisers.

Kritik des Grafen Westarp.

Berlin, den 22. April 1917.

Die Denkschrift, die mir zur Kenntnisnahme übergeben wurde, dürfte in Ver-
bindung mit dem Plan der Bildung eines sogenannten Koalitions-MinisteriumK
stehen, welches zur Überwindung der Schwierigkeiten des Krieges und der Neu-
ordnung aus den verschiedenen Parteien gemeinsam gebildet, und in dem dabei auch
den Konservativen die Möglichkeit geboten werden soll, aus der gegensätzlichen
Stellung zur jetzigen Politik des Reichskanzlers herauszukommen und eine gemein-
same innere und äußere Politik mit ihrer Verantwortung mit zu decken. Die Denk-
schrift erwähnt zwar diesen für den gegenwärtigen Zeitpunkt gedachten Plan nicht
ausdrücklich; aber sie will für die Dauer eine parlamentarische Regierungsweise
eingeführt sehen, die allerdings die notwendige Voraussetzung für die Durchführung
des Planes bilden würde.

Dabei geht die Denkschrift mit Recht davon aus, daß die Durchführung der
parlamentarischen Regierungsweise nicht ohne durchgreifende Veränderungen
unserer Verfassung möglich ist. Sie liefert damit meines Erachtens den voll»
gültigen Beweis, daß auch der Gedanke des Koalitions-Ministeriums solche Ände-
rungen zur Voraussetzung haben würde.

Der springende Punkt hierfür findet sich in den Ausführungen der Denk-
schrift zu IV und VI über die „Reichsministerien" und über die „Umgestaltung
des Bundesrats". Allerdings will die Denkschrift nicht, wie in den Verfassungen
romanischer Länder, durch geschriebenes Gesetz dem Kaiser die Verpflichtung auf-
erlegen, die Minister aus der jeweiligen Mehrheit des Parlamentes oder doch nach
deren Wünschen zu ernennen; aber sie will diese Auswahl der Minister zur Übung,
wenn nicht zum Gewohnheitsrecht werden lassen. Mit Recht hält der Verfasser
der Denkschrift eine solche Übung mit der jetzigen verfassungsmäßigen Stellung der
Staatssekretäre nicht für vereinbar.

Der Staatssekretär ist nicht stimmberechtigtes Mitglied eines kollegialen
Ministeriums, wie der preußische Minister im Staatsministerium, sondern Vev-
treter des Reichskanzlers. Nach dem Stellvertretungsgesetz von 1879 ist er zwar,
soweit er den Kanzler vertritt, selbständig verantwortlich; aber der Kanzler kann
ihm Anweisungen geben; kann die einzelne Regierungshandlung an sich ziehen und

deshalb muß der Staatssekretär jedenfalls die allgemeine Richtung der Politik und der Verwaltungsgrundsätze des Kanzlers sich zu eigen machen. Es trifft nicht zu, daß Männer, die wirklich etwas bedeuten, Bedenken tragen müßten, in diese Stellung als Untergebene des Kanzlers einzutreten; vielmehr erfordert das Amt des Staatssekretärs auch in seiner heutigen Ausgestaltung ein hohes Maß persönlicher Tüchtigkeit und eigner Verantwortung, welches auch für bedeutende Männer und selbständige Charaktere voll ausreicht. Wohl aber erscheint die Stellung des Staatssekretärs aus anderen Gründen mit der parlamentarischen Regierungsweise nicht vereinbar. Niemand kann zwei Herren dienen. In parlamentarisch regierten Ländern sind die Minister nicht nur nach dem Willen der Mehrheit ausgewählt, sondein sie sind und bleiben Vertrauensmänner — das Kabinett ist ein Ausschuß der Partei oder der Mehrheit, die hinter ihnen steht. Theoretisch mochte ja wohl denkbar sein, daß auch eine Parlamentsmehrheit in der einen Persönlichkeit des Reichskanzlers ihren Vertrauensmann erblicken könnte, der die Obliegenheiten, die er als solcher hat, durch die ihm unterstellten und als seine Vertreter handelnden Staatssekretäre ausübt. Den Auffassungen der Anhänger des parlamentarischen Regiments liegt aber solche Möglichkeit fern, und sie können sich die Verwirklichung ihrer Ideen wohl nur in der Form vorstellen, daß ein Kollegium gleichberechtigter Minister die Partei gewissermaßen als deren Ausschuß bei Führung der Regierung vertritt. Das dürfte auch praktisch das Richtigere sein. Besonders wenn hinter dem Ministerium nicht eine einheitliche Partei, sondern eine Gruppe von Parteien steht, die nur zusammen die Mehrheit des Parlamentes bilden, kann deren Vertretung in der Regierung nicht durch die Einzelpersönlichkeit eines Kanzlers mit von ihm abhängigen Stellvertretern, sondern nur durch ein Kabinett stimmberechtigter Mitglieder erfolgen. In dem KoalitionS'Ministerium für die Zwecke des Krieges und der Neuordnung, an dessen Bildung man jetzt denkt, würde jedes Mitglied die Aufgabe haben, die Ziele der Partei, der es entnommen ist, soweit als möglich zur Durchführung zu bringen, diese Ziele also, wenn auch im Wege des Kompromisses, selbständig zu vertreten. Das würde natürlich unmöglich sein, wenn beispielsweise ein konservativer Kanzler als seine Vertreter und „Unter» gebenen" Staatssekretäre zur Seite hätte, die den andern Parteien entnommen sind. Hiernach hat also der Verfasser der Denkschrift vollkommen recht, wenn er die Bildung eines kollegialen Reichsministeriums zur Voraussetzung der Durchführbarkeit seiner Pläne macht. Ebenso ist ihm aber auch durchaus zuzustimmen, daß diese Maßregel eine durchgreifende Änderung der Stellung des Bundesrates, wie er sie in seinen Ausführungen zu VI vorschlägt, zur Folgen haben müßte. Im Bundesrat üben die verbündeten Regierungen gemeinsam die Regierungsgewalt aus, die ihnen verblieben ist. Nur in einzelnen Zweigen, wie in der Führung der auswärtigen Politik, dem Oberbefehl über das Heer u. a., ist diese Ausübung auf den Kaiser als solchen übergegangen; in der Gesetzgebung, dem Erlaß von Ausfühl unasvorschriften und vielen anderen Dingen ist sie der Gesamtheit der ver-

bündeten Regierungen verblieben. Das will der Verfasser der Denkschrift grund-
legend ändern. Das Organ der verbündeten Regierungen, der Bundesrat, soK
nicht die entscheidende Zustimmung zu allen Gesetzen, sondern nur das Recht einer
„gutachtlichen Äußerung über wichtige Aktionen der Gesetzgebung" behalten, und
bei der Ausführung soll er lediglich die „Richtlinien feststellen", während daS
Reichs-Ministerium die Bestimmungen im einzelnen erlassen soll, eine Unterschei-
dung, die übrigens auch praktisch unklar ist und deshalb nur zu Reibungen führen
könnte. Der Vorschlag bedeutet also die vollständige Mediatisierung der Bundes-
staaten, die als solche von der Gesetzgebung des Reiches und von der maßgebenden
Bestimmung über dessen Verwaltung ausgeschlossen und zu einer Provinzial-
Instanz für diejenigen Angelegenheiten gemacht werden, die das Reich ihrer Ver-
waltung überträgt. Nun wäre man vielleicht versucht, zu sagen, was hierbei der
König von Preußen verliert, gewinnt der Kaiser. Auch diese Auffassung würde
aber nicht richtig sein, oder doch jedenfalls sehr maßgebend von denjenigen Rechten
abhängen, die die Verfechter des Planes dem Kaiser im Reiche geben wollen. In
dieser Beziehung läßt die Denkschrift sehr wesentliche Punkte ünberührt. Vor
allem nimmt der Verfasser zu der Frage nicht Stellung, in welcher Weise ein Gesetz
zustande kommen soll, d. h. also, ob dazu die Übereinstimmung zwischen dem Reichs-
tag und dem von ihm in Aussicht genommenen Reichs-Oberhaus genügen soll, so
daß der Kaiser so wie jetzt die vom Bundesrat und Reichstag beschlossenen Gesetze
nur zu verkünden hätte, oder ob zur Gültigkeit des Gesetzes außer dem überein»
stimmenden Beschluß der beiden Häuser so wie jetzt in Preußen auch die Zu-
stimmung des Kaisers unter Gegenzeichnung des Reichsministeriums erforderlich
sein soll. Ersteres scheint die Absicht zu sein; dann verliert der Kaiser das Recht
der Zustimmung mit den 17 preußischen Stimmen, welches er jetzt als König von
Preußen ausübt und mit dem er zur Zeit Verfassungs-Änderungen verhindern kann.
Aber selbst wenn die Absicht dahin gehen sollte, Rechte, die der König von Preußen
verlieren soll, durch Rechte des Kaisers auszugleichen, so würden durch diese Ände-
rung beider für die Monarchie der Hohenzollern große Werte verloren gehen, die
durch die Überlieferung der 500jährigen Verbindung der Hohenzollern mit dem
Brandenburg-Preußischen Staate begründet sind. Dieser Überlieferung, durch
welche das Hohenzollernhaus besonders fest im Volke verankert ist, wird die konsti-
tutionelle Mitwirkung des preußischen Staatsministerium und des preußischen
Landtages stets mehr Raum lassen, als es bei der Mitwirkung der Organe des
Reiches der Fall ist, besonders dann, wenn nicht die demokratische Zusammensetzung
des Reichstages ohne weiteres auf Preußen übertragen wird.

Im übrigen bedeutet zweifellos auch für den Kaiser eine mehr oder weniger
zum Zwange gewordene Übung, wonach die Minister nach den Wünschen der Par-
lamentsmehrheit entlassen und ausgewählt werden müssen, ei^e Einschränkung
seiner Rechte. Bezieht sich diese Übung auf ein kolleg ales Reichsministerium, so-
ist die Einschränkung noch größer, als wenn sie nur den Reichskanzler betrifft,

während die Auswahl der Staatssekretäre frei bleibt. Dabei w!rd der Kaiser
nicht nur in der persönlichen Auswahl beschränkt, sondern es ergibt sich aus einer
derartigen Regelung der Dinge von selbst, daß er auch die Gesamtrichtung der
Politik nicht mehr selbständig bestimmen, kaum noch beeinflussen kann. Denn es
ist selbstverständlich ein großer Unterschied, ob der Monarch nur noch im Wege der
Auflösung des Reichstages oder durch einen Pairsschub seine Auffassungen zur
Geltung bringen kann, oder ob er dazu die von ihm nach eigenem Ermessen zu
ernennenden und zu entlassenden Minister zur Verfügung hat. Es kann auch nicht
zugegeben werden, daß es ohne weiteres eine Verbesserung bedeutet, wenn nach
dem Vorschlage der Denkschrift die Minister grundsätzlich nicht mehr aus der Be-
amtenlaufbahn, sondern aus dem Parlament entnommen werden. Man darf das
Maß des Einflusses nicht unterschätzen, den auch in der größten Behörde ein Sach-
kundiger und willensstarker Ehef bei guter Organisation bis in die Einzelheiten
der laufenden Verwaltung hinein ausüben kann. Und deshalb ist es von hohem
Werte, wenn nicht nur die Räte und Unterstaatssekretäre fachkundige Beamte sind;
auch für den Chef ist diese Erfordernis aufzustellen und gefügt es nicht, daß er
ein Anreger, ein ideenreicher Kopf, ein Politiker ist. Der Unterschied der Auf»
fassungen, um den es sich hierbei handelt, liegt aber tiefer. Im konstitutionellen
Staat liegt die Führung der Geschäfte und die Leitung der Politik bei dem Mo-
narchen u«d seinem Beamtentum; das Parlament ist auf die Mitwirkung be-
schränkt, die in der Hauptsache in der Zustimmung oder Ablehnung von Gesetzen,
in der Bewilligung der Geldmittel, in der nachträglichen Kontrolle und in An-
regungen besteht. In parlamentarisch regierten Ländern soll das Parlament die
eigentliche Leitung der ganzen Politik und der Verwaltung in der Hand haben
oder doch vollständig beherrschen. Darauf beruht auch die Forderung, daß das
Parlament den maßgebenden Einfluß auf die Zusammensetzung des Ministeriums
erhalten und wenn auch nicht ausnahmslos, so doch in der Regel die Minister aus
seiner Mitte stellen soll. Es mag sein, daß dieser Zustand den Beruf des Parla-
mentariers verloekender machen und dem Parlament bessere Köpfe zuführen würde.
Dem steht in unserer konstitutionellen Monarchie der ungeheure Vorteil gegenüber,
der in der durch die preußische Geschichte überlieferten fachlichen Objektivität und
Tüchtigkeit, sowie in der Unbestechlichkeit im weitesten Sinne des Beamtentums
zu erblicken ist. Die Auswahl der Minister aus dem gewählten Parlament birgt
die Gefahr in sich, daß das Beamtentum in Abhängigkeit von denjenigen groß-
kapitalistischen Mächten gerät, die vermöge ihres Kapitalbesitzes durch Presse und
Agitation die Wahlen beeinflussen können und dazu umsomehr Anlaß haben, je-
größer die Einwirkung des Parlaments auf die Leitung der Geschäfte ist. Um
Minister und Beamte von diesen Einflüssen frei zu halten, muß es in den Kauf
genommen werden, daß vielleicht der Beruf des Parlamentariers als Lebensberuf
nicht befriedigt, sondern lediglich als eine ehrenamtliche Pflicht von Männern aus-
geübt wird, die in anderen Berufen stehen.

Auf die übrigen Ausführungen der Denkschrift, die sich auf die Änderung der Wahlkreise, die Stellung des Zentrums und die Bildung eines ReichsOberhauses beziehen, möchte ich, obwohl sie in dem zur Erörterung stehenden Zusammenhang Interessantes bieten, zur Zeit nicht eingehen, sondern meine Meinung wie folgt zusammenfassen.
Mit Recht führt die Denkschrift aus, daß die parlamentarische Regierungsweise mit den jetzigen Verfassungsbestimmungen nicht vereinbar ist, daß sie vielmehr zunächst die Bildung eines kollegialen Reichsministeriums zur Voraussetzung hat. Das bedingt weiter die Ausschaltung der gesetzgeberischen Befugnisse des Bundesrats und damit die Beseitigung der Teilnahme der Einzelstaaten und ihrer Monarchen an der Regierungsgewalt des Reiches. Dadurch würden die Einzel staaten mediatisiert. Neben dem König von Preußen würde dabei aber auch der deutsche Kaiser in seinen selbständigen Regierungsrechten wesentlich eingeschränkt werden.
Der Plan, zur Zeit gewisser Schwierigkeiten durch Bildung eines Koalition«» Ministeriums aus Vertretern der verschiedenen Parteien Herr zu werden, ist in der Denkschrift zwar nicht erwähnt; seine Durchführbarkeit hängt aber davon ab, daß die in der Denkschrift gemachten Vorschläge ausgeführt werden. Wird diese Voraussetzung für ein Koalitions-Ministerium nicht geschaffen, so ist der Versuch eines solchen einerseits zwar von vornherein zum Scheitern verurteilt, andererseits aber als ein Schritt auf dem Wege, der zur grundsätzlichen Einführung der parlamentarischen Regierungsweise führt, schweren Bedenken unterworfen.
Von konservativer Seite werden daher diese Pläne nach meiner persönlichen Auffassung nicht unterstützt werden können. Während des Krieges ist es ausgeschlossen, daß die verbündeten Regierungen so tiefgreifenden, mit ihrer völligen Ausschaltung verknüpften Änderungen zustimmen. Die Gefahr, daß der neugebildete Verfassungsausschuß des Reichstages solche Änderungen durch seine Beschlüsse sollte erzwingen können oder auch nur wollen, scheint mir nicht vorzuliegen. Zentrum und Nationalliberale haben seit seiner Bildung in der Piesse gegenüber den Gedanken der parlamentarischen Regierung eine sehr zurückhaltende, wenn nicht ablehnende Stellung eingenommen. Viel größer ist die Gefahr, daß allmählich von den Regierungsrechten des Kaisers und von der Selbständigkeit der Einzelstaaten und ihrer Herrscher immer mehr abgebröckelt wird, daß der jetzige Herr Reichskanzler den hierauf gerichteten Bestrebungen keinen entscheidenden Wider» stand entgegenstellt, und daß in Augenblicken innerer oder äußerer Schwierigkeiten und Krisen Schritte auf diesem Wege getan werden, die sich nachher nicht wieder rückgängig machen lassen.

Der Staat ^ eine Organprojektion
Ludwig Stein
Professor Dr. Ludwig Stein:
Der Staat — eine Organprojektion.

Die Lösung des Rätsels, warum die erlesensten Geister seil Platon immer wieder den Staat mit den Menschen verglichen haben, so daß Naturforscher wie His die Parallele mit dem staatlichen Organismus sogar zur Veranschaulichung des menschlichen Organismus heranziehen, glaube ich —einer gelegentlichen Andeutung des Hobbes folgend — darin zu finden, daß der Staat wie alle menschlichen Werkzeuge und Institutionen ihrem letzten Ursprunge nach Organprojek» tionen sind. Schon Benjamin Franklin führte den Ursprung aller menschlichen Kultur darauf zurück, daß der Mensch zum Unterschiede vom Tier ein „werkzeugschaffendes Wesen" ist. Ihm schloß sich der Mainzer Philosoph Ludwig Noir6 an, der in einer Reihe eigenartiger, nicht gerade systemgerechter Werke den Andeutungen Franklins glücklich nachgegangen ist. In jüngerer Zeit ist der Anthropologe Ludwig Weltmann diesen Gedankenspnren gefolgt und hat auf Grund des Franklin-Noir^schen Prinzips wertvolle Schlüsse für unsre gegenwärtige Staats- und Gesellschaftsauffassung gezogen. Der Physiker Wiener führte in einer Rektoratsrede „über die Erweiterung der menschlichen Sinne" aus, daß wir mit fortschreitender Technik nahe daran sind, unsre Sinne ins Unermeßliche zu erweitern. So seien Teleskop und Mikroskop erweiterte und verfeinerte Augen, Telephon und Mikrophon erweiterte und verfeinerte Ohren. Endlich hat der Nationalökonom Karl Bücher in seiner grundlegenden Studie über „Arbeit und Rhythmus" den Zusammenhang zwischen Poesie, Musik und Tanz mit den menschlichen Arbeitswerkzeugen aufgedeckt.

Am schärfsten indes finde ich den Gedanken der Organprojektion in Kopps „Grundlinien einer Philosophie der Technik" ausgeführt. Danach werden ge> wisse Tätigkeiten des Mundes, der Faust, des Fußes, die der Mensch als Funktionen seines Leibes wahrnimmt, hinausprojiziert und in Werkzeuge umgebildet. Wie das Stumpfe, so führt Kapp aus, in der Fanst vorgebildet ist, so die Schneide der Werkzeuge in den Nägeln der Finger und in den Schneidezähnen. Der Hammer mit seiner Schneide geht in der Umgestaltung in Beil und Art über. Der gesteifte Finger mit seiner Nagelschärfe wird in technischer Nachbildung zum Bohrer, die einfache Zahnreihe findet sich wieder in Feile und Säge. Hammer, Beil, Meißel, Bohrer sind Urwerkzeuge, gleichsam die ersten Begründer der menschlichen Gesellschaft und ihrer Kultur.

Auch die Anfänge der Kunst beruhen auf Organprojektionen. Menschliche Gliedmaßen oder Werkorgane des Körpers werden in Stein und Holz umgebildet. Das Werkzeug wird so „ein Teil des Individuums, wie wir noch beute bei der gewöhnlichen Handarbeit beobachten können, wo jeder mit der eigenen Schaufel

oder Hacke, dem eigenen Beil oder Schlegel am besten fertig wird" (Bücher).
Es verlängert, erweitert und verstärkt der Mensch in seinen Werkzeugen gerade
diejenigen Eigenschaften, die für den Arbeitsprozeß am wichtigsten sind. Der
Hammer ist, wie Bücher weiter ausführt, eine härtere und unempfindliche Fauste
die Feile, das Grabscheit treten an die Stelle der Fingernägel, die RuderZchaufel
ist nur eine verbreiterte hohle Hand, die Morserkeule ersetzt den stampfenden
Fuß, der Reibstein die pressende Handfläche.
Sind erst diese Werkzeuge vorhanden, so wirken sie auf den Menschen zu"
rück. Der Mensch schafft und formt zwar das Werkzeug, aber hinterher bildet
das Werkzeug den Menschen um. Die ältesten Arbeitsmaschinen ahmen wohl
die Hand- und Armbewegungen des Menschen nach, so die ersten Hobelmaschinen
die Stöße des Handhobels; die ältesten Sägewerke sind das Abbild der Hand-
säge usw. Aber der arbeitende Mensch ist, wie Bücher betont, im Maschinen-
zeitalter nicht mehr Herr seiner Bewegungen und das Werkzeug sein Diener, sein
verstärktes Korperglied, sondern das Werkzeug ist Herr über ihn geworden; eö
diktiert ihm das Maß seiner Bewegungen; das Tempo und die Dauer seiner
Arbeit ist seinem Willen entzogen; der Mensch ist jetzt an den toten und doch so
lebendigen Mechanismus gefesselt.
Wir haben bisher festgestellt, daß die ersten Werkzeuge aus Organprojek-
tionen hervorgegangen und daß die verwickeltsten Maschinen nur ihre Nachbil-
dungen und Umformungen sind. Sobald sich die Werkzeuge zu einer gewissen
Höhe und Vollkommenheit entwickelt haben, beherrscht der Mensch nicht mehr
sein Gebilde, sondern das Gebilde beherrscht ibn. Ietzt erinnere man sich der
Einl'itungsworte des Hobbesschen „Leviathan": Die Kunst ahmt nicht bloß die
Tiere nach, sondern auch das vornehmste derselben, den Menschen. Iener große
Leviathan, welcher Staat heißt, ist ein Werk der Kunst und ein künstlicher Mensch,
obgleich in Masse und Kraft dem natürlichen weit überlegen, da er zu dessen
Schutz und Wohl erfunden worden ist.
Der Staat ist danach eine Organprojektion, ein Werkzeug, das sich die
Menschen nach ihrem eigenen Ebenbilde im Interesse ihrer Selbst- und Art»
«haltung geschaffen haben. Dabei erinnere man sich daran, daß der Wortsinn
des griechischen Organen eigentlich „Werkzeug" heißt. Der Staat ist sonach
das Organon, das Werkzeug, das sich die Menschen im Kampfe um die Selbst-
behauptung selbst geschmiedet haben. Aber es ergeht ihm damit ganz ähnlich
wie bei allen seinen übrigen Werkzeugen. Erst konstruieren die Menschen die
Maschine, dann bildet das Maschinenzeitalter ihren Charakter nm. Zuerst
ahmen sie im Staat ihren eigenen Orgavismus nach. Ihren Kopf verdoppeln
sie im Monarchen oder in der gesetzgebenden Gewalt, ihre Arme und Hände in
der Exekutivgewalt, ihre Eingeweide im Neibrstand. Aber der einmal gebildete
Staat wirft sich zum Herrn des Individuums auf, wie die einmal gebildete
Maschine den ganzen Tnpus menschlicher Arbeit umgestaltet. Nach Werner-

Sombart haben Manufaktur und Maschine das Aufkommen des kapitalistischen Geistes begünstigt, wenn nicht direkt hervorgerufen. Anfänglich, bei der ersten Bildung von Gemeinschaften, heißt es bei Theodor Lindner (Geschichtsphilosophie, 1901, S. 182), war gewiß die Stellung des Individuums zum Ganzen wichtig; als sie fester wurden, wandten sich die Beziehungen, und die Gemeinschaft bestimmte das Verhältnis des Individuums zu ihr.

Verstehen wir unter Staat mit Treitschke (Die Gesellschaftswissenschaft, 1859, S. 99) „die einheitlich geordnete bürgerliche Gesellschaft", so ist in diesem auf die Willenseinheit der einzelnen gegründeten Staate ein neuer, einheitlicher Träger aller dieser Willenseinheiten erwachsen. „Gemeinsame Beherrschung und gemeinsame Interessen schaffen Staaten" (Ratzel). Vor Begründung des Staates war das Individuum allmächtig, nach Begründung desselben ist es der Staat, das einheitliche Subjekt des Willens aller. Der Staat ist dann, mit Hobbes zu sprechen (Se cive ^ap. I, § 9): Eine Person, deren Wille vermöge des Vertrags mehrerer Menschen als der Wille alles gilt und der daher die Vermögen und Kräfte der einzelnen für den gemeinsamen Frieden und Schutz verwenden kann.

llbrigens stehen Werkzeug und Staat nicht als einzige Beispiele für das interessante Phänomen da, wonach sich die Menschen durch eingeübte Funktionen Organe schaffen, um hinterher durch ihre eigenen Organe gebunden zu werden. Entstehen doch alle Instinkte der Menschen, die ihr vegetatives und animalisches Leben regulieren, zum großen Teile auch ihr Affektleben bestimmen, auf die nämliche Weise. Erst hinterläßt die Gattungserfahrung unzähliger vorangegangener Geschlechter in den uns vererbten Instinkten die angesammelte und in den Nervenzentren als potenzielle Energie aufgespeicherte Summe der eingeübten Gewohnheiten unsrer Vorfahren, und hinterher lassen wir nns diese Instinkte als Regulatoren unsres Lebens und affektiven Handelns dienen. Genau so ergeht es mit den Sitten und Bräuchen, den von Wundt so genannten „sekundären In» stinkten". Sitten sind „mechanisch gewordene, zweckmäßige Tätigkeitsketten". Ieder Brauch, der durch lange llbung herrschend geworden ist, beruht seinem Ur» sprunge nach auf einem logischen Schluß. Hat sich aber erst ein solcher Brauch eingebürgert, durch gewohnheitsmäßige Übung stabilisiert, so wirft er sich zum Herrscher auf. Also genau derselbe Vorgang: erst schaffen Menschen Brauch und Sitte, hinterher schaffen Brauch und Sitte die Menschen um. Die Sitten sind, wie der leider zn früh verstorbene Kulturhistoriker Heinrich Schurtz vortrefflich bemerkt, aufgespeicherte Erfahrungen, von der Vorwelt bereits durchdachte Probleme, und wer ihnen mechanisch folgt, wird, ohne daß er seinen Verstand dabei zu Rate zu ziehen braucht, das Richtige treffen. Wie außerordentlich auf diese Weise der Geist abermals entlastet, der Daseinskampf erleichtert wird, ergibt sich von selbst. Was hier von Bräuchen und Sitten gilt, darf dopvelt und dreifach für den Staat in Anspruch genommen werden, der ja diese fluch-

tigen Sitten und Bräuche zu stabilen Verordnungen und Gesetzen kondensiert und solchergestalt die vortrefflichste Waffe darstellt, die sich der Mensch im Kampfe um die Selbst- und Arterhaltung je geschmiedet hat.

Man wundere sich also nicht, daß Staat, Werkzeug und Mensch so merk» würdige Parallelen aufweisen. Der anthropomorphische Zug der Menschennatur ist eben ein durchgehender. Der Mensch verdoppelt sich im Werkzeug, in der Maschine, im Staate, ja sogar in seinen höchsten Verallgemeinerungen, in seinem Welt- und Gottesbegriff. Der Naturmensch wird von Instinkten, der Kultur» mensch von Begriffen geleitet. Die Instinkte stellen die Gattungserfahrung der unbewußten, die Begriffe die der bewußten Sammeltätigkeit unsrer Vorfahren dar. Und wenn wir heute gleich wissen, daß unsre am höchsten gewerteten Begriffe sich erst mühselig und langsam an der Hand der rohesten und plumpesten Erfahrung gebildet haben, so verlieren sie durch diesen Einblick in ihren Werdegang nichts von ihrer Bedeutung und ihrem Gewicht. Was verdanken wir Menschen alles unsrer Fähigkeit, zu messen, zu wägen, zu zählen! Und wie unbeholfen, ja täppisch waren die ersten Versuche, die uns alle diese Fähigkeiten allmählich beigebracht haben! Alle unsere Maße sind von Hause aus nichts andres als Organprojektionen. Unsre Daumenbreite ist der Zoll, unser Fuß ist das Modell für den „Schuh", die Elle bedeutet die Länge des Armes, die Klafter als Längenmaße bedeuten nichts anderes als die Entfernung der rechten und linken Fingerenden bei horizontal ausgebreiteten Armen. Den Zeitbegriff entwickelten unsre Vorfahren ebenso konkret am konstanten Wechsel von Tag und Nacht, von Wind und Wetter, von Donner und Blitz, von Regen und Sonnenschein, von Winter und Sommer, späterhin von der jährlichen Bewegung der Sonne und den regulären Bewegungen des Mondes. Nicht anders steht's um den konkreten Ursprung nnsres Zahlenbegriffs. Die paarweisen Organe (Hand, Auge, Ohr, Bein) führten zur Zahl zwei. Das fünfgliedrige Zahlensystem ist vvn den fünf Fingern einer Hand abgezogen. Das herrschend gewordene, bei Indern und Phöniziern zuerst eingeführte dekadische Zahlensystem geht auf die zehn Finger der beiden Hände zurück. Das vielfach noch gültige Vigesimalsystem (mit der Grundzahl 20) leitet seinen Ursprung offensichtlich von den Fingern an Händen und Füßen ab. So ist die Zabl 20 dort etymologisch gleichbedeutend mit „ganzer Mensch," nnd das Zahlrnwort 7 ist bei manchen Völkern soviel als Zeigefinger. Selbst das Rückgrat aller wissenschaftlichen Gedankenverknüpfung, die Kategorie der Kausalität, ist verfeinerte Organprojektion ; sie bildet sich konkret an der konstanten Aufeinanderfolge von Hammer und Ambos heraus.

Das alles beweist, daß der Ursprung unsrer wichtigsten Orientierungsmittel in Maß und Zahl auf Organxrojektionen zurückzuführen ist. Und wie sich Brauch nnd Sitte zu Recht nnd Gesetz, Animismus nnd Fetischismus zn Religion und Moral verhalten, so der primitive Ursprung der Meß- und Zählerfahrung zur formalen Logik. Der Staat schreibt dem entwickelten Kulturmenschen, der

ebenso als Bürger in den Staat hineingeboren wird, wie er als Besitzer eines
von seinem Vorfahren psychologisch präparierten Zentralnervensystems in ein festes
logisches Schema schon bei seiner Geburt eingebettet wird, vor, wie er
handeln, die Logik befiehlt ihm, wie er denken soll. Dort ist die bewußte
menschliche Gattungserfahrung über die zweckmäßigste Art des Handelns,
hier die über die zweckmäßigste Art des Denkens niedergelegt. Unjre
Auffassung läßt sich kurz dahin definieren: Wir sind Empiristen be-
züglich des Ursprungs, aber Rationalisten hinsichtlich der Geltung des Staates.
Ferdinand Tönnies sagt einmal (über die Grundtatsachen des sozialen
Lebens, S. 44): „Der Staat ist das, was seine Bürger wollen, daß er sei, daS,
als was er gedacht wird; denn er ist, seiner Natur nach, ein pures Gedanken-
ding." Der Ursprung des Staates ist in dieser Definition richtig erfaßt, nicht aber
seine Geltung. Daß der Staat als Kollektivbegriff wie jeder abstrakte All-
gemeinbegriff ein „pures Gedankending" ist, steht außer Zweifel. Aber soll da-
mit angedeutet sein, daß die Menschen aus diesem „puren Gedankending" machen
können, was sie wollen, so führt diese Schlußfolgerung völlig in die Irre. Die
Kausalität ist, wie wir seit Hume wissen, auch nur ein solches „Gedankending",
aber kein pures Gewohnheitserzeugnis, wie Hume annahm, sondern — zumal
für den Kulturmenschen — innere Gedankennötigung, wie Kant bewiesen hat.
Es ist richtig, daß die Menschen erst die Kategorie der Kausalität behufs Orien-
tierung über die Konstanzen im Durcheinander des Geschehens selbst gebildet
haben, aber — einmal entstanden, ist die Kategorie der Kausalität stärker als
die Menschen, die sie konstituiert haben. Der Denkzwang, den sie auf uns aus-
übt, ist das Apriori an ihr. Der entwickelte Mensch ist jetzt der von seinen Vor-
fahren geschaffenen Denkform Kausalität grnan so Untertan, wie der einzelne
Bürger im konstitutionellen Staat der Verfassung unterstellt ist, die er als Mit»
konstituent selbst geschaffen hat. Die Menschen stellen im Interesse der Denk-
ökonomie, die ihrer Selbst- und Arterhaltung förderlich ist, das Allgemeine fest:
Kategorien in der Logik, Gesetze in der Naturwissenschaft, Verfassungen im
Staatsleben, um hinterher jedes Einzelgeschehen unter dieses Allgemeine zu sub-
sumieren. Wie das zur allgemeinen Anerkennung gelangte Denkgesetz, meinet-
halben die Kausalität, das logische Denken der Kulturmenschen vollkommen be-
herrscht, und wie die von der Wissenschaft einhellig formulierten Naturgesetze
die feste Richtschnur für unser Leben und Verhalten abgeben, so sind die Staats-
grundgesetze oder Verfassungen, trotzdem wir sie in demokratischen Staaten selbst
ins Leben gerufen haben, für jeden von uns von bindender Gültigkeit.
Das Einzelne wechselt, das Ganze bleibt; das Individuum stirbt, der Staat
lebt; die Einzelglieder des staatlichen Organismus verkümmern; der Staat assi»
mitten sich neue Glieder. Der Staat ist das dauernde im Wechsel sozialer Er-
scheinungen. Adam Müller hat darum in seinen „Elementen der Staatskunst"
im Gegensatz zu den staatsfeindlichen Individualisten, wie sie seinerzeit Wilbelm

von Humboldt und IM neunzehnten Iahrhundert Herbert Speneer repräsentierte, den Staat treffend als „Totalität der menschlichen Angelegenheiten, ihre Verbindung zu einem lebendigen Ganzen" begriffen. Der Staat ist ihm nicht, wie Adam Smith und der späteren englischen Manchesterdoktrin, eine bloße Manu, faktur, Meierei, Assekuranzanstalt oder merkantilische Sozietät; er ist die inniie Verbindung des gesamten physischen und geistigen Reichtums, des gesamten inneren und äußeren Lebens einer Nation zu einem großen energischen, unendlich bewegten und lebendigen Ganzen.

Die Einheit des Staates ist eine teleologische — eine Zweckeinheir; denn in ihm und nur in ihm schützt man sein Ich durch die Kraft aller zu einem Staate verbundenen Individuen.

Die Zweckeinheit Staat reguliert jenes System von Hemmungsvorstellungen, dessen wir Menschen dringend bedürfen, um nicht blinde Sklaven unsrer Instinkte, Triebe und Affekte zu bleiben. Dem Tiere und Naturmenschen werden diese Hemmungsvorstellungen durch die Peitsche und die Furcht beigebracht; dem entwickelten Kulturmenschen aber suggeriert sie der Staat abschreckend durch Polizei und Iustiz, anfeuernd durch Ehre, Auszeichnung, Ruhm und Macht.

Die teleologische Verbandseinheit Staat ist nun das Werkzeug, das sich die Menschen auf dem Wege der bewußten Gattungserfahrung geschaffen haben, um im Interesse ihrer Selbst- und besonders in dem ihrer Arterhaltung den Gesamtwillen über den Einzelwillen zu stellen. Wie die Naturgesetze die Atome oder Korpuskeln, die logischen Gesetze die Empfindungen, so regulieren die Rechts- und Staatsgrundgesetze die Bürger. Die Ordnung löst die Regellosigkeit, das Gesetz die Willkür ab. Und die Verbandseinheit Staat stellt sich uns solchergestalt als ein System von Zweckgesetzen dar, welches die Menschen durch Hemmungsvorstellungen, die sie den Bürgern vermittelst ihrer Institutionen in Recht und Sitte, in Moral und Religion planmäßig einschärfen, dahin bringen soll, zweck» widrige Handlungen zu unterlassen und zweckfördernde zu vollführen. Und wie bewußte Handlungen durch häufige Wiederholung automatisch werden — Gehen. Bewegung der Finger beim Klavierspielen usw. — so macht der Staat aus dem normalen, vollsinnigen, zu keinen Exzessen neigenden Kulturmenschen einen Automaten zur Verrichtung gesellschaftlich zweckmäßiger Handlungen. Das ist das teleologische Daseinsrecht, zugleich aber auch die äußerste Grenze des staatlichen Eingreifens.

Wir gelangen somit zu folgendem Ergebnis. Die mechanische Staatsauffassung gilt vom Ursprung der Staatenbildnng in den Gentes, Phratrien, Tribus, Clans, Sippen und Stämmen, bis hinauf zu den ersten Stadtstaaten. Die organische Staatsauffassung hingegen gilt vom vollentwickelten Kulturstaat. Die unbeholfenen Versuche zur Staatenbildung der Halbkulturvölker verhalten sich zu nnsren Rechts- und Kulturstaaten etwa wie die plumpen Lettern Gutenbergs zu unfren Schnelldrnckpressen. Die Ansätze zur Staatenbildung sind von Hause aus

ebensogut Organprojektionen wie unsre heutigen Großstaaten. Wie sich indes
eine reiche Skala aufsteigender Zweckmäßigkeit offenbart von den paläolithischen
oder neolithischen Nachahmungen unsrer Gliedmaßen bis hinauf zu unsren wunder-
bar kraftersparenden Maschinen, so ist eine regelrecht aufgebaute Zweckmäßig-
küitspyramide konstatierbar von der primitiven Verfassung der Gentes bis zur
Habeas-Corpusakte, zur Erklärung der Menschenrechte, ja bis hinauf zu unsrem
heutigen Verfassungsleben. Man versteht jetzt, warum die organische Staats»
Auffassung so viele und gescheite Anhänger zählt und woher die Überein>
sti.nmungen zwischen Mensch und Staat stammen. Der Staat ist eben seinem
Ursprunge nach Organprojektion, d. h. ein erweiterter Mensch — daher die über-
raschenden Parallelen.

Man werfe uns nicht ein, daß man dem Menschen unmöglich zumuten könne,
vor seinem eigenen Zweckgebilde, dem Staat, anbetend niederzuknieen. Gleicht
doch der Staat darin nur allen unsren höchsten Ideen und Idealen, die sich, gleich
dem Sraat, aus anthropomorphischen Wurzeln ableiten lassen. Selbst der
Gottesbegriff macht davon, wie ich sDer Sinn des Daseins. Tübingen, Mohr.
t«04, S. 17) ausgeführt habe, keine Ausnahme. Dieser psychologische Zirkel
ist ein durchgängiger: erst projiziert der Mensch seine erhabensten Ideale in den
Gottesbegriff hinüber, dann läßt er sich den Widerschein dieses Gebildes alt
Muster seiner eigenen Lebensführung dienen. Erst wird Gott vermenschlicht,
dann wird der Mensch vergöttlicht. Ebenso borgt der Mensch seine Organe dem
Staat und überträgt ihm seine Ideale der Lebensführung, und hinterher richtet
er sich in seiner ganzen Lebensführung nach dieftm von ihm geschaffenen „puren
Gedankending", dieser „Fiktion" oder Gattungsbegriff. Aber gerade weil
unsre Ideale menschliche Formungen sind und Forderungen des menschlichen
^ Gattungsgeistes auf einen höchsten begrifflichen Ausdruck bringen, haben sie für
uns den Wert weithin leuchtender Musterbilder. Denn das Beste und Höchste,
ivas ein Volkstum, weiterhin ein Kultursystem, noch tiefer gesehen, das ganz?
Menschengeschlecht als gemeinsames Besitztum in sich trägt, hat es in seinen
Idealen niedergelegt. Und so ist denn der Staat das Ideal menschlicher Selbst,
und Arterhaltung. Eine der nächsten Aufgaben der Wissenschaft ist eine Psycho,
logie der Idealbildung.

Siegfried Dyck, Konigsberg i. Pr.:

Völkerbundgedanken.

Wilson wollte das Recht der Macht durch eine Macht des Rechtes ablösen.
Der Gedanke ist nicht neu, wenn auch die Formel Völkerbund uns neu erscheint.
Das Streben ging von je in neuerer Zeit dahin, eine Grundlage dafür zu finden,
eine Macht zu begründen, die Recht schuf und Recht zu wahren wußte. Auch der
Machtstaat wollte im Grunde nichts anderes als Recht. Er wollte jedoch sein
Recht einem anderen Volke aufzwingen. Wenn Napoleon der Welt seinen
Willen zu diktieren strebte, so versuchte er damit doch gleichzeitig ein Recht zu
schaffen, das die ganze Welt als i h r e s anerkennen sollte; ein Recht, das für
alle Bürger dieses Weltreichs gleiche Grundbedingungen der
Entwicklung schuf. Napoleon und alle die, die an das Machtrecht glaubten^
vergaßen dabei eins: die ausgeprägte Volkspersönlichkeit. Das Rechtsempfinden
beruht auf Tradition, Entwicklung und Anlage und ist nicht rasch und leicht
durch Änderung der Gesetze umzustoßen. Das Rechtsempfinden beruht auf
suggestiver Kraft, doch kann man andere schwer, fast nie beeinflussen, wenn sieh-
ein Wille gegen anderen Willen stemmt. Das gilt schon für das Einzel-
individuum, das sich durch einen fremden Einfluß auf sein Fühlen, Denken,
Wollen gefährdet glaubt, es gilt in noch viel höherem Maße für ein Volk. Der
Selbsterhaltungstrieb, der Trieb der Arterhaltung wandte sich gegen jede fremde
Nation, die einer starken Volkspersönlichkeit ihr eigenes Recht zu geben unternahm.
Instinktiv griff es zum Selbstschutz, um ausgeprägten Volkstyp zu bewahren.
Deshalb mißlang, was Machthaber und Machtstaaten begannen, um eine einheit^
liche große Basis des Rechts zu schaffen. Mißlang und mußte für die Dauer miß-
lingen, weil Gewalt zum Widerstand reizt. Für kurze Zeit allerdings war der
Starke Sieger. Er zwang dem anderen seinen Willen auf, um nach dem Recht
der Macht nach außen hin ihn zu beherrschen. Das war schwachen Nationen
scheinbar ungünstig. Sie verloren das Recht der Selbsthilfe, der Selbstbestimmung.
Doch dadurch, daß innerhalb großer geordneter Staats-
verbände bereits die Macht des Rechtes herrschte, wurden
sie auch in die Rechtsgemeinschaft des Machtstaates auf-
genommen und nahmen Teil an dessen Entwicklung. Ja, sie waren darin
noch bevorzugt, denn um sie wirtschaftlich zu erschließen, gab das große Staats-
gebilde ihnen von seiner überschüssigen Kraft ab. So erstarkten im
Schutze großer Staaten fremde Nationalitäten wirt-
schaftlich und kulturell. Verkehrseinrichtungen wurden geschaffen,
die eine kleine arme Nation sich nicht selbst schaffen konnte, Industrien wuchsen
empor, die Bodenschätze wurden gehoben und die landwirtschaftliche Produktion,

gefördert, ohne daß die steuerliche Belastung die angegliederten Gebiete anders behandelte als den Machtstaat, der sie annektiert hatte. Durch die Förderung des Schulwesens und den steigenden Wohlstand aber wuchs auch die psychische Stärke und das Selbstbewußtsein der Nation, die sich einem fremden Staatsverbande, gezwungen durch ein Machtrecht, einfügen mußte. Das war so in den polnischen Gebieten, die bei der Teilung Rußland, Preußen und Österreich zufielen, so war es im Baltikum, so in Elsaß-Lothringen, so im Trentino und an der Adriaküste, so in Böhmen und selbst in Litauen. Überall hat sich dort — wenn auch je nach der Eigenkultur des Machtstaates verschieden — Kultur und Wirtschaftsleben der angegliederten Fremdvölker gehoben. Man darf dabei nicht das Leben einer kleinen bevorzugten Gesellschaftsschicht früher und heute vergleichen, wie sie vielleicht der Warschauer Hof in der Blütezeit des polnischen Reiches und die polnische Gesellschaft in Warschau unter dem Aarenregime im neunzehnten und am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts bot, sondern man muß Kultur und Wirtschaftsleben der breiten Schichten vergleichen. Tut man das, so wird man in den den Machtstaaten angegliederten Fremdvölkern eine verhältnismäßig raschere Entwicklung beobachten können, als bei ihren Volksgenossen in schwachen, auf der Grundlage nationaler Autonomie errichteten Staaten. Die Gründe sind nicht immer gleich. Während Preußens geordnete Finanzen, sein hochentwickeltes Schulwesen, seine genossenschaftliche und seine Verwaltungsorganisation den Polen durch Vorbild und Erziehung, durch Schutz und Förderung zu geistiger Entwicklung und wirtschaftlichem Gedeihen verhalfen, war es in Rußland nur die Möglichkeit, im Wettbewerb mit dem indulgenten Russentum die natürlichen Wirtschaftschaneen eines Riesenreiches auszunützen, die die polnischen und baltischen Gebiete mit ihrer im Ganzen höheren Volkskultur vorwärts brachten und die ihnen mit ihrer wirtschaftlichen Entwicklung auch in erhöhtem Maße die Möglichkeit boten, ihre geistige Entwicklung an fremden Bildungsstätten und durch fremde Geistesarbeit befruchten zu lassen. Stärkere Reibungen mit dem fremden Macht-Volk, das sie unterjocht, blieben, trotz vielfach guten Willens des herrschenden Volkes, nicht aus und wirkten auf das durch höhere Kultur verfeinerte Empfinden schärfer als früher. So verschärften sich im Zusammenleben die Gegensätze, anstatt sich auszugleichen und eine nationalistische Agitation fand fruchtbaren Boden. Wir sehen diese Entwicklung dann in den autonomen Nationalstaaten sich ihr Zentrum schaffen und von dort aus ihre Agitation in die benachbarten Gebiete mit verwandter Bevölkerung tragen. Wenn gerade das Deutschtum bisher nur ganz schwache Ansätze einer nationalistischen, auf Angliederung deutschsprachiger Volksteile anderer Länder gerichteten Bewegung aufzuweisen halte, so lag der Grund darin, daß sowohl in Österreich, wie im Baltikum die Deutschen, mochten sie in den Ostseeprovinzen auch unter russischem Druck, in Böhmen unter tschechischem Fanatismus leiden, sich immer noch als Herrenvolk, als Machthaber ihrer Umgebung gegenüber, fühlen konnten. Da

lag naturgemäß für sie kein Grund vor, grundsätzlich den Anschluß an Deutschland zu suchen, dessen geistige Förderung ihnen auch ohne staatliche Vereinigung zuteil wurde. Sie hatten allerdings Interesse an e-nem Bündnis, das ihre Stellung im eigenen Staate stärkte, darüber hinaus aber fand eine alldeutsche Agitation kaum fruchtbaren Boden.
Anders war die Situation der Letten, Litauer, Polen, Tschechen und Italiener, der französischen Reichsländer und der nordschleswiger Dänen. Ihr materielles Gedeihen gestattete ihnen,alle Bildungsmöglichkeiten auszunützen, der wachsende Intellekt aber ließ sie erkennen, daß sie auch in der Heimat einflußlos blieben, solange sie nicht sich rückhaltlos in den Dienst der Fremdmacht stellten oder, auf eine nationalistische Bewegung gestützt, eine breite Volksmasse hinter sich hatten. So ward aus dem Ringen um Recht ein Ringen um Macht innerhalb eines Staates, in dem alle Bürger auf gleichem Rechts« boden standen, obwohl jeden Bürger die Macht des Rechtes in gleicher Weise beschirmte. Da der Nationalismus die Begeisterung der Masse brauchte, mußte er naturgemäß demokratische Formen für seine Ziele finden. Das gab dem Nationalbewußtsein Kraft und Antrieb. Zur Volksbewegung geworden, förderte es im Kampfe gegen das Machtrecht die Ausprägung völkischer Eigenart in den von einem Machtstaat angegliederten Fremdgebieten mehr, als eine Entnationalisierungsaktion des Machtstaates sie schädigen konnte.
So haben die Verkünder und Nutznießer des Machtrechtes selbst wieder die Gegenströmungen großgezogen, die das Machtrecht bedrohten.
Deutschland ist nun aus einem Machtstaat zu einem an realer Wehrkraft schwachen Volk geworden. Es ist dazu geworden, weil die gewaltige Koalition der Mächte, die ihm in diesem Kriege gegenüberstanden, die mächtige Organisation der Wehrverfassung vernichtete, unsere wirtschaftliche Kraft zerbrach und mit der Hungerblockade nicht nur die Volksgesundheit, sondern auch das Zusammengehörigkeit«» gefühl des Volkes in seinen breiten Schichten unter-grub. .Da Reich und Staat, da die Gesamtheit den Einzelnen nicht mehr in seinen primitivsten Lebensbedingungen, nicht mehr in seinem Recht zu schützen vermochten, wuchs der Selbsterhaltungstrieb des Einzel» menschen über den Selbsterhaltungstrieb der Gesamt» heit hinaus. Der krasse Egoismus trat an die Stelle völkischen Empfindens. Jeder suchte an Lebensmitteln und, da der Besitz von Geld eine bessere Versorgung verhieß, auch an Geldmitteln soviel an sich zu bringen, als er irgend konnte. Und je schärfer dieser Kampf wurde, um so mehr trat das Empfinden für die Volks» gesamtheit, das sich als Nechtsbewußtsein in unserem Gefühlsleben ausprägt, zurück. Nur Lebensbedürfnisse (notwendige und überflüssige — auch diese Unter» scheidung fiel alsbald) wollte jeder befriedigen, das „Wie" blieb gleich. Es gab

keine moralischen Wertungen mehr und auch der Kämpfer an
der Front verlor vollständig das Gefühl dafür, wofür er kämpfte. War es noch der
Schutz der Heimat, in der seine Angehörigen zugrunde gingen, während er den
Feind abwehrte, und in der Drückeberger sie auswucherten und reich wurden?
War es noch der Schutz der Heimat, in der eine Minderheit unter dem Druck des
Kriegsrechts die freie Meinungsäußerung knebelte und wahnsinnige Eroberungs-
ziele zu vertreten schien, ohne Rücksicht auf Menschenopfer, die in Hekatomben
an der Front und im Inland täglich diesem Machtbegehren fielen? Sie sahen
nicht mehr das Machtbegehren, den Vernichtungswillen unserer Feinde, sie sahen
allgemach nur noch die egoistischen Motive, die sich in der Not hüllenlos zeigten.
So zerfiel im Inlands und an der Front mit dem Empfinden für die Volksge-
samtheit auch das Empfinden für die Volkszusammengehörigkeit. Das Na-
tionalgefühl wurde geschwächt. Gewiß waren große Teile der
Frontkämpfer und große Teile unseres Volkes in der Heimat noch von dem Geist
heißester Vaterlandsliebe erfüllt, als die Revolution ausbrach, und gewiß gab es
unter den Revolutionären auch idealgesinnte Männer, die gerade durch die Abkehr
von dem, was früher galt, der großen Menge des Volkes ihr Volksgefühl erhalten
wollten; doch die egozentrische Bewegung war bereits zu stark geworden. Die
Volkspersönlichkeit hatte sich in Einzelindividuen auf-
gelöst. Kampf nicht nur wirtschaftlich, Kampf aller gegen alle mit der Waffe
fand Anhänger. Gewalttat, Raub und Diebstahl, zumal der Diebstahl am Eigen-
tums der Gesamtheit nahm überhand. So wurde Deutschland machtlos, unfähig,
sich der Räuber zu erwehren, die heute an das Machtrecht appellierend ihm Glied um
Glied von seinem Leibe reißen und deutsche Volksgenossen zu Sklaven machen.
Das Recht der Macht ist Deutschland nun genommen. Wir vermögen heute
nicht mehr zur Selbsthilfe zu greifen, wenn die Lebens'nteressen unserer Volks»
-gesamtheit verletzt werden, daher müssen diejenigen, die mit den Tatsachen rechnen
und sich nicht an den Wunderglauben klammern, nun eine große macht-
volle Völkerorganisation willkommen heißen, die in-
nerhalb ihres GefügeS Deutschland und jeden deutschen
Staatsbürger unter den Schutz des Rechtes ihrer grö'
. ßerenGemeinschaft stellt. Nur wenn das gelingt, wird es möglich sein,
unser Wirtschaftsleben wieder aufzurichten und die Nation wieder soweit zu kräfti-
gen, daß sie ein Eigenleben als Volkspersönlichkeit in sich verspürt. Dann aber wird
es erst wieder möglich sein, Deutschland auch in der Weltpolitik den ihm zukommen-
den Einfluß zu sichern und dem deutschen Staatsbürger den Rückhalt in seinem Volks-
tum zu bieten, der ihn überall in der Welt zu einem stolzen, freien Menschen macht.
Wilsons Völkerbundplan ging dahin, den Nationen das Recht der
Selbstbestimmung zu sichern, das sich auf die Bekundung freien Volks-
willens stützen soll. Wenn man jedoch den Nationen das Recht der Selbstbestimmung
nicht verkürzt, ist ein Völkerbund schlechterdings nicht möglich. Ohne Ein -

schränk ung des freien Selbstbestimmungsrechtes gibt es
kein Mittel, eigensüchtige Nationen davon zuruckzu-
halten, ? i n Machtrecht anzuwenden, ohne Unterordnung unter
ein gemeinsames Recht wird keine Völkergem?inschaft zustande kommen. Und wie
der Rechtsstaat der Gewalt gegen unbotmäßige Volksgenossen nicht entbehren
kann, kann auch der Völkerbund ihrer nicht entbehren, wenn er gemeinsame
Rechtsgrundsätze nicht nur aufstellen, sondern auch durchführen will. Wilson hat
geglaubt, daß die Demokratien an sich einen Schutz gegen eine Gewaltpolitik,
gegen Vergewaltigung anderer Nationen bilden. Daß diese Annahme falsch ist^
hat nicht nur der Krieg gezeigt, dessen Ursachen nicht nur auf das Verschulden
autokratisch regierter Länder, sondern in viel höherem Maße noch auf die Kriegs-
treibereien demokratisch regierter Staaten zurückzuführen sind, sondern es zeigt
sich heute genau so in dem Verhalten Englands und seiner Kolonien, die Deutsch-
land seines Kolonialbesitzes berauben wollen, wie Frankreichs, das Elsaß-Lotbringen
die Volksabstimmung weigert, es also mit Gewalt an sich fesseln will, wie Polens,
das — unbekümmert um den Willen der Volksmehrheit — deutsche Gebiete an
sich bringen möchte. Es zeigt sich in der Tschecho-Slowakei, in Italiens Ansprüchen
auf deutsches und südslavisches Gebiet, in der Ukraine, in den französischen An-
sprüchen auf das linke Rheinufer, in den italienischen, englischen, französischen
uid griechischen Ansprüchen auf Teile der Türkei, die zweifellos nicht durch
nationale Rechte zu begründen sind. Eine demokratische Staatsverfassung hat
noch niemals, das ergibt sich auch aus der Geschichte der Vereinigten Staaten
selbst, Erpansionsbestrebungen verhindert, wenn sie aus wirtschaftlichen und
politischen Gründen emporwuchsen. Wenn also der Völkerbund ein Weltrecht
schaffen will, dann kann er sich nicht darauf verlassen, daß demokratische Ver-
fassung der Einzelstaaten ihre Unterordnung unter ein auf Mehrheitsbeschlüssen
basierendes Weltrecht verbürgt, sondern er muß reale Machtmittel besitzen, um
seinen Gesetzen Geltung zu verschaffen. Wilson hat das auch eingesehen, er ist
ja nicht der weltfremde, verstiegene Professor, zu dem ihn während des Krieges
ein großer Teil unserer Presse zu stempeln bemüht war, sondern ein kluger Real-
politiker, vielleicht der größte und klügste seiner Zeit, wenn man die Welt von
amerikanischem Standpunkt aus ansieht. Er will nicht nur durch Rohstoff« und
Nahrungsmittelsperre, sondern auch eventuell durch maritime und militärische
Maßnahmen den Beschlüssen des Völkerbundes Geltung verschaffen. So wird
der Völkerbund gegenüber den ihm zugehörigen Staa-
ten und gegenüber den Staaten, die außerhalb des
Völkerbundes stehen, zum Machtstaat, der sein Recht ihnen
aufzwingt, ihnen also in für sie sehr wesentlichen Punkten das Recht der freien
Selbstbestimmung nehmen kann. Dann aber hat er auch die Verpflichtungen
eines Machtstaates gegen annektierte Landesteile. Völker und Land sollten nicht
ohne Befragen, ja gegen ihren Willen von heimischen und fremden Machthabern

wie eine seelenlose Sache behandelt werden, nicht wie Steine bei einem Brettspiel verschoben werden können, hinüber und herüber. Aber worin unterscheidet sich eigentlich der Pariser Kongreß von 1919 vom Wiener Kongreß von 1814/15? Doch nur darin, daß in Paris die entscheidenden Entschließungen ohne die Völker getroffen werden, über deren Schicksal entschieden wird, während man in Wien auch die Vertreter des besiegten Landes zu den Verhandlungen zuließ. Auch die Begründung des Völkerbundes durch die Gegner der Mittelmächte, der Türkei und Bulgariens, die diese von der Mitberatung an dem Bunde ausschließt und ihnen später nur die Teilnahme ohne eine Einflußnahme an der Rechtsgestaltung gestattet, ist nicht der Macht des Rechtes, sondern dem Arsenal des Rechts der Macht entnommen. Wenn der Besiegte nicht bedingungslos sich fügt, dann wird er wirtschaftlich zugrunde gerichtet und setzt sich militärischer Vergewaltigung aus. Deutschland wird also dem Völkerbunde beitteten müssen, wenn es nicht sterben will. Wir haben uns in Deutschland die Entwicklung einst anders gedacht. Der Gedanke Mitteleuropa hatte bei einsichtigen Politikern und Volkswirten schon Wurzel gefaßt, ehe ihn Naumann aufgriff und popularisierte. Ein wirtschaftlicher Zusammenschluß Deutschlands und Österreich-Ungarns mit möglichst einheitlicher Zollverfassung und- Zollgrenze, einer Vereinheitlichung der Verkehrsgesetzgebung und der Verkehrseinrichtungen, des bürgerlichen und des Handelsrechtes und eine Sicherung der persönlichen Freiheit und Freizügigkeit nach gleichen Grundsätzen wäre den Angehörigen der Staaten und Völker eines solchen mitteleuropäischen Bundes zweifellos bald in so hohem Maße zugute gekommen, daß dieses „Mitteleuropa und seine kulturelle Auswirkung eine starke Anziehungskraft auf die benachbarten Nationen ausüben mußte und so den Grundstock zu bilden vermocht hätte für die „Vereinigten Staaten von Europa", die wiederum in ihrer weiteren Entwicklung den Weltbund vorbereiten konnten, der, in gemeinsamer Arbeit hohe geistige und soziale Werte schaffend, dem Frieden diente und in dem unter dem Schutze der Macht des Rechtes jede Nation in der freien Entwicklung ihres Volkstums gefördert worden wäre. Eine solche Entwicklung hätte, ohne zu zerstören, auf dem Vorhandenen aufbauen, Neues organisch entwickeln können. Der Ausgang des Krieges hat diese Hoffnungen zunächst vernichtet und anstatt Kräfte zu sammeln, die Staaten zersplittert, die als Träger dieser Ideen gelten konnten. Es ist schade darum, denn es wird nun zweifellos viel schwieriger sein, eine Organisation zu schaffen, innerhalb deren die Macht des Rechtes groß genug ist, um den europäischen Völkern die Sicherheit und Bewegungsfreiheit zu geben, die sie brauchen. Eine solche Organisation kann heute der Vielverband nur auf der Grundlage des Machtrechtes schaffen, das er ja auch für sich beansprucht, indem er jedem Widerstrebenden den Wirtschaftskrieg und militärische Gewaltmaßnahmen androht.

Wenn er jedoch das Machtrecht anwendet, dann müßte
er diejenigen Staaten, die er in seinen Bund zwingt, auch zu
gleichberechtigten Gliedern des Völkerbundes machen, die wie
die angegliederten Gebiete des ehemaligen Königreichs Polen in Preußen, Öster-
reich und schließlich selbst in Rußland, ebenso wie einst Schlesien und Schleswig-
Holstein in Deutschland und Preußen ohne Vorbelastung und Sonderverpflichtungen
in die Rechtsgemeinschaft aufgenommen werden. Als Muster für die
Gleichberechtigung der Staaten im Völkerbunde könnten wohl Deutsch-
land, die Vereinigten Staaten von Nordamerika und die Schweiz angesehen
werden, in denen jedem Einzelstaat, jedem Kanton ein Mitbestimmungsrecht
an der gemeinsamen Verfassung und Gesetzgebung zugebilligt ist und jeder Einzel-
bürger durch freie Wahl zur Volksvertretung des Gesamtbundes gleichfalls an
der Gesetzgebung und Verwaltung Anteil hat.
Doch eine solche Mitwirkung würde an sich wohl auch noch kaum genügen,
um dem Bundesverhältnis Sicherheit und Beständigkeit zu gewährleisten, wenn
nicht die Gleichberechtigung der Staaten und Staatsbürger bei der Mitwirkung
an der Bundesverfassung und Bundesgesetzgebung dadurch ergänzt würde, daß
jeder Bürger eines V öl k e r b u n d st a a t e s den Schutz der
Gesamtheit genießt, in welchem Teile des Bundesgebietes er auch wohnen
und seinen Erwerbssitz nehmen mag. Es scheint jedoch bereits heute so, als ob
der Völkerbund, wie man ihn in Paris plant, nicht nur den Staaten gleiche Rechte
weigert, sondem auch den Bürgern Deutschlands außerhalb
der Grenzen des Reiches jedes Recht und jeden Schutz
versagt. Die Erwägungen, wonach die Vereinigten Staaten Einwanderern
aus Deutschland und dem ehemaligen Österreich-Ungarn (mit Ausschluß vielleicht
der Entente-Schutzstaaten: Polen, der Tschecho-Slowakei und Südslaviens) er-
schwerte Einwanderungsbedingungen stellen will, die Drohung Lloyd Georges,
die Deutschgebürtigen und Abkömmlinge von Deutschen, auch wenn sie Bürger-
recht in England erworben haben, von dort zu vertreiben, Boykott der deutschen
Waren in Belgien und Frankreich, die Drohung mit dem Ausschluß der Deutschen
vom Weltmarkt und die systematische Vertreibung der Ausland deutschen, wie
die auch nach dem Waffenstillstand noch fortgesetzte Zerstörung der deutschen
Handelsbeziehungen in aller Welt, sie zeigen das Bestreben, zwei, vielleicht gar
drei oder vier Rechtsklassen für Bürger der Völkerbundsstaaten zu schaffen und'
den Bevorzugten einen abgestuften Schutz zu gewähren. Das würde forlgesetzt,
das Rechtsempfinden der betroffenen Völker verletzen und sie zu Sonderbündnissen,
innerhalb des Völkerbundes drängen, die ihnen schließlich die Gleichstellung bringen
oder den Völkerbund sprengen müßten.
Im übrigen sind die dem Völkerbund zugewiesenen Auf-
gaben rein negativer Art. Er soll Streitigkeiten und Kriege zwischen
den Staaten verhindern und eine Völkerrechtspolizei ausüben, die auch immer

nur Verbote zu überwachen haben, als auch nur hemmende, ein-
engende Funktionen haben und nichts Positives schaffen kann. Damit
würde der Völkerbund zu einer großen Koalition, die alle Schwächen und Fehler
einer solchen aufwiese. Wenn der Völkerbund nicht Einrichtungen schafft, die den
Völkern eine große Interessengemeinschaft zeigen und das Gefühl dafür alle Tage
lebendig erhalten, dann wird der Völkerbundsvertrag, auch wenn er einen Teil
des Friedensvertrages bildet, einmal das Schicksal aller der „auf ewige Zeiten"
abgeschlossenen Friedens- und Freundschaftsverträge und der auf Kündigung
abgeschlossenen Bündnisverträge haben. Er wird solange dann gehalten werden,
bis eine Macht, die sich stark genug dazu fühlt, sich durch den Völkerbund in ihren
Lebensinteressen beeinträchtigt sieht und die lästige Fessel, die dann im Volks-
empfinden nicht stärker verankert sein wird als frühere diplomatische Abmachungen,
einfach zerbricht. Will man eine Macht des Rechtes aufrichten, die Bestand hat,
so muß man weiter gehen. Die Gleichberechtigung aller Bürger
der Völkerbundstaaten auf rechtlichem und wirtschaft-
lichem Gebiete herzustellen, das wäre schon eine po-
sitive Aufgabe für den Völkerbund. Er braucht dazu nicht einmal
ein durchaus in allen Staaten gleichmäßig gültiges Iivil- und Strafrecht. Es
genügte schon, wenn zivil- und strafrechtlich jeder Bürger dem allgemeinen Recht
des Landes unterstellt wird, in dem er lebt. Freiheit und Sicherheit der Person
und des Eigentums aber müssen vorerst gewährleistet und volle Freizügigkeit
für Personen und Sachen innerhalb des Bundesgebietes gesichert sein. Das ist
freilich nur möglich durch eine möglichst weitgehende Annäherung der
Rechtsnormen, der Richtlinien für die Verwaltung und
durch eine einheitliche Verkehrs- und Finanzpolitik.
Letztere ist ebenso notwendig wie die Rechtssicherheit und VerkehrSerleichterung.
Eine Finanzhoheit des Völkerbundes über seine Glieder, die eine gleichmäßige
Verteilung der Kriegslasten ermöglicht, würde erst eine gedeihliche wirtschaftliche
und kulturelle Entwicklung sicher stellen. Will man Deutschland gegen-
über nach altem Recht, dem Recht der Macht verfahren und
es direkt oder indirekt in den Völkerbund hineinzwingen, so kann man ihm
dort auch nicht das Benefizium entziehen, das unter
dem Machtrecht annektierten Staaten zugute kam, die
nach der Annexion in die Rechts-, Wirtschafts- und Finanzgemeinschaft des Macht-
staates eintraten. Wenn der Völkerbund ehrlich dem Rechte dienen soll, so muß
er, der nun einmal seinen Gliedern gegenüber in das Verhältnis des alten Macht-
staates tritt, deren Beispiel auch darin folgen und seinen Gliedren einen finan-
ziellen Rückhalt gewähren. Das würde bedingen, daß die gesamten
Kriegslasten gemeinsam getragen und ihre Verzinsung und
Tilgung durch eine gleiche Besteuerung auf die tragfähigen Schultern aller An-
gehörigen der dem Völkerbunde angehörigen Nationen verteilt werden. So

verfuhren die Machtstaaten angegliederten Gebieten
gegenüber. Den polnischen Gebietsteilen ist nach der Angliederung die
Finanzkraft Preußens in vollem Umfange zugute gekommen und die Entwicklung
der Reichslande ist, wie die des Reiches, durch die französische Kriegsentschädigung
befruchtet. Keiner der angegliederten Staaten wurde jemals von dem Macht-
staate, der ihn sich einverleibte, steuerlich derart vorbelastet, daß er im wirtschaft-
lichen Wettbewerb mit den anderen Landesteilen von vorneherein zur Niederlage
verurteilt war. Man bemühte sich im Gegenteil, neue Landesteile unter Berück-
sichtigung ihrer individuellen wirtschaftlichen Struktur möglichst rasch soweit zu
entwickeln, daß sie kulturell vollwertige Glieder des Gesamtstaates wurden. Auch
diese wirtschaftliche und kulturelle Förderung gehört
untrennbar zum Wesen gemeinsamen Rechtes, ebenso wie
die soziale Fürsorge zu den gemeinsamen Aufgaben der Völkerbundstaaten zu
zählen ist. Nur durch sie wird der Iwangsverband zu einer ethisch höheren Or-
ganisation als der Einzelstaat.
Fehlt dem Völkerbund die materielle Klammer und
das ethische Band, fehlt ihm ein positives Schaffensfeld und gemeinsame
Lebensinteressen, so würden sich den ihm eingegliederten
Völkern nur die Hemmungen bemerkbar machen, die an
sich bereits vorhandene Gegensätzlichkeiten vertiefen und verschärfen müßten.
Das würde rasch zu einer Völkerbunds-Verdrossenheit führen, die entweder durch
Massenkündigungen seine Auflösung veranlassen oder bei einem Streitfall schließlich
den Bund gewaltsam sprengen würde. Wird Wilsons Völkerbund nur eine reine
Rechtsorganisation, so kann es ihm so ergehen wie den staatlichen Rechtsorgani-
sationen der unterlegenen Staaten nach dem Kriege. Die Rechtsvorschriften
bestehen nach wie vor, da jedoch der Staat dem Einzelmenschen nicht mehr den
Lebensbedarf, nicht mehr die wirtschaftliche Unabhängigkeit und Sicherheit
garantieren, ihn nicht mehr vor übermäßigem Druck und einer Überlastung schützen
konnte, verloren sie ihre Kraft. Wer seine wirtschaftliche Eristenz, seine Gesundheit
und sein Leben gefährdet weiß, der wird das Recht, das ihn nicht mehr schützt,
auch nicht mehr achten. Im übrigen zeigt sich auch bei einem Vergleiche von
1805 und 1918, wie wichtig die wirtschaftliche und kulturelle Gemeinsamkeit für
eine überstaatliche Organisation ist. Während sich 1805 nach dem Zusammenbruch
der Vormacht das Deutsche Reich vollständig auflöste, hat — trotz ausgiebiger
feindlicher Agitation und mancher separatistischer Versuchungen — der verlorene
Krieg, die Revolution und die durch den Hungerkrieg geschaffene, egoistische Gleich-
gültigkeit gegenüber der Gesamtheit, einer nationalen Volkspersönlichkeit, das
Gefüge des Reiches doch noch nicht zu lösen vermocht, weil der Nutzen der Reichs-
gemeinschaft im Volksbewußtsein noch fest verankert ist. Daß die nationalistische
Agitation in Osterreich und Ungarn zu anderen Ergebnissen geführt hat und daß
auch bei uns im Neichslande und den polnischen Landesteilen starke Strömungen

für eine Abtrennung vorhanden sind (bei einer Volksabstimmung würde sich wohl auch in diesen Gebietsteilen Deutschlands zeigen, daß nur aktive, lärmende Minderheiten die Loslösung fordern!), verschiebt die Sachlage nicht, da diese Strömungen aus der Entwicklung der Volkspersönlichkeiten, aus dem Erstarken eines völkischen Eigenlebens erwuchsen, das im alten Machtstaate gehemmt wurde, weil diesem die demokratische Grundlage, auf der sich diese Entwicklung vollzog, fehlte.
Daraus ergibt sich für den Völkerbund zunächst die Notwendigkeit des positiven Schaffens auf dem Gebiet der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Interessengemeinschaft, es ergibt sich jedoch auch, daß der Völkerbund, wenn er wirklich dem Rechte dienen will, jeder imperialistischen Regung des Nationalismus vorbeugen muß. Mit Gewalt wird das schwerlich für die Dauer gehen. Die Verbindung großer nationaler Staatengebilde mit den Weltverkehrsstraßen des freien. Meeres ist ihnen eine Lebensnotwendigkeit. Diese Verbindung aber läßt sich auch ohne Gewalt, die einem Teile immer Unrecht tut, herstellen, wenn man verkehrspolitisch die ganzen dem Völkerbunde angeschlossenen Nationen zusammenfaßt und wenn man Zollvereinigungen schafft, di<? den natürlichen Bedürfnissen der Völker Rechnung tragen. Jede
Lösung der Nationalitätenfrage, die das freie Selbstbestimmungsrecht der Völker mißachtet, ist eine Quelle neuer blutiger Völkerkriege. Es würde sich bitter rächen, wenn man den Polen, den Tschechen, den Italienern und den Franzosen deutsche Gebiete gegen den ausgesprochenen Willen der Mehrheit ihrer Bevölkerung auslieferte. Die Hungerblockade hat in der großen Mehrheit des deutschen Volkes zwar den Egoismus riesengroß anwachsen lassen, sie hat den Selbsterhaltungstrieb des Individuums in Gegensatz gebracht zu
den Interessen des Gesamtvolkes und das nationale Empfinden
damit abgestumpft; doch das wird n i ch t so bleiben, wenn die Wirkung der Hungerblockade aufhört, das Volk jedoch fühlt, daß
ihm die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklungsfähigkeit genommen werden soll, seine Volksindividualität aufs schwerste bedroht wird. Dann regt sich auch in der Volkspersönlichkeit, mag sie nun innerhalb oder außerhalb
der großen Völkerbund-Koalition stehen, der Selbsterhaltungstrieb.
Der Lebenswille eines großen Volkes aber ist ebenso stark, wie der Lebenswille des Einzelnen. Er schreckt, wenn's not tut, ebenso wenig vor der Gewalttat, vor der Selbsthilfe zurück. Das sollten unsere Gegner bedenken, ehe sie uns durch unerträgliche Bedingungen wirtschaftlich und kulturell zu erdrosseln versuchen. Man soll im gegnerischen Lager nicht mit dem Volksgeist rechnen, wie er bei uns noch heute vielfach in Erscheinung tritt, sondern mit dem Geiste eines wieder gesundeten, starken Volke?. Die Zeit ist vorüber, in der man Deutsche knechten, ihnen einen fremden Volkswillen aufzwingen konnte. Bisher war, wie bereits betont, auch im Frieden die alldeutsche Agitation, die im Volke keinen Boden fand, ungefährlich weil die Deutschen die bei Nachbarvölkern wohnten, in er-

träglichen, staatsrechtlichen Verhältnissen lebten, wie die Deutsch-Österreicher
und Balten, oder weil es ihnen freistand, sich unerträglicher Bedrückung durch
Rückwanderung in das deutsche Vaterland zu entziehen. Wenn man jedoch den
Deutschen in der eigenen Heimat, in seinen alten Volkstumsgrenzen, unter fremde
Herrschaft stellt, wenn man die alte Heimat ihm verwüstet durch unerträglichen
wirtschaftlichen Druck wenn man ihn draußen in der Fremde ächtet^ sein Volkstum
höhnt und ihn zu einem Menschen minderen Rechtes macht, dann 'wird man Haß
in alle Kreise unseres Volkes tragen; der Haß erbt sich durch die Geschlechter fort
und fordert dann Vergeltung: Aug' um Auge, Zahn um Zahn. Dann wird
ganz Deutschland, wird das ganze gewaltsam zu fremden
Staatsgebieten geschlagene Deutschtum ein Herd der nationa-
listischen Agitation. Jeder Mißgriff einer Staatsverwaltung, jedes
harte Zupacken, jedes Zurückweichen gibt dazu Anlaß. Jede Geste, jedes Wort
und jedes Lied wird zum Agitationsmittel; jede Waffe wird gut, wenn sie sich
gegen den gehaßten Feind gebrauchen läßt. Will man sich dann der nationalistischen
Agitation erwehren, so muß man das deutsche Volk bis zum letzten Mann und
letzten Weib ausrotten, denn der Haß wird dann erst sterben, wenn der letzte
Deutsche starb.

Werden jedoch im Völkerbunde die nationalen Ansprüche Deutschlands unter
Wahrung des vollen Selbstbestimmungsrechtes der Bevölkerung und Zulassung
der Option in durch Volksabstimmung etwa abgelösten Gebieten anerkannt und
erfüllt der Völkerbund die Aufgaben, die ihm als großer,
überstaatlicher Machtorganisation auf finanziellem, wirtschaftlichem, sozialem und
verkehrs- und völkerrechtlichem Gebiet zufallen, dann kann zum min-
desten in Europa ein Ausgleich geschaffen werden, der
allen Nationen eine freie Entwicklung ohne Ver-
schärfung der nationalen Gegensätze ermöglicht. Wenn
die Gebiete Posens und Westpreußens, die bei Deutschland bleiben wollen, Polen
nicht von der See abschneiden, weil eine gemeinsame Zollgrenze Deutschland
und Polen verbindet, wenn eine einheitliche Verkehrspolitik im Völkerbunde
den Polen Bahn- und Wasserverbindung mit der See zu gleichen Bedingungen
sichert, wie den Deutschen, wenn die Sprachenfrage durch das Selbstbestimmungs-
recht so geregelt ist, daß kein Grund mehr zur Beschwerde vorliegt, wenn finanzielle
Vorbelastungen eines Staates zu Gunsten eines anderen nicht möglich sind und
wenn zuletzt den militärischen Rüstungen Schranken auferlegt sind, die Angriffs-
kriege verhüten können, welchen Grund sollte Polen dann noch haben, eine
imperialistische Politik zu treiben? Oder welchen Grund sollte Deutschland haben,
polnisches Gebiet zu begehren, wenn in gemeinsamem friedlichen Schaffen die
Gütererzeugung und damit das materielle Gedeihen und die Kultur der beiden
Völker wächst? Auch der Tschechenstaat würÄe unter gleichen Bedingungen kein
wesentliches Interesse mehr haben, sich deutscher Gebiete zu bemächtigen. Was

könnte Italien von Deutsch-Tirol begehren oder wie könnte es den Deutschen
den freien Zugang zur Adria verwehren wollen, wenn die Zollgrenzen fallen
oder soweit abgebaut werden, daß die wirtschaftlichen Kräfte hüben und drüben
zu höchster Energie angesporrnt werden? Wirtschaftlich bestehen zwischen Deutsch-
land, dem Polenreiche, der Tschecho-Slowakei, den Südslaven und Italien sicherlich
kaum halb so große Gegensätze als Gemeinsamkeiten. Selbst die deutsch-französischen
Gegensätze sind nicht unüberbrückbar, wenn die Frage der Zugehörigkeit Elsaß-
Lothringens durch freie, völlig unbeeinflußte Volksabstimmung geregelt wird
und wenn eine größere Wirtschaftsannäherung beiden Teilen die Nützung der
Bodenschätze des strittigen Gebietes ermöglicht.
Die völkischen Gegensätze würden niemals ganz verschwinden, weil aus-
geprägte Wolksindividualitäten sich einander ebenso wenigAvöllig angleichen,
wie starke Einzelpersönlichkeiten; es wird sicherlich auch noch längere Zeit, vielleicht
solange dauern, bis die Generation ins Grab sank, die sich in Kampf und Hassen
gegenüberstand, doch wird sich schließlich ein modus viveri6i finden, wie er sich
ja auch bei den ausgeprägten Stammesindividualitäten großer Völker fand.
Die ethischen Ziele einer größeren Gemeinsamkeit
sind so hohe, daß sie weite Kreise der Kulturwelt
fesseln, zu Verkündern der Lehre von der Macht des
Rechtes machenmüssen, und ihre sozialen und wirtschaft-
lichen Vorteile sind so groß, daß sie auch in der breiten
Masse derer Fuß fassen werden, denen die Sorge um das tägliche
Brot nicht vergönnt, sich nur nach hohen idealen Gesichtspunkten im Leben zu
orientieren. Fallen die künstlichen Hemmungen der Produktion fort, kann ein
jeder in völliger Freiheit und Sicherheit seine Intelligenz und seine Arbeitskraft
so verwerten, wie es ihm am besten erscheint, wird Handel und Verkehr mit allen
Bodenschätzen ihre bestmögliche Verwertung zulassen, dann wird auch bei Ver-
minderung der Zahl der Arbeitsstunden der Wohlstand jedes Bürgers der Staaten
dieser großen Kulturgemeinschaft wachsen. Und mit dem Wohlstand wächst dann
auch die Freude am Schönen und am Guten, am künstlerischen Schaffen und
Genießen. Aus größerer Unabhängigkeit von den Notwendigkeiten materiellen
Denkens erwachsen seelische Bedürfnisse, die tiefer greifen als nach der Habe
eines anderen.
Ein Völkerbund, der diese Entwicklung fördert, doch nur ein solcher, wird
Bestand haben. Die Welt steht heute an einem SchicksalSkreuzweg. Schlägt sie
den falschen Weg ein, so wird sie das wohl auch nicht dauernd vom Ziele ab-
bringen, das uns die Weltentwicklung vorgezeichnet hat, doch wird sie dann zur
Umkehr zum heutigen Ausgangspunkt gezwungen sein, oder sie wird das Ziel
erst auf weiten Umwegen um vieles später erreichen: Das Ziel der Macht des
Rechtes für eine Welt.

Dr. A. S. Appelmann,
weiland Professor an der Universität Vermont:

Versuch zur Aufstellung eines Programms für die Organisation des Volkerbundes.

Vorwort.

Friedensbestrebungen und Bemühungen, Kriege zu verhindern, sind in den Vereinigten Staaten stets besonders stark gewesen. Unmittelbar nach des Welten- brandes Ausbruch, im Iahre 1914, vor allem aber im Sommer 1915, als wir zu einem „Internationalen Erziehungskongreß" aus aller Herren Länder, soweit die nnglütlichen Verkehrsverhältnisse dies gestatteten, in Kalifornien versammelt waren, wurden besonders starke Friedensanstrengungen gemacht. Im Winter 1915 nahmen die Bestrebungen greifbarere Formen an, und im Frühjahr 1916 stand eine t« evtorce renk?" fest gegründet da, mit Erpräsident W. Howard Taft als Vorsitzenden. Die Besten liehen ihre Dienste. Die weitreichendsten Ver- bindungen, selbst mit den^ kriegführenden Nationen, wurden angeknüpft. Da drängte mehr oder minder plötzlich eine Reihe unglücklichster Momente die Ver- einigten Staaten selbst in die Reihe der Kriegführenden und jenes Land, das bis- lang die Führung in dieser Bewegung gehabt hatte, schied aus.

Mit dem der anglosächsischen, besonders aber der amerikanischen Rasse eigenen Einmütigkeit, Geschlossenheit und zähem Zielbewußtsein, das im Augenblick der Gefahr keinen Partikularismus und Sondergedanken mehr kennt, ja ihn geradezu an den Schandpfahl stellt, wo immer er sein unliebsames Haupt emporstreckt, und je nach Umständen ihn schwer ahndet, wurde in Amerika nach dem für Deutschland so verhängnisvollen Karfreitag des Iahres 1917 jeder Friedensgedanke zur Seite geschoben. Wer damals noch von Frieden sprach, wurde, so sagten wenigstens die Zeitungen, schwer bestraft.

Die seiner Zeit für die oben erwähnte „Liga, den Frieden zu erzwingen" skizzierten Programmpunkte des möglichen Völkerbundes sollten eben erscheinen, als durch die erwähnten veränderten Zeitumstände ihre Drucklegung zur Unmöglichkeit wurde.

Im Dezember 1917 entließen die Vereinigten Staaten den Verfasser mit freiem Geleit in die Heimat. Sein Manuskript für das „Völkerbundprogramm" mußte er, wie alles andere, drüben lassen. Erst jetzt, wo wir im Vakuum des Waffenstillstands sind, kann er, dem steten Drängen wohlmeinender Freunde nach- gebend, sich dazu entschließen, die seiner Zeit in englischer Sprache festgelegten Gedanken erneut zu Papier zu bringen. Eine eben wegen der Wiederholung, und ohne den schon einmal fixierten Gedanken vor sich zu haben, wenig erfreuliche Auf- gabe, die des Lesers Nachsicht erheischt.

Ausdrücklich hingewiesen werden muß an dieser Stelle nochmals auf die Tatsache, daß die folgenden Ausführungen nichts weiter sein wollen als ein schwacher Versuch, gewisse allgemeine Richtlinien anzudeuten, die gegebenenfalls Dienste leisten mögen bei der sicherlich nicht leichten Aufgabe, jenes gewaltige Unternehmen zu organisieren, das die Völker der Erde zu einem machtvollen Schiedsgericht, zu einer segenspendenden Friedensliga zusammenfassen soll.

Gewiß: Ijuot caMa tot sensu«!

Aber: Wo ein Wille, da ist auch ein Weg!

Koblenz a. Rhein, im Ianuar des Iahres 1919.

Der Verfasser.

Völkerfriede und Völkerbund, nach denen sich die Welt von jeher bald mehr, bald minder laut gesehnt, haben sich gegenwärtig als das unabweisbare Gebot und die dringende Forderung der Stunde erwiesen. Sie müssen kommen, weil die Welt sie braucht.

Daß dieser Friedensbund alle Länder umschließen muß, daß keine Nation auch nur für bestimmte Zeit von dieser Organisation ausgeschlossen werden dürfte, ist für die Lebensfähigkeit des Bundes selbst Notwendigkeit.

Die einzig diskutable Frage, mit deren Lösung sich, seltsam genug, die Welt am wenigsten befaßt hat, ist die: Wie, in welcher Form, in welcher äußeren Struktur wird der Bund in die Erscheinung treten müssen.

Eins scheint bei allen, die sich je ernstlich mit dem Völkerbundgedanken befaßt haben, festzustehen, nämlich, daß eine dauernde, sich stets in Sitzung befindende berufsmäßige Vertretung aller Nationen, ein oberster Gerichtshof, zur Erledigung internationaler Fragen eingerichtet werden muß, und daß diesem Machtmittel in die Hand zu geben sind, mit deren Hilfe er nötigenfalls seinen Willen zur Durch>führung bringen kann.

Über die einzelnen Aufgaben des Völkerbundes, nennen wir sie im Gegensatz zu den negativen des Schlichtens und Ausgleichens etwa die positiven des Aufbaus und der Neuschaffung, wie internationale Regelung des Arbeiterschutzes, Arbeiterrechts, Arbeitsversicherung, Förderung von Kunst, Wissenschaft und Handel in internationalem Sinne, Regelung des Kolonialbesitzes und gerechte Verteilung der Kolonien, wohlgemerkt unter alle interessierten Nationen, usw. usw. läßt sich kein allgemeines Programm aufstellen, dies um so weniger, als zu hoffen steht, daß des Völkerbundes Arbeit wachsen wird mit seinen höheren Zwecken.

Was nun die rein strukturelle Organisation des Bundes anlangt, so wird er seinem äußeren Aufbau nach jenem Regierungskörper ähnlich sein müssen, den wir in seiner Zweiteilung in gleicher Form in fast allen Ländern vorfinden. Er würde also bestehen aus 1. dem Obergericht, Tribunal oder Welttribunal, welch

Namen immer man wählen mag, das dauernd in Sitzung bleibt und eine Berufs-
organisation ist, und 2. aus der Generalversammlung, die periodistisch
zu Einzelversammlungen in bestimmten Zeitabschnitten zusammentritt.
In jeder dieser Körperschaften haben alle selbständigen Nationen
Sitz und Stimme. Ägypten, Anam, Australien, Bayern, Canada, Euba, Marokko
ete. werden von der Reichsgesamtheit, der sie sich unterstellt, resp. angegliedert
haben, vertreten.
Im übrigen entsendet jedes selbständige Land, ob groß ob klein, zwei Mit-
glieder ins O b e r g e r i ch t. Dies ist, wie bereits erwähnt, in dauernder Sitzung
und behandelt alle Fragen internationalen Charakters, die keine anderweitig,,'
Lösung finden können. Das Obergericht erwählt aus seiner Mitte einen Präsi-
denten, der seinerseits wiederum die verschiedenen Kommissionen und die Abtei-
lungen für die verschiedenen Angelegenheiten, wie Grenzfragen, Seerechte, Kanal-
und Wasserwege ete. mit den geeigneten Persönlichkeiten aus der Reihe seiner
(des Obergerichts) Mitglieder besetzt. In den Kommissionen werden alle Fragen
eingehend vorbereitet und nach Möglichkeit erledigt, ehe sie in der allwöchentlich
mindestens einmal stattfindenden Allgemeinsitzung des Obergerichts zur Behand-
lung kommen, allgemein angenommen, resp. diskutiert und vielleicht dort noch ab-
gelehnt und an die betreffende Kommission zurückverwiesen werden. Solche zurück-
verwiesene Fragen sind in den Kommissionen sofort wieder zu bearbeiten und
werden in der nächsten Allgemeinsitzung wieder vorgelegt. Wird die von der
Kommission dargebotene Lösung erneut in der Allgemeinsitzung abgelehnt, ist sie
der Generalversammlung, deren Sitzungen im Gegensatz zu den Kommissions» und
Allgemeinsitzungen des Obergerichts öffentlich sind, vorzulegen. Kommt die Gene-
ralversammlung mit Zweidrittel Mehrheit zu einer Entscheidung, so gilt diese
Lösung als endgültig. Kommt sie nicht zur Entscheidung, so ist sie am dritten
Sitzungstage erneut vorzulegen; fällt sie auch dort durch, so ist sie nach Verlauf
von mindestens einer Woche nochmals vorzulegen. Findet sie auch in dritter Lesung
keine Erledigung, so führt sie einen <-n»us b?Ni herbei. (Es ist selbstverständlich,
daß es sich hier stets um hinreichend gewichtige internationale Fragen bandelt,
was ja auch der Umstand gewährleistet, daß die Frage überhaupt dem Völkerbund
zur Entscheidung unterbreitet wurde.) Mit der Eröffnung der Feindseligkeiten
werden die sich streitenden Nationen ein halbes Iahr warten, innerhalb welcher
Zeit die Angehörigen beider Gegner ihre Sicherheitsmaßnahmen treffen, letzte Ge-
schäftsabschlüsse machen, oder auch das Land verlassen können.
Daß der Völkerbund zur Einschärfung der Innehaltung dieser „Neutralzeit"
seitens der Nationen sowohl als auch für die wirksame Durchführung seiner Be-
fehle resp. zur polizeilichen Kontrolle eine nicht unwesentliche, bewaffnete Macht
nötig hat, ist selbstverständlich. Über den Ausbau dieser Polizeimacht unten mehr.
Die Wahlen und Ersatzwahlen für das Obergericht (soweit letztere Wahlen
erforderlich sind) sowohl als für die Generalversammlung finden alle vier Iahre,

am 1. August, dem Tage des Weltkriegsausbruches, stett? und sind allgemein, direkt und geheim. Männer und Frauen über 20 Iahre, soweit sie nicht auf Erund der Landesgesetze vom Wählen überhaupt ausgeschlossen sind, besitzen für die Wahlen zur Generalversammlung das aktive und passive Wahlrecht; für die Wahlen zum Obergericht haben Frauen nur das aktive Wahlrecht.

In das Obergericht wählt jede selbständige Nation zwei Mitglieder mit je zwei Ersatzmännern. Zweidrittel Majorität ist erforderlich für die Wahl. In der Stichwahl entscheidet absolute Majorität. Die Oberrichter sind auf Lebenszeit gewählt, werden besoldet und können kein anderes Amt bekleiden. Wird aus irgend einem Grund von dieser oder jener Nation das Ausscheiden eines Oberrichters berechtigter Weise gefordert (persona nov Arata), so wird er unverzüg» lich pensioniert, und es tritt der erste, nach ihm der zweite Ersatzmann an die Stelle. Todesfall bedingt gleiches Aufrücken. Sind auch beide Ersatzmänner zur Verwendung gekommen, ehe die regelmäßigen Wahlen stattfinden, so ist, falls mehr als zwei Monate bis zu den allgemeinen Wahlen verstreichen würden, eine sofortige Wahl für den Oberrichter und beide Ersatzmänner vorzunehmen. Im übrigen aber finden die Wahlen, besonders auch der fehlenden Ersatzmänner — Aufrücken findet immer statt, falls nicht zwei Drittel des bestehenden Obergerichts sich gegen den aufzurückenden Ersatzmann ausspricht (Entscheidung in der Allgemeinsitzung des Obergerichts) — am allgemeinen Wahltage statt.

Der Völkerbund selbst (Obergericht und Generalversammlung) soll möglichst gleich in den ersten Sitzungen entscheiden, ob in Zukunft nach der Verhältniswahl oder einem andern Wahlmodus zu wählen ist.

Die Mitgliedschaft zur Generalversammlung ist, abgesehen von der Erstattung der wirklichen Unkosten, ehrenamtlich. Auch hier sind, wie bereits angedeutet, ein Mitglied und zwei Ersatzmänner zu wählen. Die Amtsdauer beträgt vier Iahre. Wiederwahl ist möglich. Die Zahl der Mitglieder, die jede Nation zur Generalversammlung entsendet, richtet sich je nach der Einwohnerzahl des zu vertretenden Landes, in der Weise, daß auf die erste Million je ein Vertreter, bis zu drei Millionen zwei, bis sechs Millionen drei, zehn Millionen vier, fünfzehn Millionen fünf, zweiundzwanzig Millionen sechs, dreißig Millionen acht, vierzig Millionen neun, fünfundfünfzig Millionen zehn, fünfundsiebzig Millionen elf, hundert Millionen zwölf, hundertfünfzig Millionen dreizehn, zweihundertfünfzig Millionen vierzehn, fünfhundert Millionen fünfzehn, darüber sechzehn Vertreter entfallen. Der Papst ist beim Obergericht mit zwei, in der Generalversammlung mit drei Stimmen vertreten.

Der Völkerbund unterhält bei jeder selbständigen Nation Botschaften, die die vollen Rechte der übrigen Botschaften genießen, im übrigen aber lediglich als Be- . «bachter und Berichterstatter von und nach dem Völkerbund wirken.

Den einzelnen Botschaften sowohl als besonders dem Bunde selbst wird ein

großer Stab von Fachkennern zur Verfügung stehen, die der Bund in Geheimmission und vielleicht auch als Geheimagenten, wo und wann immer es dem Bunde nötig erscheinen mag, hinausschicken wird, um diese oder jene gewünschte Information einzuholen, um über diese oder jene Frage Auskunft zu erhalten, um gewisse Beobachtungen anzustellen usw. Besonders werden derartige Geheimagenten nötig sein, um die einzelnen Nationen zu überwachen, ob sie die Bundesvorschriften auch auf das strikteste beobachten, um geheimes Rüsten, Verschwörungen irgendwelcher Art, und was immer dem Geiste und Wortlaut der Völkerbundregeln zuwiderlaufen mag, zu überwachen und dem Völkerbund sofort zu berichten. Dem Treiben anarchistisch gesinnter oder das öffentliche und Gemeinwohl bedrohender Körperschaften werden sie, unter Umständen mit Zuhilfenahme der lokalen, be» ziehungsweise nationalen Polizeigewalt, nachspüren und die Verbrecher vor die Schranken des Gerichtes beim Völkerbund stellen. Wo die Gesetze des jeweiligen Landes sich als kompetent und ausreichend erweisen, sind diese heranzuziehen. Verbrecher, die bislang im Ausland Zuflucht suchten und oft genug fanden, werden nicht mehr „ausgeliefert", sondern vor den Gerichtshof des Völkerbundes gestellt und mit besonders schweren Strafen belegt.

Dem Völkerbund müssen, wie bereits angedeutet, Mittel zur Verfügung stehen, um seine Anordnungen durchsetzen zu können. Er bedarf dazu nicht bloß eines stets bereiten Heeres, einer eigenen Flotte, sondern auch eines großen Stabes vorr Hilfskräften, die z. T. in einer Art von Polizeidiensten, wie eben angedeutet, werden zu verwenden sein.

Das Heer wird ein International-Heer sein müssen; die Flotte dementsprechend kosmopolitisch.

Um feststellen zu können, wieviel jedes Land an Truppen resp. Schiffen zum. International-Heer resp. zur kosmopolitischen Flotte beizutragen hat, ist zunächst festzustellen, eine wie große Streit- resp. Verteidigungsmacht die verschiedenen Nationen für sich selbst zur Eigenverteidigung aufstellen dürfen. Hier muß Gerechtigkeit walten und dem Charakter des zu verteidigenden Landes Rechnung ge» tragen werden. Daß England eine größere Flotte nötig hat als Deutschland, und umgekehrt, Deutschland ein größeres Landheer als England, (von Kolonialtruppen, die nur in den Kolonien zu stationieren und zu verwenden sind, wird hierbei abgesehen), liegt auf der Hand. Eine Einheitszahl als Marimalgrenze wird für die verschiedenen Nationen festzusetzen sein.

Für die Flotte bilde gleicherweise ein bestimmter Prozentsatz einer Einheiten zahl die Grundlage für den Tonnengehalt, den jede Nation besitzen darf. Daß hier ein Unterschied zwischen den einzelnen Nationen je nach Lage und Beschaffenheit des Landes herrschen wird, kann bei gerecht Urteilenden keine Zweifel aus» lösen. Die oben erwähnte Einheitszahl wird etwa zu gewinnen sein aus einer Multiplikation der Kilometerzahl der Küstenlänge mit dem Flächeninhalt? des

Landes und der Zahl seiner Einwohner. Ein bestimmles von Hundert der so gewonnenen Zahl würde den Tonnenraum festlegen, der den verschiedenen Nationen an Kriegsschiffsraumgehalt im Höchstfalle zugebilligt werden könnte. Ein Beispiel: Nation L habe eine Küstenlänge von etwa 65 Km, die multipliziert mit dem Flächeninhalt von 30 000 izkm ergibt 1 950 000, mal der Einwohnerzahl von 7'/2 Millionen (die Zahlen passen in etwa auf Belgiens Verhältnisse) ergibt eine Grundzahl von 14 625 000 000 000, von der der bestimmte Prozentsatz für den Tonnengehalt der Kriegsflotte herzuleiten wäre.

Zum Vergleich seien noch Zahlen herangezogen, die bis zu einem gewissen Grade auf Hollands Verhältnisse passen, wo wir mit einer ungefähren Küstenlänge von 320 Km, mal 33 000 qkm Flächenraum — 10 560 000, mal 6 500 000 Einwohnern — 68 640 000 000 000 eine wesentlich höhere Grundzahl als bei dem vorherigen Beispiel erhalten. Es ist eben eine ungleich längere Küste und ein von der See arg zerklüftetes Land zu verteidigen. Nicht in Betracht gezogen sind hier die Überseebesitzungen der verschiedenen Nationen. Hier wird eine besondere Regelung nötig sein. Grundsätzlich festgelegt werden sollte hier nur ein Weg für die Bestimmung des Tonnengehaltes der Kriegsflotte, die jeder Nation mit Seeküste oder Kolonien oder beidem zuzubilligen wäre. Ob sie von der vollen Zahl oder eines Teiles von ihr Gebrauch machen will, bleibt dem freien Ermessen jeder Nation überlassen. In gleicher Weise bleibt den Nationen überlassen, in welcher . Weise sie die ihnen zustehende Tonnenzahl verwerten wollen, ob in mächtigen Dreadnoughts, in Kreuzern oder Unterseebooten. Von jeder Art von Schiffen aber würde jede Nation einen bestimmten Prozentsatz für die kosmopolitische Flotte des Völkerbundes abzugeben haben.

Es muß nach Möglichkeit jeder Nation ein Zugang zum Meere eingeräumt und ihr vor allen Dingen Gelegenheit und Freiheit belassen bleiben, eine Handelsflotte aufzubauen und diese unbegrenzt auszudehnen. „Seefahrt tut not", ist Atem, Leben und Sonnenschein für jede lebensfähige Nation. —

Was das Landheer anlangt, so ist von ähnlichen Grundlagen auszugehen wie bei der Festlegung des Tonnengehaltes der Flotte, mit der Maßgabe freilich, daß die Zahl der das betreffende Land unmittelbar berührenden Fremdländer bei der Gewinnung der Einheitszahl mit in Betracht zu ziehen ist. Die Grundzahl würde also etwa gewonnen werden aus der Festlandgrenzlänge (wohlgemerkt ohne Berücksichtigung der Küstenlänge) multipliziert mir der Zahl der angrenzenden fremden Nationen, mal dem Flächeninhalt des Landes, mal der Einwohnerzahl. Dies würde für Nation ^ (die Zahlen sollen in etwa für Deutschlands Verhältnisse gelten) ungefähr folgende Grundzahl ergeben: Grenzlänge — 3250 Km, mal 8 angrenzenden Nationen — 26 000, mal Flächeninhalt: 540 000 qkni — 14 040 000 000, mal Einwohnerzahl: 65 000 000 — 912 600 000000 000 000.

Zum Vergleich seien auch die ungefähr für Frankreich geltenden Zahlen

hier verrechnet, wo sich aus einer Grenzlänge (einschließlich Pyrenäengrenze) von etwa 1700 Km, mal 6 Fremdländern — 10 200, mal Flächeninhalt: 536 00« qkru — 5 467 200 000, mal Einwohnerzahl: 36 000 000 — eine Grundzahl von 196 819 200 000 000 000 ergibt.
Ein bestimmter, für alle Länder gleicher Prozentsatz (der so gewonnenen Zahl) würde die Truppenzahl ergeben, die das betreffende Land im Höchstfalle zur Friedenszeit unterhalten dürfte.
Auf welche Truppengattung jede Nation diese Mannschaften verwenden will, das zu bestimmen bleibt wiederum ihr überlasten. Nur ist auch hier wieder ein bestimmter Prozentsatz von jeder Truppengattung für das International-Heer abzugeben resp. bereit zu halten.
Es soll nicht geleugnet werden, daß die Schiffe für die kosmopolitische Flotte verhältnismäßig leicht zu einer dauernden Einheit zusammengesetzt werden können, während das aus den Beiträgen der verschiedenen Nationen sich zusammensetzende International-Heer zu Friedenszeit kaum an einer Stelle und als Einheit zusammengefaßt werden könnte. Um dies wenigstens in etwa zu erleichtern, wird jede Nation das Kontingent, das sie zur Kontinentalarmee stellen muß, in eigenen Garnisonen im Innern des Landes stationieren, von wo die Truppen auf Befehl des Völkerbundes unmittelbar an den vom Generalstab des Völkerbundes näher » bezeichneten Ort abgehen würden.
Es erscheint vielleicht ratsam, daß das gesamte Koutinentalheer aus Miliz bestehe, zu dem unter Zubilligung guten Soldes nur die besten Elemente zuzulassen wären, ein Heer, das in Friedenszeit zu öffentlichen Arbeiten wie Straßen-, Kanal- und Bahnbau, resp. Reparatur von Verkehrswegen, die an den Landesgrenzen liegen resp. diese kreuzen, verwendet werden könnte. Im übrigen verfügt der Generalstab des Völkerbundes über das Kontinentalheer.
Was die Truppen der verschiedenen Nationen anlangt, die letzteren zu eigen sind, so müssen diese über das ganze Land und an den Landesgrenzen gleichmäßig verteilt werden. Eine einseitige größere Truppenansammlung zu Friedenszeiten an einem bestimmten Orte ist ohne besondere Erlaubnis des Völkerbundes verboten.
Im Falle eines Krieges wird jenes Kontingent von Truppen, das die be treffenden feindlichen Nationen für die Kontinentalarmee zu stellen haben, in einem neutralen Lande interniert. Erweist sich das als Unmöglichkeit, kann der Völkerbund nach Belieben sein Kontinentalheer sofort um die Zahl der nicht internierten, an sich dem Kontinentalheer zugehörigen Truppen vermehren. Er wird es tun und nach Wunsch sogar noch weit mehr freiwillige Mannschaften im Kontinentalheer einstellen, wenn er einem einzigen Land oder einer Gruppe von Mächten gegenüber zu einem „Schuldig" gekommen ist.
Wo eine wenigstens der Einwohnerzahl nach kleine Nation an eine große grenzt, ohne unmittelbar von links und rechts Hilfe bekommen zu können, wie eS

z. B. bei Dänemark und Deutschland oder bei Nordamerika mit Canada und
Meriko der Fall ist, wird der Völkerbund besondere Maßnahmen treffen müssen,
um im Falle eines unberechtigten Angriffes der einen Nation auf die andre so-
fort hinreichend Hilfe zur Hand zu haben.—
Der Bund ernennt den gemeinsam über Flotte und Heer kommandierenden
Oberbefehlshaber, der den Titel Marschall führt und gleichzeitig der Chef des beim
Völkerbunde stationierten großen Generalstabs ist. Erwählt vom Völkerbunde wird
ferner je ein Oberbefehlshaber für das Heer, der den Titel General, und für die
Flotte, der den Titel Admiral führt. Es wird demnach nur einen Maischall, nur
einen General und einen Admiral (die beiden letzteren ranggleich) geben.
Diese drei Oberbefehlshaber werden bei den einzelnen Truppengattungen resp.
der Flotte die Offiziere in einer Weise befördern, resp. sie nach bestandenem
Prüfung einstellen, daß nur Serben bei Serben, Mexikaner bei Mexikanern usw.
Offiziere werden können. Berufungen in den Generalstab bedürfen der Ge-
nehmigung des Obergerichtes und der Generalversammlung.
Wenn in einem Streitfalle das Obergericht mit die Generalversammlung
mit ^/z Mehrheit eine bestimmte Nation als die Schuldige erklärt und einen Monat
lang vergebens Nachgiebigkeit gefordert hat, werden die kosmopolitische Flotte so-
ivohl als das Kontinentalheer sofort unter Unterstützung des von der schuldigen
Nation bedrohten Landes diese betreffende Nation mit allen Kriegsmitteln an-
greifen.
Wird kein einseitiges „Schuldig" ausgesprochen, aber auch keine Einigung
erzielt, bleibt die oben erwähnte halbjährige Neutralzeit zwischen den Streitenden
bestehen. Die kosmopolitische Flotte wird während des Krieges die Seepolizei-
dienste tun, wird vor allem das Prisenrecht und Prisengericht, die Überwachung des
Verkehrs von Konterbande ete. überwachen resp. unterbinden; sie wird vor allen
Dingen aber die vollen Aus» und Einfuhrrechte der neutralen Länder schützen.
Die in Streitigkeiten geratenen Nationen bleiben für die Dauer ihres Krieges
von jeglicher Aus- und Einfuhr von Rohmaterialien oder anderen Gegenständen,
die direkt oder indirekt die Kriegführung fördern, ausgeschlossen. Kontinental-
heer und kosmopolitische Flotte haben die genaue Beobachtung dieser Maßnahme
zu überwachen.
Das Kontinentalheer wird zum Grenzschutz bei den neutralen Ländern ver-
wendet, unter Berücksichtigung jener Nationen, deren Grenzen und Grenzrechte
durch die Kriegführenden am meisten gefährdet erscheinen.
Die Angehörigen der dem Völkerbund zur Verfügung stehenden Wehrmacht
tragen eine besondere Uniform.
Die kosmopolitische Flotte wird in Friedenszeit nach Möglichkeit dem Trans-
port der Kontinentalarmee, das etwa Arbeiter für Werften oder Bauten irgend
welcher Art stellt, wie oben erwähnt, dienstbar gemacht. Sie wird ferner wissen

schaftlichen Zwecken, wie maritimen und Polarforschungen, soweit dies angängig ist, dienen, wird auch zur Beförderung der Beamten des Völkerbunde?, die in offizieller Eigenschaft reisen, heranzuziehen sein. Im übrigen ist es aber der kosmopolitischen Flotte, deren Admiralstab seinen Sitz neben dem G.neralstab beim . Völkerbund hat, unbenommen, jeden Hafen, jedes territoriale Gewässer, jeden Kanal jeder Zeit außer im „berechtigten" Kriege zu befahren resp. anzulaufen. Privatkanäle und private Rechte an Wasserwegen fallen im allgemeinen fort.

Das Hoheitsrecht über und die Verwaltung von mehr oder minder öffentlichen Wasserwegen wie Sund, Dardanellen, Gibraltar, Suez, Panama ete. fällt dem Völkerbunde zu. Privatgesellschaften, die aus Bau und Verwaltung von Kanälen Vorteile ziehen, wie z. B. die Suezkanalgesellschaft, sind mit entsprechender Entschädigung abzufinden und aufzulösen. Der Völkerbund übernimmt die Verwaltung und Instandhaltung dieser öffentlichen Wasserwege. Der DurchfahrtszoU pro Tonne Schiffsraum ist zu ermäßigen. Die Kopfsteuer im Personenverkehr fällt gänzlich fort.

Einige der größten Eisenbahnen, zum mindesten jene, die internationalen Charakter tragen, d. h. also solche, die sich von einem Lande in ein anderes oder gar durch mehrere Länder erstrecken, werden in gleicher Weise vom Völkerbund zu verwalten sein.

Außer Heer und Flotte bedarf der Völkerbund zur wirksamen Einschärfung seiner Maßnahmen einer Luftflotte. Die Höhe des Beitrages an Luftstreitkräften, d> jede Nation zur Internationalen Luftflotte zu liefern haben nürd.'. richtet sich gleichmäßig nach der Größe der jeder Nation im Höchstmaße zustehenden Kampfflotte. Für die Bestimmung letzterer sollte die aus der Summe der Einheitszadl für Flotte und Heeresstärke gewonnene Ziffer das Grundmaß abgeben, woraus dann die Basis für die Zahl von Pferdekräften gewonnen würde, die jede Nation nach eigener Maßgabe in groß- oder kleinmotorigen Eindeckern, Doppeldeckern usw. anlegen könnte. Die dem Völkerbunde zu stellenden Flugzeuge stehen gänzlich zur Verfügung und im Dienste des'Bundes resp. der Botschaften des Bundes bei den verschiedenen Nationen. In diesem Sinne werden sie den Post- und Personenverkehr in dienstlichen Angelegenheiten vermitteln.

Die offizielle Verkehrs- und Verhandlungssprache des Völkerbundes: Ober» gerichr sowohl als Generalversammlung, ist das Englische, in der von amerikanischen fortschrittlichen Kreisen angeregten und bereits durchgeführten vereinfachten und modifizierten Schreibung und dem kondensierten Ausdruck in Wort und Schrift.

Sitz des Völkerbundes ist der Friedenspalast im Haag, um den sich alle Weiterungen gruppieren werden.

Die erhabenste Aufgabe des Völkerbundes wird es sein, niemals Bedingungen aufkommen zu lassen oder Verhältnisse zu schaffen, durch die sich eine andere Nation begründeterweise in ihren Gefühlen verletzt, in ihren rechtlichen Forde-

rungen beschränkt oder gar in ihrer Existenzfähigkeit bedroht sieht. Der jetzige Friedensschluß wird den Schluß des Krieges oder des Friedens bedeuten; er wird den Grundstein legen für das Gebäude der Ruhe, des Segens und des Glückes, oder er wird den Grundstein verwerfen, das Gebäude für immer zerstören, eine Giftsaat säen, deren Früchte einstens sicher reifen und die Welt vernichten werden. Mögen die Männer, die den Frieden schaffen sollen, sich dieser unermeß-
lichen Verantwortung, die sie vor der Welt, vor der Geschichte und vor Gott auf ewige Zeiten tragen müssen, in ihrer ganzen Schwere bewußt werden, ehe sie vom Friedens- Tische sich erheben.

Heinrich Göhring, Bremerhaven:

Das Sozialisierungsproblem in der Vergangenheit und Gegenwart.

Die Sozialisierung des Wirtschaftslebens, wie sie die Mehrheit der Kommunisten und Sozialisten erstrebt, ist ein Ding der Unmöglichkeit, ein Luftschloß, das unter der rauhen Wirklichkeit zusammenbricht. Alle Versuche, solche Theorien oder auch nur einen Teil von ihnen in die Praxis umzusetzen, sind mißlungen. Plaros Politeia, Morus' Utopia und Fouriers Phalangen blieben Gedankenkonstruktionen, der blutige Babouvismus zerfiel, die Unternehmungen öabets verkrachten ebenso wie die Arbeitsaustauschbank und die kommunistischen Gemeinden Owens, über denen noch ein Strahl reinster Menschenliebe leuchtete, die Arbeitsbank Proudhons war nicht lebensfähig, und die Nationalwerkstätten des Schwärmers Louis Blane von 1848 zu Paris erlebten einen jammervollen Zusammenbruch. Ein ähnliches Fiasko hatten bekanntlich die nach Lassalles Vorschlag in Preußen errichteten Produktivgenossenschaften mit Staatskredit zu verzeichnen. Nicht besser erging es aber auch in neuerer Zeit allen anderen Sozialisten, sobald sie ihre Phantasien auf dem Boden der Wirklichkeit zur Ausführung bringen! wollten. Man nehme nur beispielsweise die verunglückte Gründung „Walden" bei Amsterdam, die kommunistische Kolonie bei Aiglemont in den Ardennen, die Genossenschaftsmolkerei in Zürich, die Unionsschuhmacherei in Davos u. v. a. m. Immer wieder haben sich die Worte des alten Griechen Aristoteles, daß die Gemeinschaft des Besitzes gegen die menschliche Natur ist, bewahrheitet.

Man braucht nun nicht einmal strikter Gegner der Vergesellschaftung größerer Zweige des Wirtschaftslebens zu sein. Man nehme nur beispielsweise die Verstaatlichung der Eisenbahnen, die doch nach jeder Richtung hin die daran ge» knüpften Erwartungen erfüllt hat. Immerhin ist die Frage, ob Privat- oder Staatsbahnen vorzuziehen seien, auch heute noch viel umstritten. Einen inter-

efsanten Beitrag zur Beurteilung der staatssozialistischen Theorie hat unlängst der
französische Volkswirt Colson geleistet. Er hat nämlich die Betriebsergebnisse der
französischen Staatsbahnen im Iahre 1912 untersucht, und aus seiner Zusammen-
stellung ergibt sich die Tatsache, daß die Privatbahnen zum mindesten wirtschaftlich
ein weitaus besseres Ergebnis aufzuweisen haben, als die Staatsbahnen. Die
vorliegende Tabelle zeigt ein geradezu überraschendes Bild. In Frankreich hat
die Zunahme der Betriebseinnahmen im Iahre 1912 für das Hauptbahnnetz rund
17'/. Millionen Franken betragen. Diese Zahl kommt zustande, indem die fünf
großen Privatgesellschaften eine Mehreinnahme von 28'/. Millionen Franken, die
Staatsbahnen aber — eine Mindereinnahme von 11 Millionen Franken aufzu-
weisen haben. Iedenfalls bleibt die Feststellung des französischen Forschers ein
interessanter Beitrag, den man nicht aus den Augen verlieren darf, wenn es sich
um das Für und Wider der Ausdehnung staatssozialistischer Einrichtungen handelt.
Bekanntlich unterliegt der deutsche Kohlenbergbau zum Teil dem staatlichen Be-
triebe und seit Iahren beschäftigen sich Sozialpolitiker mit dem Projekt, den ge-
samten Kohlenbergbau Preußens durch den Staat zu betreiben. Die Erfahrung
hat aber gelehrt, daß auf diesem Gebiet der Erfolg einer Verstaatlichung zum min-
desten noch sehr zweifelhaft ist. Obgleich die staatlichen Bergwerke im Ruhrbezirk
beispielsweise bisher nur Zuschüsse erfordert haben und zwar in außerordentlich
beträchtlicher Höhe, ist der wirtschaftliche Erfolg des Staalsbergbaues weit hinter
dem privaten Bergbau zurückgeblieben. Man nehme nur weiter den Kalibergbau,
der gerade durch sein Ausfuhrgeschäft für Deutschland eine ungeheure Bedeutung
erlangt hat. Es läßt sich aber kaum vorstellen, daß ein schwerfälliger staatlicher
Apparat eine so gewandte und energische Propaganda im Ausland betreiben kann,
wie sie das Kalisyndikat durchgeführt hat. Nicht viel anders liegt aber die Sache
in verschiedenen anderen Industrien und Gewerbezweigen, so beispielsweise in der
Elektrotechnik, in der Herstellung chemischer Produkte, in der Textilindustrie, in
der Glasindustrie u. v. a. m. Eine überaus schwere Gefährdung unserer Volks»
Wirtschaft würde die Vergesellschaftung der Schiffahrt sowie des Fischerei-
gewerbes bedeuten. Überhaupt wo die Technik und Wirtschaft der Betriebe nicht
so einfach liegt, wo es gilt, lebhafte Initiative zu entfalten, wo man es mit starker
Konkurrenz, schnell wachsender Nachfrage zu tun hat, wo es auf Wagemut und
Unternehmungslust ankommt, da ist bis heute unbestritten die Privatwirtschaft im
Vorsprung.
Nach vr. Hugo Lindemann „Städteverwaltung und Munizipalsozialismus
in England", Stuttgart 1906, haben 193 englische Städte eigene Wasserwerke,
265 eigene Gaswerke, 244 erzeugen ihre Elektrizität selbst, 174 haben eigene
Straßenbahnen. Das ist an sich nicht befremdend und bildet auch bei uns die
Regel. Bemerkenswerter ist aber der Umstand, daß viele englische Städte Ma-
schinenfabriken haben, daß viele Beleuchtungsapparate, Dampfmaschinen, Dynamos
usw. konstruieren. Wolverhampton verkauft Eis an die Geschäftsleute, Tunbridge

Well baut Hopfen und Rüben auf eigene Gefahr. Seltsam mutet es an, wenn
man hört, daß Torquay sogar Hasen auf städtische Kosten zieht. In den Iahren
1874 bis 1900 eroberte der Muuizipalsozialismus (Als Munizipalsozialismus be-
zeichnet man die Anwendung des Sozialismus auf den lokalen Charakter der Ge-
meinden. Übrigens ist der Muuizipalsozialismus keine Erfindung der Neuzeit,
bereits die alten Römer kannten diese Wirtschaftsform, wie M. A. des Cilleuls in
seinem Buche „l> s«<?inli»m« ivuuicipa! K tr^vers 1?« »iöcies", Paris 1905,
überzeugend nachgewiesen hat.) in England eine Stadt nach der anderen, aber
schließlich erfolgte eine Reaktion. Im Iahre 1901 erlebten die Munizipalisten in
West Ham ihre erste größere Niederlage, der sich manche andere in den mittleren
und größeren Stäten des vereinigten Königreiches anschloß; keine ist jedoch von
der Bedeutung wie die, welche die Munizipalisten im Iahre 1907 bei den Wahlen
zum Londoner Grafschaftsrat erlitten. Zunächst muß jeden Einsichtigen das rapide
Steigen der städtischen Verschuldung befremden. Die lokalen Schulden betrugen
im Iahre 1874/1875 122 513 445 ^ gegen 398 882 146 ^ im Iahre
1904/1905. Dieses rapide Anwachsen der lokalen Verschuldung hat natürlich
eine Beängstigung der Steuerzahler herbeigeführt, zumal der Kredit der Städte
immcr fällt. So fand beispielsweise West Ham für eine Anleihe keine Zeichner,
.iber die Munizipalisten ließen sich hierdurch nicht beirren. Durch die englische
Presse ging im Iahre 1902 die Nachricht, daß Manchester durch städtischen Ge-
werbetrieb die Steuern im Iahre 1901/1902 um 3 Prozent herabsetzen könne.
Bald wies die „Times" nach, auf welche Weise dies erfolgt war: Die Stadtver-
waltung verlangte von der Gasanstalt einen Beitrag von 50 000 ^. Da nun
diese keinen Überschuß erzielt hatte, wurde das Gas für 3 ü teurer pro Kubikfuß
verkauft. Das ist zum mindesten eine eigentümliche Praris. Aber verkauft denn
trotzdem die Stadt das Gas an die Steuerzahler nicht billiger, als wenn diese es
von Privatanstalten geliefert bekämen? Wie es damit steht, zeigt das Beispiel
von Nottingham und Sheffield. Nach Lord Avebury ..<^n vinnicipnl av<1
nau«nnl ti adios:London 1907, kostet das Gas in Nottingham, wo der Betrieb
städtisch ist, pro Kubikfuß 2 «n 6 S, in Sheffield, wo es von Privaten stammt,
1 »K 4'/. S. Diese eine Tatsache dürfte schon genügend sagen. Am schlimmsten
ist die Lage der munizipalen Unternehmungen da, wo sie in Konkurrenz mit
privaten treten. Solange sie eine Monopolstellung innehaben, ist es für sie, die
durch das Gesetz in jeder Weise bevorzugt sind, verhältnismäßig leicht, zu ver-
dienen. Aber in anderem Falle erweist sich oft das Privatunternehmen als das
siegreiche. So hat beispielsweise London in einem Iahre mit seinen Themse-
dampfern 50 000 ^ verloren, Preston büßt jährlich 36 000 ^ mit seinen Docks-
ein, Brighton, Portsmouth, Hull haben ungeheure Summen mit ihrem Stadt»
telephon zugesetzt. Von munizipal-sozialistischer Seite ist ausgerechnet worden^
daß die städtischen industriellen Unternehmungen einen Reingewinn von 360 867
<L in 6 Iahren abgeworfen haben, bei näherem Zusehen entdeckte aber Lord Ave-

bury, daß dieser Reingewinn sich in einen mittleren Iahresverlust von 5 Milli-
onen Pfund verwandelte. Manchester hat mit Wasserleitungen jährlich 16 000
bis 27 000 ^ verloren, Birmingham in den letzten drei Iahren 80 000 bis
90 000 ^. Die Stadt Bath errichtete ein Elektrizitätswerk für 105 000 ^
und es mußte es im Iahre 1902 wieder schließen. Glasgow verkrachte nach einem
Iahre mit einem Telephonunternehmen, das ungefähr 1 Million Pfund gekostet
hatte. Die Tendenz, den von den Stadtverwaltungen betriebenen Industriezweigen
monopolistische Stellung zu verleihen, l>at natürlich schwere Schäden herbeigeführt.
Paul Dubois »«vialisme mnuimpn! «Q .Vv^Ieterre" in der ,,ü«vue des
Seux Monües", Band 44) konstatiert auf Grund statistischen Materials, daß in
den munizipalistischen Städten die Industrie schwinde und die Summe der leeren
Häuser steige. Ein Professor der Staatswissenschaften an der Universität Chieago
führt die niedrige Stufe der Elektrizitätsindustrie in England direkt auf den Muni-
zipalsozialismus zurück. Verweilen wir nun noch etwas bei dem Munizipal-
sozialismus außerhalb Englands. Am wenigsten scheinen die romanischen Länder
geeignet zu sein, diese Ideen in sich aufzunehmen. Immerhin sind auch hier Ver-
suche zu verzeichnen gewesen. Man nehme nur beispielsweise den Zusammenbruch
der Munizipalbäckerei in Catania und die sozialistischen Erperimente in den Iahren
1904 bis 1908 in der Stadt Brest, die der franzosische linksliberale Politiker Louis
Coudurier in seinem Buche „Ilne vill« saus l« regime collectiviste" so reizend
schildert. Relativ stärker erscheint der Munizipalsozialismus in Belgien. Abcr
auch Deutschland hat in den vergangenen Iahren schon Erfahrungen in dieser Hin-
sicht gemacht. So hat — um nur ein Beispiel herauszugreifen — nach Dr. Franz
Ludwig „Kommunalpolitik und Sozialdemokratie", Berlin 1912, die Stadt Mül-
hausen im Elsaß das Experiment teuer bezahlen müssen, die Gemeindeinteressen der
Sozialdemokratie anzuvertrauen. Als diese im Iahre 1902 ans Ruder kam, betrug
die städtische Schuld 5,5 Millionen Mark, nach Ablauf ihrer Herrschaft rund
28 Millionen Mark. In dieser Summe ist das von der Stadt erworbene Elektrizi-
tätswerk zum Preise von 8 Millionen Mark nicht eingerechnet. Die bestehenden
sozialdemokratischen Kommunalprogramme laufen darauf hinaus, die fort-
schreitende Demokratisierung der Gemeinden zu fördern und den Mittelstand da-
durch zu schädigen, daß immer weitere Gebiete der Privatwirtschaft entzogen und
durch die Gemeinde sozialisiert werden.

Wohin die strikte Verwirklichung des Sozialisierungsproblems ein Land
bringen kann, zeigt so recht als Beispiel Rußland. Nach zuverlässigen Nachrichten
sind von der Moskauer Regierung der Volksbeauftragten bisher weit über
500 industrielle, kaufmännische und Verkehrsnnternehmungen verstaatlicht worden.
Wenn der Bericht des russischen Finanzamtes vom 7. November 1918 zugibt, daß
seit dem 1. Ianuar 1918 30 Milliarden Rubel in Kreditnoten ausgegeben worden
sind, so liegt die Wirkung der Verstaatlichung auf die Staatsfinanzen offen zu-
tage. Die Verstaatlichung begann erst in der Zeit vom Ianuar bis Iuli 1918,

doch sind schon jetzt die Einnahmen aus den früher bedeutenden Steuern der In-
dustrie von 314 671 000 Rubel in der ersten Hälfte 1917 auf 91 775 000 Rubel
in der ersten Hälfte 1918 gefallen. Gegenüber diesem Steuerausfall hat di« Ver-
staatlichung keinen Ausgleich geschaffen. Die Ausgaben für die Monate Ianuar
bis März 1918 werden mit 532 921 000 Rubel angegeben; das Budget gibt die
Höhe der Kosten der Verstaatlichung (d. h. Kapital für Umwandlung und Um-
stellung) mit 2 Milliarden Rubel für das erste Halbjahr 1918 und mit 800 000 000
Rubel für das zweite Halbjahr 1918 an; der gesamte Voranschlag für 1918 wird
auf 46 Milliarden und 600 000 000 Rubel geschätzt. Das Budget zeigt weiter,
daß der kürzlich gegründete Overvolkswirtschaftsrat, das Verwaltungsorgan für
die bolschewistische Sozialisierung, in der ersten Hälfte des Iahres 1918 nur
14 832 000 Rubel, in der zweiten Hälfte desselben Iahres hingegen 1 674 203 000
Rubel verausgabt hat. Die Gewinnseite des Staatshaushaltes zeigt eine Gesamt»
einnahme aus Staatsbetrieben von 813 082 000 Rubel. Daraus muß man den
Schluß ziehen, daß sich die Einnahmen aus der Verstaatlichung auf höchstens die
Hälfte der für sie gemachten Ausgaben belaufen. Besonders belangreich sind die
Angaben der amtlichen „Prawda" über sieben verstaatlichte Fabriken, die mit
3 890 000 Rubel Kosten Waren herstellen und sie zu 2 950 000 Rubel verkaufen.
Dieser Verlust ist zwar noch nicht katastrophal, aber in den vier Monaten, die
gewöhnlich zwischen Herstellung und Verkauf verstreichen, fiel die Kaufkraft des
Rubels um die Hälfte, sodaß die Regierung in Wirklichkeit nur 1"/. Millionen
Rubel für Waren erzielte, die sie 4 Millionen Rubel selbst gekostet hatten. Der
Mißerfolg der überstürzten Verstaatlichung in Rußland wurde durch die Unfähigkeit
der Sowjets, Absatzmärkte zu organisieren, noch vergrößert. Iedenfalls haben
die bolschewistischen Erperimente das russische Erwerbsleben in die nur denkbar
traurigste Lage gebracht.

Gert von Naßmer:

Möglichkeiten und Grenzen einer organischen Staalsauffassung.*)

Iedwede wissenschaftliche Betrachtungsweise ist allein schon infolge, ihrer ganzen
Natur gewissen Beschränkungen unterworfen. Wir sprechen in diesem Sinne auch
von Grenzen der Wissenschaft und meinen damit zumeist, daß es uns nicht gegeben
ist, auf dem Wege einer begrifflichen Erkenntnis bis in das innere Wesen der

") Vergl. hierzu auch folgende Arbeiten des Verfassers: „Das organische Prinzip", Die Tat,
X. Jhrg., Heft 7, Juni 1913: „Politik und Weltanschauung", Die Tat, X. Jhrg., Heft 1«, Inn!
1919; „Die Freiheit des Einzelnen im Staat der Neuzeit", Nord und Süd, 42. Ihrg., September-
Heft, Breslau 1918.

Dinge vorzudringen. Das reflektierende Denken bleibt jedoch nicht nur bei der Fest» stellung des Tatsächlichen stehen, sondern es erhebt häufig offen oder halb versteckt den Anspruch, daß seine Ergebnisse auch Regeln für das Leben bedeuten. So liegt es beispielsweise nahe, gewisse offenbare Gesetzmäßigkeiten im historischen Verlauf zu Richtlinien für alles künftige politische Verhalten zu machen. Da ich mich selbsd verschiedentlich mit den Problemen des Gesellschaftelebens beschäftigt habe, mochte ich mich einmal über die Fragen äußern, welche sich hier weiterhin ergeben.
Eine organische Betrachtungsweise kann uns ohne Zweifel über allgemeine große Züge im sozialen Geschehen der Natur wie der menschlichen Gesellschaft und damit über die Grundlagen alles staatlichen Lebens Klarheit verschaffen. Während nun etwa für Kjell<w vor allem d i e Formen im Mittelpunkt des Interesses steh^n^ unter welchen der Staat nach außenhin in Erscheinung tritt, mochte ich die innere Struktur und Dynamik des Ganzen als mindestens ebenso bedeutungsvoll ansehen, denn sie erlaubt es erst, den menschlichen Staat in eiuer nicht mehr rein spielerischen Weise mit anderen organismenhaften Gebilden in Parallele zu setzen. Wie für den Menschen als Einzelrersönlichkeit Selbst- erkenntnis die erste Vorbedingung alles weiteren Vervollkommnungsstrebens ist, so gilt für ihn dasselbe in seiner Eigenschaft als Glied eines sozialen Ganzen. Auch dessen Wesen muß ergründet werden, ehe man an eine Verbesse- rung und Ausgestaltung herantreten kann. Macht uns nun eine solche Erkenntnis fähig, unsere Gesellschaftsorganisation bewußt dem in ihr wirkenden Prinzip gemäß zu gestalten, sodaß unproduktive Arbeit immer mehr vermieden wird, und eine weit- gehende Energieersparnis eintritt? Ist dies der Fall, so wäre es dann die Aufgabe einer wissenschaftlich betriebenen Politik, dem natürlichen Entwicklungsgang die Bahn frei zu machen und Reibungsmöglichkeiten von vornherein möglichst auszu- schalten. Man könnte noch hinzufügen, daß alle derart begründeten Forderungen- eine ganz andere Stoßkraft besitzen würden, als wenn sie nur auf individuellem Meinen und Fürguthalten beruhen. Letzten Endes läuft das alles auf die Frage hinaus, was uns eine organische Staatsauffassung für unser Verhalten in einem konkreten Einzelfall lehren kann. Und mit einem solchen haben wir es doch stets zu tun, wenn es sich darum handelt, daß wir uns in irgendeiner Hinsicht entscheiden. Wenn wir hier auch nicht erörtern können, in welchem Maße ein derartig elementar naturhaftes Geschehen, wie es das soziale Leben darstellt, vernunftbestimmbar ist, so müssen wir uns doch darüber klar werden, wieweit wir aus theoretischen Erkennt- nissen praktische Folgerungen zu ziehen fähig sind. Folgende Erwägungen mögen diese Frage verdeutlichen! Wie in der ganzen organischen Natur, so sind auch im sozialen und staatlichen Leben der Menschheit Kampf nnd Zusammenschluß keines» wegs zwei einander aufhebende Antithesen. Vielmehr äußert sich in beiden nur ein» und dasselbe Prinzip auf verschiedene Weise. Kampf und Vereinigung liegen auf der gleichen Linie; es hängt allein von den gegebenen Umständen ab, auf welchem dieser beiden Wege sich der Wille zum Leben durchsetzt. Und zwar führt die Ent-

Wicklung auf ihrem ansteigenden Ast zu immer engeren Zusammenschlüssen hin; auch mannigfache Abirrungen von dieser allgemeinen Richtung des Geschehens können hierüber nicht hinwegtäuschen. Das sind wichtige Erkenntnisse, welche uns eine organische Gesellschafrsberrachtung gebracht hat. Sie sind auch für den Staatsmann insofern bedeutungsvoll, als sie ihn über das Wesen der Tendenzen und Strebungen des Völkerlebens aufklären, die er doch ständig gebrauchen muß, indem er sie in den Dienst seiner Zwecke stellt, oder auch indem er sich ihnen anvertraut und sich gleichsam von ihnen dorthin tragen läßt, wohin er gelangen will. Sehr fraglich ist es jedoch, ob man auf Grund derartiger allgemeiner Erwägungen feststellen kann, was zu tun an einem gewissen Zeitpunkt und unter bestimmten Verhältnissen „das Richtige" sei. Ein schnelles Erfassen des Gegebenen und eine instinktiv sichere Abschätzung aller Begleitumstände wird im Augenblick vielleicht weiter helfen, als ein noch so tiefes Wissen von den großen Gesetzmäßigkeiten. Wir berühren hiermit die allgemein bestehende Spannung zwischen Theorie und Praxis. Sie ist deshalb überall vorhanden, weil uns in der Wirklichkeit nichts so rein gegeben ist, wie das in der Abstraktion der Fall ist. Die oben aufgeworfene Frage wäre dahin zu beantworten, daß wir zwar versuchen können, unser Tun den großen Linien des Geschehens anzugleichen, daß wir hingegen bei jeder besonderen Entscheidung auf uns allein gestellt sind. Denn im Einzelfall müssen wir zahlreiche Zufälligkeiten und Verkettungen mit in Rechnung ziehen, welche in keine Formel eingehen. Alle nach außen gerichtete Wirksamkeit — und nicht zuletzt jede Politik — ist und bleibt eben Pragmatismus!

Bisher haben wir festzustellen versucht, ob wir unser Verhalten den erkannten objektiven Regeln entsprechend gestalten können. Hier ergibt sich nun aber eine neue Frage von grundlegender Wichtigkeit! Bedeutet nämlich Faktieitär bereits Geltung? Oder weniger abstrakt gesprochen und auf den vorliegenden Fall angewandt: gibt es vielleicht Grenzen, jenseits derer wir nicht mehr in der Lage sind, die Gültigkeit einer rein organischen Auffassung anzuerkennen? Diese Möglichkeit sei an Hand eines uns sehr nahe angehenden Problems erörtert! Iede fortschrei-, tende Entwicklung eines sozialen Ganzen fordert eine immer weitergehende Diffe» renzierung seiner Teile. Dieses allgemeine organische Gesetz gilt in gleicher Weise für den Zellorganismus der Tiere und Pflanzen wie für die menschliche Gesellschaft. Es wirkt sich nicht nur in allen Zweigen unseres sozialen und wirtschaftlichen Daseins aus, sondern es beherrscht auch das Geistesleben. Gerade unsere Zeit steht völlig unter dem Zeichen einer solchen Arbeitsteilung. Vom Standpunkt rein organischer Betrachtung ist diese zunehmende Spezialisierung zweifellos zu bejahen, da sie eine immer vollkommener werdende Energienutzung, und somit eine immer höhere rein vitale Lebenssteigerung bedeutet. Wollen und können wir uns nun aber ohne Vorbehalt auf diesen Standpunkt stellen? Berücksichtigen wir hierbei folgendes!

Auf allen Gebieten des Lebens macht sich eine tiefer und tiefer einschneidende Zerklüftung bemerkbar; ihr Zusammenhang wird somit ein immer lockerer, bis sie sich

schließlich völlig voneinander ablösen. Es fehlt den einzelnen Teilen dann aber auch jedes gemeinsame Zentrum, um das sie sich ordneten, und damit tritt das kulturelle Chaos ein. So werden alle Lebensinhalte mehr und mehr atomisiert, und jeder innerliche Sinn beginnt sich zu verflüchtigen. Auf das hier aufblitzende schwere Kulturprobleni kann an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden. Diese Andeutungen sollten nur zeigen, daß dem Tatsächlichen noch nicht notwendigerweise Geltung zukommen muß, denn der Machtbereich aller Wissenschaft endet dort, wo das Gebiet des Seinsollenden beginnt. Gerade wenn man, wie auch der Verfasser, die Berechtigung einer organischen Staatsauffassung durchaus vertritt und ihr eine entscheidende Bedeutung für das Verständnis der betreffenden Phänomene beimißt, erscheint es desto gebotener, ihre Grenzen unumwunden anzuerkennen. Das letzte Wort fällt hier der Philosophie zu: ihre Aufgabe ist es, zu untersuchen, ob wir zur Aufstellung letzter, allgemeiner Grundsätze gelangen können. —

Die wichtige Leistung einer organischen Staatsbetrachtung liegt also darin, daß sie uns über unsere Einordnung in das große Ganze, dessen Teile wir sind, und über dieses selbst Aufschluß gibt. Es wäre jedoch ein Irrtum zu glauben, daß wir damit auch für all unsere einzelnen Handlungen eine Norm besäßen, nach der wir uns unbedingt richten könnten. Sodann darf nicht vergessen werden, daß theoretische Folgerimgen, die aus einer empirischen Betrachtung des Gegebenen gewonnen sind, nur unter gewissen Voraussetzungen auch praktisch für unser Tun gelten. Denn Wissenschaft allein kann uns für dieses kein Fundament bieten. Ihre Erkenntnisse schließen an sich noch keinerlei letzte Forderungen in sich; sie sind unentbehrliches Material, aber sobald sie mehr als bloße Feststellungen sein wollen, unterliegen sie selbst wiederum einer höheren Wertung!

Mil Richter:

Aus der Werkstätte der politischen Parteien.

In früheren Zeiten ist den Deutschen, namentlich seitens des Auslandes, oft Mangel an politischer Begabung zum Vorwurf gemacht worden. Doch mit Unrecht. Denn nicht die Fähigkeit des politischen Denkens mangelte der Gesamtheii des deutschen Volkes, sondern eine gewisse politische Zurückhaltung behauptete sich als Gegenstück eines höheren geistigen Lebens, in dessen Mitte die Dichterfürsten und Freiheitshelden als die berufenen Führer des Volkes standen. Der Mangel dieser politischen Betätigung der Volksmassen ist durch die stärkere Betonung geistiger und ethischer Eigenschaften mehr als ausgeglichen worden und kann deshalb kaum als ein Nachteil für die deutsche Kulturentwickmng empfunden werden. Denn, „wer den agitatorisch politischen Mob englischer und französischer Städte beobachtet hat, sagt Oskar A. H. Schmitz in seinen Plaudereien Wer

Politik mit Recht, wird den unpolitischen, aber kenntnisreichen Durchschnitts-
deutschen an seinem Stammtisch liebhaben lernen. Seit Gladstone ist in Eng-
land der Parlamentarismus in geistigen Verfall geraten, die Politik ist Wett-
rennen geworden. In Frankreich und Belgien dient sie ganz offen dem Ehrgeiz
geschickter Advokaten." Dort gehört es zu den „guten Sitten" des Wahlkampfes,
daß der Vertreter einer Partei dem einer anderen die niedrigsten menschlichen
Eigenschaften, — übrigens auch mit Hilfe der Parteipresse, — vorwirft, nur um
Anhänger zu gewinnen und um jeden Preis die Majorität der Partei zu erzwingen.
Das ist politische Korruption, mit der die deutschen Parteiverhältnisse der Ver-
gangenheit nichts gemein hatten. Dies mag ein Blick in die Werkstätten der
politischen Parteien zeigen.

Die Zentrumspartei ist ein Kind der kirchenpolitischen Zustände aus
der Zeit des Krieges von 1866. Sie übernahm die Erbschaft der früheren
„Katholischen Fraktion", die bereits damals den Namen „Zentrum" geführt hatte,
um die arg bedrohte verfassungsmäßige Freiheit der katholischen Kirche zu retten.
Ausgestattet mit allen wesentlichen Forderungen eines politisch ausgestalteten Zu»
kunftsprogrammes trat die neugebildete Zentrumsfraktion Ende des Iahres 1870
im preußischen Abgeordnetenhause und Anfang 1871 im ersten Reichstage des
neuen Deutschen Reiches zusammen. Auf dem Boden der neugeschaffenen bundes-
staatlichen Verfassung stehend, betonte sie die Freiheit und Selbständigkeit der
Kirche und damit zugleich „die bürgerliche und religiöse Freiheit aller Angehörigen
des Reiches".

Eine Zeit positiver politischer Arbeit begann für die Zentrumspartei nament-
lich mit der neuen Wirtschaftspolitik Bismarcks und fand eine fruchtbare Fort-
setzung in der Sozialpolitik und der Ardeiterschutzpolitik des Ruches. In diese
Hauptarbeitsperiode des neuen deutschen Reichstags fällt auch die bekannte
Miquelsche Steuerreform der neunziger Iahre des vorigen Iahrhunderts, welche
das Einkommen- und Gewerbesteuergesetz und das Kommunalabgabengesetz
brachte. An diesen finanzwirtschaftlichen Arbeiten war die Zentrumspartei
ebenso beteiligt, wie an dem Zustandekommen eines neuen einheitlichen Bürger-
lichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich. Nicht minder hat die Partei an der
Neugestaltung der Arbeiterversicherungsgesetzgebung in einer gemeinsamen
Reichsversicherungsordnung nnd der Sanierung der Rrichsfinanzen des Iahres
1913 durch Abgabe eines Wehrbeitrages und neuer umfassender Reichssteuern
ihren berechtigten Anteil.

Seit den Anfängen der neuen Zentrumspartei hat sich eine gewisse Beständig-
keit der inneren Stärke behauptet. In der ersten Reichstagsperiode zählte sie
65 Abgeordnete, erreichte im Iahre 1890 die Höchstzahl mit 113 Reichstagsab-
geordneten, wies im Iahre 1907 einen Bestand von 103 Abgeordneten auf und
schloß in der letzten Reichstagsperiode des monarchischen Deutschland mit einer
Anzahl von 90 Abgeordneten. Auf die Kandidaten dieser Partei entfielen im

Iahre 1903 rund 1,88 Mill. Stimmen oder 15 Prozent der Wahlberechtigten und im Iahre 1907 rund 2,15 MiU. Stimmen oder 16,14 Prozent der Wahlderechtigten.

Ein heftiger Kulturkampf hatte die Volksmassen in Deutschland erfaßt und sie — namentlich in den Großstädten — in eine soziale Wirrnis gedrängt, als im Iahre 1878 die „Christlich-soziale Partei" ins Leben gerufen wurde. Ihr geistiger Vater ist der damalige Hofprediger Stöcker. Er wollte eine Arbeiterpartei schaffen, um die soziale Frage nicht nur vom wirtschaftlichen, sondern auch vom sittlichen und religiösen Gesichtspunkte aus zu lösen. Das religiöse Ziel gipfelte in dem Grundsatze des christlichen Glaubens, das patrio^ tische in der Liebe zu König und Vaterland. Später, im Iahre 1895, erweiterte die „Christlich-soziale Partei", von konservativem Einfluß befreit, ihre politischen Ziele, indem sie in ihrem Programm außer der „Sammlung der vom christlichsozialen Geist durchdrungenen Volkskreise aller Schichten und Berufe" auch den Kampf „gegen den falschen Liberalismus und die drückende Kapitaleherrschaft, gegen das übergreifende Iudentum und die revolutionäre Sozialdemokratie" forderte. Auf dem Boden dieser Grundsätze hat die Christlich-soziale Partei namentlich an dem Ansban der deutschen Sozialpolitik erfolgreich mitgewirkt. In der Steuerpolitik trat sie für Ausbildung der Erbschaftssteuer unter schärferer Besteuerung der großen Vermögen, für eine Besteuerung des Wertzuwachses une für Erhebung von Lurussteuern ein.

Für die späteren politischen Erfolge der „D eutschkonservativen und Reichspartei" sind die Iahre 1848 und 1866 insofern von großer Bedeutung gewesen, als sie den Boden dieser politischen Geistesrichtung befruchteten. Als im Iahre 1876 die Gründung der „Deutsch-konservativen Partei" erfolgte, konnten die Fäden zur Bismarckschen Politik wieder aufgenommen werden, die durch die Spaltung der früheren konservativen Partei in „Altkonservative" und eine freikonservative Gruppe, die sich zur „Reichspartei" be» kannte, gelöst worden waren. Iene Neugründung hatte indessen elnen doppelten Erfolg: Einmal führte sie zur Vereinigung der beiden Gruppen der Alt» und Neukonservativen, dann aber bewirkte sie späterhin eine Förderung der Politik des ersten deutschen Kanzlers.

Mit den konservativen Anschauungen war es unvereinbar, die Verfassung in demokratischem Sinne auszugestalten. Doch haben sich später die Konservativen an dem Ausbau der Selbstverwaltung auf gesetzgeberischem Wege wieder» holt beteiligt. In der Wirtschaftspolitik haben sich die Konservativen im Prinzip zum Schutzzoll bekehrt. Auch für die innere Kolonisation ist die Partei eingetreten; kam doch unter ihrer Mitwirkung das preußische Enteignungsgesetz zustande. In Finanzfragen kam es wiederholt zur Spaltung in den Anschauungen der Deutschkonservativen und der Reichspartei; während letztere für die Erbschaftssteuer und das Reichsfinanzgesetz vom Iabre 1913 eintrat, strebten erster?

eine Lösung dieser Fragen auf dem Wege indirekter Reichssteuern an. Dagegen
bekannte sich die Deutschkonservative Partei nicht nur zur Sozialreform, sondern
auch zum Gewerbeschutz, dem Ausbau der Nahrungsmittelgesetze und der Wucher-
gesetzgebung. Das staatserhaltende Prinzip der konservativen Partei kommt
namentlich im Verhältnis von Staat und Kirche zum Ausdruck, welches in dem
Recht des Staates gipfelt, sein Verhältnis zur Kirche kraft seiner Souveränität
zu regeln. Die Trennung von Staat und Kirche dagegen war nicht ihre Partei-
sache.
Der konservativen Partei gehörten im Iahre 1907 insgesamt 85 Ab-
geordnete an, während auf sie im Iahre 1903 rund 1,30 Mill. Stimmen oder
13,7 Prozent der abgegebenen Stimmen und im Iahre 1907 rund 1,54 oder
13,69 der abgegebenen Stimmen entfielen.
Die Nationalliberale Partei ist aus den Kämpfen um die,
nationale Wiedergeburt Deutschlands auf dem Boden liberaler Weltanschauung
entstanden. Ihr Geburtsjahr ist das Iahr 1866. An der Reichsgründung so-
wohl, wie an der Reichsgesetzgebung des neuen Deutschlands hat sie einen wesent-
lichen Anteil. Gerade zur Blütezeit der Partei zerrissen die wirtschaftlichen Ind-
essen im Kampfe um Freihandel und Schutzzoll in den Iahren 1879 und 18«»
das nationalliberale Parteiband. War es auch in der Folgezeit gelungen, diese
innere Spaltung zu überbrücken, so war doch der äußere Mißerfolg kaum aufzu-
halten, der wiederholt in die Erscheinung trat, als die Partei im Iahre 1890 bei
den Konservativen eine Annäherung suchte.
In der Wirtschaftspolitik strebte die Nationalliberale Partei bessere Pro-
duktionsbedingungen der Landwirtschaft an und setzte die Einführung höherer
Zölle und günstiger Handelsverträge — teilweise unter schweren parlamen-
tarischen Kämpfen durch. Handwerk und Gewerbe waren beständig Sorgen-
kinder der Partei. Unter ihrer Mitwirkung entstanden die Gesetze über den Bau-
handwerkerschutz und den unlauteren Wettbewerb. Bei der Lösung anderer wirt>
schaftlicher, auch weltwirtschaftlicher Probleme stand die Sorge um die nationale
Wohlfahrt im Vordergrunde der Parteiinterrssen. Um die Beziehungen Deutsch-
lands zum Weltmarkte zu heben, lag der Nationalliberalen Partei namentlich die
ReformbedLrftigkeit der Diplomatie am Herzen. An dem Zustandekommen des
großen Einheitswerkes der Reichsversicherungsordnung hat sich die Partei in er-
folgreicher Weise betätigt, während sie der Reichsfinanzreform als einer unsozi-
alen Schöpfung ablehnend gegenüberstand.
Das Stärkeverhältnis der Nationalliberalen Partei ist bezeichnend für ihre
geschichtliche Entwicklung. Im Iahre 1871 zählte sie 125 Abgeordnete, auf die
1,17 Mill. Stimmen oder 32,7 der gesamten Wahlstimmen entfielen; im Iahre
1874 war die Anzahl der Abgeordneten auf 155 und die der Wählerstimmen auf
1,54 Mill. oder 39,0 Prozent der gesamten Stimmenanzahl gestiegen, während

die Partei im Iahre 1907 insgesamt 54 Abgeordnete mit 1,63 Mill. Stimmen oder 13,6 Prozent und 1912 nur noch 45 Abgeordnete mit 1,66 Mill. Wählerstimmen oder 11,3 Prozent der Gesamtheit der Wähler umfaßte.

In der „Fortschrittlichen Volkspartei" war zuletzt der sogenannte Linksliberalismus vereinigt. Sie ist hervorgegangen aus der „Deutschen Fortschrittspartei", die später den Namen „Freisinnige Volkspartei" annahm, und der „Freisinnigen Vereinigung", die später zusammen mit der „Deutschen Volkspartei" die neue „Fortschrittliche Volkspartei" bildete. Nach erfolgter Reichs' gründung hat die Partei und ihre Vorgängerinnen sich namentlich auf dem Gebiete der Vereinheitlichung der reichsgesetzlichen Maßnahmen hervoroeran. So kamen unter ihrer Mitwirkung die großen sozialen Gesetzgebungswerke und ein einheitliches bürgerliches Recht zustande. Der Bismarckschen Schutzzollpolitik stand sie ablehnend gegenüber, da sie in dieser Politik nachteilige Wirkungen auf die deutsche Außenhandelswirtschaft erblickte. Unter der Mitwirkung des Linksliberalismus ist namentlich das Gewerberecht und Gerichtswesen nach einheitlichen Gesichtspunkten geregelt und die Selbstverwaltung im Reiche durchgeführt worden. Auch in den Fragen des Vereins», Versammlungs- und Presserechts traten die hier vereinigten Parteien für eine freiheitliche Gestaltung und Auslegung nach dem Gesichtspunkte der Gleichheit vor dem Gesetz ohne Anseben der Person und der Partei, ebenso für völlige Gewissens- und Religionsfreibeit ein. Die Stärke der drei freisinnigen Parteien, welche im Iahre 1910 den Zusammenschluß des Linksliberalismus vollzogen, war im Iahre 1907 auf 50 Ab» geordnete mit 1,27 Mill. Stimmen oder 11,3 Prozent der abgegebenen Stimmenzahl angewachsen.

Obwohl die ersten Anfänge einer sozialdemokratischen Partei-Organisation in Deutschland bis in die Iahre 1848/49 zurückreichen und auch bereits in der Gründung des „Allgemeinen deutschen Arbeitervereins" im Iahre 1863 feste Gestalt erhielten, wurde doch die Sozialdei.wkratie als politisch und sozial-agitatorisch wirkende, auf einem eigenen, selbständigen Parteiprogramm fußende Partei erst im Iahre 1875 aus der Taufe gehoben. Bereits früher, im Iahre 1868, hatte die deutsche Sozialdemokratie gelegentlich einer Tagung der deutschen Arbeitervereine Anschluß an die „Internationale Arbeiter-Assoziation" gefunden und dadurch den antinationalen Gesichtspunkt ihrer Parteibestrebungen im Gegensatz zu den bürgerlichen Parteien zum Ausdruck gebracht Diesen Gegensatz hat sie auch späterhin bei ihrer politischen und parlamentarischen Tätigkeit aufrecht erhalten und bisweilen, so bei der Schaffung nationaler Schutzgesetze, mit Nachdruck hervorgehoben. Ihre politischen Ziele waren mehr und mehr auf den Umsturz der bürgerlichen Gesellschaft und der von ihr geschützten Verfassung gerichtet, sodaß sich angesichts des bedrohlichen Anwachsens der sozialdemokratischen Partei die damalige Reichsregierung, unter der Kanzlerschaft Bismarcks,

veranlaßt sah, zur Bekämpfung dieser Gefahr ein Ausnahmegesetz zu schaffen, das im Oktober 1878 als sogenanntes „Sozialistengesetz" in Wirksamkeit trat. Hatte diese parlamentarische Maßnahme auch eine entgegengesetzte Wirkung als die beabsichtigte, nämlich statt der Niederdrückung ein Umsichgreifen der sozialdemokratischen Bestrebungen zur Folge, so zeigt sie doch andererseits, in welchem Maße die sozialdemokratische Partei beständig Zündstoff für die inneren politischen Kämpfe geliefert nnd dadurch die fruchtbare, positive parlamentarische Arbeit in ungünstigem Sinne beeinflußt hat. Namentlich bei der Beratung wichtiger sozialer Fragen, der Schaffung des sozialen Arbeiterversichernngswerkes und der Reichsversicherungsordnung, ganz abgesehen von Fragen der Steuerreform des Reiches, hat sich die sozialdemokratische Partei in der Hauptsache auf dem Kampfboden der Opposition bewegt. Darin liegt der Schwerpunkt ihrer Arbeit in der Werkstätte des deutschen Reichsparlaments gegenüber den bürgerlichen Parteien.
Als die sozialdemokratische Partei in Einzelfragen eine Annäherung an liberale Bestrebungen einging, sonderten sich die radikal-politischen Elemente von ihr ab, um sich in einer „Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands" zu vereinigen. Diese ist neueren Datums. Der Inhalt ihrer Entwicklung erschöpft sich in den radikalen Bestrebungen des politischen Umsturzgedankens.
Die Ausdehnung der Sozialdemokratischen Partei wird durch die Anzahl der Mandate und der auf sie vereinigten Stimmen beleuchtet. Im Iahre 1893 zählte sie 44 Abgeordnete mit rund 1,80 Mill. Stimmen, im Iahre 1903 81 Mandate mit rund 3,0 Mill. Stimmen und im Iahre 1907 43 Abgeordnete mit einer Stimmenzahl von 3,2« Mill. oder 28,9 Prozent der abgegebenen Wählerstimmen. Im letzten Reichstage dagegen war die sozialdemokratische Partei durch 110 Abgeordnete vertreten, die insgesamt 4,2 Mill. Reichstagswähler auf ihre Mandate vereinigten.
In den Werkstätten dieser sechs größeren Parteien flossen in der Zeit vor dem Kriege die politischen Bestrebungen zusammen; von ihnen gingen die Anregungen für die parlamentarische Arbeit aus, deren Früchte im sturmbewegten Parteikampfe zu politischen Taten heranreiften. Nun haben die Umwälzungen der Revolution auch diese Parteigebilde zerstört und äußerlich vernichtet. Unter ihren Trümmern sind jedoch neue Parteien entstanden, deren Wesen und Ziele erst im Lichte geschichtlicher Entwicklung voneinander unterscheidbar und dem Laien verständlich sind. So hat das Erbe der früheren Zentrumspartei die „Christlich-demokratische Volkspartei" übernommen. Ihre alte Forderung, die Erziehung des Volkes auf religiöser Grundlage und den Religionsunterricht in den Volksschulen zu pflegen, hat sie trotz aller Bestrebungen, Staat und Kirche zu trennen, auch im neuen Gewande aufrecht erhalten. Die Deutschkonservative Partei und die Reichspartei bilden zusammen mit zwei kleineren Parteigruppen die „D e u t s ch n a t i o n a l e V o l k s pa r t e i". In ihnen leben

die alten deutschnationalen Ideale wieder auf, welche in der Betonung des monarchischen und christlichen Gedankens nach dem Wahlspruch „Mit Gott für König nnd Vaterland" gipfelten. In der „Deutschen Volkspartei" ha: sich ein Teil (und zwar der rechtsstehende) der früheren Nationalliberalen zu sammengeschlossen, um auf der einen Seite den nationalen Gedanken vor der im gegenwärtigen Kampfe ihm drohenden Gefahr der Vernichtung zu retten, auf der anderen Seite dem liberalen Gedanken der wirtschaftlichen Selbständigkeit und einer maßvollen Sozialisierung des deutschen Wirtschaftslebens zu seinem Rechte zu verhelfen. Ein Teil (und zwar der linksstehende) der Nationalliberalen bat sich mit der Fortschrittlichen Volkspartei in der neuen „Deutschen Demokratischen Partei" vereinigt, um eine gemeinsame Hochburg für die liberalen Forderungen des neuen demokratischen Deutschland zu schaffen, die in einer zeitgemäßen Erweiterung der Volksrechte und der wirtschaftlichen Freiheit des Einzelnen bestehen. Die Sozialdemokratische Partei bat sich schließlich in drei Richtungen geteilt; neben der bisherigen „Sozialdemokratischen Partei Deutschlands" sind noch die „Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands" und der „Spartakus- b u n d" entstanden. Einen Teil ihrer politischen und wirtschaftlichen Ziele haben diese Parteien bereits durch die Revolution erreicht, während sie in der durchgreifenden Sozialisierung einem neuen Zeitalter der persönlichen und wirtschaji» lichen Freiheit entgegensehen. Ihrem Charakter nach unterscheiden sich die jetzt nebeneinander bestehenden Parteigruppen lediglich in der mehr oder weniger- radikalen Durchführung der angestrebten Reformen. Während die Sozialdemokratische Partei dafür eintritt, eine neue Wirtschaftsordnung durch vernünftige Sozialisierung zu schaffen, stellt der Spartakusbund völlig umgestaltende Forderungen auf, von denen die wichtigsten sind: das Recht des Eingreifens des Proletariats in die Staatsgeschäfte durch besondere Organe (Arbeiter- und Soldatenrate); Konfiskation aller Vermögen; Enteignung aller Privatbetriebe; Beseitigung der Staatsschulden, insbesondere Entwertung der Kriegeanleihen von einem bestimmten höheren Betrage ab und andere ähnliche Maßnahmen.

In die zukünftigen Arbeiten der deutschen Volksvertretung teilen sich fernerinn neben vier bürgerlichen, nämlich einer nationalen, einer christlichen, einer deutschen und einer demokratischen Partei, drei revolu« rionäre Parteien, nämlich eine sozialdemokratische, eine unabhängige und eine radikale, um gemeinsam über Wohl und Wehe des deutschen Volkes, seiner sozialen, wirtschaftlichen und geistigen Güter zu beraten und zu entscheiden. Mögen die Früchte, die aus ihren geistigen Werkstätten hervorgehen, dem deutschen Volksstaate zur dauernden Gesundung verhelfen!

Pfarrer Dr. Pfannkuche, Osnabrück:

Das Frankfurter Parlament zur Frage Staat und Kirche.

Die heutige Nationalversammlung ruft die Erinnerung wach an die konstituierende Nationalversammlung, die am 18. Mai 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt am Main zusammentrat. Zu den im Vordergrund stehenden Verhandlunasgcgenständen gehörten die „Grundrechte des deutschen Volkes". Und unter diesen Grundrechten nahm wieder die Frage der Religionsfreiheit eine hervorragende Stelle ein. Selten ist diese Frage und die Frage des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche mit einer solchen Gründlichkeit und einer solchen Großzügigkeit verhandelt worden, wie in den Debatten der Paulskirche. Es ist für die bevorstehenden Auseinandersetzungen nicht ohne Wert, anf diese Verhandlungen einmal zurückzugreifen.

Der am 19. Iuni vom Verfassungsausschuß fertiggestellte Entwurf der Grundrechte des deutschen Volkes setzte in Artikel 3 folgendes fest:

,Z 11. Jeder Deutsche hat volle Glaubens- und Gewissensfreiheit. Z 1s. Jeder Deutsche ist unbeschrankt in der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Übung seiner Religion. — Verbrechen und Vergehen, welche bei Ausübung dieser Freiheit begangen werden, sind nach dem Gesetze zu be» strafen. 8 13. Durch das religiöse Bekenntnis wird der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte weder bedingt noch beschränkt. — Den staatsbürgerlichen Pflichten darf dasselbe keinen Abbruch tun. § 14. Neue Neligionsgesellschaften dürfen sich bilden: einer Anerkennung ihres Bekenntnisses durch den Staat bedarf es nicht. H 15. Niemand soll zu einer kirchlichen Handlung oder Feierlichkeit gezwungen werden. § 16. Die bürgerliche Gültigkeit der Ehe ist nur von der Vollziehung des Zivilaktes abhängig: die kirchliche Trauung kann erst nach Vollziehung des Zivil» aktes stattfinden."

Der Ausschuß verzichtete darnach zunächst darauf, die Trennung von Staat und Kirche auszusprechen, und beschränkte sich darauf, die persönliche Freiheit der Staatsbürger sicherzustellen.

Das Plenum der Nationalversammlung gii>H aber über diesen Antrag wesent» lich hinaus und zog die vollen Konsequenzen aus dem Prinzip der Trennung von Staat und Kirche. Es lagen hierzu 4 Anträge vor, und zwar von klerikaler, gemäßigt liberaler und radikaler Seite. Am zielbewußtesten war wohl das Vorgehen des „Vereins katholischer Abgeordneter", unter dem Vorsitz des preußischen Generals von Radowitz, der wieder unter dem bestimmenden Einflusse des Kölner Erzbischofs Geißel stand. Die Forderungen der Klerikalen verdichteten sich zu folgendem Antrag Nagel:

»Die bestehenden und die sich neu bildenden Religionsgesellschaften sind als solche unabhängig von der Staatsgewalt: sie ordnen und verwalten ihre Angelegenheiten selbständig. 2. Die Be-

stellung der Kirchenbeamten unterliegt keiner Mitwirkung von feiten der Staatsgewalt, auch nicht vermöge des Patronatsrechtes. 3. Tie Bekanntmachungen kirchlicher Erlasse sind nur den Beschrän- kungen unterworfen, welchen alle Veröffentlichungen unterliegen. 4. Jeder Religionsgefellschaft wird der Besitz und die freie Verwendung ihres Kirchenvermögens sowie ihrer für Kultus-, Unterrichts- und Wohltätigkeitszwecke bestimmten Anstalten gewährleistet."

In glänzender Rede hat besonders der durch seinen späteren Kampf gegen das Vatikanum bekannt gewordene Münchener Theologe Döllinger diese For» derungen vertreten. Döllinger begrüßte die Trennung zunächst vom Standpunkte des liberalen Staatsgedankens aus. Es sei auch im Interesse aller Kirchen, dem alten bürokratischen Polizeistaate, den man als begraben betrachten müsse, „nicht das weite und so unendlich mächtige Gebiet der Religionen und Konfessionen in der bisherigen Abhängigkeit und Unterordnung zu belassen". Döllinger erklärte sich bereit, aus dem Prinzip der Religionsfreiheit die vollen Folgerungen auch für den Unglauben ziehen zu wollen. Die religiöse Freiheit müsse so verstanden werden, daß künftig niemand mehr gezwungen sei, irgendeiner Kirche anzugehören, daß man auch sich als völlig konfessionslos erklären dürfe und daß der Staat den, der dies tue, in Beziehung auf alle bürgerlichen Rechte gleichstellen müsse. Bis zur äußersten Konsequenz, daß auch der offene Atheismus völlig frei und gleichberech- tigt sein solle, könne er allerdings nicht gehen. Döllinger vertrat die Meinung, daß die Trennung auch dazu beitragen würde, das Verhältnis der Konfessionen untereinander zu bessern, da die bisherige Entfremdung, die leider zwischen Katho- liken und Protestanten in Deutschland bestehe, ihren Hauptgrund in der Ein> Mischung der Staatsgewalt habe.

Nicht weniger scharf wandten sich die anderen klerikalen Abgeordneten, unter denen der Münchener Philologe Ernst von L a s s a u l r, der Historiker Sepp und der General von Radowitz hervorragten, gegen das „Unheil des bisherigen Staatskirchentums". Das Christentum sei die Religionsfreiheit. Es habe zuerst den Gedanken verwirklicht, daß alle Menschen sich gleich, daß sie untereinander Brüder seien. Es vertrage sich mit allen Staatsformen. Ia, es sei das eigentliche staatenbildende Prinzip. Aber die Religion dürfe nicht als ein Staatsinstitut fort- bestehen. Denn dadurch wurde die Religion ihrer Kraft beraubt, geknechtet und geknebelt. Sogar für die Abschaffung der religiösen Form des Eides trat wenigstens ein Teil der Klerikalen ein, wie auch für die staatsbürgerliche Gleich- stellung der Iuden. Der Staat, so rief der katholische Priester Kauzer aus, müsse sich völlig indifferent verhalten gegen alle und jede Religion, keine Christen, keine Iuden, keine Atheisten kennen, sondern nur Bürger.

Auf liberaler und demokratischer Seite stand man dieser Freiheitsbegeisterung der Klerikalen mit einigem Mißtrauen gegenüber. Man erinnerte daran, daß z. B. Döllinger und Sepp noch wenige Iahre vorher die berüchtigte bayerische Kniebeugungsorder, wonach protestantische Offiziere und Soldaten gezwungen wurden, vor dem Sanktissimum niederzuknien, verteidigt hatten. Immerhin ließ

sich die Mehrheit der Liberalen nicht beirren. Begeistert rief der schwäbische
Professor Zimmermann aus: „Daran erkenne ich die Macht des Zeitgeistes, und
darum glaube ich, daß in Bälde die katholische Kirche eine umgewandelte sein
wird." ^
Eindringlicher warnte eine Gruppe freisinniger Katholiken aus
Süddeutschland, Anhänger des Iosephinismus und Schüler des Freiherrn von
Weisenberg, „vor dem heiseren Geschrei der Klerikalen nach Beseitigung alles
Staatseinflusses". In dem Protest der Klerikalen gegen den angeblichen staat-
lichen Gewissenszwang erblickten sie nichts anderes als das Streben nach einer
schrankenlosen Herrschaft der römischen Hierarchie, die zu einer völligen Unter»
drückung jeder Bewegungs- und Entwicklungsfreiheit innerhalb der Kirche führen
müsse. Es dürfe nicht übersehen werden, daß der moderne Staat, der jetzt im Be-
griff stehe, sich zu demokratisieren, ein Hort der Freiheit sei, die Kirche aber, so
wie sie jetzt sei, ein Bollwerk der Unfreiheit bedeute. Darum müsse das gesamte
Geistesleben der Nation — vor allem auch die Schule — dem freiheitlichen demo-
kratischen Staate anvertraut werden. Dieser müsse frei und unabhängig dastehen,
um seine Bürger in seiner wahren Freiheit des Gewissens gegen jede fremde Be-
einträchtigung — auch seitens der Kirche — schützen zu können. Mit besonderer
Wucht wandte sich auch der bayerische Kultusminister von Beisler, selbst
Katholik, gegen die Unabhängigkeitsforderungen der Klerikalen. Diese hätten nur
die Absicht, den Absolutismus, den der Staat jetzt überwinde, in der Kirche zu
erhalten. Darum dürfe der Staat die Kirche nicht ganz aus der Hand geben. Er
müsse dafür sorgen, daß die Kirche ihre Verfassung nach dem Geiste der Zeit ändere
und sich auf demokratischer Grundlage neu aufbaue.
Neben diesen freigesinnten Katholiken war es noch eine Reihe anderer
Männer, vorwiegend Professoren, sowohl von der Rechten wie von der Linken, die
sich aus ähnlichen Gründen gegen eine Trennung aussprachen. In ihrer Namen
warnte vor allem der Staatsrechtslehrer Karl Theodor Welckervor den Folgen
eines radikalen Eingriffes in die historisch gewordenen kirchlichen Verhältnisse.
Man solle die friedlichen Wechselgemeinschaften zwischen dem Staat und der Kirche
bestehen lassen. Wenn es hieße: „Unabhängigkeit der religiösen Überzeugung", so
würde er zustimmen, aber hieße es: „Unabhängigkeit der Gesellschaft", da könne
er nicht beistimmen. Auch die Kirche müsse sich den Staatsgesetzen, dem Frieden
und der Freiheit fügen. Ähnlich erklärte sich der Heidelberger Professor Hagen
bereit, der Unabhängigkeit der Kirche zuzustimmen, aber nur unter der Bedingung,
daß die Kirchen nach dem demokratischen Prinzip organisiert würden, d. h. daß das
Synodalsystem durchgeführt und den Gemeinden eine geordnete Mitwirkung an
dem gesamten Kirchenwesen eingeräumt werde. „Wir haben in alle Sphären die
Demokratie hineingeworfen; soll die Kirche allein davon ausgeschlossen sein? . . .
Gewiß hat der Staat nicht das Recht, die Kirche zu bevormunden und in das
einzelne, insbesondere in das Gebiet der Lehre und des Kultus einzugreifen." Aber
gerade der demokratische Staat habe die Pflicht, „alle Staategenossen zu schützen

gegen etwaige Übergriffe der Kirche nach außen, und die Mitglieder der Kirche selber gegen die Übergriffe im Innern." Darum müsse der Staat sich ein Oberaufsichtsrecht über die Verfassung und Verwaltung der Kirchen vorbehalten und für das Verfassungs- und Verwaltungsleben der Kirchen die Durchführung derselben Grundsätze fordern, die er sich selber zur Pflicht mache.*)

Im Namen einer Reihe politischer Und religiöser Radikaler forderte der bekannte Materialist Karl Vogt die Trennung, in der Hoffnung, daß die Kirche damit überhaupt verschwinde und eine allgemeine, in den Staatsschulen zu lehrende Humanitätsreligion entstehe. Die überwiegende Mehrheit, zu der unter andern der Historiker Karl Biedermann, der Staatsrechtslehrer Robert Mohl, der protestantische Pfarrer Zittel aus Baden und auch der alte Ernst Moritz Arndt gehörten, ließ sich durch alle vorgebrachten Bedenken nicht beirren. Im Interesse der vollen religiösen Freiheit und im Interesse des Staates wie der Kirche hielten sie alle eine klare Trennung zwischen kirchlicher und staatlicher Verwaltung für unumgänglich. Unter ihrem Einflusse erhielt der von der Religionsfreiheit hondelnde Abschnitt der Grundrechte folgende endgültige Fassung:

„Z 14. Jeder Deutsche hat volle Glaubens- und Gewissensfreiheit. Niemand ist verpflichtet, seine religiöse Überzeugung zu offenbaren. Z Ib. Jeder Deutsche ist unbeschränkt in der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Übung seiner Religion. — Verbrechen und Vergehen, welche bei Ausübung dieler Freiheit begangen werden, sind nach dem Gesetz zu bestrafen. Z 16. Dnrch das religiöse Bekenntnis wird der Genuh der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte weder bedingt noch beschränkt! — Den staatsbürgerlichen Pflichten darf dasselbe keinen Abbruch tuen. § 17. Jede Migionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig, bleibt aber den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen. — Keine Religionsgesellschaft genießt vor anderen Vorrechte durch den Staat; es besteht fernerhin keine Staatskirche. — Neue Religionsgesellschaften dürfen sich bilden; einer Anerkennung ihres Bekenntnisses durch den Staat bedarf es nicht. § 18. Niemand soll zu einer kirchlichen Handlung oder Feierlichkeit gezwungen werden. I 19. Die Formel des Eides soll künftig lauten: so wahr mir Gott helfe! Z 2g. Die bürgerliche Gültigkeit der Ehe ist nur von der Vollziehung des Zivilaktes abhängig; die kirchliche Trauung kann nur nach der Vollziehung des Zivilaktes stattfinden. — Die Religionsversckiiedenheit ist kein bürgerliches Ehehindernis. § 21. Tie Standesbücher werden von den bürgerlichen Behörden geführt. — Die Schulfrage wurde in Art. K wie folgt geregelt: Z 23. Das Unterrichts- und Erziehungswesen steht unter Oberaufsicht des Staates und ist abgesehen vom Religionsunterricht der Beaufsichtigung der Geistlichkeit als solcher enthoben. Z 24. Unterrichts- und Erziehungsanstalten zu gründen, zu leiten und an solchen Unterricht zn er» teilen steht jedem Deutschen frei, wenn er seine Befiihigkeit der betr. Staatsbehörde nachgewiesen hat. — Der häusliche Unterricht unterliegt keiner Beschrankung."

Ein Antrag, öffentliche konfessionelle Schulen zu untersagen, wurde abgelehnt. Ebensowenig wurde ein Verbot der Übertragung der Schulaufsicht an Geistliche ausgesprochen. Eine praktische Bedeutung haben diese von der National»

*) Nach diesem Gesichtspunkte ist die Trennung von Staat und Kirche 1910 im Kanton Basel-Stadt durchgeführt. Vgl. dazu: Pfannkuche, Tie Baseler Kirchenverfassung als Vorbild f. d. Neuverfassung der Deutsäi-ev. Kirchen. Berlin 1919, Huttenverlag.

versammlung beschlossenen Grundrechte bekanntlich nicht gehabt. Nur in Oldenburg wurde nach ihren Grundsätzen eine Trennung von Staat und Kirche durchgeführt, die aber nicht von langer Dauer blieb. Immerhin sind aber die Grund» sätze nicht ganz ohne Einfluß auf das moderne Verfasiungeleben der deutschen Staaten geblieben.*)

Dr. N. Hansen, Berlin:

Englands Führerwille auf dem Gebiete des Zivil-Flugverkehrs.

In England macht sich von Monat zu Monat immer lebhafter das Bestreben geltend, auf allen Gebieten des Zivil-Flugverkehrs die Führung an sich zu reißen. In einem Vortrage, den der bekannte Flieger und jetzige Aero-Industrielle Claude Graham White Ende Februar dieses Iahres vor den Mitgliedern der königlich britischen Gesellschaft für Luftschiffahrt in der Central Hall von Westminster hielt, sprach er klar und deutlich aus, daß sein Vaterland auf den Gebieten des Luftverkehrs und der großen Flugzeugindustrie die unumstrittene Führung zu übernehmen bemüht sei. Der Unterstaatssekretär im englischen Luftschiffahrtsministerium, Generalmajor Seeln, vertrat in einer Ansprache, die er im Anschluß an den Vortrag White's hielt, die gleichen Forderungen. Er teilte bei dieser Gelegenheit ferner mit, daß im Unterhause eine Bill angenommen worden sei, die jede staatliche Kontrolle für asiatische Privatunternehmen, Industrien und Erperimente auf flugtechnischem Gebiet in Zukunft aufhebt, damit in England der technischen und kommerziellen Unternehmungslust und Erfindergabe freie Bahn geöffnet werde.

Wie kommt das Bestreben Englands, die Führerrolle im Zivil-Flugverkehr zu übernehmen, heute zum Ausdruck? In erster Linie handelt es sich dabei um Monopolbestrebungen und Bemühungen um die besten Leistungen auf den verschiedensten flugtechnischen Gebieten.

Von Monopolbestrebungen kann man mit Recht sprechen, wenn man die Pläne liest, die jetzt für die Sicherung eines englischen Weltflugnetzes ent» worfen werden. Die Einzelheiten der „all reS line«", des imperialistisch gedachten Organisationsplanes, sind zwar heute noch nicht genau bekannt. Iedoch neigen viele Sachverständige des englischen Flugwesens einem Plane zu, wonach Ägypten das Zentrum dieses Netzes bilden soll, weil es zu den heutigen Zentren

*) Vgl. hierzu: Pfannkuche, Staat und Kirche seit der Reformation, ein geschichtlicher Rückblick. Leipzig 191,'>, B. G. Teubuer. (Aus Natur und Geisteswelt.)

des Weltflugverkehrs, die durch Europei, Westasien und Nordafrika gebildet werden,
und auch zu den übrigen Teilen des englischen Kolonialreiches am zentralsten liegt.
Die Routen nach Indien, Australien, Neuseeland, nach Zentral- und Südafrika
können rein wirtschaftlich betrachtet viel vorteilhafter über Kairo als über London
zentralisiert werden, da London an der westlichsten Ecke der Weltflugverkehrs-
zentren liegt, während die Kolonien an den äußersten Peripherieteilen anzutreffen
sind. Man verlangt zur Durchführung des englischen Weltflugnetzes ganz nam-
hafte Beträge von der englischen Regierung.*)
Das Monopol, das Londonbis jetzt als Mittelpunlt des Welt-
handels, der Weltschiffahrt, der Weltfiuanz und des Weltnachrichtenverkehrs
(Presse, Kabel, drahtlose Telegraph,'e) hatte, ist heute auf dem Gebiete des
Luftverkehrs scheinbar gefährdet. Solange es nicht möglich ist,
durch Dauerflüge die Ozeane zu überqueren, ist ihm seine geographische und insu-
lare Lage hinderlich. Die Lösung des Problems der Transozean-
flüge, an welchem besonders die Londoner Fliegerkreise mit größtem Eifer
arbeiten, und das bekanntlich im Iuni dieses Sommers in einem Fluge von London
nach Buenos Aires praktisch verwirklicht werden soll, istfürLondonsStel-
lung als Zentrale oder als Endstation des englischen
Weltflugnetzes entscheidend. Unter diesem Gesichtspunkte müssen die
englischen Transozeanflugversuche, die jetzt vorbereitet werden, und auch das letzte
Erperiment mit einem großen lenkbaren Luftschiff an der schottischen Küste, das
im Februar 100 Stunden ununterbrochen in der Luft blieb, bewertet werden.
Von den sonstigen englischen Monopolbestrebungen im Flugverkehr verdienen
in erster Linie die Bemühungen Beachtung, die auf eine möglichst weite Verbrei»
tung von englischen Luftverkehrsgesellschaften und Flugapparaten in allen Teilen
der Welt gerichtet sind. Obgleich diese Entwicklung sich erst im Anfangsstadium
befindet, machen sich heute bereits ihre Spuren deutlich in Holland, Skandinavien,
Brasilien, Argentinien, Chile ete. bemerkbar. Fast überall sind zunächst Konzessi-
onen für den Betrieb von Luftverkehrslinien erlangt worden. In den meisten
Fällen, wo englische Kapitalisten mit Verkehrsunternehmen einzelner Länder ge-
meinsam Luftdienste organisierten, waren englische Flugindustriegesellschaften leb-
haft bemüht, ihre Apparate allein in den Dienst der neuen Unternehmen zu stellen.
Ein besonderer Erpreß-Luftpost-Aeroplan, der berufen sein soll, als Transport-
mittel eine entscheidende Rolle zu spielen, wird jetzt in den White nahestehenden
Werken erzeugt. Dieser Typ soll nur Expreßpoststücke im Gewicht von höchstens
50 befördern. Dafür soll er eine Geschwindigkeit von 170 Meilen pro Stunde
erreichen, sodaß er die Strecke London—Paris in 1'/., Stunden durchfliegen kann.
Das englische Luftamt hat am 17. Marz «5 Millionen Pfd. Sterling in seinem Etat vom
Unterhaus gefordert, wovon die Hälfte auf Weltflugnetz- und sonstige Mgmmwvolbestrebungen
entfallen.

Gebiete des Zivil-Flugverkehrs.
N. Hansen
Für den englischen Führer willen auf technischem Ge-
biet e sind neuerdings ebenfalls eine ganze Reihe interessanter Vorgänge zu beob-
achten. So beabsichtigt die Mareoni-Gesellschaft mit Hilfe eines besonderen
Kartensystems und einer ganzen Reihe von meteorolo-
gischen Stationen einen besonderen internationalen
Orientierungsdienst für den Luftverkehr herzustellen. Ihre
Borbereitungen sind nach Erklärung eines ihrer Direktoren in der Finaneial-
Times soweit gediehen, daß jedes englische Flugzeug mit einem Mareoni-Apparat
gegen eine feste jährliche Gebühr ausgestattet werden kann, wodurch es jedem Flug-
zeugführer möglich sein wird, mit allen Teilen der Welt in drahtlose Verbindung
zu treten. Auch auf dem Gebiete des Luftsignaldienstes machte England
bereits seit dem 17. Dezember 1918 eine Reihe interessanter Versuche. Die Ravnj
^.ir ?«rce hat zwischen den Städten Boulogne—Valeneiennes, Valeneiennes—
Namur und Namur—Spaa regelmäßig tägliche Dienste verrichtet, die sehr zuver-
lässig und pünktlich arbeiten und mit Luftsignalstationen (Ballon) ausgestattet
sind. Nach der „Times" vom 28. Februar ist beabsichtigt, in Kürze einen regel-
mäßigen durchlaufenden Dienst von Boulogne direkt nach
Köln e i n z u r i ch t e n, der auch in Friedenezeiten bezw. während der Besetzung
des Rheinlandes weitergeführt werden soll. Auf der ganzen Strecke ist eine Kette
von Signalstationen für den Nachtverkehr mit erleuchteten Ballons, Leuchttürmen,
drahtlosen Stationen ete. in Vorbereitung.
Der diplomatische englische Kurierdienst im Flugzeug für
die Friedensverhandlungen in Paris, über den White in seinem eingangs erwähnten
Aufsatz interessante Angaben macht, stellt ebenfalls eine Neuerung dar. Nach den
bisherigen Erfahrungen glaubt White erklären zu können, daß man auf einem gut
organisierten Luftwege den Nebel beispielsweise besser bekämpfen kann, als auf
der Eisenbahn oder gar auf einem Schiff. Auf der Strecke London—Paris sind
in Abständen von je 10 englischen Meilen Notlandungsplätze errichtet worden.
Der Kurierdienst hat bisher klaglos funktioniert. Über 300 Flüge wurden aus-
geführt, wobei nur ein einziges Mal eine Person leicht verletzt wurde.
Mit dem Flugverkehr, der zurzeit zwischen Folkestone und Gent arbeitet, und
durch welchen die belgische Bevölkerung mit Lebensmitteln in besonders für diesen
Transport hergerichteten Flugzeugen versorgt wird, wollen die Engländer
einen neuen Rekord schlagen. Sie erheben den Anspruch, den erste«
regulären Lufthandelsverkehr eingerichtet zu haben.
Auch in der Ausbildung der Schnelligkeitsflüge, in der Ausgestaltung von
Lurusdiensten und in der Bildung zahlreicher Fliegerklubs kommen immer wieder
die gleichen Monopol» und Rekordbestrebungen der Engländer zum Ausdruck. Auf
sie zurückzukommen möge einem besonderen Aufsatze vorbehalten sein.

Paul Ostwald
Die Ablehnung des englischen Bündnis-

Dr. Paul Ostwald, Berlin:

Die Ablehnung des englischen Bündnisangebotes um die Jahrhundertwende.

Von allen Fragen, welche die Vorgeschichte des Weltkrieges, betreffen, wird für uns die wichtigste vor allem die sein, die eine Antwort darauf zu finden sucht, wie es England möglich war, eine solche gewaltige Koalition der Nationen und Staaten gegen uns zustande zu bringen. Immer wieder werden wir uns fragen: mußte das so kommen, und wo liegt die Schuld, daß es so kam? Für jeden nun, der sich so fragt und Gründe dafür auf unserer eigenen Seite suchen will, werden zwei Ereignisse in den Vordergrund seiner Kritik rücken: die Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland nach dem Rücktritt Bismarcks und die Verhandlungen über den Abschluß eines deutsch-englisch-japanischen Bündnisses um die Iahrhundertwende. Die letzteren gewinnen nun deshalb augenblicklich ein stärkeres Interesse für uns, weil zwei Schriften erschienen sind, die sich mit ihnen im besonderen befassen, und die von Männern herausgegeben sind, welche damals einen genaueren Einblick in den Gang der Verhandlungen infolge ihrer amtlichen Stellung haben konnten. Gemeint sind die „Diplomatischen Enthüllungen zum Ursprung des Weltkrieges" des Freiherrn von Eckardstein und der zweite Band der Erinnerungen Hammanns: „Zur Vorgeschichte des Weltkrieges".

Es ist nun durchaus nicht so zu verstehen, als ob die beiden erwähnten Schriften irgend etwas in den großen Linien des Bildes, wie wir es schon durch die bereits früher bekanntgewordenen Veröffentlichungen des japanischen Bot' schafters Hayaschi kennen, ändern könnten. Dafür aber gewähren sie uns einen Einblick in die Herenküche unserer früheren auswärtigen Diplomatie, und gerade darin liegt ja für uns im Augenblick ein ganz besonderes Interesse. Uns liegt ja daran, zu erfahren, wessen und welche Meinungen unserer damaligen Diplomaten ausschlaggebend waren, so daß es nicht zum Abschluß des von England eifrig betriebenen Bündnisplanes kam. Es ist daher eine wohl lohnende Aufgabe, auf Grund der beiden neu erschienenen Schriften die Verhandlungen über den Abschluß eines deutsch-englisch-japanischen Bündnisses noch einmal zu erörtern und zwar vor allem in Hinsicht auf die Art und Weise der Behandlung, welche das englische Angebot von seilen unserer Diplomaten erfahren hat.

Selbstverständlich haben wir uns, ehe wir zur Sache selbst Stellung nehmen können, über den Standpunkt der Verfasser der in Betracht kommenden beiden Schriften klar zu werden. Wir werden unmöglich richtig urteilen können, wenn wir nicht wissen, unter welchem Gesichtspunkt Sckardstein und Hamman geset,rieben haben.

Der Freiherr von Eckardstein, in dessen Händen damals für den erkrankten Botschafter, den Grafen Hatzfeldt, die Vertretung der Angelegenheiten des Deutschen Reiches bei der englischen Regierung lag, kann selbstverständlich nur von dieser seiner Stellung aus die Verhandlungen beleuchten. Er weiß wohl, waS in dieser Beziehung in London vor sich ging, nicht aber kann er unterrichtet sein über die Vorgänge im Berliner Auswärtigen Amt. Ferner aber ist wohl zu Kr-ackten, daß Eckardstein nur pi« duin« schreibt; aus dem ganzen Ton und der ganzen Art seiner Schrift geht das für jeden Leser unzweifelhaft hervor. Dem Verfasser hat offenbar weiter nichts als Absicht vorgeschwebt, als die Revolutions-zeit und die Revolutionsstimmung zu benutzen, um sich nachträglich als ein Retter drs Vaterlandes aufzuspielen. Die Maßlosigkeiten gegen Bülow, seine Bewunde-rung für England u. a. m. zwingen uns dazu, dem Verfasser eben jede Objektivität abzusprechen, wie es ja bei einer Arbeit, die nur eigennützigen Zwecken dienen soll, schließlich nicht anders sein kann.
Hammann dagegen weiß natürlich nichts von den genaueren Vorgängen in London, ist dafür aber über die Verhandlungen im Berliner Auswärtigen Amt orientiert. Soweit es bei Erinnerungen möglich ist, werden wir Hammann Ob» jektivität nicht absprechen dürfen; vergessen werden darf allerdings nicht, daß er ein Parteigänger Bülows ist. Uns liegen also Berichte vor, die in der Art und Weise der Behandlung des Stoffes sich völlig entgegengesetzt sind, die vielleicht aber gerade deshalb sich für uns in wertvoller Weise ergänzen.
Nach diesen Feststellungen können wir nun dazu übergehen, uns ein möglichst genaues Bild von dem Gang der diplomatischen Verhandlungen zu entwerfen. Wie bekannt, machten sich im Iahre 18S8 in England starke Strömungen dahin geltend, eiien engeren Zusammenschluß mit Deutschland zu erreichen. In deu verantwort-lichen und nichtverantwortlichen politischen Kreisen Englands war es eben immer mehr zur Gewißheit geworden, daß die Zeit der berühmten „spleodiüe i««Iati«n" vorüber sei, daß es ein Gebot der Stunde sei, sich nach einem Bundesgenossen um-zugehen. Bei der Gegnerschaft zu Rußland und zu Frankreich kam als europäische Kontinentalmacht nur Deutschland in Frage. Zum Vorkämpfer dieses Gedankens machte sich der Kolonialminister Chamberlain, der damalige starke Mann im Kavinctt Salisbury. Wie Eckardstein berichtet, war es im Monat März 1898, als sich Chamberlain an den deutschen Botschafter, den Grafen Hatzfeldt, wandte und in vertraulichen Besprechungen mit ihm den Abschluß eines englisch-deutschen Bündnisses anregte. Der Antrag, über den Hatzfeldt natürlich nach Berlin be-ricktete, wurde abgelehnt, und zwar, wie Hammann schreibt, zunächst mit dem Scheiugr^nde, daß das parlamentarisch regierte England nicht genügend Garantie für ein Bündnis bieten könnte. Erst als Chamberlain sich nicht abweisen ließ, antworcete man ihm der Wahrheit gemäß, daß man mit Rücksicht auf Rußland das Bündnis mit England nicht wolle. Wenn nun immer geltend gemacht wird, dir Ablehnung des englischen Antrages sei deshalb erfolgt, weil er nur dnrch den

Kolonialminister und nicht durch Salisbury selbst oder ausdrücklich in dessen Namen — auch Bülow nennt in seiner „Deutschen Politik" diesen Grund — so ist auch das nicht anders als als Kulisse zu bewerten. Selbstverständlich hat man in Berlin wohl gewußt, daß Chamberlain einen solchen Schritt nur mit Einwilligung des leitenden Ministers tun konnte, daß dieser Schritt garnicht von Salisbury selbst getan werden konnte, da er unmöglich sich im Falle einer Ablehnung bloßstellen durfte. Immerhin es waren das bisher Berechnungen und Vermutungen, und so ist die Notiz Hammanns wertvoll, daß Chamberlain die Berliner Regierung über die Neigung Salisburns zu einem Bündnis mit Deutschland nicht im Zweifel gelassen habe. Damit ist von nun an jede Möglichkeit genommen, den oben erwähnten Scheingrund noch irgendwie aufrecht zu erhalten. Trotz dieser Ablehnung gab man aber in London die Hoffnung nicht auf, sondern glaubte doch noch zum Ziele zu kommen. An diesem Weiterspinnen der Fäden beteiligte sich aber auch der deutsche Londoner Botschaftsrat Freiherr von Eckardstein in ganz besonderer Weise, wie er selbst erzählt. Eckardstein tat das also, ohne von der Berliner Regierung damit beauftragt zu sein, ja er handelte ihr nach dem Vorher^ gegangenen geradezu entgegen. Am 17. November 1899 machte dann Chamberlain Eckardstein mit seinen Absichten, die auf ein englisch-deutsch-amerikanisches Bündnis abzielten, bekannt. Der Kolonialminister hat ja dann dasselbe bald öffentlich in seiner bekannten Leieesterrede am 30. November geäußert. Ende November fiel nun der Besuch des Kaisers bei der Königin Viktoria, auf dem er von Bülow begleitet war. Wie Eckardstein erzählt, ist auf seine Veranlassung die politische Unterredung in Windsor zwischen dem Kaiser, Bülow und Chamberlain zustandegekommen. Nach dem weiteren Eckardsteinschen Bericht soll nun Chamberlain mit seinen oben schon gekennzeichneten Allianzplänen bei Bülow das größte Entgegenkommen gefunden haben und nur dadurch ermutigt worden sein, auch vor der Öffentlichkeit diese seine Pläne zu vertreten. Eckardstein beruft sich für die Richtigkeit seiner Mitteilung auf einen Privatbrief Chamberlains vom 18.12.1899, den er leider aber weder in genauerer Inhaltsangabe, noch im Wortlaut bekannt gibt. Denn die Behauptungen Eckardsteins belasten Bülow ganz ungeheuer, da er ja nach seiner Rückkehr nach Deutschland in keiner Weise nach dem Programm handelte, was in der Windsorunterredung mit Chamberlain festgestellt worden sein soll. Es ist wohl auch kaum anzunehmen, daß Bülow so fahrlässig gehandelt hat und sowohl sich wie überhaupt die deutsche Politik in einen solchen Mißkredit gebracht hat. Die Konsequenz seiner Polit'k, die ihm auch seine Gegner nicht werden absprechen können, macht es jedenfalls schwer, an die Behauptungen Eckardsteins zu glauben, und man wird sie solange ablehnen, als Eckardstein nicht durch den authentischen Wortlaut des betreffenden Briefes die Richtigkeit seines Berichtes beweisen kann. Denn wir wissen, daß wir bei Eckardstein alle Vorsicht walten lassen müssen.

In eine neues Stadium traten nun die Verhandlungen erst wieder im Ianuar

1901. In England war unterdessen ein Wechsel in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten vor sich gegangen. Lord Lansdowne übernahm dieses Ressort, das Salisburv neben der allgemeinen Politik bisher auch in seinen Händen gehabt hatte. Lansdowne war inbezug auf die Notwendigkeit eines Bündnisses, das England jetzt schließen müsse, und inbezug auf Deutschland als den besten Bundesgenossen derselben Ansicht wie Chamberlain. Wie Eckardstein nun erzählt und wie auch Hammann mit ihm übereinstimmend berichtet, fand zwischen Lhamberlain und Eckardstein Mitte Ianuar 1901 auf einem Landsitz des Herzogs von Devonshire eine neue Aussprache über die künftigen deutsch-englischen Beziehungen statt. Wichtig ist bei dieser Unterredung vor allem das, daß der englische Kolonialminister auch die Möglichkeit eines englisch-russischen Zusammengehens andeutete, falls Deutschland wieder die kalte Schulter zeigen würde. Der Tod der Königin Viktoria machte weiteren Besprechungen nun zunächst ein Ende. Der deutsche Kaiser kam am 21. Ianuar nach England und blieb dort bis zum 6. Februar. Nach Eckardsteins Bericht ist auf ausdrücklichen Wunsch des Fürsten Bülow die Bündnisfrage zwischen dem Kaiser und den englischen Staatsmännern nicht berührt worden. Hammann bestätigt das in seinem zweiten Teil seiner Erinnerungen. Es ist das ein deutliches Zeichen, wie wenig man von den Berichten des Botschaftsrats über die neuen Verhandlungen mit Lhamberlain über die Bündnisfrage entzückt war. Eckardstein schreibt ja denn auch ausdrücklich, daß er auf Veranlassung Bülows durch Holstein die strengsten Instruktionen erhalten habe, nicht auf die Bündnisfrage zurückzukommen. Doch setzt er bezeichnender Weise sofort hinzu, daß er sich aber nicht an diese und andere törichte Instruktionen aus Berlin gehalten habe. Wieweit Eckardstein allerdings gegen seine Instruktionen in seinen Schritten gegangen ist, laßt sich aus seinen Darlegungen nicht entnehmen.

Am 15. März hielt nun Bülow im Reichstag seine Rede, in der er Stellung nahm zur englischen Auslegung des Iangtsevertrages und in der er deutlich genug betonte, wie wertvoll ihm das gute Verhältnis zu Rußland sei. Es ist nun eigentümlich, daß wir bei Eckardstein keine Bemerkung darüber finden, welchen Eindruck diese Worte Bülows in England hervorriefen. Und doch wissen wir von anderer Seite genügend, daß sie selbstverständlich einen Sturm der Entrüstung hervorriefen und England mit aller Entschiedenheit zu Japan hindrängten. Allerdings haben sich in der Tat die für das Bündnis mit Deutschland so eifrig tätigen englischen Kreise auch durch diese Absage Bülows, die doch deutlich genug vor aller Öffentlichkeit ausgesprochen wurde, nicht abschrecken lassen. Der deutsche Botschaftsrat in London aber auch nicht. Bereits am 17. März, also nur zwei Tage nach Bülows Rede, nahm Lord Lansdowne, der Minister des Auswärtigen selbst bei einem Diner die Gelegenheit wahr, um mit Eckardstein von neuem Füh> lung zu nehmen. Die Besprechungen wurden ^im nächsten Tage im Auswärtigen Amt fortgesetzt, und trotz seiner anderslautenden Instruktionen, und trotzdem er wußte, daß man in der Wilhelmstraße das Bündnis mit England nicht wollte,

förderte Eckardstein von seiner Seite aus die Verhandlungen, soviel er konnte.
Wie wir es ja schon aus dem Hayaschischen Bericht wissen und wie es nun der
Botschaftsrat selber bestätigt, hat er sich sogar an den japanischen Botschafter ge-
wandt, um ein dentsch-englisch-japanisches Bündnis in die Wege zu leiten. Auf
seinen Bericht über die gepflogenen Verhandlungen erhielt nun Eckardstein ein
Telegramm von Holstein, in dem er aufgefordert wurde, auf dem von ihm be-
schrittenen Wege fortzufahrend Auch hier wäre es nötig, das Telegramm im
Wortlaut vor sich zu haben, um ganz klar sehen zu können. Denn wie aus dem
Berichte Hammanns hervorgeht und wie Eckardstein selbst später erzählt, dachte
sich Holstein die Sache anders als der Londoner Botschaftsrat. Hiernach sollte
ein Zusammenschluß Englands und Iapans mit dem Dreibunde versucht werden.
Nicht Berlin, sondern Wien sollte das Zentrum der Verhandlungen werden.
Eckardstein gegenüber wurde das damit begründet, daß man dem burenfreundlichen
deutschen Volke sagen konnte: „Wir haben ja das Bündnis mit England nicht
gewollt, aber unsere Bundesgenossen, die Österreicher, wollten es durchaus und
deshalb konnte sich die deutsche Regierung von einem solchen Bündnis nicht fern-
halten." Hammann dagegen erklärt dieses Vorgehen Holsteins damit, daß er in
England doch nicht einen allzu sicheren Bundesgenossen sah. Beides wird sich,
wie wir unten noch sehen werden, in Einklang bringen lassen. Die Hauptsache ist
uns hier, daß man in Berlin an dem Plan der sogenannten Fünfergruppe fest-
hielt, und sich auch hiervon nicht durch Hatzfeldt abbringen ließ, als dieser im Mai
die Geschäfte wieder übernahm. Der Freiherr von Eckardstein schiebt dem Grafen
Hatzfeldt, der im Mai mit Lansdowne über die Bündnisfrage noch wiederholt
verhandelte, einen großen Teil der Schuld zu, wenn kein Resultat gezeitigt wurde.
Durch Hammann aber wissen wir, daß Hatzfeldt nicht die Schuld trifft, wenn die
Verhandlungen im Sande verliefen und einschliefen, sondern weil England sich
weigerte, auf den Plan der sogenannten Fünfergruppe einzugehen.
Drei Personen sind es also, die auf deutscher Seite bei den Verhandlungen
eine besondere Rolle gespielt haben: Bülow, Holstein und Eckardstein. Der Frei-
herr von Eckardstein schiebt selbstverständlich alle Schuld an dem Scheitern der
Verhandlungen auf Bülow und Holstein. Hammann dagegen macht Holstein zum
Sündenbock, da er daran festhielt, daß eine Versöhnung zwischen Rußland und
England ganz undenkbar sei, und darnm den englischen Bündnisplänen nicht ernst-
lich genug entgegenkam. Wir werden aber weder die eine noch die andere Lösung
der Schuldfrage als richtig anerkennen können, wenn wir den Dingen völlig
unparteiisch gegenübertreten. Wenn es auch richtig ist, was Hammann von dem
großen Einfluß Holsteins schreibt, so werden wir doch Bülow auf keinen Fall hier
von der vollen Verantwortung für die Ablehnung der englischen Bündnispläne
freisprechen können. Daß die Verhandlungen diesen Weg nahmen, ist allein die
Schuld Bülows, und nicht Holsteins. Bülow hat den englischen Anregungen von
Anfang an ablehnend gegenübergestanden, weil er in einem Bündnis mit England

angebotes um die Jahrhundertwende Paul Ostwald
für Deutschland die Gefahr sah, daß es zum englischen Landsknecht werden könnte.
Dazu kam, daß bei der damaligen starken antienglischen Stimmung im deutschen
Volke der Abschluß eines Bündnisses mit England im Reichstage wahrscheinlich
auf großen Widerstand gestoßen wäre. Gewiß war ihm ein gutes Verhältnis zu ^
England wertvoll, aber einem engeren Verhältnis war er abgeneigt. Ähnlich stellte
er sich ja bekanntlich auch zu Rußland, nur daß ihm recht gute Beziehungen zum
Zarenreiche doch noch um ein Bedeutendes wertvoller waren als solche zu Eng-
land. Daß Holstein ihn in dieser Politik der zwei Eisen im Feuer sicher sehr be
stärkt haben wird, ist Hammann zuzugeben. Aber: Bülow selbst ist es gewesen,
wie wir oben schon sagten, der den Kaiser bei seinem Besuche in England anläßlich
des Todes der Königin Viktoria bat, nicht auf die Bündnisfrage zurückzukommen.
Er hat sich ferner um die Eckardsteinschen Bemühungen im Frühjahr 1901 persön-
lich sehr wenig gekümmert, denn wie Eckardstein schreibt, hat er nicht ein Tele-
gramm von dem Reichskanzler erhalten, obwohl er sich wiederholt sogar direkt an
ihn gewandt hat. Bülow hielt an seiner einmal für richtig erkannten Politik:
Bau der Flotte und Festigung des Dreibundes konsequent fest und ließ sich durch
nichts davon abbringen. Den Eckardsteinschen Bemühungen schenkte er darum
keine Beachtung, sie waren ihm wahrscheinlich eher unangenehm als erwünscht.
So wenigstens erklärt sich die oben angeführte Instruktion an den Botschaftsrat,
in jeder Weise sich einer Initiative in der Bündnisfrage zu enthalten, so erklären
sich seine scharfen Wendungen in seinen Reichstagsreden gegen die englischen
Bündnispläne. Ferner ist in dieser Richtung wohl zu beachten, daß der Gedanke
der Fünfergruppe, wie Hammann schreibt, nicht Bülow, sondern allein Holstein
zugeschrieben werden muß. Bülow wird Holstein die Freiheit des Handelns be»
züglich der Ausführung dieses seines Gedankens gelassen haben, denn er stand ja
seiner Politik nicht im Wege. Erreichte Holstein wirklich, was er wollte, so hatte
man einmal, wie man ja auch an Eckardstein schrieb, eine Rechtfertigung vor dem
deutschen Volke, und vor allem, der Dreibund blieb die Hauptstütze Deutschlands.
Diesen letzteren Gedanken behielt man als den ausschlaggebenden natürlich in
Berlin für sich und schrieb nichts davon an Eckardstein. Es ist nun selbstverständ-
lich, daß man in der Wilhelmstraße sich sicher nicht übertriebenen Hoffnungen bei
diesem Plan der Fünfergruppe hingegeben hat. Man wird ebensogut wie Eckard-
stein gewußt haben, daß England wohl kaum auf diesen Gedanken eingehen würde.
Aber man versuchte es; gelang es nicht, so war man darüber auch nicht traurig,
und man hatte sich mit Anstand aus der Affäre gezogen, oder man glaubte
wenigstens, es dann getan zu haben.
Darum also das zähe Festhalten an dem Gedanken der Fünfergruppe in
Berlin, als im Mai 1901 Graf Hatzfeldt selbst die Dinge in die Hand nahm, und
der, wie Hammann berichtet, von vornherein dafür eintrat, daß mit der Drohung
Englands, sich mit Rußland zu versöhnen, kein Bluff gemeint sein konnte. Hatz-
feldt ließ der Berliner Regierung keinen Zweifel darüber, daß an die Ehrlichkeit

der Worte Lansdownes zu glauben sei. Mit welchem Erfolg er das tat, daS
sahen wir oben. Bülow und Holstein hielten eine Aussöhnung der Rivalen für
unmöglich oder wenigstens für sehr unwahrscheinlich.
Inwieweit die damalige Politik Bülows berechtigt war oder nicht, darüber
soll hier nicht ein Urteil gefällt werden. Uns gehen die Dinge nur soviel an, alö
wir feststellen wollen, daß die Schuld an Bülow gelegen hat, wenn die Bündnis-
verhandlungen mit England nicht zum Abschluß kamen. Er ist der »pii-itn» rect«r
gewesen, und er selbst wird es nicht leugnen wollen. Holsteins Betätigung dabei
haben wir nur eine untergeordnete Bedeutung zuzuweisen.
So bleibt nur noch die Frage: Eckardstein übrig. Seine Schuld liegt gerade
in entgegengesetzter Richtung wie die Bülows. Denn er hat in keiner Weise die
Politik seiner Regierung unterstützt, sondern ihr geradezu entgegengearbeitet. Er
mußte durch sein Verhalten die Politik der deutschen Regierung in Mißkredit
bringen und sie in den Ruf der Unzuverlässigkeit setzen. Entweder hätte Eckard-
stein sich den Anordnungen aus Berlin fügen müssen oder, wenn er im Bündnis
mit England das Heil sah, den Abschied nehmen. Von dem schweren Vorwurf,
durch seine Quertreibereien dem Ansehen seines Vaterlandes in der Welt schwer
geschadet zu haben, wird Eckardstein sich nicht freimachen können.
Daß die Geschichte ihr Urteil nicht zugunsten der Bülewschen Politik ge-
sprochen hat, werden wir ohne weiteres Eckardstein zugeben. Verurteilen müssen
wir aber unter allen Umständen, aus den Tatsachen, wie sie der Weltkrieg für unK
geschaffen hat, das Recht zu einer Verunglimpfung Bülows herzuleiten, wie es
Eckardstein tut, noch dazu ans höchst eigennützigen Gründen. So einfach, wie
Eckardstein der Welt glauben machen will, lagen die Dinge denn doch weder in
England noch in Deutschland, sodaß wir wegen der Ablehnung des englischen Bünd<
nisangebotes dem damaligen Reichskanzler ein völliges Armutszeugnis an diplo-
matischen Fähigkeiten aussprechen könnten, wie es Eckardstein tut. Dagegen
werden wir uns Hammanns Urteil zu eigen machen können, wenn er schreibt:
„Ein ganz überlegener Wille, ein Bismarckscher Wille, wäre vielleicht imstande-
gewesen, mit der beiderseits schroff widerwilligen öffentlichen Meinung fertig zu
werden. Dieser überlegene Wille fehlte."

L. Simons, den Haag:

Deutschland und die Welt.

Ein längere Zeit in unserem Lande verweilender Deutscher Publizist, Dr. Paul
Rachs, schickte mir neulich seine im Verlag Karl Curtius erschienene Flugschrift:
..Wir sind allzumal Sünder. — Die Völkerverhetzung
im Weltkriege in neutralem Lichte", die sich wunderbar zu-
sammenfindet mit dem, was ich, als neutraler Publizist in einer deutschen Zeitung
auf Wunsch das Wort nehmend, niederschreiben möchte.

Daß ich wirklich ein „Neutraler" bin, möge der Leser mir glauben. Bin ich
d>,>ch während des Krieges meiner verschiedenen Äußerungen wegen sowohl
deutscherseits als ein Pro-Entente-Mensch, wie englischerseits als von Deutschland
„gekauft" verhöhnt worden.

Und nun war es mir ebenso interessant, durch diese Schrift des Herrn Dr.
Äiach<? meine Ansicht bestärkt zu finden, wie schwer es den Deutschen noch fällt,
auch wenn sie glauben, die Geschichte der letzten Iahre in neutralem Lichte zu sehen,
sich recht zu vergegenwärtigen, welche Klnft auch heute noch zwischen dem deutschen
Volk und fast der ganzen übrigen Welt unüberbrückt klafft.

Herr Dr. Rach5 ist, wahrhaftig, für seine Landsleute kein sanfter Zlrzt. Die
ganze Verblendung der Kriegsjahre, Verblendung durch die militärische und
bürgerliche Autorität, Selbstverblendung der Presse und des Publikums, werden
rücksichtslos dargetan. Es liegt da ein psychologisches Problem vor uns, das man
deutscherseits wohl tief ins Auge fassen mag: das Problem, wie die deutsche
Nation, der durch Schule, Presse und Buch doch die beste Entwicklung in Europa
zuteil wurde, sich so kritiklos ihren Autoritäten unterworfen, alles geglaubt, alles
gutgeheißen hat. Man muß scheinbar viel gelernt haben, aber zu wenig gelernt,
selbst zu denken. Ganz deutlich wird es einem jedenfalls nach der Lesung dieser
Schrift, wie stark der Umschlag werden mußte, als im vorigen Herbste den
Deutschen im Heere und daheim auf einmal klar wurde, daß der noch ans der
letzten Reklame-Anzeige der Kriegsanleihe auf „Sieg" zugespitzte Pfeil nie sein
Ziel erreichen könnte. Alles hatte man geopfert: Leben, das Liebste, Besitz.
Alles hatte man ertragen, bis auf Hunger und Not, damit man diesen Sieg nur
erreichte. Und fand sich plotzlich, in dieser Überspannung, dem Betrug und der
Lüge gegenüber. Die bittere Enttäuschung mußte zu einer moralischen Schlappe
führen, durch die die zu lange mutig ertragene Not noch unendlich verschärft
wurde.

„Alles vergebens!"

Doch bringt Di-. Rach6 schließlich seinem Volke noch ein Wort des Trostes und der Ermutigung. Und eben in diesem Worte fühle ich heraus, wie er hier doch nicht das neutrale Licht auf die Situation Deutschlands fallen läßt: „Man hat uns gehaßt, aber imponiert hat ihnen unsere Kraft doch!"

Nicht weil ich die Wahrheit dieses Wortes zu leugnen gesinnt bin, glaube ich, daß hier etwas richtig gestellt werden muß, sondern weil ich glaube, daß eben nicht dieses „imponieren mit deutscher Kraft" die Kluft zwischen dem deutschen Volk und der Außenwelt überbrücken wird.

Imponiert hat Deutschland wirklich genug. Vor dem Kriege und während des Krieges. Und eben durch „Kraft". Durch Organisation und Überanstrens gung. Durch Selbstvertrauen und Mut des Durchhaltens.

Doch obgleich ich nicht daran denke, in allen diesen Äußerungen auch die „moralischen Kräfte" zu verkennen, so hat es eben dem deutschen Volke an moralischer Kraft gefehlt.

Dr. Rach<Z hat nicht unterlassen, seinen Landsleuten klar zu machen, wie tief die Invasion in Belgien das Gefühl der Welt verletzt hat. Aber auch bei ihm hören wir dabei noch immer mehr die Stimme der Vernunft als die des Gewissens heraus. Diese belgische Frage ist für ihn auch immer noch mehr eine Dummheit als ein Verbrechen. Und doch wird das deutsche Volk sich nicht eher mit dem Auslande zurechtfinden können, bis es sich ganz klar darüber geworden ist, daß dieses Hereinbrechen der Deutschen in Belgien nicht nur eine schreckliche politische Dummheit gewesen ist — brachte sie doch der englischen Regierung den Vorwand, um ihr Abkommen mit Frankreich aufrecht erhalten zu können und das englische Volk mit in den Krieg hinein zu ziehen — sondern eine böse Äußerung der moralischen Rücksichtslosigkeit. Rücksichtslosigkeit, die auch das Benehmen der deutschen militärischen Autoritäten gegenüber der belgischen und französischen Bevölkerung im besetzten Gebiete beherrscht hat und sie zu Maßregeln verführte, welche auf Iahre dem guten Ruf des deutschen Volkes schaden werden.

Es ist ein Unglück für Deutschland gewesen, daß die Antwort auf meinen „Offenen Brief an unsre Freunde in Deutschland", im September 1914, und andere derartige Äußerungen nach der Zerstörung Löwens nur im professoralen „Es ist nicht wahr!" bestanden hat!

Es ist viel von der Demokratisierung Deutschlands die Rede gewesen. Es war aber nicht die Demokratisierung, die zuerst Not tat, sondern die Realisierung dieser peinlichen Wahrheiten und das Erwachen aus dem Amoralismus seiner Realpolitik. Auch der Demokratismiis schützt vor Betörung und Imperialismus nicht. Deutschland war versunken in die Anbetung und Vergötzung eben der Kraft,

der Energie und des Erreichens; so tief versunken, daß man für die Frage nach
dem W i e kaum mehr Verständnis übrig hatte. Und wenn uns aus „aller-
höchsten" Kreisen das Wort erklang: „Die Welt soll am Deutschtum gesunden",
da sahen wir nns mit ironischem Blicke an. In vielem möchte uns Deutschland
zweifelsohne vorbildlich erscheinen — ein Vorbild moralischen Wesens und Ge-
sundheit, wie vor 30 Iahren England unter Gladstone und eben dasselbe nach dem
Burenkrieg unter Campoell-Bannermann, war es uns doch wahrhaftig nicht ge-
worden.

Ich war im Spätjahr 4918 in der Schweiz, als die Presse die erste Rede des
Prinzen Mar von Baden als Reichskanzler brachte. Und ich durchlebe noch das
allgemeine Gefühl der freudigen Überraschung, daß endlich wieder ein offen-
herziges, wahrheitsgetreues, menschliches Wort aus Berlin hinüberklang. Es war,
als ob einem ein Alp von der Brust verschwand. Und wir waren ja nur Neutrale,
hatten keine Mitverantwortlichkeit für das offizielle deutsche Benehmen.

Ietzt steigen sehr viele Proteste in Deutschland auf. Proteste gegen den Wort-
bruch der Entente, das Festhalten der deutschen Kriegsgefangenen, die 'Aushunge-
rung des deutschen Volkes. Proteste, die nicht nur bei den Neutralen, sondern
auch bei Gruppen von Engländern und Amerikanern Widerhall finden; die uns
aber, trotzdem wie sie völlig unterstützen möchten, doch auch deshalb unangenehm
berühren, weil doch die Proteste aus deutschem Munde ausgeblieben sind, als die
deutschen Autoritäten, gleich wortbrüchig und rücksichtslos, den Bevölkerungen
der besetzten Gebiete gegenüber auftraten.

„Aber die Erkenntnis dieser Schuld ist die Vorbedingung für alles neue
Warden."

Mit diesem Schlußworte hat Dr. Paul Rach6 zweifelsohne recht.

Nur soll man in Deutschland nicht, wir er selbst, diesen Begriff der Schuld
zu sehr in dem Sinne auffassen, wie man es mit Recht mit der „tragischen Schuld"
gemacht hat. Man denke nicht nur an „Schuld", sondern an wirkliche,
moralische Verantwortlichkeit. Und man wird den Weg zum neuen internationalen
und besseren Verständnis finden.

Bertha Witt
Klaus Groth
Bertha Witt, Altona.

Klaus Groth.

Zum 100. Geburtstag am 24. April 1919.

Klaus Groth wurde in dem kleinen Städtchen Heide in Dithmarschen geboren. Nicht weit von dem Ort liegt Wesselburen, und in nördlicher Richtung, „am grauen Strand, am grauen Meer" Husum, drei Orte von poesievoller Bedeutung, von der sehnsuchtweckenden Herbheit des Nordens. Das Land seufzte unter der dänischen Unterdrückung, der auch das am längsten freigewesene Volk der Erde, das Volk der Dithmarscher, die in dem Marsch genannten Winkel zwischen Elbe und Nordsee hausten, verfallen war. Es erscheint als wunderbare Fügung, daß gerade unter dieser drückenden Fremdherrsel>aft im Zeitraum weniger Iahre aus diesen nordischen Landstrichen dem deutschen Volke drei Dichter hervorgingen, die in ihren Gedanken und Prinzipien wesensverwandt, in ihrem Wollen und Können grundverschieden, zu den größten zählen, die das verflossene Iahrhundert hervorgebracht. Hebbel, Storm und Groth, — jeder einzelne von ihnen ein Beneis für die geistige Kraft des Landes, die um so mehr wuchs, je drückender die Fremdherrschaft empfunden wurde. Die Liebe zu der kleinen meerumschlungenen Heimat war bei allen gleich tief. Storm brachte sie am bewußtesten zum Ausdruck, ja, er büßte eine Zeit lang für sie. Gleich war bei allen das Gefühl der Befreiung und Befriedigung, als die Herzogtümer in den Schoß Preußens übergingen, um hinfort im Gemeinwesen des großen deutschen Reiches fest verankert zu sein. Hundert Iahre politisch bewegtes Leben, aber auch hundert Iahre Aufstieg ist also diese Zeitspanne, in der Groths Leben sich abspielte. Die Zeit, da im Hexenkessel der Revolution nördliche und südliche Nachbarn die up ewig ungedeelten Herzogtümer in Stücke zu reißen bestrebt sind, um verkappte Annerionsgelüste zu befriedigen, bat der Dichter, der auf dem Standpunkt stand, daß man mit dem Aufgehen in Preußen-Deutschland den Traum von der alten Dithmarscher Freiheit endgültig, aber leichten Herzens begraben könnte, nicht mehr erlebt. Ob er ebenso leichten Herzens bereit gewesen wäre, eine der wichtigsten Städte der Herzogtümer den Groß-Hamburgischen Plänen zu opfern —?

Ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied.

Und doch lag etwas von Politik in Groths Lebensaufgabe, im Gegensatz zu jener des Dramatikers Hebbel, des Poeten Storm. Denn Groth eröffnete einen Kreuzzug um den Fortbestand der alten aussterbenden plattdeutschen Sprache, nicht wohl mit der Absicht, aber mit dem Erfolg, Nord und Süd, ja das Deutschtum in der Welt zusammenzuschweißen. Ursprünglich wollte er nur das eine: die alte Muttersprache, „de ole frame Reed", die vor ihrer hochgeborenen vornehmen Schwester immer weiter zurückweichen mußte, die Kanzel, Katheder, die Häuser der Städte längst geräumt, vor dem Untergang, für das Volk retten, ja sie wieder

zu Ansehen bringen und zu diesem Zweck für die Poesie urbar machen. Sie sollte, was sie nie zuvor gewesen war, die Quelle der Poesie des Volles werden, und dazu war Groth, der Müllerssohn aus Heide, der Mann aus dem Volke, der rechte. So schrieb er den Quickborn, den Iungbrunnen, den Psalter einer herzigen volks-tümlichen Poesie. Das war ein Buch, wie man es bisher noch nicht gekannt. Das war ein Buch, das den Weg zu allen Herzen fand, wenigstens zu allen, die bereit waren, sich der Volkspoesie zu offnen. Es war eine Art Prüfstein für das poetische Bedürfnis des Volkes und den Grad einer übertünchten Bildung, die sich wohl hier und da breit zu machen suchte. Und der Quickborn machte seinen Weg. Er blieb nicht im deutschen Norden hängen, für den er doch vielleicht ursprünglich bestimmt war; er drang nach Süden vor, kam ins Niederland, nach England, Amerika, und so konnte Bismarck dem nordischen Dichter die auszeichnende Aner-kennung zuteil werden lassen, daß er Wesentliches für die Vereinigung aller deutschen Stämme getan habe. Es war in der Tat so; fern in den abgelegensten Kolonistenansiedelungen Nordamerikas und Afrikas besannen sich die zersplitterten deutschen Glieder wieder auf ihre Zusammengehörigkeit, der germanisch sprechende Teil der Menschheit empfand wieder ein einigendes Band, unter dem alle zu Brüdern werden. Einen solchen Erfolg konnte Groth nicht erwartet haben, aber er setzte naturgemäß alles daran, diesen Erfolg seines Lebenswerkes festzuhalten. Daß das nicht, oder doch nur bedingungsweise möglich war, hat die Zeit gelehrt; denn im Rahmen der Menschheitsgeschichte sind auch die begeisterndsten Ideen immer nur wie ein mehr oder weniger begrenztes Aufflackern, gleichsam wie der Stein, der die glatte Wasserfläche eines Sees durchschlägt und eine Zeit lang leichtbewegte Kreise auf der Oberfläche hervorruft. Das eine hat Groth erreicht: er hat der gemeinen platten Sprache eine poetische Daseinsberechtigung verschafft und ihr in diesem Rahmen auch außerhalb der Hütten des Volkes Liebe erworben, er hat sie gleichsam, wie in seiner Art auch Fritz Reuter, als historisches Kuriosum, und doch wiederum als den wahren und bleibenden Ausdruck niederdeutschen Volks» tums und Wesens der Nachwelt erhalten. Das unaufhaltsame Vorwärtsdringen der hochdeutschen Sprache aufzuhalten, vermochte er nicht. Und das ist auch gut so; denn das Trennende fällt erst eigentlich in der Gemeinsamkeit, — hier also in der Gemeinsamkeit der Sprache. Sehen wir es doch an den Flamen und Nieder-ländern, die, an sich deutsche Volksstämme, ihre Sprache die Wandlung zum Hoch-deutschen nicht mitmachen ließen und sich dadurch ihre völkische Gemeinschaft, aber auf Kosten der Zersplitterung der germanischen Rassen, bewahrt haben. In Schleswig-Holstein war es allerdings die hochdeutsche Sprache, die dem Vor, dringen des Dänischen einen Damm entgegensetzte. Diese dänische Gefahr besteht, heute nicht mehr. Viel eher könnte man heute sagen, gerade die plattdeutsche Sprache, heute nur noch auf dem platten Lande, auf dem Markte und im groß-städtischen Proletariat heimisch, in allen andern Kreisen aber als Umgangssprache längst historisch, sei das Trennende im Volk, da sie den Klassenunterschied ver-schärft und die Schichten untereinander kennzeichnet.

Dem sei jedoch, wie ihm wolle. Immerhin aber mag hier der Grund liegen, daß man Groth heute eigentlich nicht mehr als Kämpfer und Führer wertet, sondern als Dichter, den das Niedersachsentum aus dem Grunde um so höher schätzt, als er eben die niederdeutsche Sprache in dem Gewande der Poesie gerettet hat. Als Dichter zählt Groth zu den ganz echten Poeten. Er schöpft aus dem unergründlichen Born der Volkspoesie, aus dem auch die Volkslieder kommen, mit denen seine Gedichte eine auffallende Wesensverwandtschaft aufweisen, und dessen Inhalt eine ganz tiefe, oft fast naive Herzlichkeit ist. So konnte niemand Anstoß nehmen, als Hebbel ihm schrieb: „Der alte Rückert ist tot; nun kann Ihnen niemand die Krone des Liedes mehr streitig machen," oder Gervinus prophezeite: „Ihre Gedichte werden sein, wie die Oase in der Wüste". Was uns bei Reuter fesselt, ist der herzliche, aus wahren Tiefen quellende Humor! Bei Groth ist es die Poesie, die hier in dem eigenartig heimatlichen Gewand der Mundart umherschreitet. Es ist just so, wie Groth selber in Bezug auf die Muttersprache sagte:

So herrli klingt mi keen Musik
Un singt keen Nachtigall,
Mi loopt je glik in Oogenblick
De hellen Tran hendal.

Hans Brecht:

Von höheren Dingen.

Gott. Man hat dem Weltall einen Sinn, einen Gott gegeben und nannie es Pantheismus; man erhob Gott zum Alleinherrscher über Geist und Welt und nannte es Monotheismus; man lehrte, der Deist glaube lediglich an einen Gott, der Theist an einen lebendigen Gott. Doch weil Gott nur mit dem Herzen begriffen werden kann, sind alle Auffassungen subjektiv. Auch folgende Auffassung ist subjektiv.

Gott ist die Emanation des Guten, Sittlichen und Gerechten. Gott ist das Leben. Die Liebe. Gott ist das Seiende und die Ewigkeit. Gott ist die Seele des Menschen, sofern sie gut ist. Gott aber ist nicht die Bibel, der Mythos, die Vergangenheit: Gott istGefühl, nicht Lehre! Ein Funke des Göttlichen wohnt wohl in jedem Menschen — die Liebe! Und wo sie ganz erstorben ist, wo sie niemals war, dort war auch nie Gott. Gott ist nur das Leben, wenn Gott auch die Liebe ist. Ein Leben ohne Gott ist ein totes Leben.

Mancher lernt Gott erst in den Gefahren kennen. Wo keine irdische Macht

mehr Rettung vor dem Tode gewährt — da könnte, vielleicht, der Wille des Ewigen retten. Und mancher Soldat, der nicht weiß, ob es ihm vergönnt sein wird, der feindlichen Kugel zu entrinnen, wendet sich instinktiv wie ein schutzsuchendes Kind zu Gott, in stummem Appell an Gottes Vaterliebe, Güte und Verzeihn. Ein Phänomen von hoher Bedeutung! Hier findet mit unfehlbarer Konsequenz der ? nstinkt den Weg zu Gott.

Auch der Verfasser lebte, wie fast alle Vertreter der Wissenschaft, lange Zeit in den „kalten Regionen des Atheismus". Ausgewachsen im Geiste rationaler Weltanfäzauung und gestützt auf streng wissenschaftlichen Empirismus, erschien ibm die Welt als ein Universum, dessen letzte Rätsel durch den Fortschritt auf allen Gebieten des Wissens der Lösung näherrückten. Zwar ist er auch heute noch dieser Überzeugung, doch hat sich bei ihm im Verlaufe seiner geistigen Entwicklung die Überzeugung gefestigt, daß über allem, was Menschengeist wirkt und erdenkt, ein höheres Wesen waltet, über allen Werken und Taten, doch wohnhaft in des Menschen Herz und Seele! Sollte die Wissenschaft einstmals nachzuweisen versuchen, daß Gott nur ein Wahn des Menschen und der Mensch selbst ein chemisches Produkt und seine geistigen Tätigkeiten, die Gefühle der Liebe, des Guten und Edlen in ihm nichts als „elektrochemische" Vorgänge — ich glaube, es gäbe eine Revolution, eine Empörung der edelsten und tiefsten Geister!

Gott war also, nach der damaligen Überzeugung des Verfassers, eine Erfindung des Menschengeistes, der, noch in Unwissenheit verhairend, vor den Offenbarungen der Natur und seiner eigenen Seele gleichsam vor etwas Rätselhaftem, völlig Unbegreiflichem stand und demzufolge in seiner geistigen Machtlosigkeit ein Wesen sich vorstellte, auf dessen Schöpferwillen er das Sein — das Sein der Natur und sein eigenes Leben — zurückführte. Dieser Irrtum des jungen Philosophen ist begreiflich, wenn wir den Einfluß der materialistisch-atheistischen Philosophie auf seine Entwicklung berücksichtigen. Die Konsequenz, die sich aus der Weltanschauung eines Voltaire, Diderot und Baeon ergab, lautete (nach der Definition Windelbands): „Die Natur selbst kennt nur die Notwendigkeit der Atombewegung und in ihr gibt es keine Wertbestimmnngen, welche von Zwecken ober Normen abhängig sind. Die Gesetzmäßigkeit der Natur ist in denjenigen Dingen, welche uns zwecklos oder unzweckmäßig, regellos oder anomal erscheinen, mit derselben Folgerichtigkeit wirksam, wie in den Dingen, die wir hinsichtlich ihrer Übereinstimmung mit unseren Absichten oder Gewohnheiten beurteilen und als zweckvoll billigen." Der rein atheistische Geist einer solchen Weltanschauung war wenig geeignet, die Tiefen göttlichen Wesens und Waltens zu ergründen. Hier war nichts gelehrt, was des Herzens reinen Impulsen entsprungen wäre, kein Wort, das Wärme gehabt, nichts, was an Gott gemahnt hätte. Lediglich mit dem Maßstabe der Logik wurde gemessen, und jene berühmten Vernunftschlüsse er» scknenen bei allem unentbehrlich. So vergingen die Iahre, von denen das letzte den Grenzstein bildete zwischen einst und jetzt, zwischen dem Morgenlande der

Vergangenheit und dem Mittagereiche der Zukunft. Denn es war heimlich eine große, namenlose Sehnsucht aufgekeimt in des Herzens Tiefe, und es ward ein Verlangen und ein Schrei nach Liebe, reiner, tiefer, selbstloser Liebe. Und da Liebe Gott ist, so war es die Sehnsucht nach Gott.

Wie arm ist in dieser Zeit die Menschheit an Gott, wie arm an Liebe! Sank die Zeit s o tief? Oder sehe ich trüber, als gut ist? Nur bedenke ein jeder das W i e seines Lebens, daß leben und leben ein Unterschied ist, wie Tag und Nacht! Dies aber ist die höchste Forderung, die an die Menschheit gestellt werden kann: LebeimGeistederLiebe! Und betrachte die Arbeit als dein Evangelium, als dein Heil und deinen Hort! Denn „wir bringen unsere Iahre zu wie ein Ge> schwätz. Unser Leben währet siebzig Iahre, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Iahre, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen; denn es fähret schnell dahin, als flögen wir davon" (Psalm 90).

Und darf ich persönlich noch etwas offenbaren? Nun, in den Tagen, da meine Seele göttlichem Wandel ferner denn je, da ich nach Art der heutigen Iugend „in Freuden" leben zu dürfen meinte — in jenen Tagen geschah es oft, daß eine Versuchung an mich herantrat oder Gefahren mich umdräuten, aus denen nur höherer Wille mich retten konnte; und was ich damals blindem Zufall oder eigenem Entschluß zu danken wähnte, es war — diese Überzeugung wurzelt heut felsenfest in mir! — es war allein Gottes liebevollster Fügung zu danken! DaS Gute in mir hatte gesiegt, es hatte mich unversehrt über Abgründe geführt! So blicke ich oft aus tiefster Not empor zum Licht, zum wiedergewonnenen Gott, wissend, daß seine Liebe zu mir nie aufhören wird. Wer dies erkannt hat, wem zur Gewißheit ward, daß Gott seine wahren Kinder nie verläßt, der neige sich in Demut vor dem Allmächtigen!

DasGeniedesHerzens. Ich unterscheide zwischen Genie schlechthin und der engeren Bezeichnung: Genie des Herzens. Nicht jeder geniale Mensch ist ein Genie des Herzens. Newton zum Beispiel war ein mathematisches Genie, aber ich wüßte nicht, in welcher Beziehung er ein Genie des Herzens genannt werden dürfte. Ein Genie des Herzens war Goethe, ja wäre selbst Werther gewesen, wenn ihm, nach des Meisters Willen, ein gütiges Geschick neben so tiefer, heißer Liebe auch den Seherblick des Genies verliehen hätte. Ein Genie des Herzens war Hölderlin, der an seinem Herzen zugrunde ging, war Byron, der große Sänger, den ein frühzeitiger Tod auf der Höhe seines Lebens dahinraffte. Hat je ein großer Dichter, Künstler, Religionsstifter gelebt, der nicht ein Genie deö Herzens gewesen wäre?

Die Lehre Lvmbrosos, wonach das Genie nabverwandt mit Irrsinn sein soll, muß ich als Irrlehre bezeichnen. Ebenso die Ausführungen Moreau de Tours: „I^es üispvsitiaus ö'esprir (zui kont qu'uu Komiiw se (listinZus <les äutr^s

dvWmes par 1'ariginalit6 üe »es peusees et <1e »es conceptious, par s«n excentr!«it6 ou I'snerAie <le »es tücnlt^s intelleotuelles, prenuent leur source ösos les memes couSitiovs «rganiques, que les divers trou Kies morsux, dout Iii kolle et I'idZotie soot I'expression la plus comMte." Englische Irrenärzte (z. B. Maudslen) reden von einem moralischen Irrsinn (inorni insanitv) beim Genie. Auch dies ist zu weit gegriffen. Das disharmonische Verhältnis, das fast immer zwischen dem genialen Menschen und der ihn umgebenden Welt, seinen Zeitgenossen, besteht, hat seine Ursache in der Fremdartigkeit zu allem, was nicht seinesgleichen, was unter ihm. Die Welt, deren Fesseln der geniale Mensch zerreißt, aus der er emporstrebt zu Wesen seiner Art, sie besteht, sagen wir es getrost, zum allergrößten Teil aus Philistern, jenen engherzigen Pfahlbürgern, die falsche Ehrbegriffe, Voreingenommenheit, Beschränktheit, instinktiver Haß gegen alles Schöne, Große, Erhabene zu dem stempelt, was sie sind: die „Guten", die „Gerechten", die „Sittsamen", die „Normalen".

Das Genie des Herzens, das eine Welt voll Liebe in sich birgt, das tapfere Genie des Herzens, das „Wahrheiten" als Lügen entlarvt, die Prüderie der braven Bürgersleut' des sittsamen Gewandes entkleidet und lachend, nach Heineschem Vorbild, das kleine gemeine Menschlein zeigt; das schöne Genie des Herzens, dessen göttliche Gesänge noch nach Iahrtausenden ertönen und „wecken der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen", das auf plastischen Gemälden in zaubrischen Farben eine Fata Morgana erstehen läßt und aus Bronze und Marmor schöne, seelenvolle Götter meißelt; das gütige Genie des Herzens, das toten Saiten himmlische Lieder entlockt und denen, die reinen Herzens sind, des Paradieses goldene Tore erschließt — Tristan! Welch ein Zauber der Weltentrückuug! Wie wird hier tiefste irdische Liebe wundervoll verklärt, in die strahlenden Regionen des Ienseits gehoben! Da umgürtet ein Meer von Duft aus tausend Blüten die feiernden Seelen der Liebenden, da steht alles — Liebe, Lust und die namenlosen Wonnen dieser einzigen Liebe — im Zenith der Vollendung, und es scheint, als hätte Gott selbst seine Hand an dieses Meisterwerk gelegt, um uns den Weg zum Paradiese zu weise» .... Das gütige Genie des Herzens, das uns lehrt: im Wein sei Wahrheit, und in den Visionen des Künstlers und in den Künsten selbst offenbare sich das andere, schöne Leben — dieses Genie des Herzens ist der gesündeste und glücklichst geratene, wenn auch nicht glücklichste Typus Mensch! So zeugen die Taten des genialen Menschen von seiner berufenen Führerschaft — Grund genug zu aufrichtiger steter Dankbarkeit all derer, die ihre Bildung, ihr Kunstverständnis, ihr Wissen dem Genie vornehmlich zu danken haben. Dankbarkeit — ich vermisse leider dieses Wort im Sprachgebrauche der Gebildeten, wenn sie ihre großen Vorbilder und Lehrmeister erwähnen.

Es liegt im Wesen der Masse, des großen „Publikums", der Überzähligen, der Mittelmäßigen des Geistes und Körpers, daß sie sich — sie beweisen darin eine

glänzende Logik, einen merkwürdigen sechsten Sinn — instinktiv und eigensinnig
gegen alles wehren, was nicht ihresgleichen, was „aus der Art geschlagen".
Ich habe in Deutschland, dem Lande der goldenen Mäßigkeit, diese Erfahrung
persönlich gemacht. Gab ich mich, wie ich bin, so galt ich unter ganz milden Be-
urteilern als „Sonderling", unter denen, die mich nicht verstanden, und sie bilden
wohl den weitaus größten Teil, als „unbeschriebenes Blatt", und unter den Rach»
süchtigen (ich hatte ihnen aus erzieherischen Gründen ihren „Charakter" enthüllt),
Neidischen und Verdorbenen (ich hatte ihnen bewiesen, daß ihr Schmutz, auch unter
reinen Kleidern, doch Schmutz bleibe) als „Psychopath". Ich habe für derartige
Ehrentitel nur ein mitleidiges Lächeln, ja sogar ein wenig Belustigung bei dem
Gedanken, daß ich unter den ach! so lächerlichen Figuren der Divina Commedia
eine schon tragikomische Rolle spielen muß — die Rolle eines Mündigen unter
Kindern! Ich gedenke ferner der vielen Kränkungen, die mir, dem Deutschen,
von Deutschen zuteil wurden, der vielen Bosheiten und Ränke, die mir nicht selten
diejenigen schmiedeten, für die ich irgendeine Schwäche, irgendeine taiblesse des
Herzens empfand. Ich vergesse auch diejenigen nicht, die einst freundlich und, so
schien es, auch gütig zu mir waren; die später, als man mich feige verleumdete,
vergaßen, was sie mir und was ich ihnen gewesen.
Ich setze diesen Fall für tausend ähnliche. Was ich hier sage und klage, hat
zweifellos eine stark persönliche Färbung, aber ich erblicke gerade in der Schilde-
rung des Persönlichsten etwas Reizvolleres, Nachhaltigeres, als in den objektiv»
unpersönlichen, blassen Berichten unserer Gegenwartsliteraten. Selbst meine
Kritik der Deutschen, ihres Wesens, ihres Charakters entspringt lediglich dem
Triebe meines Herzens: Man kritisiert in der Erwartung, der „Beurteilte" werde,
von einem Berufenen auf seine Schwächen, Fehler und Mängel mehr oder weniger
schonend hingewiesen, zur nötigen Selbsterkenntnis gelangen und ein Besserer und
Gütigerer zu werden aufrichtig bestrebt sein. Und es ist oleichermaßen eine er-
hebende, ja beglückende Aufgabe, einem großen (zahlreichen!) Volle noch etwas
sagen, raten, vorschlagen zu können, zu dürfen, und erfreulich zu wissen, daß
die eigene Stimme von vielen groben und feinen Ohren vernommen und der eigene
Gedanke von vielen Geistern wiedergedacht, nachgedacht und in Taten umgesetzt
wird. —
Das Genie des Herzens, das eine Welt voll Liebe in sich birgt — hier
hebt sich der Vorhang und die Tragödie beginnt! Tasso, der Sänger des
befreiten Ierusalems, und Leonore — unter allen Tragödien, in denen der
geniale Mensch an seinem Herzen, seiner Liebe zugrunde geht, wüßte ich keine,
die so vollendet sein tiefstes Geheimnis erschlösse wie Goethes Meisterrrerk. An
der Liebe, am Ewig-Weiblichen, das uns hinanzieht, wird das Genie zugrunde
gehen oder an ihr genesen, durch sie das Höchste erreichen, n as Menschengeist zu
erreichen vermag. Aber der Tragödie wohnen verborgene Gewalten inne, und
verborgene Gewalten dem Menschenherzen; je mehr sie den gewöhnlichen Menschen

verschonen, umso heftiger ergreifen sie das Genie, wie eine Flamme gleichsam, die sich selbst verzehrt und den Stoff, der sie erhält.

Das Christentum im Lichte der Zukunft. Als Zweiundzwanzigjähriger, nach manches vorwegnehmend und häufig auf Kosten der Zukunft lebend und denkend, auch gern, als geborener Psychologe, hinein- und hinüberleuchtend in jenen dunklen Schoß, aus dem kommende Geschlechter als eine lebendige und lebhafte Folge dieser problematischen Zeitgenossen hervorgehen werden, konstruierte ich mir einen vielleicht nicht ganz unrichtigen Begriff vom Christen« tume im Lichte der Zukunft: „Die Nachwelt wird das Christentum auffassen als eine Völkerphilosophie mit religiöser Basis. Es bildete einst ein großartiges, jedoch, wie man bewiesen hat, nicht für alle Zeiten günstiges System. Und da eben jenes Christentum in das Gebiet der Philosophie — einer Philosophie des Mittelalters — gehört, sein System hat und ferner, historisch gewertet, in die Geschichte der Philosophie gehört, und diese bisher noch von keinem System als absolutem und unwiderlegbarem zu berichten weiß: so ist es auch zeitlich bestimmt und umgrenzt, ist es wie alle Systeme eine iuvenil« avilni — ein System der suchenden irrenden Seele . . ." Diese wenig verheißungsvolle Zukunft des Chrisientums kann und soll nur so aufgefaßt werden, daß es, alles Mythischen und Mystischen der Vergangenheit entkleidet, einst wiederkehren wird als ein Christentum, so der Aufklärung und dem Fortschritt kommender Iahrhunderte Rechnung trägt. Das alte Christentum war ein „Symptom der suchenden irrenden Seele" — das neue ist wahres Menschentum. Das Mitleiden, Guttun, die Barmherzigkeit, die reine selbstlose Liebe, aufgefaßt als Adel der Seele und Krone des wahrhaft Menschlichen — sie werden, sie sollen ewig in unserem Herzen wohnen! Könnte ein Christentum in diesem Sinne nicht alle Völker der Erde umfassen?

Ernst Altkirch:
Evremond und Spinoza.
Mar Liebermann zugeeignet.
Schluß.
De Vries war kaum eingetreten, als er sich von vier Männern umringt
fand, die ihn mit Fragen bestürmten, bis van den Enden einen jeden sanft bei-
seite schob, Simon in seine Arme schloß und zu ihm sprach: „Du hast unseren
Dank verdient für alles Gute und Liebe, das du wieder unserem Freunde er-
wiesen hast. Und nun setz' dich zu uns und erzähle. Vergiß dabei auch das
Unbedeutendste nicht, denn wisse, wir haben hier oft beieinander gesessen und
haben auf dich geroartet, in Unruhe und wachsender Sorge, uns gegenseitig
tröstend, und nicht selten mit erregten und leidenschaftlichen Ausrufen den Augen-
blick herbeisehnend, wo du wieder in unsre Mitte treten würdest. Nun bist du
da! Die Götter mögen dafür gepriesen sein!"
Simon errötete unter diöser Anrede vor Freude. Schlicht und innig war
seine Erzählung, und jedes Wort, von Liebe getränkt, wurde von liebenden
Herzen aufgenommen.
Als er eben geendet hatte, tat sich die Tür auf. Ein junger, schöner Mensch,
dem man ansah, daß er Künstler war, trat herein. Er ließ seine Augen über die
Anwesenden schweifen und rief: „Welch feierliche Versammlung! Ihr Männer,
sagt an, was führte Euch zusammen!"
Romeyn de Hooghe, der junge Maler und Radierer, der Spinoza im
Zeichnen unterrichtet hatte, als dieser bei van den Enden wohnte, ruhte nun
nicht eher, bis er alles erfahren hatte. Er küßte Simon auf den Mund, dann
aber vermochte er seiner Ungeduld nicht länger Herr zu bleiben. Er warf sein
Barett gegen die Wand und schrie, sich in Worten überstürzend: „Freunde,
hört, wo ich war! Weiß selbst nicht, wie ich's aufgespürt habe und in das kleine
verrufene Gasthaus geriet, das nicht einmal einen Namen hat. Dort haust er,
auch ein Namenloser ... in einer Bodenkammer mit Raiten und Mäusen,
kaum daß er eine Staffelei und eine Palette sein eigen nennt. Aber in den
Ecken stehen ein Dutzend Bilder, die niemand haden will. So ungeheuerliche
Klecksereien, daß einem schaudert, und darunter ein Bild . . . o Freunde, Tränen
hat es mir ausgepreßt, und es hat hitzige Worte gekostet, ehe er's mir ließ. Er
wollte sich nicht davon trennen, und noch, als ich die Treppe damit hinunterlief,
flog mir ein Buch mit solcher Gewalt ins Genick, daß ich mein Ende nahe
glaubte. Nachdem ich mir den schmerzenden Buckel an der Wand gerieben,
vergaß ich nicht, mir das vertrackte Buch näher zu betrachten. Was sahen meine

Augen? Es waren des Cartesius I^incipis, pliil«««pliia« in harte Holzdeckel gebunden. Da lachte ich laut auf und warf mit einem wohlgezielten Wurf die Schwarte an die verschlossene Bodentür zurück, daß es wie ein Böllerschuß krachte, wobei ich zu mir sprach: Der alte Ketzer wird ihrer noch zuweilen bedürfen!"
Meijer fiel ihm in die Rede: „Genug, genug . . . zeig' her das Bild, und wenn es verkäuflich ist, so nenne den Preis!"
Der Maler lachte ihm ins Gesicht und antwortete spöttisch: „Bedarf der neugebackene Theaterleiter Doktor Meijer etwa eines Bildes für sein Kontörchen, so möge er sich eins von Ian Steen hinhängen, daran werden sich auch seine Aktrieen ergötzen. Aber dieses Bild selbst in seiner Bücherstube aufzuhängen, möchte ich ihm nicht raten, es würde ihn tiefsinnig machen, und das Nichtchen de Flines hätte schließlich einen Narren!"
Meijer vertrug es nur schwer, daß man auf sein ungebundenes Leben eine Anspielung machte, aber er beherrschte sich und tat, als ob die Spöttereien de Hooghes ihm gleichgültig wären. Unwirsch sagte er nur nochmals: „Zeig' her das Bild!"
„Tragt Euer Gezänk wo anders aus!" fuhr jetzt Rieuwertsz dazwischen.
„Ist des Krakeels beim Ian Zoet, dem Schankwirt-Poeten, noch nicht genug, daß Ihr Euch auch hier Grobheiten an den Kopf werfen müßt? Zeig' her das Bild, sag' auch ich, oder scher dich damit zum Henker!"
Da lächelte de Hooghe und wandte sich zur Tür, wo ein Knabe stand, der das Bild getragen hatte. Er befahl: „Stell' es dort hin und nimm die Hülle weg!"
Die Männer waren hinter dem Tisch zusammengetreten und beugten in Erwartung ihre Köpfe vor. Das Licht einer Kerze fiel auf das Bild, und je länger ihr goldener Schein es bestrahlte, desto stiller wurde es im Gemach. Man fühlte förmlich, wie jeder den Atem anhielt, und die Alten, die ihre Hände auf den Tisch stützten, hatten Mühe, ein Zittern, das durch ihren Körper ging, zu verbergen.
Ist das Saul und der junge David, der ihm auf der Harfe vorspielt? Ist das der König Saul, der sich schamhaft mit dem Vorhang eine Träne aus dem Auge wischt? O bleicher König Saul, wie erglänzt dein Turban von Gold und Edelsteinen, wie bist du köstlich in Seide und Purpur gekleidet, und bist dennoch wie ein nackter Bettler, und weinest, und bist in Gram erstickt, weil aller Reichtum und alle Schönheit der Welt dir nicht soviel geben, daß dein vom bösen Geist getriebenes Herz ruhig wird und sich in Seligkeit auflöst beim Saitenspiel des bräunlichen, hellblickenden David.
„Was glaubt Ihr", ließ sich die tiefe Stimme des greisen Glazemaker vernehmen. „Was glaubt Ihr, wen Ihr dort seht? Ich sehe nicht Saul und David,

und Ihr mögt wohl lachen über mich, meine alten Augen sehen dort den königlichen Rembrandt und den jungen Hirten Spinoza."
Da alle schwiegen, erhob Glazemaker nochmals seine Stimme und fuhr fort: «Ihr kennt Spinozas tiefes Wort: Das Licht erleuchtet zugleich sich selbst und die Finsternis. So erleuchtet David das verstockte Herz Sauls, daß er mit dem Zipfel des Vorhangs heimlich verbergen muß, was er dem schmerzlich geliebten Jüngling nicht zeigen will."
Meijer, der sich gern trockenen und kühlen Geistes gab, und der Glazemaker wenig freundlich gesinnt war, unterbrach den alten Gelehrten gemessen, wobei er absichtlich lateinisch sprach: „Sub specie attectus ... Es ist gewiß schön und lehrreich, auch einmal auf diese Weise ein Bild zu betrachten. Doch kehren wir zur Wirklichkeit zurück. Wer kauft das Bild? Man sollte es in einen Gerichtssaal hängen, damit bei seinem Anblick verstockte Sünder in sich gehen."
„Ich kaufe es," >sagte Glazemaker ruhig und würdevoll. „Herr de Hooghe, habt die Güte, mich morgen früh zu besuchen. Wir werden bald handelseinig sein." Dann ging er rasch zur Tür, senkte vor den Anwesenden leicht sein Haupt und verließ sie mit dem kurzen Gruß: „Gute Nacht, meine Herren!" Nur van den Enden winkte er mit ber Hand zu. Dieser warf ihm als Dank eine weiße und eine rote Rose mit anmutiger Gebärde in den Hut.
Auf dem Heimwege sprach Simon zu Evremond: „Es schmerzt mich nicht wenig, daß dieser Abend durch de Hooghes Dazwischenkommen mit einem Mißton geendigt hat." Er wollte weiter sprechen, aber Evremond fiel ihm ins Wort: „Lieber Simon, ich sah nur dies seltsame und ergreifende Bild und weiß nichts davon, was um mich her geredet worden ist. Ich sah noch niemals das Leid eines Meeschen so aus tiefster Seele gestaltet wie auf diesem Bilde. Es hat mich dieses Bild mehr erschüttert als der durch die Gassen des Iudenviertels stampfende Greis, der Ahasver zu sein schien. Welch ein Schicksal! Das Schicksal des Künstlers, verflucht und beladen mit den Schmerzen dieser Welt zu sein. Ein heiliger Träger des menschlichen Leidens! Ich würde das Leben der Menschen als ungeheuerlich und nicht erträglich empfinden müssen, wenn der in seinem Schmerz vergehende Saul das Letzte wäre. Ich trete auf Davids Seite, um seiner hohen und mächtigen Melodie zu lauschen ... er ist der Auserwählte, der künftige König!"
Simon ergriff den Arm Evremonds und fragte leise und beglückt: „Denkt auch Ihr dabei an Spinoza?"
„Ich denke an ihn."

IX.

Evremond war nach dem Haag zurückgekehrt. Wie Frühlingsstürme waren die Tage, die er in Voorburg und Amsterdam verbracht hatte, über ihn bingeweht. Seine äußeren und inneren Erlebnisse hatten ihn in eine starke Er-

regung versetzt, daß er oft das schöne, beglückende Empfinden hatte, Tage, wie sie nur die Iugend dem Menschen gibt, ,seien wie durch ein Wunder von neuem für ihn angebrochen. Er stand früh auf, schob seine eigenen Arbeiten beiseite, las alte Schriftsteller, Platon, Epikur und Seneea, und auf ein Wort stoßend, das seiner Stimmung gemäß war, schleuderte er im Aufspringen das Buch von sich. Gleich darauf aber steckte er es in die Tasche und begab sich ans Meer. Seine Wanderungen an der Küste entlang, in Begleitung seines Pudels, dehnten sich stundenlang aus, und wenn er müde und hungrig am Abend zurückkehrte, das Gesicht von der Seeluft gerötet, freute es ihn, seine fast derbe Eßlust zu stillen. Oft schlenderte er dann noch in die Baechusklause „Zur ewigen Lampe", um beim Burgunder eine Pfeife Tabak zu rauchen. So verbrachte er heitere und glückliche Tage.

Da geschah es eines Abends, daß er Franeeseo de Melos steif wie einen Besenstil und mit mürrischem Gesicht, ihn in seinem Bücherzimmer erwartend, antraf.

Evremond, in dessen Hand sich ein Ginsterstrauß befand, begrüßte den Mißvergnügten mit gutmütigem Spott: „Sind Euer Gnaden Degenjschlucker geworden oder will man hier zur Salzsäule werden?" Dann hielt er ihm die gelben Blüten unter die Nase, und von den steifen Stielen gekitzelt, brach Melos in heftiges Niesen aus.

„Ich bin nicht zu Scherzen aufgelegt!" brummte der Portugiese und wischte an seiner Nasenspitze herum, die vom Blütenstaub gelb gefärbt war.

„Du siehst in der Tat nicht heiter aus!" antwortete Evremond. „Wir haben uns lange nicht gesehen. Deshalb freue ich mich, daß du gekommen bist, und wenn du etwas gegen mich auf dem Herzen hast, so magst du es unverblümt heraussagen, nachdem ein angenehmes Mahl unsere Zunge erfreut hat. Es wird sich alsdann der Zwiesprache um so besser pflegen lassen."

Melos runzelte die Stirn und entgegnete verdrießlich: „Du treibst Spott mit mir."

„Spott? O nein!" versetzte Evremond. „Wisse, daß ich gerade in diesen Tagen sehr heiteren Gemüts und voll guter Laune bin, während du übel gelaunt und dazu aufgelegt bist, Grillen zu fangen und Gespenstern nachzujagen. Fast möchte ich glauben, daß du bei Tage fastest und des Nachts dich kasteist, als ob du hinter den Mauern eines hispanischen Klosters und nicht im freien Holland säßest. O bester Freund, laß dir nochmals gut raten und verschließ deine Rede solange in der Brust, bis wir getafelt haben. Laß uns einmal wieder so munter und fröhlich miteinander speisen, wie wir es beim Prinzen von Cond<^ taten, als wir uns kennen lernten. An feiner und witziger Rede habe ich mich ohnehin seit langem nicht ergötzt. Überzeugen wir uns, ob uns das funkelnde Wort noch

ebenso hurtig vom Munde springt wie damals, und ob uns der Geist Montaignes noch umschwebt, der Lachen unser bestes Teil nennt."
Melos stieß einen Seufzer aus, aber Evremond zeigte eine so große Herzlich» keit, daß er, davon bezwungen, sich mit ihm zu Tisch setzte und in ein Gespräch verwickeln ließ, wobei soviel Geistvolles und Feingedachtes über beider Männer Lippen kam, daß dies Mahl wahrhaft köstlich war. Melos streckte schließlich sogar mit Behagen seine langen Beine aus, die er bisher unter den Stuhl ge- zwängt hatte, wurde ein froher Gast, von dessen Stirn die Wolken des Unmuts verflogen, und als in kristallenen Kelchen der rote Wein von Ay glühte, lehnte er sich zurück, sog seinen zarten, süßen Pfirsichduft ein, und lange in Evremonds offenes Gesicht blickend, dachte er bei sich: „Er ist noch ganz der Alte; er ist nur in des Satans Klauen geraten!"
Melos überlegte, zupfte sich am Spitzbart, nahm einen kräftigen Schluck, als ob er seine Zunge für ein Wortgefecht gründlich letzen wollte, und den Blick zur Decke richtend, wobei an seinem dürren Halse der Adamsapfel häßlich hervortrat, fragte er: „Erinnerst du dich noch, daß man mich in Paris den Satansaus- treiber nannte?"
„Ich erinnere mich. Die Damen nannten dich so. Sie fürchteten sich vor deiner langen, hageren Gestalt und scherzten über deine seltsame Gewohnheit, täglich zwei Messen zu hören. Du hattest kein sonderliches Glück bei ihnen. Bekümmert dich das heute noch?"
„Nicht so sehr," gab Melos zur Antwort, wobei er, ohne aufzublicken, mit seinem elfenbeinernen Zahnstocher ins Tischtuch stach. „Aber ich habe diesen Spottnamen unter den vielen, die man mir angehängt hat, nicht vergessen. Ich verspüre sogar die Lust, mir ihn als Ehrentitel zu verdienen."
„Der Teufel ist schlau, aber es gibt fürwahr Leute, die ihn an Schlauheit noch übertreffen. Möchtest du dich mit solchen Leuten messen?" fragte Evremond, und um seinen Mund flog ein spöttisches, doch dabei ernstes Lächeln.
„Ich möchte es versuchen!" rief Melos und verschränkte die Arme. „Ich möchte es ... an dir versuchen!"
Evremond lachte ihm fröhlich ins Gesicht. „Ah, du glaubst mich von einem Satan besessen und willst mich von ihm befreien? Das nenne ich ein gutes Vor- haben. Du bist zwar Portugiese, aber soweit ich dich kenne, bist du zu ver- nünftig, um an den Teufels» und Herenprozessen deines Landes Geschmack zu finden. Was ist's also für ein Satan, der dich ärgert, und noch dazu, der dich an mir ärgert!"
Melos beobachtete unter gesenkten Lidern Evremond, er zögerte und rang sogar einen Augenblick nach Atem, dann kam wie ein häßlicher, zischender Laut das Bekenntnis aus seinem Munde: „Der Satan Spinoza!"

Evremond und Spinoza
Ernst Altkirch
Evremond sah Melos an, und es entging ihm nicht, daß der kurze, böse
Blick, der ihn streifte, von Feindschaft erfüllt war. Mitleid ergriff ihn, und
trotzdem er sich überwinden mußte, reichte er doch dem anderen die Hand über
den Tisch und sagte mit milder Stimme: „Mein lieber Freund, wohin verirrst
du dich!"
Aber Melos blieb kühl, ergriff nicht die ihm dargebotene Hand, und als ob
er eine sich bereits zurecht gelegte Rede beginne, sprach er: „Du bist ein großer
Bewunderer des Sokrates. Ich liebe den häßlichen und verschlagenen Mann
nicht. Dieser Spinoza ist jedoch weit schlimmer und verschlagener als SokrateS.
Wie heißt es doch im Zenophon: Gesetzwidrig handelte Sokrates, weil er die
vom Staate anerkannten Götter nicht anerkennt, dafür aber fremde Gottheiten
einführt, und weil er die Iünglinge verdirbt . . . Dieser Spinoza aber verdirbt
Iunge und Alte."
„So freue ich mich denn," antwortete Evremond mit einem weisen und
tiefen Lächeln, „daß er mich Alten verdorben hat. Und du hast recht, nur noch
zum Verderben bin ich gut genug. O wenn ich heute ein Iüngling wäre gleich
jenen griechischen, von denen Platon im Philebos spricht, und es begegnete mir
dieser von dir geschmähte Spinoza, fürwahr, mein Leben würde ihm gehören! So
aber kann ich nur beklagen, daß ich ein Alter und kein Iüngling mehr bin. Doch
wisse, daß immerhin mein Herz noch jung genug ist, um zu fühlen, daß auf mein
Leben ein Strahl vom Licht seines Genius gefallen ist. Und dieser Strahl hat
mich unendlich erwärmt!"
„Solche Worte hast du für den Inden Spinoza?" schrie Melos auf.
„Du sprichst vom Iuden Spinoza!," entgegnete Evremond ruhig. „Der Iude
ärgert dich. Aber war nicht auch Iesus Christus ein Iude?"
„Du lösterst! Wer von Iesus Christus sagt, er sei ein Iude gewesen, der
verhöhnt Gott. Christus war Gottes Sohn, doch anstatt ihn als einen von Gott
Gesandten zu erkennen und zu verehren, haben die Iuden ihn verraten, ge-
martert, ins Antlitz gespien und ans Kreuz geschlagen."
„O, man tat mit Spinoza nicht anders," versetzte Evremond. „Vielleicht
erinnerst du dich. Man hat ihn zwar bisher nicht gekreuzigt, aber die Iuden
haben ihn mit Geld zu kaufen versucht, aus ihrer Gemeinschaft gestoßen und mit
dem Bann belegt, auch erzählte man mir, daß ein Glaubenstoller nach ihm mit
dem Dolche gestoßen habe . . . Wenn Christus ein Gottgesandter und kein Iude
war, vielleicht ist dann auch Spinoza ein Gottgösandter und kein Iude. Ich weiß
allerdings nicht, ob auch zu ihm bei seiner Geburt die Könige aus dem Morgen-
lande gekommen sind, um ihn anzubeten. Solche Könige sind in unsrer Zeit
selten. Früher mag es immerhin ihrer gegeben haben. Aber an Iüngern fehlt
es Spinoza nicht; ich babe den allertrenesten von ihnen lieb gewonnen. Er heißt

Simon de Vries, er gleicht dem Iohannes. Spinoza nennt ihn zwar nur seinen liebsten Freund, Iohannes war jedoch kein besserer Iünger Christi!"
Melos brach in ein hartes Lachen aus. „Ich habe dich ausreden lassen! Unerhörtes und Ketzerisches ist über deine Lippen gekommen. Möge Gott dir deine Lästerungen verzeihen! Ich schweige von Spinoza, um nicht noch Ärgeres aus deinem Munde zu vernehmen. Aber von diesen holländischen Pfeffersäelen und Heringskrämern, die in ihrer mißtönenden Bauernspreiche beteuern: Es gibt keinen Gott, keine Auserstehung, kein ewiges Leben und keine ewige Verdammnis, von ihnen will ich nicht schweigen. Ekelt dich nicht ihre hagebuchene Gottlosig- keit, die wie ganz Holland nach Käse, Heringen und Tabak stinkt. Aber deine Nase hat sich bereits in der Ketzerkneipe „Zur ewigen Lampe" so sehr an Gestank und Unflat gewöhnt, daß du auch die heiligen Iünger Christi mit niedrigen Worten höhnst."
„Ich könnte von den Iüngern Iesu Christi nur sagen," entgegnete Evremond, „daß sie einfache Fischer waren, und es würde mich nicht wundern, wenn auch sie nicht wie katholische Heilige nach Weihrauch, sondern nach Heringen und sonstigen kleinbürgerlichen Dingen gerochen hätten, wie sie es zur damaligen Zeit gab. Es ist also kein Unterschied zwischen damals und heute. Aber um dieses Gespräch zu Ende zu führen, müssen wir uns wohl erst begraben lassen und nach tausend Iahren wieder auferstehen. Dann werden wir wissen, was wir heute nicht wissen; jedes weitere Wort wäre darum lächerlich und unserer unwürdig. Trennen wir uns in Frieden. Wir brauchen beide den Frieden, du für das, wovon du als harter und eifersüchtiger Freund der Kirche nicht lassen kannst und magst, ich für das, was ich von hier mit mir wegnehme dorthin, wo ich meine letzten Iahre in Ruhe verbringen kann. Leb wohl, Friede sei mit dir!"
Evremond streckte ihm abermals herzlich die Hand hin, aber Melos ergriff sie auch dieses Mal nicht. Er erhob sich und murmelte: „Ich kenne dich nicht inehr!" Mit einem verschlossenen, undurchdringlichen Gesicht, die Augen zu Boden geheftet, schritt er unsicher zur Tür, wobei er gegen den Pfosten stieß. Er schien noch etwas sagen zu wollen, aber nach kurzem Besinnen drückte er die Klinke nieder und ging hinaus.
Draußen wartete Praestigiar. Er sprang mit Gebell an Melos hoch und bezeigte ihm seine ungestüme Freude. Aber dieser stieß ihn unwillig von sich. Das Tier brach in einen klagenden Laut aus und flüchtete zu seinem Herrn, mit seinen treuen Augen zu ihm aufblickend. Als Evremond regungslos sitzen blieb, schmiegte er sich an ihn und liebkoste ihm die Hände mit seiner feuchten, warmen Zunge. Evremond streichelte Praestigiar, und als der Pudel den Kopf auf seine Knie legte und weiter zu ihm aufschaute, sagte er leise und freundlich: „Du Klugäugiger, habe Dank!" —
Um diese Zeit bemühten sich Freunde und Verehrer Evremonds, ohne daß er zunächst davon wußte, ihm den Weg nach Frankreich zurück zu eröffnen. Be»

sonders der junge Graf von Lionne, der Evremond im Haag kennen gelernt hatte, und der Graf von Lauzun, der zu des Königs Günstlingen gehörte, hatten sich verbunden, um sich bei Ludwig dem Vierzehnten für ihn zu verwenden. Sie legten ihm nahe, einen Brief zu schreiben, worin er sich nicht demütigen, aber an dem Könige wohlgefälligen Schmeicheleien nicht sparen sollte. Lange zögerte Evremond, und er schrieb diesen Brief zuletzt nicht auf Zureden Lionnes und des französischen Gesandten im Haag, des Grafen von Estrades, sondern weil die Sehnsucht nach seinem Vaterlande so mächtig und unbezähmbar in ihm geworden war, daß er im Gram und Trotz Worte aufs Papier schleuderte, von denen sein Herz nichts wußte. Aber des Königs Groll war nicht so leicht zu besänftigen, und als man Evremond noch einen zweiten ähnlichen Brief abverlangte, setzte er nicht einmal die Feder an.

Eine wenig freundliche Zukunft schien vor ihm zu liegen, da auch seine Vermögensverhältnisse keine günstigen waren. Trotzdem sich der Amsterdamer Bankherr für ihn in Frankreich persönlich bemühte, weigerten sich verschiedene Schuldner zu zahlen. Ein Feind ärgerlicher und langer Prozesse, verzichtete Evremond lieber auf diese Forderungen und ging dafür mit sich zu Rate, wie er sich einzuschränken vermöchte.

Hellere Tage kamen auch für ihn, als der Krieg zwischen England und den Niederlanden beendet war. In einer viertägigen mörderischen Seeschlacht hatte de Runter einen so glänzenden Sieg erfochten, daß er die englische Flotte in wilder Flucht vor sich hertrieb und ganz vernichtet hätte, wenn nicht dichter Nebel eingetreten wäre, der ihn an der Verfolgung hinderte. England, dessen Hochmut durch diese Niederlage aufs empfindlichste getroffen war, bot alles auf, die Scharte wieder auszuwetzen. Aber der furchtbare Brand Londons, den weder die Fluten der Themse, noch die Tränen der Bürger zu ersticken vermochten, und die Pest, der soviel Menschen zum Opfer fielen, daß ein großer Teil Englands verödete, waren wie Geißelhiebe und trieben das Volk zum Frieden.

Sir William Temple kam nach dem Friedensschlusse als englischer Gesandter nach dem Haag. Da er sich, trotz geringer Gaben, den Schöngeistern zurechnete, suchte er die Freundschaft Evremonds. Dieser verdankte ihm, daß aus dem Staatssekretariat eines Tages ein Brief eintraf, worin der König Herrn von Saint Evremond auffordern ließ, nach London zurückzukehren. Ein sorgenfreies Dasein war ihm durch die Einladung gewiß.

Schweren Herzens schied Evremond von Holland, wo er so Ungewöhnliches erlebt hatte. Vor der Abreise sichtete er sorgfältig seine Niederschriften und übergab davon vieles dem Feuer. Der letzte, der ihm in Amsterdam, bevor er das Schiff bestieg, die Hand drückte, und dem er wie einem Sohne die Rechte aufs Haupt legte, war der junge de Vries. Über Simons blasse Wangen rollten große Tränen.

In England ward Evremond eine seinem Range und Namen zukommende Aufnahme zuteil. Der König empfing ihn bald nach seiner Ankunft in Audienz und ernannte ihn huldvoll zum Statthalter einer kleinen Insel, worauf sich nur Enten befanden, die für die königliche Tafel bestimmt waren. Ein Iahresgehalt von dreihundert Pfund Sterling war mit dieser Ernennung verbunden, die als ein liebenswürdiger Scherz des witzigen Karl des Zweiten gelten kann, womit er Evremonds feine Zunge ehren wollte.
Als die erste königliche Ente auf seinen Tisch kam, ließ er sich nicht ohne einen Seufzer davor nieder. Aber er hatte allmählich gelernt, in jeder Lage des Lebens ein Weisser zu sein und sie mit der ihm eigenen Anmut zu ertragen. Während er jedoch dabei war, die Ente zu zerteilen, wurde ihm von seinem alten Diener ein Brief überreicht. Er kam aus Amsterdam. Unruhe ergriff Evremond, und er ging in sein Bücherzimmer, um ihn sofort zu lesen. Der Brief war vo» Ian Hendrik Glazemaker geschrieben und enthielt mit wenigen, schmerzlichen Worten die Nachricht, daß Simon de Vries nach kurzer Krankheit gestorben wäre. Das Schreiben entfiel Evremond, und er barg sein Gesicht in den Handen. Er fand keine Tränen, aber als er das Haupt der Sonne wieder zuwandte, waren seine Züge wie versteinert und tiefe Falten des Wehs darin eingegraben.
Da Evremond zum gedeckten Tisch nicht zurückkehrte, erhob sich Praestigiar, der den köstlichen Braten roch. Er stieg auf den Stuhl seines Herrn und betrachtete die goldgelbe Ente mit glänzenden Augen. Aber so oft er auch, sich das Maul leckend, nach der Tür des Bücherzimmers blickte, sie öffnete sich nicht. Traurig ließ er zuletzt die langbehaarten Ohren hängen.

R u n d s a u

Geschichtliche Rundschau IV.

Von Dr. jur. Kurt Ed. Imberg.

Ein historisches Werk ersten Ranges hat der durch sein Werk über den „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" bekannte Wiener Historiker Heinrich Friedjung der Öffentlichkeit übergeben. Ohne Rücksicht auf einen Parteistandpunkt, mit streng wissenschaftlicher Objektivität gibt der Verfasser in diesem neuen Werke eine Darstellung der geschichtlichen Ereignisse in den letzten 3 Iahr» zehnten. Klar und deutlich zeichnet er „Das Zeitalter des Imperialismus",*) die Zusammenhänge und die Gegenspiele in der großen Politik seit 1884, die schließlich zu einer der größten Katastrophen der Weltgeschichte geführt haben, führen mußten: dem Weltkriege. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über Imperialismus, Sozialismus, Weltherrschaft und Weltkrieg gibt Friedjung zunächst einen kurzen Überblick über die Entwicklung der mitteleuropäischen Politik bis zum Bündnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn, wobei er die orientalische Frage und die russische Politik in Europa in wenigen Str-chen skizziert.

*) Berlin, Neilfeld Sc Henms.

Dann wendet sich der Verfasser seiner eigentlichen Darstellung zu, dem Imperialismus, der seine Wirkung zunächst offenbart in dem Kampf um die Besitzergreifung Afrikas. Hier spielt die ägyptische Frage die Hauptrolle; sie ist es, die mehr als zwanzig Iahre hindurch die Politik Englands und Frank» reiche und damit Europas überhaupt beherrscht hat. England ist um die Mitte der 80er Iahre in eine ,,»!,Ion Sid isolation" geraten und eine Folge dieser vollkommenen Isolierung ist der nun stark einsetzende englische Imperialismus, der sich zunächst die feste Zusammenfassung und die Stärkung des Bandes zwischen Mutterland und Kolonien zur Aufgabe gemacht hat.. Um dieselbe Zeit flackert auch die Ball^nfrage wieder auf, besonders in Bulgarien, wo die Machenschaften der russischen Politik die Vertreibung des Fürsten Alerander bewirkten. In Zusammenhang hiermit und mit der österreichischen Balkanpolitik steht der deutsch-russische Rückversichernngsvertrag, über dessen Wert und Nutzen in let'ter Zeit so viel geschrieben nnd ge-

stritten worden ist. Einen wichtigen
Einschnitt in die mitteleuropäische
Politik bildet die Entlassuno Bismarcks.
An Stelle des Eisernen Kanzlers
tritt in Deutschland Caprivi, ein guter
General, aber kein bedeutender Poli-

tiker. Der Rückversicherungsvertrag mit Rußland wird nicht verlängert, weil man fürchtet, damit bei England, dem Rivalen Rußlands in Asien, anzustoßen. Rußland sucht einen anderen Verbündeten und findet ihn in Frankreich, das stets gern bereit ist, gegen Deutschland in Aktion zu treten. Damit ist dem mitteleuropäischen Bündnisse, zu dem 1887 Italien hinzugetreten ist, ein Gegenstück entstanden: das russisch-französische Bündnis. Von nun an bildet dieses Bündnissystem den An» gelpunkt der europäischen Politik. Hier unterbricht Friedjung einen Augenblick die Schilderung der europäischen Ereignisse und führt den Leser hinaus in die weite Welt, in den nahen und fernen Orient, wo Iapan die Führerschaft an sich genommen hat, nach Südafrika, Ägypten und dem Sudan, wo sich der britische Imperialismus austobt, wobei auch das italienische Fiasko an Afrikas Ostküste kurz gestreift wird. Er beschreibt, wie der britische Imperialismus in seinem Ausdehnungsdrange mit dem französischen zusammenstößt, was wiederum eine, wenn auch nur kurze Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland zur Folge hat, eine Rivalität, die ihren Höhepunkt findet in dem Faschoda-Fall, bei dem England als Sieger hervorgeht. Wir stehen am Ausgange des 19. Iahrhun» derts: zwei neue Momente treten in die Entwicklung des imperialistischen Zeitalters ein: in Europa der deutsche Flottenbau, das Bagdadbahnprojekt, mit anderen Worten Deutschlands Interesse im osmanischen Reiche, und der enorme wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands, jenseits des Ozeans die Entwicklung der Vereinigten Staaten von Amerika vom Nationalstaat zum Imperialismus. In das letzte Iahr des alten Iahrhunderts fällt auch die erste Haager Friedenskonferenz, die so viel versprach und so wenig gehalten hat. An der Schwelle des neuen Iahrhunderts sind es wichtige Ereignisse in Afrika und Ostasien, die die Blicke Europas auf sich lenken: der Burenkrieg und sein Einfluß auf die europäische Politik, und im Osten die chinesischen Wirren, Rußlands Vordringen in Ostasien und das hierdurch hervorgerufene englisch-japanische Bündnis. Mit großem Interesse folgt man hier den feinen und klaren Ausführungen

des Verfassers in das Spinngewebe
europäischer Politik, die sich immer
mehr zu verwickeln scheint, in Wirklich»
keit sich aber immer mehr heraus»
kristalisiert und klärt. England bat sich
endgültig für den Zweibnnd entschieden,
mit dem Iahre 1904, in das die eng-
lisch-französische Verständigung fällt,
sind die Würfel der europäischen Politik
gefallen, die Friedensepoche ist, wie
Friedjung treffend ausführt, zu Ende.
Den Abschluß des 1. Bandes bildet eine
ziemlich genaus Darstellung des ruisssch-
japanischen Krieges, der mit dem Siege
der ostasiatischen Macht endigt und das
in Asien geschlagene Rußland für Eng-
land zu einem geeigneten Bundes-
genossen macht auf dem politischen
Schachbrett Europas, auf dem Eng-
land Deutschland von jetzt ab schach-
matt zu setzen sucht.
Bis zu diesem Zeitpunkte reicht der
bisher erschienene Teil des Werkes, der
jedem Leser viel Neues und über man»
ches Klarheit bringen wird, dessen Zu»
sammenhang ihm vielleicht bisher dunkel
und unverständlich war. Klare Sprache,
kurze, treffende Schildernng von Per-
sonen und Ereignissen zeichnen die
Darstellung Friedjungs aus, sodaß jeder
leicht den Gedankengängen zu folgen
vermag. So ist die Lektüre des Fried-
jung'schen Buches geradezu ein Genuß,
und wir können daner unseren Lesern
mit bestem Gewissen nur empfehlen, sich
selbst biervon zu überzeugen. Es steht
zu wünschen, daß auch der II. Band,
der die GeseK'chte des Imperialismus
bis zum Ausbruche des Weltkrieges
weiterfübren soll, recht bald der Öffent-
lichkeit übergeben wird, und daß es dem

Verfasier vergönnt ist, in diesem Bande — wenigstens zum Teil — auch noch diejenigen Quellen zu verarbeiten, die dem Geschichtsforscher bisher unzugänglich waren, und die erst durch die elementare Umwälzung des letzten Halbjahrs in Mitteleuropa der Forschung erschlossen stnd.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß sich der Verlag des Werkes, Neufeld K Henius in Berlin, um die äußere Ausstattung des Buches sehr verdient gemacht hat, ein Verdienst, das bei den heutigen schwierigen Zeiten um so höher anzuschlagen ist.

Als 3. Heft der bei Friedrich Andreas Perthes in Gotha verlegten Schriftenreihe „Das neue Reich" liegt ein Buch des bekannten Politikers I>r. AdolfGrabowsky vor. Es ent, bält Aufsätze, die er in seiner Zeitschrift „Das neue Deutschland" geschrieben hat, und die er jetzt unter dem Titel , Wege ins neue Deutschland" gesammelt herausgibt. Grabowsky, der der Fübrer des Kulturkonservatiemus gewesen ist, d. h. jener Richtung, welche die rechtsstehenden Parteien in Deutschland zu einer freundlichen Bejahung der Kulturforderungen der Gegenwart bringen möchte, betrachtet die Politik als umfassende Gestaltung des gesamten öffentlichen Lebens und handelt deshalb nicht nur von dem, was man gemein» bin unter Politik versiebt, sondern von allen großen Aufgaben, die dem deutschen Volk gestellt sind, auch von Kunst und Wissenschaft; denn sie alle sind ihm nur Detätigungsformen desselben umfassenden politischen Willens. Auch wer nicht in allen Punkten mit Grabowskv's Ansichten übereinstimmt, wird seine in diesem Buche vereinigten Arbeiten mit Interesse und Vergnnoen lesen. —

Der von Walther Ratbenan aufgestellten Lebre, daß Wirtschaft nicht mehr Privatsache bleiben dürfe, sondern Sache der Gemeinschaft werden müsse, und daß der ungeregelte Kampf oller gegen alle einer planvollen Ordnung Platz zu machen habe, einer Lehre, die aus dem Munde eines Walther Ratheuau zum mindesten recht merkwiiroig klingt und die doch wohl mehr geschadet hat, als gemeinhin angenommen wird, stellt Richard Calwer, der mehr als ein geistvoller Dilettant ist, in seiner neuen Schrift „Produktionepolitik zum

Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft" (Zeitfragen Verlag, Berlin-Zehlendorf) die Uberzeugung gegenüber, daß der Kamps das nahre Element der Wirtschaft und der Wagemut des Unternehmers die unentbehrliche Triebfeder zur Uberwindung der Risiken des Kampfes ist Ohne solche Bewegungsfreiheit seien die Unternebmer nicht in der Lage, die Produktionesteigerung herbeizuführen, deren wir in der jetzigen kritischen Lage unseres Wirtschaftslebens mehr bedürfen als je zuvor. Der Staat als Unternehmer babe in der Kriegs- und Übergangswirtschaft voll' kommen versagt; nicht einmal bei der bloßen Regelung derselben sei er seiner Aufgabe gerecht geworden. Doppelt gefährlich sei das Experiment der Vergesellschaftung der Produktion jedoch gerade in diesem Augenblick, wo dir Feinde im Begriff sind, die Hand auf alles staatliche Eigentum in Deutschland zu legen. Wir haben den Ealwer» schen Ausführungen nichts hinzuzufügen, abgesehen von dem Wunsche, daß seine Schrift von möglichst vielen gelesen wird — auch von den geistvollen Dilettanten.

Schließlich sei wenigstens noch kurz — wir hoffen, an anderer Stelle ausführlicher darauf zurückkommen zu kön. nen — eine kleine geistvolle Schrift des Holländers A. van Daehne van Varick ,.?cnnt <>« Mix «nu« lid^- ^nnnffe" genannt, die bei Martinus Nijbosf im Haag vor wenigen Wochen

erschienen ist. Der Verfasser bricht hier eine Lanze für den Freihandel, ohne den er sich keinen dauerhaften Frieden denken kann. Abrüstung, Völkerbund, und wie sonst noch die Schlagwort? der Idealisten und Pazifisten heißen, bezeichnet er als leere Phrasen, deren Verwirklichung noch lange auf sich warten lassen wird, die nur auf dem Papiere stehen werden, solange die Weltpolitik auf dem Boden des Realen steht und die Figuren auf der Bühne des Welrtheaters Menschen sind und keine Engel,

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. HeinrichBrömse.

Besinnliche Bücher sind in aufgeregter Zeit ein doppelt werter Schatz. Die Erzählung von Iohannes Lepsius „Das Leben Iesu" (Potsdam, Tempelverlag, 1918), die einen Ehrenplatz unter ihnen einnimmt, liegt mit dem zweiten Band nun abgeschlossen vor.*) In drei Büchern wird das Wandern und Wirken Jesu auf der Lebenshöhe dargestellt, der Abschied von Galiläa, die erste Reise nach Jerusalem, der Flüchtlingsaufenthalt an den Ufern des Toten Meeres, im Ostjordanland, in Iericho, die zweite Reise nach Ierusalem und das Ende. Abweichungen der Darstellung von gewohnten Anschauungen sind nach den Worten des Verfassers „nicht literarischer oder rationalisierender Willkür entsprungen, sondern im Urtert der Evangelien begründet". Eine wissenschaftliche Ergänzung will Lepsius in einem angekündigten Buch über „die Quellen des Lebens Iesu" bieten. In dem vorliegenden Werk sind mit Recht wissenschaftliche Erörterungen weggeblieben, aber es beruht auf langjähriger Forschung und kann sich als Ganzes den berühmtesten Darstellungen ähnlicher Art getrost an die Seite stellen. Anzuerkennen ist besonders, wie der Verfasser alle Einzelheiten in großen, festgefügten Zusammenhang stellt, wie er Land und Leute anschaulich macht, wie er das menschlich Ergreifende herausarbeitet und in seelische Tiefen dringt. Mehr sprachliche Wucht möchte man freilich dem Werke wünschen. Im ganzen scheint mir der zweite Band (abgesehen von den letzten Kapiteln) als Dichtung etwas hinter dem ersten Bande zurückzustehen. Nicht deshalb, weil der Verfasser hier auf eine mensch-

") Vgl. Nord und Ziid. MirzKeft 1'tt«,

liche Deutung der Wunder mehr ver-
zichtet, sondern weil in Iesus nach
Überwindung des inneren Zwiespalts
zwischen irdischem Ehrgeiz und Ewig-
keitswert kein Raum mehr bleibt für
einen inneren Gegensatz als höchstens in
kurzen Erschütterungen, durch die die
erhabene Einheit seiner Seele kaum ge»
stört wird. Erst aus solchen Störungen
aber kann innere Spannung entstehen.
Die Darstellung des Kampfes mit den
zahlreichen äußeren Gegensätzen ist von
fesselnder Kraft und erreicht in den
letzten Abschnitten bedeutende künstle-
rische Höhe. Besonders gilt dies von
dem Kapitel „Golgatha", das, hoheits«
voll nnd doch vor kühner Wirklichkeits-
kunst nicht zurückschreckend, ein Meister-
stück religiöser Dichtung genannt wer-
den darf.
„DieNotderHellaGra-
Wehn" von RichardMan (Berlin,
Coneordia Deutsche Verlags-Anstalt) ist
ein etwas eintöniger, aber auch nach-
denklicher Roman, der an Fontanes Art
und Kunst erinnert. Am besten ist die
Umgebung der Heldin getroffen, die
Kleinstadt nahe der Großstadt, mit
einem Kreis von Menschen, deren Ein-
zelschicksal nicht viel Bedeutendes hat,
die aber in klarer Seelenschilderung, in
klugen Gesprächen, in schlichter Dar»
stellnng ibres beschränkten Treibens uns

nahe kommen und vertraut werden.
Daß die Heldin selbst mit Kühnheit die
Grenzen der bürgerlichen Sitte über-
tritt, ist nicht stark begründet; wenig
klar ist auch ihr inneres Verhältnis zu
dem Geliebten, dem sie nicht als Gattin
folgen will, und zu ihrem Kinde, um
das sie sich kaum bekümmert. Fein und
überzeugend dagegen ist dargestellt, wie
sie den Weg zum Frieden und zur Ver»
söhnung mit der Umwelt findet. Wenn
in den Schlußteil der Weltkrieg ein-
greift, so erscheint das wohl zunächst
dem Gegenstände des Werkes fremd,
das Ganze schließt sich aber doch zur
Einheit zusammen.
Drei Gedichtbücher aus der Samm-
lung „Der Iüngste Tag" (Leipzig, Kurt
Wolff):
„Empörung, Andacht,
Ewigkeit" von Mar Herr-
mann, „Die Nackten". Eine
Dichtung von Alfred Wolfen-
stein, „Dithyramben" von
Iwan Goll. Übereinstimmend ist im
Inhalt das Gemeinschaftsgefühl, Mit-
freude und Mitleid mit den Armen und
Ärmsten, übereinstimmend im Ausdruck
das Streben nach Ungewöhnlichem, das
zum Teil bezeichnend, auch bedeutend,
öfter gewaltsam, auch geschmacklos
wirkt. Verhältnismäßig weiche Stim-
mungen und Töne finden sich bei Herr-
mann. Die Form knüpft sogar zu»
weilen und nicht in den schlechtesten
Gedichten seines Buches an die Über-
lieferung der alten Schule an. Die
große Stadt ängstigt und quält ihn,
Einsamkeit lastet auf ihm, mystische
Sehnsucht erfüllt sein Herz. Bei
Wolfenstein gefällt am meisten ein Ton
politischer Satire. In großen Zügen
werden die Parteien gekennzeichnet.
Die Dichtung mündet in ein Preislied
zu Ehren der Ärmsten. Goll ist der
leidenschaftlichste und gewaltsamste
unter diesen Dichtern. Er bäuft Bild
auf Bild, tobt, jauchzt und predigt, ein
verzückter Sänger der Revolution, der
allgemeinen Menschenliebe, der Liebe zu
allen Geknechteten. Er ist von diesen
dreien der gedankenreichste, aber auch
trotz all seiner Bilder der am wenigsten
gegenständliche, was sich besonders in
der „Alpensymphonie" zeigt. Er be»
darf eines, festen Stoffes, um seinen
Empfindungen festen Ausdruck zu
geben. Dann erreicht er wie etwa im
„Panamakanal" gute Wirkung.

Ihrer aller Meister in tief inbrün-
stigem Gefühl des Menschlichen und
Göttlichen wie in der Knhnheit der
Sprache, FranzWerfel, kann das
Werk „Der Weltfreund" (Leip-
zig, Kurt Wolff) in dritter Auflage
vorlegen. Auch durch Absonderlich-
keiten der Form spürt man stets wesen-
haften Geist und starkes Können, am
meisten dort, wo der Ausdruck am
schlichtesten ist.
^ Drei Bedingungen müssen zusam-
menwirken, um ein gutes Spruchgedicht
zu schaffen: Gedanke, Bild und Wort.
In den neuen Sprnchgedichten von
Wilhelm Müller-Rüders-
dorf „Schmied' uns, Leben!"
(München-Leipzig, Fr. Seybold, 1918)
ist der Gedanke mehr Klugheit als
Weisheit, der sprachliche Ausdruck oft
matt und nüchtern, dagegen das Gleich-
nis nicht selten kräftig und treffend.
Manches wetterregelartige Sprüchlein
hätte wegbleiben können, etwa: „Alles
wirkt, wie man's bestimmt: Nichts ist
schwerer, als man's nimmt" (Doch!
Manches ist viel schwerer.) Bisweilen
aber gelingen gute und einprägsame
Zeilen, zu denen ich diese rechnen
möchte:

Liebe Seele, zage nicht,
Wahr' dir deiner Hoffnung Licht!
Sei nicht Schatten für die andern,
Mußt dn durch das Dunkel wandern!

Ein paar Bücher zur deutschen und
teilweise zur europäischen Geistes- und
Sittengeschichte. Weiteren Kreisen
bietet Otto Lauffer eine gute

Einführung in die Wisienschaft vom
deutschen Altertum mit seinem hand-
lichen und übersichtlichen Buch
„Deutsche Altertümer im
Rahmen deutscher Sitte"
(Leipzig, Quelle K Meyer, 1918).
Mit weiser Beschränkung zieht er feste
Grenzen, innerhalb deren er seinen Bau
mit um so größerer Klarheit und Ge-
schlossenheit errichten kann. Er schließt
das allgemein Gedankliche in Sitten-,
Rechts- und Religionsgeschichte aus
und hält sich ganz ans Gegenständliche,
an die aus Menschenhand hervorgegan-
genen Schöpfungen der Vergangenheit.
Er beschränkt sich weiter auf das
deutsche Altertum im engeren Sinne
mit Ausschluß des weiteren germani-
schen Kreises und ebenso der fremden
Kulturen in Deutschland; beide Ge-
biete werden nur dort berücksichtigt, wo
die deutschen Altertümer unmittelbar
an sie anknüpfen. Planmäßig ordnet
er den reichen Stoff in die Abschnitte:
Hausaltertümer, wissenschaftliche Alter»
tümer, zu denen besonders das Schrift-
wesen gehört, Kriegsaltertümer, Alter-
tümer des Rechts, des Staats und der
Gemeinde und endlich des kirchlichen
Lebens. Mit bemerkenswerter Voll-
ständigkeit werden diese Gebiete durch-
wandert, so daß für die Einzelheiten
oft nur knappe, aber immer wohl
unterrichtende und fesselnde Belehrun-
gen übrig bleiben. Man meint zu-
weilen einen wissenschaftlichen Muse-
umsführer zu studieren und bedauert
nur, daß als notwendige Ergänzung
nicht mehr Abbildungen beigegeben
sind, als es in diesem Werke möglich
war.
Alexander von Gleichen-
Rußwurm, der schon häufig seine
Meisterschaft in feinsinnigen kulturge-
schichtlichen Gemälden bewährt hat,
gibt eine „Geschichte der vornehmen
Welt im romanischen Mittelalter"
unter dem Titel „Der Ritter»
spiegel" (Stuttgart, Iulius Hoff-
maun). Im ersten Teil „Iunge Kraft
und alte Stärke" behandelt er die Zeit
vom Absterben des Altertums, das heißt
etwa von der Menke des vierten und
fünften Iahrhunderts, bis zum Anfang
des neunten Iahrhunderts. Er zeigt
den Kampf und Ausgleich des Alten
und Neuen in Italien, im romanisier»
ten Gallien und in Bnzanz, spricht von
der Art und Sitte der Franken, stellt

die Grnndzüge der altkelrischen Über-
lieferungen dar und läßt „die erste
Internationale" vor uns erstehen, das
über Sprach- und Volksschranken er-
habene Rittertum West- und Mittel-
europas. Im zweiten Teil wird die
Kultur dieses Rittertums in reichen
Bildern vor uns entfaltet, seine Be-
ziehung zum Morgenland mit beson-
derem Nachdruck betont, seine Blüte in
der I^unzzuo <t'«c begeistert gepriesen,
seine Erscheinungsform im übrigen
Frankreich und in Italien dargestellt.
Der dritte Teil „Verbreitung und Aus»
klang des romanischen Mittelalters"
betrachtet unter anderm besonders das
Rittertum in Deutschland.
Dies Buch ist kein gelehrter Grund-
riß, der Verfasser meidet geflissentlich
zunfimäßiges Gepräge, aber seinen
künstlerisch hervorragenden Plaudereien
liegt doch ein so gelehrtes Wissen, so
weit ausgebreitete Belesenheit zu»
grunde, daß das Werk durchaus wissen-
schaftliche Würdigung beanspruchen
kann. Zugleich jedoch ist es das Werk
eines Dichters nicht nur wegen des
Stils, wegen der eingestreuten Gleich-
nisse und Stimmungsbilder, sondern
vor allem wegen der phantasievollen
Art, in der ganze Zeitalter zu neuem
Leben erweckt, in großen inneren Zn-
sammenhängen geschant und dargestellt
werden. Mit Liebe ist das Buch ge-
schrieben und um Liebe will es werben.
Mit fast leidenschaftlicher Wärme tritt
der Verfasser für seinen Gegenstand
ein; dabei entgeht er nicht dem üb-
lichen Fehler, einseitig zu werden. Der
Vorstellung vom düstern Mittelalter
wird die einer lichten, von höchsten

Kunst- und Lebenswerken erfüllten Zeit entgegengestellt. Der Troubadour wird zum Vertreter vollendeten Menschentums. In den Ausführungen des Werkes werden oft übersehene Wahr» heiten mit Recht hervorgehoben, mit Unrecht übertrieben. Zu einer allseitigen Würdigung jener Kultur würde eine schärfere Beleuchtung auch ihrer Schwächen gehören.

Nicht frei von Übertreibung er» scheint mir auch die Art, in der ein Lieblingssatz des Verfassers über die Herkunft dieser Kultur betont und entwickelt wird, die an und für sich nicht neue Behauptung, daß Sitte und Kunst des Rittertums den Einfluß der arabischen Kultur Spaniens zeigen. Gleichen-Rußwurm steigert diese Meinung so weit, daß er sagt, „auf arabische Kultur" müsse „am Ende alles zurückgeführt werden". Als innersten Kern, als „esoterische Auffassung" des Minnedienstes nimmt er gnostische Ge» dankengänge an. Zwar sei die geheime mystische Quelle bald verschüttet und vergessen worden und der gnostische Einfluß lasse sich nicht mehr urkundlich beweisen, aber er sei doch mit Not> wendigkeit zu erschließen. Dagegen sei die Annahme einer Einwirkung des Christentums unhaltbar; der poetische Mariendienst habe sich erst unter dem Einfluß des Minnedienstes entwickelt.

Sind manche Grundzüge der Gedankenentwicklung fraglich, so bleibt doch ein außerordentlicher Reichtum an ausgezeichneten Kulturbildern aus dem Kreise der vornehmen Geselligkeit, der ,^este und schöngeistigen Zusammenkünfte, der Sitten und Trachten, der Sagen und Dichtungen, vielfach durchwirkt von Beispielen jeder Art.

So leicht und fesselnd das Buch sich liest, als Ganzes ist es etwas unübersichtlich, wie ein verwunschenes Schloß mit vielen geheimnisvollen Gängen und Gemächern, die man staunend und bewundernd durchwandelt, in denen man sich aber schwer zurechtfinden kann. Diese Unübersichtlichkeit rührt gewiß zum Teil von dem vielgestaltigen Inhalt her, zum größeren Teil aber von der Arbeitsweise des Verfassers, der mosaikartig ein Steinchen ans andere setzt. Er meidet den gelehrten Anstrich so sehr, daß er man» chem Leser gewiß Belehrungen schuldig bleibt und ihn zwingt, gelegentlich

selbst Gedankenbrücken zwischen den Teilen der Darstellung zu errichten. Auch in Äußerlichkeiten, so in den Überschriften fehlt fast jede Hilfe. Besonders aber fehlen zum Schaden des Buches und einer nachprüfenden Versenkung fast alle Hinweise auf die Quellen. Kann sich der Verfasser bessere Leser wünschen als solche, die, durch ihn angeregt, zu den von ihm aufgesuchten und benütztin Quellen gehen wollen? Wenn sich hierin bei einer neuen Auflage einige Abhilfe schaffen ließe, würden die Leser dem Verfasser dieses schönen Werkes gewiß dankbar sein.

Ein wichtiges Stück schwäbischer Geistesgeschieltte behandelt R. I u l i u s Hartmann in dem Buch „Das Tübinger Stift. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geisteslebens" (Stuttgart, Strecker A Schröder, 1918). Das im sechzehnten Iahr» hundert gegründete Stift, das Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg „das edelste Kleinod seines Herzogtums" nannte, hat so viele bedeutende und einflußreiche Männer herangebildet, daß es eine eingehende Darstellung verdient. Eine erschöpfende Geschichte des Stiftes ist noch nicht geschrieben, liegt auch in diesem Buch noch nicht vor. Hartmann zeichnet auf Grund eifriger Quellenforschung kulturge» schichtlich reizvolle Bilder von den allgemeinen Einrichtungen, der Entwicklung, dem häuslichen und wissenschaftlichen Leben dieser Anstalt. Vor allem aber gibt er eine Sammlung von kurzen Lebensabrissen und Charakterdarstellunge« berühmter Stiftler vom Anfang bis

auf unsere Tage. Viele gute Abbildungen beleben die Darstellung. Eigenartig ist am Tübinger Stift die Ver» bindung wissenschaftlicher Theologie, für die es geschaffen wurde, mit nelt-lich klassischer Bildung, und viele gerade der besten Mitglieder sind aus Theologen zu hervorragenden Männern auf andern Gebieten geworden, von dem Astronomen Kepler und dem poeta lanreiNu» Frischlin bis zu den Philosophen Schelling und Hegel, Vischer und Zeller. Noch reizvoller als die Tatsache dieser vielseitigen Abwanderung aus der Theologie scheint mir die Frage zu sein, inwieweit das Tübinger Stift durch die Anregungen, die es selbst gab und die durch die hier herangebildeten Lehrer anderer Bil» dungosteitke, Württembergs weitergegeben wurden, daran teilgenommen hat, dem schwäbischen Geistesleben den auffallend einheitlichen Zug zu verleihen, den wir auf den verschiedensten Gebieten, namentlich in Philosophie und Dichtung, erblieken. Diese Frage harrt noch der Lösung.

Alfred Kloß bespricht in ausführlicher Darstellung „Die Heidelbergischen Iahrbücher der Literatur in den Iahren 1808 bis 1816" (Leipzig, R. Voigtländer). Das Buch ist von allgemeiner Bedeutung, weil die „Iahrbücher" ein Spiegelbild und ein nicht unwichtiges Werk» zeug der geistigen Entwicklung jener Tage waren. Sie bildeten in den ersten Iahren ihres Bestehens das gehaltvollste und einflußreichste kritisehe Unternehmen der Romantik in Knnst und Wissenschaft. Später machte sich ein Umschwung bemerkbar derart, daß die Romantiker die „Iahrbücher" nicht mehr beherrschten, sondern in ihnen nur noch geduldet wurden. Diese Entwicklung stellt Kloß auf allen Stufen ausführlich dar; manche bisher unbekannte Briefe und Urkunden werden dabei mitgeteilt. Er entrollt die äußere Geschichte des Unternehmens und behandelt im einzelnen die Fächer, die für den Geist der Zeitschrift am bezeichnrndsten sind, „Philologie, Historie, Literatur und Kunst". So entsteht ein farbenreiches Bild von den verschiede» nen Strömungen und Kämpfen der Romantik und des Rationalismus, von den Äußerungen des religiösen, des nationalen Geistes, von dem Sieges-

zuge der spekulativen Philosophie. Indem der Verfasser in jedem Zeitabschnitt zuerst die Mitarbeiter, dann die Rezensionen eingehend bespricht, kann er Wiederholungen nicht ganz vermeiden. Auch etwas übersichtlicher hätte das Ganze gehalten werden können. Die gründliche nnd anregende Arbeit ist darum doch sehr willkommen.

Wieder nach Schwaben führt uns das Buch „Revolution und Nationalversammlung 1848. Schwäbische Urkunden (Reden, Berichte, Briefe, Tagebuchblätter, Gedichte)". Herausgegeben von Di-. Walter Reinöhl (Stuttgart, Strecker K Schröder, 1919). Württembergs Anteil an der Bewegung von 1848 wird hier durch die Stimmen jener Zeit wirkungsvoll in Erinnerung gebracht. Gute Worte zur Einleitung nnd Verknüpfung erläutern den reichen Urkundenstoff, der uns ebenso die gesamte Bewegung wie die bedeutenden Persönlichkeiten der Führer nahebringt. Daß in dem Werk viele böchst zeitgemäße Gedanken anklingen, braucht kaum gesagt zu werden.

Endlich sei noch ein Schritt in die rein politische Geschichte erlaubt zum kurzen, rühmenden Hinweis auf das Buch „Das Zeitalter des Imperialismus. 18 48 — 19 14". 1. Band. Von Heinrich Fried» jung. (Berlin, Neufeld 6i Henius, 1919.) In weiterem Sinne gebort auch der Blick auf dies bedeutende Werk zu einer literarischen Rundschau. Nicht, weil Friedjnng gelegentlich auch von den Zuständen der Literatur und Knnst in feinen Worten spricht,

sondern weil das Werk in seiner gediegenen und fesselnden Darstellung selbst ein wertvolles Stück deutscher Literatur bildet. Es beschränkt sich in der Hauptsache auf die äußere Politik, auf die Erörterung der weltgeschichtlichen Zusammenhänge, die in dem vor» liegenden Bande bis zum Ende des russisch-japanischen Krieges betrachtet werden. In dieser Beschränkung aber bietet der Verfasser Meisterhaftes, elenso wenn er die Fäden der Gesamtentwicklung entwirrt, wie wenn er Charakterbilder der führenden Männer zeichnet.

Geschichtswissenschaftliche Rundschau.

Von Dr. W i l l y C o h n.

An die Spitze unserer heutigen Übersicht stellen wir eine schöne Abhandlung, die uns Walther Schulze» Soelde unter dem Titel: „Geschichte als Wissenschaft"*) beschert hat. Dem Andenken des Heidelberger Philosophen Wilhelm Windelband ist die Schrift gewidmet, und wer selbst zu den Füßen dieses Meisters gesessen hat, der empfindet, daß sein Geist im besten Sinne aus dieser Arbeit uns entgegenleuchtet! Der Verfasser versucht in ihr zu zeigen, inwieweit Geschichte alS Wissenschaft möglich ist, und fördert, nach kritischer Auseinandersetzung mit Kant und Hegel selbständig weiterphilosophierend, unsere Erkenntnis auf diesem schwierigen Gebiete.

Vor allem legt er mit klarer Deutlichkeit die gesetzmäßigen Unterschiede zwischen Naturwissenschaft und Geschichtswissenschaft dar. Die Geschichtswissenschaft läßt keine Wiederholungen in der Geschichte zu, sie begnügt sich mit der Vereinzelung im Gegenstande, „während die Naturwissenschaft das sich wiederholende Gesetz ergründet". Von welch' feinem Verständnis Schulze-Soelde aber auch für den Geist der Geschichtswissenschaft erfüllt ist, das mögen die folgenden Sätze zeigen, mit denen wir von dem Buche Abschied nehmen: „Wie vollendet würde ich die Geschichte Casars zu schreiben vermögen, wenn ich seine Gedanken zu denken imstande wäre, wie vollendet die Schlacht bei Tannenberg, wenn ich das strategische Bewußtsein eines Hindenburg in mich aufzunehmen vermöchte!"

*) Berlin. Verlng von RentKer und Neichard, 1917, Preis M. 3.—.

„Das alte Rom", sein Werden,
Blühen und Vergehen schildert Ernst
Diehl in der Sammlung „Wissen»
schaft und Bildung"*). Er führt uns
in 5 Kapiteln durch die alte Hauptstadt
der Welt, in der sich Schicht auf Schicht
in langsamem Wachsen gebildet hat.
Die Wissenschaft ist bezüglich der Ur-
anfänge Roms in letzter Zeit zu neuen
Resultaten gekommen und ihnen fol-
gend hat Diehl anstelle der alten
Siebenhügelstadt die Vier-Regionen-
stadt treten lassen. Das handliche
Büchlein wird nicht nur allen willkom-
men sein, die sich mit römischer Ge-
schichte, sei es berufsmäßig, sei es aus
Liebhaberei, beschäftigen, sondern auch
denen, die, wenn einmal die Reisewege
wieder frei sein werden, pietätvoll auf
den Trümmern des alten Roms wan>
dernd den Geist der Antike in sich auf-
nehmen wollen!
Ein Buch regsten Gelehrtenfleißes
stellt das Werk von Wilhelm M. Peitz
dar über das Register Gregors !.**).

' i Quelle n,,d Mener. Lei«ig 1917. Zweite
verbesserte Auflage. 1.50 Mk.
"i Mlbelin M. Peiö S. I.: DasNeemter
Gregors I., Beitrüge zur Kenntnis des viipstlichen
Keiiülei- nnd Negistenvesms bis aus Gregor VII.
Freiburg i. B. 1^17. Herdersche Verlagsbuchhand»
lmig. Preis Mk. 11.-.

Es bedeutet eine wesentliche Förderung unserer Kenntnis vom Kanzleiwesen der mittelalterlichen Päpste. Oft sind ja diese Eintragungen der abgehenden Briefe und Aktenstücke in das Register unsere wesentlichste Quelle der zeitgenössischen Ereignisse, weil sie eine primäre Quelle im wahrsten Sinne des Wortes darstellen! Sie führen uns mitten in die Kämpfe der Zeit und geben uns so einen unmittelbaren Einblick. Peit z hat das schwierige Handschriftenmaterial aufs gründlichste durchforscht und ist dabei zu neuen Ergebnissen gekommen. Er hat zeigen können, daß die eine Sammlung, die man bisher als Auszug ansprach, tatsächlich eine Abschrift des vollen Originalregisters darstellt.

Wir wollen uns freuen, daß mitten im Kriege ein Buch herausgekommen ist, das wahrhaft von dem Wunsche nach Erkenntnis erfüllt und ein Zeichen entsagungsvollsten Fleißes ist.

„Die Prignitz und ihre Besitzverhältnisse vom 12. bis zum I5. Iahrhundert" schildert in den „Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg" eingehend und auf Grund tiefschürfender archivalischer Kenntnisse Walter L u ck*). Obwohl der Verfasser vom Felde aus die Arbeit vollenden und den Druck leiten mußte, ist doch eine Studie entstanden, die unsere Kenntnis von der Entwicklungsgeschichte der Mark Brandenburg wesentlich erweitert. Es wäre zu wünschen, daß diese Arbeit den Anstoß gibt, auch die Geschichte anderer Territorien in lokaler Beschränkung, aber unter Benutzung aller zugänglichen Archivalien zu untersuchen und darzustellen! Sollte einmal eine Neuauflage des Luckschen Buches nötig werden, so möchten wir dem Verfasser empfehlen, durch Überarbeitung des sprachlichen Ausdrucks die Lesbarkeit zu erhöhen, damit der treffliche Inhalt nicht unter der Form zu leiden hat; aber hier entschuldigt auch die Kriegsteilnahme des Verfassers, die wohl hinderte, hier und da die feilende Hand noch anzulegen.

* i Verlag van Tuncker und Hurnblot, Minchen und Leipzig, 1917.

Noch vor dem Kriege erschienen ist Conrad Müllers: „Altgermanische Meeresherrschaft*), das auf dem Gebiete seegeschichtlicher Forschung als epochemachend anzusprechen ist. Wie

unser politisches Interesse an der See verhältnismäßig spät erwacht ist, so bat auch die deutsche Forschung auf diesem Gebiete erst spät eingesetzt; hier tritt Müllers Werk in umfassender Weise in die Lücke ein; es gibt nicht nur eine Schilderung der Leistungen zur See vom frühesten Auftreten der Germanen an, sondern es wertet auch die dichterische Überlieferung, die Sagen und Mythen seegeschichtlich aus. Von der Liebe zum Meere erfüllt ist das Buch, obwohl von hoher Gelehrsamkeit, doch sehr lesbar und flüssig. Immer mehr erkennt man ja den Einfluß der Seemacht auf die Geschichte, wie ihn zu» erst der Engländer Mahan von seinem Standpunkt aus dargestellt hat, und umsomehr ist es zu begrüßen, daß wir nun auch in deutscher Sprache ein Werk besitzen, das die germanische Vorzeit und das frübe Mittelalter auf diese Zu» sammenhänge hin untersucht!

Durch die Herausgabe der eigenhändigen Berichte von Ferdinand Cortes an Kaiser Karl V. in den Iahren 1520 und 1522 hat sich Artur Schur ig ein beträchtliches Verdienst erworben. Der lm Insel-Verlag unter dem Titel: „Die Eroberung von Mexiko durch Ferdinand Cortes" erschienene Band**) ist schon rein bibliophil betrachtet eine Freude.

') Mit 13 Bildtafeln und 2 Karte,,. «Sorna 1914, Friedrich Andreas Verwes. N. «. Vrei? geheftet Mk. 1«.—, geb. Mr. 11.50.

**) Pnis in Pappe 8.— Mark.

Man kann ja auch tatsächlich sagen, daß im allgemeinen unsere Kenntnis von der amerikanischen Geschichte keine große ist, und es ist daher wohl zu begrüßen, wenn uns hier eine derartige umfassende und doch auch gut lesbare Quellenpublikation vorgelegt wird. Denn überall gibt ja in der Historie erst die Beschäftigung mit der Quelle das eigentliche Bild von den Dingen. Einleitend führt uns der Herausgeber in die Zeitereignisse ein und er läßt sich wohl wie jeder, der sich längere Zeit hindurch mit seinem Helden näher beschäftigt, gewissermaßen etwas von ihm umgarnen, und so urteilt er zweifellos über Ferdinand Corres, der zu den rücksichtslosesten Eroberern der Weltgeschichte gehört, zu günstig. In seiner Art war der Eroberer sicherlich ein bedeutender Mensch, wenn er uns auch nicht sympathisch zu werden vermag. Möchte der Insel-Verlag auch weiterhin auf diesem Wege fortfahren, in modernem schönem Gewande Quellen der Weltgeschichte neu zu erschließen.

Das Erscheinen des zweibändigen Werkes von Hans Schulz: „Der dreißigjährige Krieg" innerhalb der im Teubnerschen Berlage herausgekommenen Sammlung: „Hauptquellen zur neueren Geschichte"*) gibt Veranlassung, auf diese Reihe überhaupt hinzuweisen. Immer mehr macht sich bei allen historisch Interessierten das Bedürfnis geltend, zu den Quellen selbst zu greifen, um prüfend zu wägen, wie sich die Dinge gestaltet haben, und gerade dieser Trieb zu den Quellen ver>-tieft ja die Auffassung. In geschickter Weise versteht es Schulz, in Quellenstücken aus den verschiedenen Lagern das bunte Bild des dreißigjährigen Krieges vor Augen zu führen, der ja für Deutschland ebenso unselig geworden ist, wie der eben beendete Welt-

") Leimig und Berlin 1917, kartoniert je 2.4« M.

krieg. In die altertümliche Sprache der Dokumente wird man sich schnell hineinlesen, ist doch die Epoche aus Schillers „Wallenstein" und „Dreißig» jährigen Krieg" jedem bekannt und die Gestalten deshalb alt vertraut. Wir möchten wünschen, daß die beiden Bände der Sammlung viele neue Freunde gewinnen!

Der Heidelberger Historiker Karl Hampe untersucht die Beziehungen

zwischen „Belgien und Holland vor
dem Weltkriege"*). Das Buch ist des-
halb für die Geschichte bedeutsam, weil
es in großem Maßstabe belgische
Quellen und Aktenstücke benutzen kann,
die sich durch die Ereignisse der letzten
Iahre erschlossen haben! Es zeigt auf
Grund der Geschichte, daß an eine
politische Vereinigung beider Länder
kaum zu denken ist, daß aber eine kul-
turelle Annäherung zwischen Vlamen
und Niederländern aussichtsreicher ist.
Nicht ganz in den Rahmen einer
„geschichtswissenschaftlichen Rundschau"
paßt Carl Ientsch's „Volks-
wirtschaftslehre", die in der vierten
Auflage vorliegt**). Iedoch werden
ihre Untersuchungen auch für den
geschichtlich in erster Reihe' inter-
essierten Leser dauernden Gewinn brin-
gen, zumal ja im gegenwärtigen Augen-
blick auch die Geschichtswissenschaft
unter sozialerem Gesichtswinkel an die
Geschehnisse der Vergangenheit heranzu-
treten haben wird. Ientsch's Buch ist ja
ein alter guter Bekannter und wird sich
sicherlich in der vorliegenden Auflage,
die der Verfasser leider nicht mehr er-
leben durfte, zu den bisherigen Freun-
den viele neue erwerben, denn wann

*> Berlag Friedrich Andres Verths A. K..
Gotlia 1!)13.

"> Volk5wirtselM5lebre. Krim^begrme und
stirundleik» der Volkswirtschis? povulZr dargestellt.
33.—38. Tausend. 4. verbesser'e und v.'rmelirte
Auflage, besorgt v"n 7)r. pkil. Anton .Heinrich
Rose. Verlag von Fr. Wilhelm ffrunow. Leiinig.
1918.

war der Drang nach volkswirtschaft-
licher Belehrung stärker als jetzt!
Von Bedeutung für die deutsche
Gelehrtengeschichte sind Erinnerungen,
die Anna de Lagarde unter dem Titel:
„Paul de Lagarde, Erinnerungen aus
seinem Leben"*) in zweiter Auflage
veröffentlicht hat. Sie bieten manche
Nachricht für die Entwicklung des deut»
schen Geisteslebens im 19. Iahrhundert
und auch für die Stimmung im Zeit-
alter der deutschen Einigungskriege.
Das Buch ist in warmer Liebe zu dem
Verstorbenen geschrieben und wird auch
in demjenigen Interesse für ihn er-
wecken, der grundsätzlich politisch auf
einem anderen Standpunkt steht und
Lagardes Stellungnahme vor allem in
*) Leipzig, Willielm Heims, 1!)!8.
der Iudenfrage bekämpft. Doch wird
die Achtung vor dem Gelehrten Lagarde,
der in unermüdlichem Fleiße sich eine
bedeutende Stellung unter den Orien-
talisten erworben hat, dadurch keine
Einbuße erleiden; für den Historiker,
der einmal die Geistesgeschichte deS-
vergangenen Iahrhunderts zu schreiben
haben wird, bleibt das Buch eine wich-
tige Quelle!
Auch diese Rundschau hat in den
behandelten Büchern noch teilweise im
Zeichen des Krieges stehen müssen,
möchte die kommende Friedenszeit auch
die historische Wissenschaft wieder zur
vollen Blüte in Deutschland erwecken,
durch die sie sich so lange ausgezeichner
hat, und möchte sie »ine irn c>t »tnSZc>
an ihre Aufgabe herantreten, denn „die>
Weltgeschichte ist das Weltgericht".

Unverlangt« Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Riickport« beiliegt.
Kermitgeder und Iherredakieur! Pros. Dr. Ludwig Stein in Berlin >0, Lllhoirmler d». Telelon »n«
«ursürl, Nr, LS««,) — Verantworilicher RedaKieur: Dr. SriiviuiBruck, in Breslau, — Allein.Verlreruno,
sttrUna««
«rill'Iche K, i. tzofduchkandlung ,I, Benno. Budapest V, Doro„ya>meza 2. — Verlag und'
Schleichen Buchdrucke«! r, S Schotllaender, A,^»„ Breslau III.

6uroK uvssrs QesoKäktsstslle, Ssrlin W, 10, l^ükowuksr bs; äurek unsern
Vsrls^, Breslau III; ssrnsr äuieti 6is ?irms: Nuäolk Äosss unä e!is
dsksnntsn ^Vnnov<:eQ'k!xpsgitionen.
lnsertionsprel«: pro 46 mm di'sits <liuel«ll Klysss's Xormsl-

Bildnis und eigenhÃ¤ndige Unterschrift von Lorenz Adlon.

EMPTY

MeöeuOcMmachM
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schleiche Buchdruckerei,«^W/Kunst- und VerlagsMlstall
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin >V.io Budapest Kopenhagen
«. ff. Steinacker, »erthold Sutd». «rMIcheK.K.Sofduchhandl. «nlev ^ HaNelbaich,
Stockholm Christiania Konstantin opel
r. E, ffrihe, l.!dr»irie Jaeob Dybmad Buchhdlg, Internat, Buchhandl. Otto Keil,
für die Provinzen in Schoxoen und In DänemarK: »eorg ?>>r. Urftn« «achsola«, «ovenhagen.
für die Schweiz: «üadem. «nttqu. u. BuchKandluna Henn. Paur, Zürich l.
Generalvertretung für Holland: «. V. van«t«ckum und «ohn, Haag, BuitenhofZS.
4Z. Jahrgang. Band 169. Heft 5Z7. JUM1919.

Professor Dr. Ludwig Stein:

Das Wesen der Autorität.

Motto:

<Zü tont I« m«ii<!e peut kslrs ve qu'II veut, ovl ne kslt ee qu'II
veut: oü II o'? sp s, e>« msltre, isut Is moack« est msltr«! «ü tout
le mooile e»t msltre, tont I« moncke est »clsve.
<« « s s u « t.>

»Glaube an Autoritäten . ... ist unumgängliche» BedSrin». Die Glan»
iensfreiheii besteht lediglich darin, auf allen Gebieten nur derjenigen Autorität
,u folgen, welche die kritische Prufung aushalt.' cSch «ffle.j

»Bom Oktober 17SS b>» April 17St, wo Girondisten, Hebertisten, Danto.
nisten nacheinander geköpft wurden . . . datiert In Wahrheit die Wiedergeburt
de« Prinzip« der Autorität, dieser ewigen Schutzmehr der menschlichen Gesell»
schatten . . . Robesvieire bleibt ein bedeutender Mann, nicht seiner Talente und
Tugenden wegen, die hier nebensächlich sind, sondern wegen seine» Sinne« für
Autorität." <HIppol»te « astille, ein kommunistischer Historiker.!

Im sechsundzwanzigsten Iahrgang von Schmollers Iahrbuch habe ich eine
Untersuchung über das Problem der Autorität veröffentlicht, deren Wiedergabe
heute zeitgemäßer denn je erscheint.

I.

Autorität und Anarchie heißen die beiden Pole menschlichen Zusammen-
lebens. Die Autorität stellt sich der soziologischen Betrachtung als der positive,
die Anarchie als der negative Pol aller Gesellschaftsgebilde dar. Autorität ist das
erhaltende, zusammenschließende, Anarchie das auflösende, zersetzende Prinzip.
Zwischen diesen beiden Gegensätzen pendelt das Menschengeschlecht seit Anbeginn
der Geschichte in merkwürdigem Rhythmus hin und her. Scheint doch dieser Ur-
kontrast im Zusammenwirken von Menschen, welche sich zu sozialen Gruppen ver-
einheitlicht haben, nur ein Spezialfall eines generellen Weltgesetzes zu sein. Die
Physik kennt nämlich diesen Gegensatz als Attraktion nnd Repulsion (Anziehung
und Abstoßung), die Chemie als Affinität und Verbindungswiderstand; in der
Soziologie heißt er Sympathie und Antipathie.

Überall dort, wo umherschweifende Horden seßhaft werden und sich zu festem
Verbande kristallisieren, bilden sich nnausweichlich Autoritäten heraus, um welche
sich die Menge wie die Zelle um ihren Zellkern lagert. Heiße diese Autorität
Sippen- oder Kriegshäuptling, Zauberer oder Priester.— gleichviel. Sobald die

Menschen den Urzustand des führerlosen Nomadentums überschreiten, sobald sie aus dem gesellschaftlichen Chaos der Herrschaftslosigkeit (Anarchie) herauswachsen, um sich zu sozialen Verbänden von dauerhafter Struktur zusammenzutun, werden sie sich unweigerlich Autoritäten geben müssen. Iedes geregelte Zusammenleben und planmäßige Zusammenwirken von Menschen hat eben zur unerläßlichen Voraussetzung, daß zwischen ihnen ein festes Gefüge von Uber- und Unterordnung, von Befehlenden und Gehorchenden, zur allgemeinen Anerkennung und Respektierung gelangt. Demi die Kollisionsmöglichkeiten zwischen der Tätigkeits- und Machtsphäre der einzelnen Individuen sind so zahlreich und so unausbleiblich, daß diese einzelnen Individuen ihrem stärksten, auf Selbsterhaltung gerichteten Instinkt unfehlbar nachgegeben und infolgedessen einander zerfleischt haben würden, wenn nicht im letzten Augenblick Furcht, Rücksicht oder Scheu vor Autoritäten ihren Rcubtiergrimm gebändigt hätten. Iede Autorität, sei es die sichtbare, der Häuptling, sei es die unsichtbare, die'Gottheit, wirkt erzieherisch und veredelnd insofern, als sie Hemmungsvorstellungen und Gegenmotive erzeugt, welche so geartet sind, daß sie unseren angeborenen Raubtierinstinkten die Wage zu halten vermögen. Erst durch die Schaffung von Autoritäten als regelnder Instanzen, welche die zentrifugalen Instinkte des Naturmenschen durch starke Gegenmotive wettgemacht und ausgeglichen haben, war der Übergang vom Naturzustand zum Kulturzustand möglich.

Der Typus des Naturzustandes heißt nämlich: Ieder für sich; der Typus des Kulturzustandes hingegen heißt: Alle für einen und einer für alle. Dort gilt die Parole: ütetoi öe que ze r»'^ mette, hier: viiikus nvitis; dort herrscht Arbeitskonzentration, sofern jeder alle seinem Bedürfnis dienenden Arbeiten selbst verrichten muß, hier Arbeitsteilung nach dem Grundsatz: S«, ut <t?s. zumal heute niemand mehr seine Lebensbedürfnisse selbst herzustellen vermag, sondern auf die Arbeit anderer angewiesen ist. Aus dieser notgedrungenen Arbeitsteilung erwächst eine stetig wachsende Solidarität des Menschengeschlechts. Gerade weil wir aufeinander angewiesen sind, müssen wir unsere Interessen auszugleichen und zu harmonisieren suchen.

Dieser Übergang zum Kulturzustand ist nun das Werk der Autoritäten aller Völker und Zeiten. Zu diesen Autoritäten rechne ich nicht bloß Götter und Geister, Kriegsführer und Häuptlinge, Väter und Alteste, Friedensvorsteher (Sachem) und Sippenhäuptlinge, Priester und Zauberer, sondern und vor allem Religionsstifter (Confueius, Laotse, Zarathustra, Buddha, Moses) und Gesetzgeber (Drakon, Solon, Lykurg), weiterhin Gesetze und Institutionen (Zehn Gebote, Zehn- und Zwölftafelgesetz). Denn Autorität ist alles, ivas dem Einzelnen Verhaltungsweisen für sein Denken, Fühlen oder Handeln entweder befiehlt oder rät, alles, was Dauer, Plan, Zusammenhang, System und Konstanz hat im Gegensatz zum Flüchtigen, Zufälligen, Plötzlichen, Willkürlichen und Wechselvollen in Laune und Stimmung des Einzelmenschen; alles endlich, was durch Unterwerfung des eigenen Urteils

unter ein anderes Hemmungsmotive zur Niederhaltung ichsüchtiger Affekte schafft. Autorität ist somit das ordnende Prinzip im Gesellschaftsorganismus — eine Parallelerscheinung zu den Gesetzen im Naturmechanismus. So gefaßt, wirken natürlich unpersönliche Gesetze, Sitten und Institutionen ebenso autoritativ, wis Könige, Volksheroen oder Götter.

Aus alledem ergibt sich, daß die menschliche Kultur ohne die genannten Autoritäten undenkbar wäre. Denn die ungezügelte Wildheit des Urzustandes kann nur gezähmt werden, wenn ein höherer Wille oder genereller Befehl vorhanden ist, dem sich das einzelne Individuum im Kollisionsfalle unbedingt zu fügen hat. Ohne Unterordnung der Einzelnen ist schlechterdings keine
Ordnung der Gesamtheit zu erzielen. Ginge jeder nur seinen
Impulsen oder Instinkten nach, ohne im kritischen Augenblick durch höhere Befehle (göttliche, königliche, gesetzliche) gehemmt zu werden, so würden wir heute noch, trotz jahrtausendelanger Erziehung durch Autoritäten, in die Barbarei zurücksinken. Ließe man den heutigen Anarchisten nur eine kurze Weile freien Spielraum zur Durchsetzung ihrer ungebundenen Phantasien, so würden sie unfehlbar in drei Tagen zerstören, was die Autoritäten in drei Iahrtausenden mühsam genug für nns auferbaut haben.

Die Autoritäten sind eben die unerläßliche ewige Dressur des Menschengeschlechts. Wie man durch Domestikation Raubtiere zu Haustieren gezähmt hat, so hat man durch die zwingende Gewalt öffentlicher Befehle, autoritativer Gebot? und Gesetze die Naturmenschen zu Kulturmenschen emporgezüchtet. Denn durch diese allgemeingültigen Imperative haben die Menschen allgemach gelernt, sich unterzuordnen, zu gehorchen, ihre Instinkte zu adeln und ihre Impulse unter die Interessen'einer größeren Allgemeinheit zu beugen. Gleichwie die Wissenschaften Ordnung in das Naturgeschehen gebracht haben, so die Autoritäten Ordnung in das Gesellschaftsgeschehen. Wie bei jeder Dressur, so ging auch hier der Weg zum Zuckerbrot durch die Peitsche. An der Schwelle der Kultur stehen durchweg blutdürstige Tyrannen. Wilde Bestien zu bändigen, gibt es nur ein Mittel: die Furcht*). Solange die Bestie wild bleibt, würde kein milderes Mittel verfangen. So gesehen, erhalten die grimmen Tyrannen und Despoten der Vorzeit eine vergleichsweise bohe kulturgeschichtliche Bedeutung; sie sind die großen Menschenbändiger. Sie begründen ihre Autorität durch Zwang und Gewalt, durch Feuer und Blut, durch Schrecken und Granen. Damit der Mensch lerne, daß er im Zusammenleben mit anderen nicht jedem augenblicklichen Gelüste nachgeben darf, muß ihm der Respekt vor einem höheren Willen, dem der seinige sich

Im Band XV der nachgelassenen Werke Nietzsche», Der Wille zur Macht, S. 77 heitzt es: Diese Art Stärke, die Furcht erregt, galt vor allem als göttlich: Von hier nahm die Autorität ihren Ausgangspunkt.

unter allen Umständen zu beugen habe, zunachst durch Schrecken und Furcht eingeflößt, planmäßig eingeimpft werden.

Durch diese harte Schule der Furcht mußte der Naturmensch, an der Hand der Autoritäten, hindurchgehen, sollte er anders die Selbsterhaltung der Arterhaltung unterordnen lernen und damit den Aufstieg zu immer höheren Kulturformen antreten. Es hat Iahrtausende währender Erziehung der Masse durch ihre Autoritäten bedurft, bevor sich Scheu und Angst zum Glauben sublimierten, bevor sich die Furcht vor Königen und Göttern zur Ehrfurcht steigerte. In demselben Maße, wie der Z i v i l i sa t i o n s g ra d der Völker wächst, verfeinert sich auch die Form ihrer Autoritäten. Ein Rassentier braucht und verträgt keine Zuchttute mehr. Wo sonst die Peitsche unerläßlich war, da genügt jetzt ein mahnendes Wort, ein sanfter Wink. Hier ist ein freundlicher Kosename wirksamer als jeder Geißel» hieb, zumal dieser unter Umständen nur den entgegengefetzten Effekt hervorruft. Die Furcht hört jetzt auf, einziges Erziehungsmittel zu sein, wenn man gleich auf diesen Faktor der Autorität auch in ihrer sublimiertesten Form niemals ganz wird verzichten können.

Die nächste, gereiftere Stufe der Autorität ist der Glaube. Sobald einzelne Bölkerstämme den nomadenhaften, halbanarchischen Wildheitszustand verlassen, sobald sie seßhaft werden und sich zu festen Verbänden zusammentun, sodaß sie einer einheitlichen Leitung dringend bedürfen, reicht die Furcht als Autoritätsquelle und Erziehungsmittel nicht mehr aus. Um nämlich in dauernder Furcht erhalten zu werden, muß die Möglichkeit vorhanden sein, daß man vom Gegenstand der Furcht ständig beobachtet werden kann. Dehnt sich aber ein Volksstamm so weit aus, daß seine einzelnen Glieder unmöglich von der leitenden Zentrale aus unmittelbar beobachtet werden können, so muß an die Stelle derFurcht vor dem Häuptling der G laub e an seine Allgewalt treten, um als Motivquelle und Hemmungsvorstellung wirksam zu bleiben. Denn Furcht hat man zunächst nur vor sichtbaren Gewalten. Da aber die Autoritäten nicht immer und nicht allen stets sichtbar bleiben können, zumal dann nicht, wenn die dieser Autorität sich Unterwerfenden aus Mangel an Platz und Nahrung vom Zentrum der Autorität aus sich nach der Peripherie ausdehnen müssen, so muß die Fiktion der Allgegenwart dieser Autorität ihre mangelnde Sichtbarkeit ersetzen. Daher kommt es, daß im Vorschritt der Kultur die Götter immer unsichtbarer, die Könige immer unnahbarer, die Institutionen und Gesetze immer abstrakter werden. Die Furcht vor sichtbaren Gewalten hat sich eben zum Glauben an unsichtbare verfeinert. Das Grobsinnliche weicht auf der ganzen Linie der Abstraktion, das Faßliche dem Unfnßlichen, das Anschauliche dem Übersinnlichen. Wie Kinder ihre Eltern zunächst fürchten und erst in gereifterem Stadium ehrfürchten, so ergeht's ganzen Völkern. Im Kindbeitezustande werden sie durch Furcht erzogen, im Iünglingsalter durch

Ehrfurcht und Liebe. Diese Entwicklungslinie der Verfeinerung der Gefühle zeigen sowohl die religiösen als auch die staatlichen Institutionen auf. Iedes Volk hat die Autoritäten, die es vermöge seines Zivi» lisationsgrades braucht und verdient; barbarische Stämme werden durch Furcht, zivilisiertere aufsteigend durch Glaube, Ehrfurcht und Liebe erzogen.

In diesem mittleren Stadium der Autorität, welches im wesentlichen die patriarchalischen Zustände in Kirche und Staat charakterisiert, befanden sich die christlichen Völker bis zum Ausbruch der großen französischen Revolution. Alle Autoritäten saugen bis dahin ihre Kräfte wesentlich und vorzüglich aus dem Glauben: Kinder glauben an ihre Eltern, Frauen an ihre Männer, Iünger an ihre Lehrer, Arbeiter an ihre Brotherren, Bürger an ihre Behörden und Gesetze, Soldaten an ihre Führer, Untertanen an ihre Fürsten, alle zusammen aber an ihren Gott. Die französische Revolution hat nun in alle diese Glaubensforinen Bresche gelegt; sie hat alle alten Autoritäten, die auf einem irgendwie gearteten Glauben beruhten, in ihren Grundfesten erschüttert. Der beste Beweis nun, daß es unter Kulturvölkern ohne Autoritäten schlechterdings nicht abgeht, liegt gerade in der französischen Revolution. Sie hat nämlich nur die mittelalterliche Form der Autoritäten untergraben, um einer neuen, höchsten, gereiftesten Form der Autorität die Wege zu ebnen, und diese oberste Form ist: die Autorität aus Einsicht.

Das neunzehnte Iahrhundert hat erst diese abgeklärteste Form der Autorität zur Reife gebracht. Auf den Trümmern der Revolutionen erblühen neue, von den ehemaligen Revolutionären selbst herbeigesehnte Autoritäten, weil sich aller Denkenden die Einsicht bemächtigt hat, daß der Zusammenschluß und Zusammenhalt vorgeschrittener Kulturmenschen nur durch den Kitt der Autorität verbürgt und gewährleistet werden kann. Aus dieser Einsicht heraus' schaffen die ehemaligen Revolutionäre Mazzini, Erispi, Cavour und Garibaldi das geeinigte Königreich Italien, und arbeiten in Deutschland die ehemaligen Achtundvierziger und die späteren Nationalvereinler wie Bennigsen, Miquel, Lasker und Bamberger an der Verwirklichung des tausendjährigen Einheitstraumes des deutschen Volkes, bis Kaiser Wilhelm I. und Bismarck dieses Ideal der deutschen Volksseele zur glücklichsten Erfüllung bringen. Wenn also die ehemaligen Revolutionäre selbst zur Autorität als einem Rettungsmittel gegen soziales Chaos und die Anarchie greifen müssen, so ist der stringente Beweis erbracht, daß Autoritäten nicht bloßes Furchtprodukt sind, wie auf der Unterstufe der Barbarei, aber ebensowenig bloßer Glaubenssatz, wie unter der Herrschaft des Feudalsystems, sondern und vor allem Vernunftserzeugnis — ein kategorischer Imperativ sozialer Selbsterhaltung. Mit einer entsprechenden Umbiegung des bekannten Voltaireschen Ausspruchs müßte es daher heißen: Wenn es keine Autorität gäbe, müßte man sie erfinden.

Ludwig Stein

Das Wesen der Auroritär

Für die Unterstufe der Zivilisation ist Autorität eine Naturnot-
wendig k e i t, für die mittlere Stufe des Feudalsystems ist sie ein von Kirche, Staat und öffentlicher Moral verkündeter Glaube und eine eindringlich gelehrte Zwecknotwendigkeit, auf der Oberstufe des Konstilutionalismus endlich ist Autorität eine von der Geschichte und Philosophie demonstrierte Vernunft-
notwendigkeit. Im Zustand der Barbarei führen die Instinkte der Selbst-
und Arterhaltung zur Autorität, im Zustande des staatlichen oder kirchlichen Absolutismus drängen Gefühl, Gewissen und Glaube zur Autorität, unter vor» geschrittenen Kulturvölkern endlich beweisen Geschichte und Philosophie mit apodik-
tischer Gewißheit, daß wir im Interesse der nationalen Selbsterhaltung Autoritäten schaffen und respektieren müssen, ansonst wir unfehlbar ins Chaos zurückgeworfen und national atomisiert würden. Die eine Instanz appelliert an die Instinkte, die andere an das Gefühl oder den Glauben, der ja selbst Gefühl ist, die dritte und höchste Instanz endlich hält sich nur an den Intellekt. Nnn gibt es heute noch selbst in vorgeschrittenen Kulturstaaten Bevölkerungsschichten, welche gedanklich über die erste Phase der Autorität noch gar nicht hinausgewachsen sind; sie führen vorzugsweise ein Instinktsleben. Am stärksten ist indes die zweite Phase der Autorität vertreten, welche im Glauben wurzelt. Sowohl der Kirchenglaube als auch der dynastische Glaube fördern die Respektierung aller Formen der Autorität. Dieser Glaube braucht keinen Beweis, ja er verträgt sogar seiner Natur nach gar keinen Beweis; er haftet, wie aller Glaube, wurzelfest im Gefühl. Das Gefühl aber kennt und verträgt keine Beweise.

Neben dieser Mittelschicht gibt es indes nech eine dritte, kritisch-reslektierende Schicht, welche weder durch Furcht, noch durch Glaube, sondern einzig durch Ein-
sicht zur Überzeugung von der Unentbehrlichkeit der Autoritäten genötigt werden kann. Wo weder Instinkts- noch Gefühlsmotive mehr verfangen wollen, da müssen Intellektmotive ins Gefecht geführt werden. Der Furcht läuft parallel dir staatliche Gewalt, dem Glauben die kirchliche oder moralische Macht, der Einsicht endlich entspricht die Kraft der Gründe. Wo die Gründe der Macht versagen, da hat die Macht der Gründe einzusetzen. Instinkt, Gefühl und Verstand müssen zusammenwirken, um den vorgeschrittenen Kulturen eine menschenwürdige Lebens-
ordnung unter dem wirksamen Schutze von Autoritäten zu sichern. Den Anteil des Intellekts und seines Organs, der Wissenschaft, an diesem Dreibund zu kenn-
zeichnen, sei nachfolgenden Untersuchungen vorbehalten. Wie die meisten wissen-
schaftlichen Methoden zu einer Dreigliederung des Stoffes neigen, so wollen auch wir das Autoritätsprinzir im philosophischen Dreivierteltakt variieren, indem wir n) Ursprung, l,) Begründung und ,') Grenzen der Autorität untersuchen werden.

Syndikus Eichbaum, Magdeburg:
Über Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.*)
In demselben Augenblick, in dem für die Wahlen zur Nationalversammlung
durch Listenverbindung in der Mehrzahl der Wahlkreise die bürgerliche Einheits-
front hergestellt war, ist die Erkenntnis laut geworden, daß Aufbau und Gesundung
des Reiches unmöglich sind, wenn die großen politischen Gruppen lediglich kämp-
fend sich gegeneinander abschließen. Der Wahlsieg des Bürgertums bei doch mit-
entscheidender Macht der Sozialdemokratie hat diese Erkenntnis ausgebreitet und
befestigt und hüben wie drüben, besonders aber in der bürgerlichen Linken, das
Gefühl der Verantwortung für politischen Brückenbau gestärkt.
Das Bürgertum muß in den sozialistischen Kreisen werben können, und es
muß mit den Sozialisten insoweit zusammengehen, als Übereinstimmung besteht.
Solche Gemeinsamkeiten gibt es. Man darf sie zwar nicht aus den Partei-
programmen herausklauben, welche sich mehr durch das, was sie verschweigen, als
durch das, was sie enthalten, von einander unterscheiden, sie sind vielmehr sachlich
bei Bürgern eines Staates garnicht wegzudenken. Gemeinsame Arbeit
ist denn auch tatsächlich und wertvoll schon vom alten Reichstag geleistet worden
in den Kommissionen, da, wo nicht zum Fenster hinaus, für die Wählermassen,
geredet wurde.
Bürger eines Staates. Worte sind in der Politik Taten, Schlagworts Groß-
mächte. Und so wäre zu wünschen, daß für die Parteiung der Bürger eines Staates
bald eine andere Formel als die Gegenüberstellung Bürgertum — Sozialdemokratie
geboren würde.
Immerhin ist das ein Äußerliches. Not tut vor allem sachliche Klarheit.
Wenn man glaubt, sozialistische Kreise dadurch gewinnen zu können und die ge-
meinsame Arbeit der bürgerlichen und sozialistischen Parteien dadurch zu fördern,
daß man die Programme möglichst verwaschen hält, so ist das falsch und ver-
hängnisvoll. Die Sozialdemokratie verdankt ihre Werbekraft gerade ihrem aus-
geprägten Programm, und gesunde Kompromisse können nur aus klaren Gegen-
sätzen geboren werden. Verschwommenheit und Verschleierung sind politische

*) Der Aufsatz ist im Januar 1919 zum Zusammentritt der deutschen Nationalversammlung
geschrieben. Mit der inzwischen erfolgten Bildung der Neichsregierung und ihrer parlamentarischen
Mehrheit ist der im Aussatz erörterte Weg in formeller Beziehung eingeschlagen worden. Für
die materielle Verwirklichung der Forderungen ist das aber nur die Voraussetzung. Toch
ist auch materiell in der im Aufsatz gezeigten Richtung, selten freilich schon mit bewußtem Willen
zum allgemeinen Ziel Mlaffenversölinung), die Entwicklung — mindesten? der Ideen —fortgeschritten:
man denke an die Reichswehr, man sehe, wie die Sozialisierungskommission (in dem vorläufigen
Bericht über die Sozialisierung des Kohlenbergbaus) zur wirtschaftlichen Freiheit sich gestellt hat,
man beachte so manches Ringen mit einem deutschen Rätegedanken.

Waffen der alten Zeit, die sich stumpf erwiesen haben. , Will das Bürgertum nach links Feld gewinnen, so muß es mit Gründen und durch die Tat beweisen und ausbreiten, daß der Sozialismus die Zwecke seiner Bekenner nicht erfüllen kann, und daß das Erstrebte von einem sozialen Liberalismus gegeben wird. Den Schein zerstören, das Echte gewähren.

Es ist alles schon dagewesen. Das gilt nicht zum mindesten auch für die jüngste deutsche Revolution. Die Ideen von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit sind es, die die Umwälzung beherrschen, in veränderter Form, vielfach nur in verändertem Wortkleid. Und vor allem sind die realen Träger und Triebkräfte auch der jüngsten Revolution gleichen Wesens wie bei allen früheren. Im letzten Grunde und gerade nach der materialistischen Geschichtsauffassung des Karl Marr, daß alle Geschichte die Geschichte von Klassenkämpfen sei, handelt es sich darum, daß eine neue Schicht zu reicherem Anteil an den Gütern des Daseins, vor allem den materiellen Gütern, aufsteigen will. Das Schwergewicht der Bestrebung liegt in der Forderung wirtschaftlicher Gleichheit. Freiheit und Brüderlichkeit sind ihr nur Mittel zum Zweck, und wenn diese beiden Mohren ihre Schuldigkeit getan haben, dann müssen sie gehen. Nicht bloß, weil man sie nicht mehr braucht, sondern weil sie in der erstrebten wirtschaftlichen Ordnung unmöglich sind.

Brüderlichkeit wollten die revolutionären Machthaber einführen, als sie im Morgenrot der neuen Zeit mit Aufrufen, Belehrungen, Mahnungen, Verhandlungen, Bitten einen Staat lenken zu können glaubten. Nichts sollte gelten, weil es gilt, alles sich immer wieder brüderlich begründen. Der paritätische Lehrer-Schülerrat war ein Triumph solcher Brüderlichkeit. Aber schon ist der schöne Glaube an die Vernunft und Güte alles dessen, was Menschenantlitz trägt, an der Macht der Tatsachen wieder einmal blutig zerschellt. Der spartakistische Aufruhr hat die sozialdemokratische Regierung nicht erst zur Erkenntnis, wohl aber zum tätigen Bekenntnis geführt, daß kein Staat der Staats gewalt eutraten kann.

Diese Wahrheit ist hente lebendiger Besitz aller derer, die nicht die Anarchie wollen. So ist die bürgerliche Forderung, daß dem Reiche, welchem die Revolution durch die Auflösung des Heeres das Rückgrat gebrochen hat, zu allererst wieder eine disziplinierte Macht zur Verfügung stehen müsse, ein Arm für den Kopf, heute eine Forderung auch der überwältigenden Mehrheit der Sozialdemokratie. Hier ist eine jener Gemeinsamkeiten der bürgerlichen Parteien und der Sozialdemokratie, und wohl die jetzt allerwichtigste. Dieses Eisen gilt es zu schmieden, so lange es heiß ist. Der sozialistische Staut, der die Grenzen seiner Wirksamkeit viel weiter steckt als der bürgerliche, ja überhaupt kaum noch solche Grenzen kennt, bedarf demgemäß erst recht des starken Arms. Wie die bewaffnete Macht im einzelnen einzurichteu ist, darin wird ein Ausgleich der Auffassungen um so leichter kommen, je entschiedener der gemeinsame Schöpfungswille ist. Und weit in die Reihen der Sozialdemokratie hinein wird der Wille zu finden und zu wecken sein, den kostbaren Schatz an Veranlagung und Erfahrung, den das neue Reich ans

diesem Gebiet vom alten erben kann, nicht in Bausch und Bogen auszuschlagen. Unsere Frontsoldaten wissen es: Ie mehr wahre Disziplin, desto mehr Brüder» lichkeit.

Ist hiernach ein einheitlicher Wille zur Ordnung-an-sich bei allen, die dies» seits der Grenze des Bolschewismus stehen, vorhanden, zu erhalten und zu wecken, und bestehen hier nur hinsichtlich der Methode Meinungsverschiedenheiten, die zu überbrücken sind, so gehen im Problem der Freiheit die Auffassungen des Bürgertums und der Sozialdemokratie und die Aufsassungen innerhalb des Bürgertums dem Maße nach auseinander. Hie Radikalismus — hie Entwick- lung. Noch jeder gewaltsame Umsturz schoß über das Ziel hinaus, und noch immer hat gerade die Übertreibung zu einer rückläufigen Bewegung geführt. Die Wag- schaleu, deren eine jäh herabgezerrt wird, pendeln sich allmählich wieder in ein Gleichgewicht — wiederum auch nach Marrschen Gedankengängen. Natura, i,„ii kacit «altum, die Natur macht keinen Sprung — dies Wort des Baeo von Verulam gilt auch für das gesellschaftliche Geschehen. So werden all die Frei- heiten der Rede, der Schrift, der Vereinigung und Versammlung wieder, wenn auch neue, Grenzen finden am Selbsterhaltungswillen des Staates, der, wenn er leben und es nicht immer wieder auf Gewalt gegen Gewalt ankommen lassen will, schon gegen spartakistische Wühlereien sich wird wehren müssen. Es ist eine Vernunft, zu welcher — wiederum gerade jetzt — mancher aus dem sozialistischen Lager zu bekehren sein wird, auch in der Frage der Freiheiten nicht erst sieben Schritte vorwärts und dann wieder vier zurückzutun, sondern durch Bedacht dem Staate die Erschütterungen eines solchen Hin und Her zu ersparen. Die freiheit. lichen Grundeinrichtungen des neuen Staates, republikanische Staatsform und radikaldemokratisches Wahlrecht, sind Quellen, aus denen schon ganz von selbst mit Notnendigkeit freiester Geist in alle einzelnen Einrichtungen fließen wird.

Und ebenso wie die sozialistische Idee erst recht einen starken Arm braucht, so wird auch zerade unter ihrer Herrschaft, die von der staatlichen Allmacht den aus» gedehntesten Gebrauch macht, die Freiheit des einzelnen unendlich viel mehr als in einem noch individualistisch gerichteten Staatswesen beschnitten. Es ist be- zeichnend, daß I. St. Mill seine Untersuchung, auf welche Gegenstände der Staat seine Wirksamkeit beschränken soll, „über Freiheit" betitelt bat, und mit Fug und Recht heißt die individualistischer gefärbte Politik Liberalismus.

Der Herold der Revolution, die Brüderlichkeit, mußte bereits verstummen.

Die Freiheit, die die Schranken vor dem neuen Staatswagen niederreißt, kommt unter seine Räder. Wie steht es aber nun mit diesem Staatswagen selbst, mit dem wabren A und O der Revolution, mit der Gleichheit?

Besonders in diesem Punkte, hinsichtlich der Stellung zum eigentlichen Sozialismus, leiden die lürgerlichen Programme, die bürgerliche Politik, an Ver- schwommenheit. Man ist „grundsätzlich" gegen eine sozialistische Wirtschaft, aber man will mit sich reden lassen. „Halb zog sie ihn hin, halb sank er hin . . . ."

Die Ergebnisse der Politik sind Kompromisse. Gut. Aber wenn die eine der wirkenden Kräfte deshalb, weil eine anders gerichtete Kraft mitwirken wird, sich > von vornbrrein in deren Linie neigt, dann wird aus dem Parallelogramm der Kräfte eine schiefe Ebene, auf welcher die eine Auffassung um so schneller verschwindet, als die andere Auffassung sich gleich und stark bleibt. Bestimmt, klar, laut, oft muß bekannt werden: Hier scheiden sich die Auffassungen nicht nur dem Maße, sondern der Art nach.

Gerade jene Halbheit, daß man zwar anderer Meinung sei, aber Zugeständnisse — deren Art nicht scharf umrissen wird-— sich abringen lassen wolle, belastet diese politische Richtung mit dem Verdachte, daß sie sich innerlich nicht rechtfertigen könne und nur aus egoistischem Kleben am Besitz hervorgehe, ein Verdacht, den die gegnerische Richtung mit dem Schlagwort: Hie Kapitalismus — hie Sozialismus, und mit dem Gegensatz: Arbeiter — Bourgeoisie (soll heißen: Nichtarbeiter) erfolgreich ausbeutet. Die Lauheit, mit der die — sagen wir einstweilen noch „bürgerliche" — Richtung sich äußert, mag zum Teil daher rühren, daß man in das gegnerische Programm nicht genügend eingedrungen ist. Eine Überzeugung kann aber nur der in Wahrheit haben und mit Erfolg vertreten, der alle Angriffe gegen sie kennt und prüft. Grundbedingung für Erfolg in Verteidigung und Angriff ist es, daß man dieAbsichten und die Kräfte des Gegners kennt.

„Es ist Zeit", erklärte Babeuf am 30. Nov. 1795, „von der Demokratie zu sprechen, zu erklären, was wir unter derselben verstehen, und was wir wollen, daß sie uns bringt .... Demokratie heißt die Verpflichtung, durch diejenigen, die zuviel haben, alles zu decken, was denen fehlt, die zu wenig haben." Es ist alles schon dagewesen. Genau so wenig, wie die große französische Revolution die Ideen von Montesquieu und Rousseau um ihrer selbst willen verfocht, genau so wenig kommt es den heute emporstrebenden Massen auf irgend ein System um des Systems willen an, ihr wahres Ziel ist heute das gleiche, das Babeuf offen bekannt hat. Dabei gilt es zunächst den Gegner festzuhalten.

Dann gilt es, die Erkenntnis durchzusetzen, daß die sozialistische Wirt, schaftsorganisation dieses Ziel dauernd zu verwirklichen außerstande ist.

„Ich bin, bei aller Zuversicht auf die Menschheit, doch nicht von so, wie Schovelt hauer sagt, ruchlosem Optimismus durchglüht, daß ich zu glauben vermöchte, jeder Mensch, der ganze Durchschnitt des Menschengeschlechts, werde jemals sein Höchstes an Kraft, Willen, Können, Ausdauer leisten, wenn nicht die Hoffnung auf Erwerb, die Aussicht auf Wohlstandsvermehrnng, die Möglichkeit, vorwärts^ zukommen, irgendwie als Peitsche und Sporn dazu mitwirkt. Ein Beispiel liegt ja vor aller Augen. Wo nur Beamte arbeiten, durchaus tüchtige, die aber nicht zu entlassen sind und deren Aufstieg die Dienstvorschrift regelt, da gelingt zwar Ansehnliches, entsteht aber niemals das Plus an Flamme, an Hingebung und Selbstverzehrung, das in Privatbetrieben oft Wunder wirkt. Der Krieger, der

nicht das Offiziereabzeichen oder gar den Feldherrnstab als Lohn erhoffen darf, reckt sich selten auf die Höhe bonapartischer Gardisten, die sich in Hoches und Neys Ehrenglanz träumen durften"*). Nicht nur in politischen, sondern auch in den wirtschaftlichen und/persönlichen Dingen ist die sozialistische Ordnung notwendigerweise der schroffste Gegensatz zur Freiheit, nicht „hie Kapitalismus — hie Sozialismus" lautet der Kampfruf, sondern „hie Liberalismus — hie Sozialismus". Und dem sozialistischen Satze: „Eigentum ist Diebstahl", und dem spartakiftischen Satze: „Diebstahl ist Eigentum" ist der individualistische entgegen;nschleudern: „Eigentum ist Fortschritt". Von der „gesellschaftlichen Produktion und Consumtion nach vorher bestimmtem Plan" hat uns die Kriegszeit einen Vorgeschmack gegeben; das Unbefriedigende und Unzulängliche haben alle, nicht zum mindesten gerade die Massen der Revolution empfunden. Nicht zum mindesten sind es wiederum diese Kreise, die die Mängel der Bürokratie betont haben, der Bürokratie, in welcher im sozialistischen Staate doch alle Tätigkeit aufgeht, und bei der höchstens die Schauspieler wechseln, das Stück aber dasselbe bleibt. Und wiederum nicht zum mindesten aus denselben Kreisen ist, z. B. hinsichtlich der Diplomatie, mit Recht geklagt worden, daß die Tüchtigen sich nicht durchsetzen konnten. Was nützt und heißt es aber, die Dahn dem Tüchtigen freizumachen, wenn ihm kein Preis winkt, wenn er doch nicht weiter kommt als der Untüchtige, der Untätige? Gewiß gibt es Liebe zur Sache, die rastlos weiter dringt, ohne Rücksicht auf den materiellen Erfolg. Ist das aber entgegen mehrtausendjähriger Erfahrung heute plötzlich solche Massenerscheinung geworden, daß man darauf die Organisation von Staat und Menschheit gründen kann? Schon ist der sozialistische Ruf erklungen, die Ärzteschaft zu einem Beamtenkörper umzuformen. Mit aller Kraft hat man aber früher die freie Ärztewahl gefordert und durchgesetzt. Wie nun? Entweder hat dann jeder beamtete Arzt „seinen Bezirk", und die schöne Freiheit, den Arzt seines Vertranens zu wählen, ist zu Ende. Oder jene Freiheit besteht fort; aber wer will dann den Ärzten, bei denen jener selbstlose Eifer gewiß weit verbreitet ist, allgemein im Ernst zumuten, daß die Tüchtigen, die das Vertrauen genießen, sich zugrunde arbeiten, während für andere der Beruf eine Sinekure ist? Schon jetzt ist nach gewaltigen Erhöhungen der Löhne und in Erwartung des allgemeinen „Beamtentums" das Arbeitsergebnis nach den Feststellungen auch unserer sozialistischen Regierung weithin und im stärksten Maße zurückgegangen. Um wieviel mehr würde die Durchführung des sozialistischen Prinzips, indem sie die Initiative und den Eifer lähmt, in kurzem Kreislauf den Fortschritt unterbinden, den Gesamtbesitz und damit den Anteil des Einzelnen verringern, und so sich selbst das Grab graben.

An dem Staatswagen des Sozialismus fehlen eben die bewegenden Kräfte. Wollen wir da, statt erst in den Graben zu fahren und den Wagen mühsam zu

*) Harden in der „Zukunft" Nr. 7 vom 23. November 1918.

flicken, nicht lieber gleich rüstigen Schrittes den gesunden Fußmarsch antreten?
Wie es armen Leuten zukommt. Unsere Wirtschaft war tausend-
fältig rn die Weltwirtschaft verflochten und kann auch künftig unmöglich isoliert
bestehen. Wir sind aber heute ein armes Glied der Weltwirtschaft und können
nur durch rastloses Vorwärtsstreben Anteil an ihren Gütern haben. Was dieses
Streben lähmt, führt uns alle immer tiefer in die Armut. Und die Organisation
der in die Weltwirtschaft verflochtenen Volkswirtschaften wird nicht durch ein
schwaches Glied, sondern durch die starken bestimmt. Die Goldwährung ist von
England aus nur deshalb zur Herrschaft gelangt, weil England der ausschlag-
gebende Handelsstaat war. Umgekehrt wird gegenwärtig die sozialistische Wirt»
schastsorganisation keinesfalls von Deutschland aus einen Siegeszug antreten
können. Verfechter der sozialistischen Idee haben denn auch unumwunden aner-
kannt, daß Voraussetzung der sozialistischen Wirtschaft der Weltstaat wäre, die
Unterwerfung aller Nationen unter eine Zentralgewalt, von welcher die plan»
mäßige Regelung der Produktion auszugehen hätte. Rodbertus hat mit Lassalle
darüber gestritten, ob dieser Zustand in 200 oder 500 Iahren eintrete.
Diese Erkenntnisse, daß das sozialistische System ein Versuch mit untauglichen
Mitteln ist, heischen vom Liberalismus ein klares und entschlossenes Nein gegen-
über jeder Bestrebung, einen Wirtschaftszweig sozialistisch zu organisieren, zu ver-
staatlichen. Zwischen einer Theorie mit echtem Wahrheitegehalt und der Praxis
darf es keinen Widerspruch geben. Der Liberalismus darf kein Staatsmonopol
um seiner selbst willen sich abhandeln lassen, der sozialistischen Wirtschaft nicht
auf halbem Wege entgegenkommen, er darf Staatsmonopole in klarer
grundsätzlicherBegrenzung nur da zulassen, wo sie gefordert werden,
entweder dadurch, daß dieser Wirtschaftszweig seiner inneren Natur nach
mit elementaren Staatszwecken aufs innigste verknüpft ist, wie dies z. B.
beim Eisenbahnwesen, schon wegen der Interessen der Landesverteidigung,
oder in weitem Umfange beim Bildungswesen der Fall ist.
Oder das Staatsmonopol muß gefordert sein durch einen Konsumenten-
notstand, der auf andere Weise nicht beseitigt werden kann. Wo die Wirt-
schaftspolizei zur Beseitigung solcher Notstände ausreicht, wie z. B. im Ver-
sicherungswesen die Beaufsichtigung der Unternehmungen durch das Auf-
, sichtsamt, ist das Staatsmonopol nicht veranlaßt.
Schließlich kann ein Staatsmonopol durch fiskalische Zwecke ge--
rechtfertigt sein, aber auch nur dann, wenn diese Zwecke auf anderem, be»
sonders steuerlichem Wege nicht zu erreichen sind.
Ienseits dieser Grenze muß, damit im Interesse aller die Volkswirtschaft
erfolgreich und in allen materiellen und ideellen Beziehungen Fortschritt gewähr-
leistet sei, eine freie Wirtschaft herrschen.
Dringt die Wahrheit durch, daß die sozialistische Wirtschaft das, was sie ver»

spricht, nicht leisten kann, daß insbesondere dem Arbeiter und Angestellten die „Staatssklaverei" weder an persönlicher Freiheit, noch an wirtschaftlichen Gütern einen wesentlichen und dauernden Fortschritt bringen kann, wie die Verstaatlichung der Eisenbahnen deutlich erkennen läßt, dann muß der Liberalismus schließlich auch diese Lücke mit positiver Arbeit ausfüllen. Die „Sozialisierung" —, wenn man dieses Modewort nicht im Sinne des Staatssozialismus, der Einführung sozialistischer Wirtschaft nimmt, sondern in dem Sinne, daß eine freie Wirtschaft mit sozialem Geiste durchtränkt werden soll —, kann der Liberalismus leisten. Es sind in dieser Beziehung — unbestreitbar unter dem Druck und der Mitwirkung der Sozialdemokratie — schon so bedeutsame Ansätze entstanden, daß ihre weise und stete Fortentwicklung mit Sicherheit die Früchte verspricht, die am Baum der sozialistischen Wirtschaft niemals reifen können. Nur einige Punkte können hier gestreift werden.

Eine Sicherheit des Auskommens für alle Volksgenossen läßt sich im Rahmen freier Wirtschaft, und gerade dank ihrer größeren Ertragsfähigkeit, durchaus erreichen. Die Arbeitslosenversicherung ist auf dem Marsche.

Diesen sozialen Passiven der freien Wirtschaft wird eine Sozialisierung auch der Aktiven gegenüberstehen. Die Steuergesetzgebung wird besonders den Ein» kommensbegriff mit dem Moment des Bedarfs viel mehr durchsetzen müssen, als dies bisher durch die Progression der Steuersätze und das Kinderprivileg ge^ schehen ist. Dabei darf einerseits nicht übersehen werden, daß die Überspannung der Besteuerung hoher Einkommen deren Fortbildung schließlich hemmt — auch hier offenbart sich wieder die ewige Wahrheit, daß das eigene Interesse als Triebfeder nicht entbehrt werden kann — und so die berühmte Henne, die die goldenen Eier legen soll, selbst schlachtet. Andererseits darf den kleinen Einkommen die Möglichkeit steter Rücklagenbildung, der Aufstieg zu höheren Vermögen und Einkommen und damit auch zu höheren Steuersätzen, nicht durch die Besteuerung selbst verwehrt werden.

Die Zuspitzung der sozialen Gegensätze beruhte nicht zum mindesten darauf, daß eine Mittelschicht immer kleiner wurde, und daß ein gleichmäßiger Aufstieg an der dadurch entstehenden Kluft stockte. Nicht nur sind Erhaltung und Erweiterung eines selbständigen Mittelstandes anzustreben — weithin vielleicht auf ge» nossenschaftlichem Wege —, sondern vor allem kann auch die Organisation der Großbetriebe so gleichmäßig ansteigen, daß in ihnen dem Tüchtigen wirklich freie Bahn wird. Voraussetzung dafür ist, daß der Zugang zu den Bildungsanstalten jedem nach Maßgabe seiner Befähigung ermöglicht und auch in den Bernfszweigen die Möglichkeit der Fortbildung ausgebaut wird.

Zu einer gerechten Beteiligung der Mitarbeiter an den Betriebsergebnissen sind durch die volle Anerkennung der Berufeverbände, sowohl der Arbeitnehmer als der Arbeitgeber, nnd den Ausbau des Tarifvertragswesens breite Wege geöffnet.

In den verschiedensten Formen regen sich auch wieder Gedanken, die auf das Lohnsystem der Gewinnbeteiligung hinauslaufen, in welcher schon in den sechziger Iahren des vorigen Iahrhunderts Engel die Lösung der sozialen Frage erblickt hat. Nur scheinen vielfach bei diesen Vorschlägen die günstigen und ungünstigen Erfahrungen, die mit diesem System vor Iahrzehnten tatsächlich schon gemacht worden sind, nicht genügend berücksichtigt zu werden und das notwendige Korrelat, eine „Verlustbeteiligung", außer Ansatz zu bleiben.
Denkt man schließlich an die mannigfachen Formen der sogenannten gemischten wirtschaftlichen Unternehmungen, so zeigt schon diese Skizze die Weite des Kampffeldes, innerhalb dessen auf dem Boden einer freien Wirtschaft die Interessen miteinander ringen und sich auegleichen können. Der soziale Liberalismus hat eine Fülle von Aufgaben, die des Schweißes der Edlen wert sind. Ein Volk, welches die Sozialversicherung geschaffen hat, braucht an der Lösung dieser Aufgaben nicht zu verzagen, und es ist bezeichnend und verheißungsvoll, daß gerade ein Sozialist vom reinsten Wasser, und gerade einer derjenigen, die das sozialistische System am gründlichsten durchdacht haben, Kaursky, vor kurzem das Wort geprägt hat, daß in einem guteu Fabrikgesetz viel mehr Sozialismus stecken könne als in den Staatsmonopolen. Die Verordnung betreffend den Bergbau vom 18. Ianuar t»19, also e'n sozialdemokratischer Gesetzgebungsakt, bestimmt als Inhalt der „Sozialisierung." ausdrücklich und authentisch: „um» fassende Beeinflussung des Kohlenbergbaus durch das Reich und Beteiligung der Volksgesamtheit an seinen Erträgen". Noch bedächtiger scheinen die „Euergiegesetze" in diesem Rahmen bleiben zu wollen. Auch auf dem anderen Ufer wird Material bereitgestellt zum Brückenbau.

Hans Mendt:
Was wird aus Deutschland werden?

Staatsumwälzungen regeln sich nach drei Grundsätzen: Ursache, Geschehen, Wirkung. Betrachtet man die gegenwärtige Weltkatastrophe von der Warte der Geschichte und nicht aus der von Leidenschaft zerwühlten Niederung des Miterleben«, so ergibt sich für Teutschland folgendes:
Die Ursache des Weltkrieges war die Übervölkerung Europas und die Unmöglichkeit für die Großmächte, ihre gesteigerten Kulturansprüche dauernd auf der vorhandenen politisch-wirtschaftlichen Plattform zu befriedigen. Letzten Endes ist dieser Krieg nicht durch kleine despotische Grundsätze, welche scheinbar den äußeren Anlaß zu ihm boten, entstanden. Er war im Kampf ums Dasein der Völker untereinander zu einer zwingenden Notwendigkeit geworden.

Was wird aus Deutschland werden?

Hans Mendt

Das Geschehen selbst, der Krieg, ist ein Glückespiel, bei dem die Entscheidung immer in hohem Grade vom Zufall abhängig sein wird. Die Tüchtigkeit und Kraft der Streitenden, wie sie in Erscheinung tritt (nicht wie sie wirklich vorhanden ist), gibt den Ausschlag. Die politische Organisation eines Volkes, die Möglichkeit, den Fähigsten an die richtige Stelle zu bringen, und das Letzte aus dem Staate heraufzuholen, um es entscheidend zur richtigen Zeit an rechter Stelle zur Geltung zu bringen, verbürgt den Erfolg. Mit derartigen Mitteln hat oft die an sich schwächere Nation eine stärkere überwunden, wenn dieser die genannten Fähigkeiten nicht eigen waren. Deswengen mußte der Krieg für uns verloren werden, nachdem wir uns fast mit der ganzen Welt in Widerspruch gebracht halten. Das Stärkeverhältnis war zu ungleich. Mit einer besseren politischen Organisation hätten wir die Katastrophe nur noch hinansschieben können. Die Wirkung des Krieges ist für uns die, daß wir scheinbar widerstandslos den Willen des Gegners an uns geschehen lassen müssen. Von den Friedensbedingungen und dem Rest unserer Kraft hängt es ab, ob Deutschland nur noch das Scheindasein einer unfreien Nation führen soll, oder ob ihm in fernerer Zeit ein Wiederaufstieg ermöglicht scin wird. Man muß also keine billigen Prophezeiungen treiben, sondern streng kritisch untersuchen und das Ergebnis logisch zusammenfassen, wenn man etwas über Deutschlands Zukunft sagen will.

Höchste Blüte und tiefster Verfall sind Nachbarn. Unstreitig marschierten wir vor dem Kriege in kultureller Beziehung an der Spitze der Welt. Diese Kultur war jedoch brüchig und kernfaul geworden. Überhandnehmender, raffinierter Luxus, dauernder Geburtenrückgang und fortschreitende Proletarisierung der Nation bildeten die äußeren Erscheinungen. Der Krieg selbst hat diese Entwick» lung in rasendem Tempo fortgesetzt. Der Gipfelpunkt ist erreicht. Es bedarf nur noch Wochen zur Vollendung.

An diesem Gange der Dinge kann kein Genius etwas ändern. Der Hang zum Wohlleben und Nichtstun hat durch die Revolution sicher noch eine Verschärfung erfahren, die Möglichkeit, diesen Hang zu befriedigen, ist jedoch mehr und mehr entschwunden. Bald wird sie ganz aufhören.

Der Geburtenrückgang hat sich dauernd verschärft, die Sterblichkeit hat rapide zugenommen. Die Blüte unserer Männer ist dahin. Eine neue Generation muß erst heranwachsen, bevor hier eine Änderung eintreten kann. All die kleinen Hausmittelchen der Gesetzgebung gegen die zunehmende Sittenlosigkeit verfangen nicht. Die Not macht Menschen und Völker schlecht. Erst mit einer Besserung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse ist mit einer Besserung unserer Volksmoral zu rechnen. Vorläufig hat das Barometer noch einen starken Hang nach unten.

Die Proletarisierung des Volkes hatte schon im Kriege rapide Fortschritte gemacht. Den Kriegsgewinnlern stand eine erdrückende Überzahl an Kriegs-Verlierern gegenüber. Abgesehen von geringen Ausnahmen, befanden sich die besseren Elemente unter den Letzteren. Die Revolution begünstigt diese Entwick»

lung bis zum Weißlaufen. Sie hat vorläufig eine staatliche Vermögenekonfis-
kation gebracht, sie steigerte die Verwaltungskvsten des Staates ins Ungemesseve.
Demgegenüber vollendete sie die Vernichtung aller Werte gründlich, sodaß eine
Überschuldung des Nationalvermögens mit Friedensschluß vorliegt. Damit ist die
Proletarisierung Deutschlands vollendet und der Niederbruch vollkommen. Alle
Schichten der Nation, die Erwerbestände wie die Beamten, sind hiervon in gleicher
Weise betroffen. Der Staat ist Brachland geworden.

Von den äußeren Umständen und der verbliebenen Kraft der Nation hängt
es ab, ob es möglich sein wird, diese Brache neu zu bestellen und eine solche Ernte
zu erzielen, daß sie nicht allein den Verbrauch des Hauses deckt, sondern auch die
Aussaat für die Zukunft übrig läßt. Ob man vorläufig etwas, sei es auch nur
das Nötigste, abliefern kann, steht dahin. Die Kosten der Wirtschaft aber mussen
unter allen Umständen bestritten werden. Daß man diese Wirtschaft auf das
allersparsamste Maß beschränken muß, dafür sorgen sowohl unsere Gegner als
auch der unerläßlich notwendige Eigenverbrauch des Einzelnen.

Wo nichts ist, hat selbst der Kaiser und Sieger sein Recht rerloren. Es ist
eitel Spiegelfechterei unserer Gegner, uns Bedingungen aufzuerlegen, welche
schlechterdings unerfüllbar sind. Das Allernotwendigste für Nahrung, Kleidung
und Obdach mussen sie uns unter allen Umständen belassen. Ebenso ist der beschei-
denste Verwaltungsapparat unentbehrlich, wenn überhaupt im Rahmen der staat-
lichen Ordnung etwas produziert werden soll. Mit der Öffnung unserer Grenzen
tritt der volkswirtschaftliche Ausgleich wieder ein. Bei uns werden sich die Kosten
der Lebenshaltung etwas verbilligen, bei den Gegnern entsprechend verteuern.
Angebot und Nachfrage wird in der ganzen Welt den Wert der Erzeugnisse be-
stimmen und der Zwang von Staat zu Staat hat auf die Dauer nur problematischen
Wert. Man kann ein Volk wohl innerhalb der politischen Grenzen knechten, aber
man kann es nicht dazu zwingen, diesen Zustand auf Iahre hinaus zu tragen.
Fühlt es sich stark genug, wird es bei erster passender Gelegenheit die Fesseln
brechen. Ist das nicht der Fall, muß naturgemäß eine Abwanderung dorthin ein-
treten, wo bessere Lebensbedingungen winken.

Aus all diesen Tatsachen ergibt sich logisch folgendes für unsere Gegner:
Man muß uns zunächst das Allernotwendigste für Nahrung, Kleidung und
Wohnung belassen, man muß uns auch den allerprimitivsten Verwaltungsapparat
gestatten, der für ein Regulativ unserer Volkswirtschaft sorgt. Läßt man unS
hungern, sinkt die Produktion, übertreibt man den Zwang, tritt Abwanderung und
ebenfalls ein Rückgang der Erzeugung ein. Der Krieg aber hat nicht allein Kluften
von Nation zu Nation aufgemacht, er hat vielmehr die Völker einander näher ge»
bracht. Die Massen der kriegführenden Staaten haben in Gefangenschaft und
draußen Land und Leute des Gegners näher kennen gelernt. Der Haß von Volk
zu Volk hat immer nur in den Köpfen begüterter Chauvinisten Nährboden gefunden
und nur vorübergehend die ärmeren Schichten mitzureißen vermocht. Mit dem

Friedensschluß muß die Ernüchterung eintreten. Die große Menge, das Prole-
tariat, ist international, ihm liegt mehr an der Verbesserung seiner wirtsck>aftlichen
Lage, als an einer Veränderung der politischen Grenzen. Mit Gloire läßt sich
auch der französische Arbeiter nicht dauernd sättigen und wir haben vorläufig
nichts mehr abzuliefern. Kunst und Wissenschaft aber sind immer international
gewesen. Es bleibt uns also der vorläufige Trost, daß nichts so heiß gegessen
wird, wie es gekocht ist. Die große gleichmachende Welle, welche heute Rußland
verwäscht, wird auch in gewissem Umfange die ganze Kulturwelt mit ihren
Spritzern bespülen. In dem Maße, wie die einzelnen Regierungen in ihrem
Innern liberal dem Geiste der Zeit Rechnung tragen und wie ihnen Mittel zur
Befriedigung des eigenen Volkes zu Gebote stehen, werden sie die Bewegung
meistern. Die Vereinigten Staaten und England befinden sich hierbei allein in
einer günstigeren Ausnahmestellung. Die Vereinigten Staaten deswegen, weil
ihnen bis zu hohem Grade die ganze Welt verschuldet ist und weil sie durch ihren
späten Eintritt in den Krieg am wenigsten gelitten haben. Weiter durch den Um-
stand, weil ihnen fast die ganze neue Welt tributplichrig ist. England hat durch
seinen ungeheuren Kolonialbesitz einen erheblichen Vorsprung vor allen anderen
Kulturländern. Beide Großmächte aber haben durch eine von wahrhaft freiem
Geiste getragene alte Verfassung einen erheblichen weiteren Vorsprung, wenn es
gilt, die gleichmachende Flut im Innern einzudämmen. Naturgemäß muß die Welle
des Widerspruches gegen die staatliche Ordnung dort am wildesten aufbranden,
wo sie in die engsten Fesseln geschlagen war. Das russische Beispiel ist der
schlagendste Beweis für diese Tatsache.
Fassen wir all diese Momente für Deutschland zusammen, so ergibt sich für
uns logisch folgendes Zukunftsbild. Wir müssen unsern Staat zunächst vom Kopf
bis zu allen Gliedern reformieren, wenn wir das durch den Krieg und die Revo- ,
lution geschaffene Neuland so bestellen wollen, daß es vorläufig allen, die darauf
wohnen, die allerprimitivsten Lebensbedingungen bietet, von denen uns auch
unsere Gegner nichts nehmen können. Es war ein Unglück für Deutschland, daß
das bürokratisch-starre Preußen, nachdem es mit der militärisch-politischen Eini-
gung seine historische Aufgabe erfüllt hatte, nun auch dauernd die Vormacht in
dem neuen Staatenbund blieb. Die Revolution hat den altpreußischen Kasten-,
Militär- und Beamtenstaat auf immer vernichtet. Augenblicklich leben wir in
einer Übergangszeit, welche es noch nicht verstanden hat, an die Stelle des über-
lebten Alten das nötige Neue zu setzen. Durch die fast völlige Proletarisierung
unserer Nation ist der alte Kastengeist im Verschwinden begriffen. Privilegierte
Rechte der Vorzeit sind dahin und wir werden bald sämtlich so arm sein, daß auch
der letzte Dünkel, den Besitz verleihen kann, der Vergangenheit angehört. Der
Militärstaat ist nach seiner kraftvollsten Entfaltung völlig zusammengebrochen.
Er wird sich von diesem Schlage niemals erholen und kann auch dann selbst als
beseitigt gelten, wenn sich nicht alle Ideale von Völkerbund und Völkerfrieden

verwirklichen sollten. In den Kinderkrankheiten der Freiheit und unter den Nachwehen der Kriegszwangswirtschaft sind wir bis jetzt noch nicht dazu gekommen, dem Beamtenstaate von einst das Sterbeglöcklein zu läuten. Auch seine Stunde muß schlagen, da es unserm Staate finanziell unmöglich ist, sich irgendeinen Perwaltungslurus zu gestatten.

Das alte Deutschland ist bankerott, politisch, wirtschaftlich, kulturell und finanziell. Deutschland ist vorläufig ein geographischer Begriff, auf dem die Trümmer seiner Volkskraft sich in chaotischer Weise bemühen, einen Ausweg aus der trostlosen Gegenwart zu finden. Es bleiben uns jetzt zwei Möglichkeiten offen, welche uns kein siegreicher Gegner nehmen kann: Entweder, wir tragen als ein Volk von Brüdern die Sklavenketten auf Iahre mit zusammengebissenen Zähnen, aber wir bewahren uns unsere nationale Einheit und Kultur, arbeiten an unserer Erstarkung und hoffen auf bessere Tage. Oder wir zerstreuen uns in alle Winde, wo jeder, der senaffensfähig ist, bessere Daseinsbedingungen findet. Dann wären wir wieder der Kulturdünger für die Welt und verzichteten für immer auf unsere nationale Existenz. Der erstere Weg ist ehrenvoller, der zweite für den einzelnen bequemer. Im letzteren Falle würde es sich nicht mehr lohnen, über Deutschland zu reden. Fassen wir deswegen getrost die ehrenvolle Dornenstraße ins Auge und begraben wir nicht den Glauben an uns selbst und an eine lichtvollere Zeit. Dazu aber bedarf es des völligen Bruches mit dem Althergebrachten und großer persönlicher Opfer von jedermann.

Nach den drei Grundbegriffen: Nahrung, Kleidung, Obdach wird sich vorerst unsere kommende Entwicklung regeln. Zunächst müssen wir essen und trinken. Da wir augenblicklich das zu unserer Volksernährung Nötige nicht erzeugen können, bleibt uns nichts übrig, als mit unserer Industrie das herzustellen, was wir dazu gebrauchen, um uns die fehlenden Nahrungsmittel zu kaufen. Iede Luxusindustrie verbietet sich von vornherein. Da wir jedoch unter den Zwangsmaßnahmen unserer Gegner unsere Industrieüberschüsse nicht zum Weltmarktwert verwenden können, unsere Nahrungsmittel dagegen über Weltmarktwert hereinnehmen müssen, so werden wir danach trachten, aus dieser wirtschaftlichen Abhängigkeit frei zu werden. Diese nationale Notwendigkeit drängt zur Obstruktion, indem wir uns mühen, unsere Produktion an Nahrungsmitteln zu erhöhen und unsere Erportindustrie in gleichem Maße still zu legen. Wir müssen also unsere Industrie zugunsten der Landwirtschaft einschränken und wieder zum überwiegenden Agrarstaat werden, denn nur unsere wirtschaftliche Unabhängigkeit kann uns in der Folge wieder zur politischen Freiheit führen. Dieser Entwicklungsgang zwingt uns in Übereinstimmung mit unsern führenden Männern (Hindenburg u. a.) zur inneren Kolonisation. An Stelle der auswärtigen Landarbeiter muß der heimische Bauer treten. Der vorhandene Boden muß noch rationeller ausgenutzt werden. Einerseits wird man zur Erhöhung der Fleischproduktion den kleinen Grundbesitz vermehren, andrerseits nach amerikanischem Vorbilde die

Leistungefähigkeit des Großgrundbesitzes im Kornerbau steigern mussen. Wenn wir auf diese Weise unsere Ernährung sichergestellt haben, und die Ernährung der dezimierten Bevölkerung auf der vorhandenen Fläche ist möglich, dann verbietet sich jede andere Industrie, als für den Eigenbedarf, von selbst. Wir werden darn in stillschweigender Opposition gegen die Ausbeutung unserer Gegner mit unserer Industrie nur das herstellen, was wir selbst gebrauchen, weil uns der Überschuß ja solange fortgenommen wird, bis wir uns politisch von den Fesseln unserer heutigen Bedrücker freigemacht haben. Die Rückkehr zum Landbau aber ist es, welche allein unser Volk von der Kulturfäule freimachen kann. Der Lurus, der Geburtenrückgang, die Proletarisierung unseres Volkes werden dadurch beendet und die unnützliche Entwicklung ist vorläufig zum Stillstand gebracht. Unsere Nation wird so allmählich wieder die Kräfte sammeln, um sich zu gegebener Zeit von einer unerträglichen Fessel zu befreien. Eine richtige Iugenderziehung wird dafür zu sorgen haben, daß in der heranwachsenden Generation der nationale Funke nicht zum Erlöschen kommt, und daß sie sich tüchtig hält, ihre große Zukunftsaufgabe dereinst zu erfüllen. An Stelle des Kastengeistes wird die Achtung vor jeder Arbeit treten müssen, der Militarismus muß durch körperliche Tüchtigkeit und eine gründliche Vorbildung aller tauglichen Elemente ersetzt werden. Das Volksheer hat zweifellos Vorteile gegenüber dem Militarismus, denn jeder, der im Felde stand, weiß, daß wir ganz andere Resultate erzielt hätten, wenn nament» lich unsere Subalternoffiziere lediglich nach dem Gesichtswinkel ihrer soldatischen Tüchtigkeit aus den Reihen der Soldaten selbst gewählt wären.

Natürlich muß bei dieser auf Iahrzehnte berechneten Entwicklung das Aussehen Deutschlands sich von Grund auf ändern. Unsere Großstädte werden zugunsten des platten Landes zurückgehen, und mancher ehemals rauchende Schornstein der Industrie wird eine Ruine zieren. Das sind uns vorläufig recht neue Begriffe, aber es sind Entwicklungserscheinungen, welche Deutschland in historischer Zeit schon öfter durchgemacht hat.

Es bleibt uns dann nur noch übrig, aus dem Beamtenstaat in den freien Volksstaat hinüberzukommen. Der Rückgang der Steuern wird uns zunächst zwingen, unfern Verwaltungsapxarat einzuschränken. Man wird in den kleinsten Kanälen, in der Gemeinde, anfangen müssen und von da weiter auf Bundesstaaten und das Reich übergreifen. Die Selbständigkeit der Bundesstaaten muß zugunsten der Reichseinheit beschnitten werden. Der Verwaltungsapparat, welcher völlig unproduktiv ist, muß auf das geringste Maß gebracht werden, um alle Hände in freien Berufen zu schaffender Arbeit frei zu machen. Daraus ergibt sich, daß der komplizierte heutige Verwaltungsapparat sich von selbst verbietet. Die Verwaltung muß nach kaufmännischen Grundsätzen reformiert werden und größere Leistungen bei verkleinertem Umfange aufweisen. Es gilt, sozusagen das Generalunkostenkonto des Reiches auf ein Minimum herabzudrücken. Neuer Geist, neue Ideen müssen in unserer Beamtenschaft Wurzel schlagen. Der Beamtenstand darf

nicht mehr eine Kaste mit lebenslänglicher Versorgung im neuen Deutschland bilden. Er muß befruchtende Ideen aus dem Erwerbsleben laufend in sich aufnehmen, um sich selbst am Wirtschaftsleben der Zeit zu verjüngen. Daraus ergibt sich zwingend, daß ein dauernder Wechsel und Austausch zwischen Beamten und freien Berufen einzutreten hat, wenn man die Reform des Staates im Geiste der Zeit vollenden will. Der Beamte darf nicht mehr einen lebenslänglich fundierten Stand im Staate bilden, er muß morgen in einen freien Beruf zurücktreten, genau so wie geeignete Elemente jederzeit aus dem Erwerbsleben in die Staatsverivaltung kommen. Mit der lebenslänglichen Anstellung entfällt auch die Pensionierung. Eine allgemeine staatliche Alters» und Invaliditätsversicherung hat an Stelle der Pension zu treten. Dann erst ist der Kastengeist und der innere Unfriede dauernd im Staate beseitigt.

Gewiß wird mancher in diesen Ausführungen vieles erblicken, was ihm heute noch unerträglich scheint. Opfer wird jeder bringen müssen und es bedarf jahrelanger Opfer von allen Seiten, um Deutschland als Nationalstaat zu erhalten.

Heute pflanzen wir auf Neuland junge Triebe. Wir pflanzen sie in der Hoffnung, daß dereinst Bäume daraus werden, in deren Schatten eine kommende Generation Schutz und Frieden findet.

Ein Wort über die Endziele der Sozialisierung und der Revolution.

Über Nacht kam der Zusammenbruch nach außen; über Nacht auch die Revolution im Innern; mit einem Mal fanden wir uns in ein republikanisches Deutschland und damit in eine uns mehr oder minder fremde Welt versetzt, in die Welt derjenigen Schicht, die durch die Revolution nach oben gekommen ist. Weitaus der größere Teil unseres Volkes fühlt sich von den Ereignissen überrannt und ausgeschaltet. Erbarmungslos würde auch die Entwicklung über uns alle hinweggehen, wenn wir uns nicht möglichst rasch entschließen wollten, uns in die neue Welt einzufühlen und sie zu begreifen. Ie tiefer wir uns in den Sinn einer Idee, in die Ziele einer Bewegung hineindenken, desto klarer werden sich uns auch die in ihnen liegenden Fehlerquellen und die sich daraus ergebenden Mißstände enthüllen; desto leichter wird es uns aber auch werden, dem Gedanken an sich gerecht zu werden. Dies gilt in höchstem Maße gegenwärtig, wo wir Stellung nehmen müfscn zu den brennenden Problemen der Revolution; wo es sich darum handelt, ob und wie weit die sozialistischen Ideen zur Durchführung gebracht werden können.

„Vom Mehrwert der Arbeit" Wilhelm Meridies

Der Sozialismus ist uns gerade nichts Fremdes mehr. Viele seiner Kampf-
ziele erscheinen dem Moderndenkenden sogar fast selbstverständlich: Soziale Ge»
setzgebung, Mindestlöhne, Achtstundentag, Freiheit der Presse, allgemeines Recht
auf persönliche Freiheit u. s. f. Was ist dagegen einzuwenden? Und doch machen
sich gerade gegen eine Forderung, die der christlichen Menschlichkeitside« scheinbar
am nächsten kommt, die größten Bedenken geltend, gegen das Schlagwort: „Sozi-
alisierung". Mit dem Wort allein wissen wir nichts anzufangen; auch mit dem
Sinn ist uns nicht viel geholfen; wir müssen das Ziel kennen. Das Ziel aber ist
eben: „soziale Gerechtigkeit". Niemand wird leugnen, daß dies ein xutes und
gerechtes Ziel ist, aber wie ist es zu erreichen? Es gibt drei Möglichkeiten: Ent-
weder es müssen alle arm sein, oder es müssen alle reich sein, oder aber es müssen
alle wohlhabend sein. Da die erste der beiden Lösungen zwecklos, die zweite
wohl noch auf lange hinaus unmöglich ist, kommt es aus die letzte an.

Auf dieses wichtige Problem: Wie macht man alle Menschen wohlhabend,
das heißt, wie gleicht man die übertriebenen Gegensätze zwischen Arm und Reich
aus? geht nenerdings *)'Walther Rathenau, der diese Fragen in seinen bisherigen
Schriften schon des öfteren gestreift hatte, noch einmal genauer ein und zwar, in-
dem er, ausgehend von der alten Marxistischen Mehrwertetheorie, sich mit den
augenblicklichen Sozialisierungsbestrebungen ganz sachlich auseinandersetzt, um
schließlich, jetzt nach der Revolution, zu demselben Ergebnis seiner Überlegungen
zu kommen, wie vor der Revolution in seiner „Neuen Wirtschaft". Dies muß
gerade deswegen hervorgehoben werden, weil man in der letzten Zeit von ver-
schiedenen Seiten hören konnte, daß es wohl schwer fallen dürfte, jetzt noch an
Forderungen festzuhalten, wie Rathenau sie in seiner „Neuen Wirtschaft" aufstellte.
Ich erinnere hier nur an die als „Auseinandersetzung mit dem System Rathenan"
gedachte Schrift: „Freie Wirtschaft" von v. Wiese**),)die, so viel Richtiges in
ihr enthalten ist, doch den Gedanken Rathenaus nicht gerecht zu werden versteht.
Doch dies gehört nicht hierher.

Es dürfte nicht uninteressant sein, den Gedankengang zu verfolgen, auf dem
Rathenan zu seiner ganz bestimmten Einstellung gegenüber der Sozialisierung und
damit letzten Endes auch zum Sozialismus überhaupt und der Revolution gelangt.

Vor siebzig Iahren stellte Karl Marr die Forderung auf: Man gebe dem
Arbeiter den vollen Mehrwert seiner Leistung. Man gebe ihm, was Kapitalist
und Unternehmer bislang zuunrecht beansprucht und erhalten haben, Zins und
Gewinn. Siebzig Iahre hat man über das Wörtchen „zu unrecht" gestritten;
nutzlos, wie uns scheint, denn bestehendes Recht kann mißachtet werden, wenn man
nur an seine Stelle etwas Besseres setzen kann. Solange diese Forderung von

') .Nach der Flut" von W. Rathenau. (S. Fischer Verlag 1919.) 1.7« M.

") »Freie Wirtschaft" von Leop. v. Wiese. Ter neue Geist. Verlag, Leipzig 1913. (drosch. 2.S0 Mk.)

Karl Marx nur Theorie blieb und als solche behandelt wurde, war sie ohne jede
zündende Kraft. Dies wurde jedoch allmählich durch die unermüdlich fortschrei-
tende sozialistische Aufklärung anders, und heute sehen wir die Wahrheit jenes
Satzes von Marx ein, der besagt: „Eine Theorie wird zur materiellen Gewalt,
wenn sie die Massen ergriffen hat". Heute beanspruchen eben die Massen Zins
und Gewinn, zumeist ohne jede Abnung, ob sie dadurch wirklich eine nennenswerte
Besserung ihrer Löhne und Lebensbedingungen erzielen würden. Denn tatsächlich
kommt bei der Verteilung des Gewinnes, z. B. einer großen Aktiengesellschaft, nur
ein ganz minimaler Satz auf den Kopf des Arbeiters, nicht mekr als 15 bis 20
Pfennig mehr für die Arbeitsstunde. Auf den ersten Blick scheint es, als würde
durch diesen für die Gesamtlohnsumme immerhin ins Gewicht fallenden Mehr-
wert sich die Kaufkraft des einzelnen Arbeiters steigern, mithin auch der Gesamt-
umsatz und Nutzen steigen und wachsen, kurz gesagt, die Gesamtwirtschaft nürde
sich von selbst, fast wie durch ein perpetuurn mobile heben. Doch liegt in dieser
Rechnung ein Fehler, den gerade die Sozialisten immer nur zu sehr geneigt sind zu
übersehen; und doch liegt bei ihm der Angelpunkt der ganzen Mehrnertstheorie.
Diese eben erwähnte selbsttätige Hebung der Gesamtwirtschaft und die wachsende
Kaufkraft ist nämlich nur dann vorhanden, wenn auch der Geldwert entsprechend
steigt. Aber gerade dies wird nicht der Fall sein, vielmehr folgt aus der Willkür»
lichen Loslösung des Arbeitslohnes aus dem wirtschaftlichen Kreislauf notwendig
die Geldentwertung. Denn da — das mache man sich klar — bei einer restlosen
Durchführung der Gewinnauszahlung jeglicher Profit für das Unternehmen weg-
fällt, — wie man sieht, bedürfte man bei dieser Art und Weise keines Kommunis-
mus, keines Staatsozialismus — würde nichts anderes geschehen, als daß sich der
Geldumlauf ins Maßlose vermehrte und dementsprechend auch' die Staatsver-
schuldung. Als weitere Folge buchen wir dann noch unaufhörliches Sinken des
Geldwertes. Was dann letzten Endes daraus entstände, sehen wir nirgends besser
als an Rußland: Alles, was an beweglichen und toten Gütern auf der Landober»
fläche vorhanden ist, erhält sich, solange es kann, nntzt sich schließlich ab, zehrt sich
auf. übrig bleibt das nackte Land, der Acker. Wir kämen also schließlich zur Ein-
ebnung der Wirtschaft bis auf den natürlichen Erdboden.

Wir sehen, daß die buchstäbliche Durchführung der marxistischen Theorie zur
vollständigen Zerrüttung unserer gesamten Wirtschaft führen würde. Es bleibt
nichts anderes übrig, als wie bisher den gesamten Mehrwert dem Unternehmen
selbst ungekürzt zuzuführen. Der eigentliche Sinn des Mehrwertes ist doch die
Wirtschaftsrücklage. Es ist ganz gleichgültig, wer diesen Mehrwert erhält oder
verwaltet, nur abgeschafft darf er nicht werden, auch nicht verbraucht. Nie wird
sich der einzelne Arbeiter aus dieser Quelle auf die Dauer seine Lebensführung
verbessern können.

Wir dürfen uns aber nicht mit der Feststellung der Fehler in der Rechnung
der Sozialisten begnügen, sondern müssen in der Überzeugung von der Reinheit des

Grundgedankens und im Vertrauen darauf, daß die neuen Kräfte schließlich doch neues Leben und neue Gedanken wecken werden, versuchen auf anderen Wegen zu demselben Ziele zu gelangen, nämlich zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes, also zu dem, was sich jeder unter dem Wort „Sozialisierung" vorzustellen pflegt. Zunächst ließe sich recht viel unmittelbar erreichen durch ein gutes Steuersystem, das jede Geldwillkür und Geldherrschaft bis auf den letzten Pfennig wegbringt. Ferner könnte man durch Einführung demokratischer Formen in den Wirtschaftsaufbau die so gehaßte Willkür der Macht der Unternehmer brechen. Doch auch auf dem Wege der Vergesellschaftung ließe sich schließlich manches erreichen, sofern nur vernünftig vorgegangen wird. Ohne auf die Vorzüge und Nachteile im einzelnen näher einzugehen, sollen die drei verschiedenen Wege genannt werden, auf denen man eine Vergesellschaftung erreichen kann.

1. Arbeiter und Angestellte werden am Ertrage des Unternehmens ' beteiligt.
2. Gemischte Wirtschaft.
3. Verstaatlichung.

Ieder dieser drei Wege führt in bestimmten Fällen und unter bestimmten Voraussetzungen zum Ziele. Geht man aber unüberlegt und voreilig an die Wahl eines der drei Wege, so kann das Heilmittel der Sozialisierung wirken wie Gift. Hier kommt nun Rathenau in der Überzeugung, daß weder die Verstaatlichung die Ergiebigkeit verdoppeln könne, noch durch eine neue Verteilung die Not der Werktätigen gestillt werde, zu den Forderungen, die er schon in der „Neuen Wirtschaft" aufstellte: Eine neue Wirtschaftsordnung muß von Grund auf gebildet werden durch Selbstverwaltung, nicht durch Staatswirtschaft; durch freie Initiative, nicht durch Bürokratie; durch Macht zur Ordnung, nicht durch Willkür. Er denkt sich das Bild der Gestaltung der künftigen Zivilisation folgendermaßen: Der politische Staat als Hanptbau, jedoch nicht als einziger Staatebau. Mit ihm verwachsen, jedoch innerlich frei der Wirtschaftsstaat, der Kulturstaat, der Religionsstaat. Notwendig zur Durchführung dieser Gedanken ist natürlich, wie auch bei den sozialistischen Gedanken, ein völliges Umlernen und Umdenken. Wie immer schließt Rathenau hier jene Gedanken und Forderungen an, die eine Eigentümlichkeit seiner Schriften sind, wie sie bisher kein Wirtschaftspolitiker in seine Werke verwoben hat, die geistigen und sittlichen Forderungen. „Nicht um der Wirtschaft willen, sondern um des Geistes willen wird Wirtschaft betrieben. Die letzten Werte, die sie erzeugt, sind die unsichtbaren, und die unsichtbaren sind die gewaltigsten." Nur dann wird eine neue Form der Wirtschaft entstehen, wenn ihr auch eine neue Einstellung des Geistes entspricht. Bisher kannten wir nichts als Eigensucht und Anarchie; jetzt bedürfen wir anderer Kräfte: Verantwortung und Gemeinsinn. Das ist es schließlich auch, was das deutsche

Volk aus der Revolution und damit diese selbst noch retten kann: Der neue Geist der Verantwortung und der Solidarität. Nur dieser Geist kann es uns noch einmal zum Bewußtsein bringen, daß wir eine Nation sind, ein Volk des Geistes; ein Volk gemeinsamer Prägung, gemeinsamen Ehrgefühls und Nationalbewußtseins.

Arbeiten wir darum an der Ausbreitung dieses Geistes!

Martin Havenstein:

Die notigste Neuerung in der hoheren Schule.

Der deutsche Germanisten-Verband (D. G. V.) ist im Mai 1912 zu Frankfurt am Main gegründet worden. Was er erstrebt, ersehen wir am besten au? den „Verhandlungen bei der Gründung d e s D. G. V.", erschienen bei B. G. Teubner als siebentes Ergänzungsheft der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht". Den Hauptinhalt dieses Höstes bilden die Rede i der drei eifrigsten Wortführer des Verbandes, des Akademieprofessors Dr. Friedrich Panzer, des Oberlehrers Prof. Dr. I o h. G. Sprengel und des Studienanstaltsdirektors 1>r. Klaudius Bojunga. Ihre Ausführungen sind zusammengefaßt in dem Entwurf der Satzungen des Verbandes, dessen wichtigster Abschnitt lautet:

„Der D. G. V. hat eine dreifache Aufgabe:

1. Er will das Verständnis für die Bedeutung der deutschen Sprache und der deutschen Kultur in all ihren Äußerungen bei wetteren Kreisen unseres Volkes fördern.
2. Er will die wissenschaftliche Behandlung die er Gebiete entwickeln und vertiefen.
3. Er will ihnen im deutschen Geistesleben, besonders in der Iugendbildung, einen Platz erringen, der ihrer Bedeutung entspricht."

Man sieht, das Kind hat in der Taufe nicht den rechten Namen erhalten.

Was der D. G. V. erstrebt, ist von ganz allgemeiner Bedeutung. Es handelt sich nicht um einen fachwissenschaftlichen Verein, sondern um eine „deutschgesinnte Genossenschaft", deren Hauptziel nicht die Förderung der Germanistik ist, sondern die Forderung des Deutschtums im deutschen Volke, zumal in der deutschen Schule.

in der höheren Schule
Marlin Havenstein
Daß es in Deutschland solcher Vereine zur Förderung des Deutschtums überhaupt bedarf, ist seltsam und bedauerlich, aber leider wahr. Unser völkisches Selbstbewußtsein ist schwach, beschämend schwach, das braucht dem Einsichtigen nicht erst bewiesen zu werdest. Wcr ein Ehrgefühl nicht nur für seine Person hat, fondern auch für seine Nation, wird sich getrieben und verpflichtet fühlen, diese Schwäche zu bekämpfen. Das Hauptfeld aber zu ihrer Bekämpfung ist die Schule, und zwar in erster Linie die höhere Schule.
Denn in unserer höheren Schule Kar das Deutsche keineswegs die Stellung, die ihm zukommt und die es in der Volksschule besitzt. Die Geschichte unserer Kultur und Erziehung hat es mit sich gebracht, daß unsere höheren Schulen bis auf diesen Tag in der Hauptsache Fremdsprachenschulen sind. Seit den Zeiten, wo in Deutschland das Lateinische als Gelehrten- und Gebildetensprache gelernt werden mußte, herrscht bei uns der Wahn, höhere Bildung sei vor allem Kenntnis des Lateinischen oder anderer fremder Sprachen, während doch die Griechen, unsere gepriesenen Vorbilder, die höchste und echteste Bildung (die etwas ganz anderes ist als Belehrtheit) besessen haben, ohne sich je mit der Erlernung fremder Sprachen abzugeben. Ganz langsam nur ist das Lateinische in unserem höheren Bildungswesen aus seiner Vormachtstellung ein wenig zurückgedrängt worden: es hat wenigstens die Alleinherrschaft darin verloren. Als es schon längst keine gesprochene und geschriebene Sprache mehr bei uns war und die verändert:n Verhältnisse gebieterisch verlangten, aus dieser Tatsache die praktischen Folge» rungen zu ziehen, hat man lateinlose höhere Schulen bei uns geschaffen. Aber anstatt nun im Unterricht an die Stelle des Lateinischen d i e Sprache zu setzen, die im Leben längst an seine Stelle getreten war und die aus ihrem Schoße seit anderthalb Iahrhunderten eine wunderreiche und wunderschöne Literatur hatte hervorgehen lassen, die nenhochdentsche Schriftsprache, ersetzte man, im Banne des überlieferten Vorurteils, das Lateinische durch das Französische und Englische, so daß also auch in der neuen Schulgattung die Fremdsprachen ihren Platz im Mittelpunkt des Unterrichts behaupteten. Kein Zweifel, die Muttersprache ist bei der bedeutsamsten neueren Umgestaltung unseres höheren Schulwesens wieder zu kurz gekommen, und die Realanstalten sind von dem einen, was uns auf diesem Gebiete not ist, beinahe ebenso weit entfernt wie das alte Gymnasium.
Was wir brauchen, ist meines Erachtens eine Schulreform, die die höhere Schule nach dem Muster der einzigen wahrhaft deutschen Schuleneu gestaltet, die wir heute besitzen: der Volksschule. Die höhere Schule muß zu einer wahren höheren Volksschule werden, indem sie, auf höherer Stufe die Volksschule nachbildend, die Fremdsprachen an ihre Peripherie verweist, die heutigen „Nebenfächer" (Geschichte, Erdkunde, Zeichnen usw.) zu Hauptfächern macht und der Muttersprache die beherrschende Stellung im Unterricht gibt, die ihr einzig zukommt. Durch eine solche inhaltliche Annäherung der Schulen, nicht durch ein

möglichst langes Zusammensperren aller noch so verschiedenen Kinder in dieselben Klassenräume schaffen wir die Einheitsschule, die imstande ist, unser Volk wirklich kulturell zu fördern.

Den stärksten Widerstand findet dieses Streben begreiflicherweise bei denen, die am meisten am Altüberlieferten hängen und die bei einer solchen Umgestaltung des Schulwesens die Hauptunkosten zu tragen haben würden: bei den Freunden und Vertretern des humanistischen Gymnasiums. Sie fühlen sich durch jede noch so bescheidene Forderung zugunsten des dentschen Unterrichts ernstlich bedroht. Als daher der D. G. V., die patriotische Stimmung der ersten Kriegsjahre benutzend, 1916 den deutschen Regierungen eine —meisterhaft abgefaß.e — Denkschrift über die Neuordnung des deutschen Unterrichte auf den höheren Schulen überreichte, kamen die Altsprachler und ihre Freunde eiligst zusammen und hielten „Kriegstagungen" ab, um das überkommene „Palladium" der deutschen Bildung, den altsprachlichen Unterricht, vor den reu» tonischen Neuerern zu schützen und jede tiefere Wirkung der Denkschrift im Keime zu ersticken.

Gegen die Verhandlungen und Beschlüsse dieser Tagungen wendet sich Sprengel in seiner temperamentvollen Kampfschrift „Des deutschen Unterrichts Kampf um sein Recht" (Berlin bei Ttto Salle 1917).

Sprengel weist darin die widerspruchsvolle Haltung der Vertreter des Gymnasiums nach: sie erkennen die zentrale, beherrschende Bedeutung des deutschen Unterrichts und die Notwendigkeit seiner Umgestaltung im Grunde an (wer könnte sie auch heute noch leugnen?), sobald sie aber von einer Vermehrung der deutschen Unterrichtsstunden hören, durch die jene Umgestaltung doch einzig zu erreichen wäre, rufen sie: „Nein, nein, es soll und muß alles beim Alten bleiben!" Auf einer der genannten Tagungen war man bemüht, den Widerspruch zu verhüllen. Man suchte hier die berechtigten Forderungen des D. G. V. mit begeisterten Lobsprüchen auf den deutschen Unterricht gleichsam unter dichten Blumenkränzen zu begraben. Der Redner feierte das Deutsche als den „heimlichen Kaiser" des gesamten Unterrichts, ohne sich indessen befriedigend darüber zu erklären, weshalb dieser Kaiser weiter in Verborgenheit leben müsse, anstatt öffentlich den Thron zu besteigen, der ihm zukommt.

Sprengels Kampfschrift ist, wie auch manche Auslassungen seiner Kampfgenossen, imTone derb. Es ist ein wenig kurur 1'eutonicus darin. Begreiflich genug. Die Herren kämpfen für die bessere Sache — die Sache der Zukunft —, gegen eine starke, unendlich zähe und ganz und gar nicht entgegenkommenre Übermacht, und das macht, wie man weiß, auch den Ruhigsten schließlich nervös. In der Sache bleibt Sprengel bei allem Kampfeseifer in seinen Forderungen bescheiden und bemüht, den Wünschen und Wertungen der Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir — ich rechne mich selbst dazu —, wir sind leine

Stürmer und Dränger. Wir wissen sehr wohl, man kann einen Bau wie unser höheres Schulwesen nicht an einem Tage umbauen. Wir wollen auch das Überlieferte, soweit es nur irgend noch Lebenswert hat, weder heute noch in Zukunft zerstören. Wir kennen das Erbe des Altertums und lieben unsere geistigen Väter und Vorfahren im alten Griechenland und Rom wie unsere leiblichen Ahnen zwischen Rhein, und Weichsel. Wie sollte auch jemand Homer und Sophokles, Phidias und Prariteles nicht wollen, der Goethe und Schiller, Hölderlin und Möricke, Böcklin und Klinger will? Wahrhaftig, ich weiß mich frei von jeder nationalistischen Beschränktheit und meine, daß wir uns beileibe nicht etwa ewig selbst bespiegeln und über jedem heimischen Gänseblümchen die Wunderblüten fremder Kulturen vergessen sollen. Aber, — dies halten wir den „Antikischen" entgegen — man muß uns erstlich erlauben, das Altüberlieferte auf seinen Lebenswert ein wenig gründlicher zu prüfen, als es die Altsprachler selbst in ihrer Voreingenommenheit tun, wobei sich dann zeigt, daß zum mindesten das, was im lateinischen Unterricht noch immer den breitesten Raum einnimmt, das Übersetzen i n die alte Sprache, das „Sprachererzieren", mit Sprengel zu reden, keineswegs den Bildungswert besitzt, den man ihm beilegt.*) Zweitens glauben wir das Erbe der Alten gerade dann am besten zu verwallen, wenn wir ihnen nicht immer nur nachbuchstabieren, wo wir längst lesen gelernt haben. „Man vergilt einem Lebrer schlecht, wenn man immer nur sein Schüler bleibt." (Nietzsche.) Es gilt, die Anregungen und Gaben der alten Römer und Griechen lebend und schaffend zu verwerten. Ob es aber dazu einer Kenntnis der alten Sprachen bedarf, wie sie das Gymnasium mitteilt, erscheint äußerst fragwürdig, sobald man nur einmal unsere Zeit mit der vor 100—150 Iahren vergleicht. Wir, können heu e ohne Zweifel hundertmal soviel Griechisch als damals. Und doch war damals in unserem geistigen Leben und Schaffen das Griechentum unvergleichlich viel lebendiger und wirksamer als heute. — Endlich aber — und das ist das Wichtigsie — sind wir zum Angriff genötigt, weil man uns — die fremden Sprachen das Deutsche — gleichsam eingekreist hält und auf den engsten Raum beschränkt. Wir wollen nicht das Fremde und Ferne aus unserer Kultur und Bildung verbannen, aber wir verwahren uns dagegen, daß man bei uns wie bisher das Heimische über dem Fremden, das Nahe über dem Fernen vernachlässige. Der deutsche Unterricht, der gehaltvollste und bildendste, den wir kennen, darf nicht länger die Aschenputtelrolle spielen, die er heute in der höheren Schule noch immer spielt. Es nützt durchaus nichts, daß man ihm Lobeskränze flicht, wenn man ihm weiter die Stundenzahl verweigert, deren er zur Erfüllung seiner Aufgaben bedarf.

*) Es sei mir gestattet, hierfür und für die folgenden Sätze ans die ausführlichen Darlegungen in meinem Buche «Vornehmheit und Tüchtigkeit' <bei E. S. Mittler u. So!,n, Berlin, 3. Auflage 1919) S. 157—18«, sowie auf meine soeben im selben Verlage erschienene Schrift „Die alten Sprachen und die deutsche B i l d u n g " zu verweifen.

Von dem Umfang und der Bedeutung dieser Aufgaben gibt uns einen Begriff
die Sammlung von Heften, die der D. G. V. unter dem Gesamttitel „D eutsch »
Unterricht nndDeutschkunde" (Berlin W. 57, Verlag von 5Itto Salle)
herausgibt. Das erste Heft, von B o j u n g a , he^ßt „D e r d e u t s ch e S p r a ch -
Unterricht auf höheren Schule n", das zweite, von Pr?f. I),. K.
Reuschel, „Die deutsche Volkskunde im Unterricht an
höheren Schule n". Kein Lehrer des Deutschen sollte es versäumen, sich mit
diesen vortrefflichen Hilfsmitteln des Unterrichts vertraut zu machen. Bojunga
weist überdies, auf Rudolf Hildebrands Wegen fortschreitend, überzeugend nach,
daß der deutsche Unterricht keineswegs, wie man gewöhnlich glaubt, an formalem,
logischem Bildungswert hinter anderen Fächern zurücksteht, sondern daß er, richtig
gehandhabt, sie hierin sogar sämtlich übertrifft.
Aber verwerten können wir dies erst, wenn wir im deutschen Unter»
richt mehr Zeit zur Verfügung haben. Die armen drei Wochen-
stunden, die uns heute am Gymnasium und Realgymnasium zu Gebote stehen,
reichen — jeder Deutschlehrer weiß es — nicht einmal aus, um mit der nötigen
Vertiefung das zu treiben, worauf wir uns bisher im Unterricht beschränkt haben.
So setze man den „heimlichen Kaiser" auf den Thron und gebe dem, Kaiser, was-
des Kaisers ist!
Sprengel fordert in seiner Kampfschrift für das Deutsche eine Wochen-
stunde mehr in allen Klassen. Wahrlich, eine bescheidene Forderung! Immer-
hin wäre damit für das Deutsche schon viel gewonnen, und das Lateinische könnte-
den Verlust leicht verschmerzen. Am Gymnasium könnte es ohne Schaden sogar
zwei Stunden an das Deutsche abtreten. Wir sahen, an die Stelle, die einst daS
Lateinische in unserer Kultur und Erziehung einnahm, ist längst das Neuhoch-
deutsche getreten. Nur nach totem, nicht nach lebendigem Recht enthält also daS
Lateinische dem Deutschen die Zeit vor, deren es zur Erfüllung seiner erzieherischen
Aufgabe bedarf. Und das Lateinische braucht sie nicht, um das zu leisten, waS
es heute noch zu leisten hat. Das Übersetzen i n s Lateinische hat heute bewiesener-
maßen keine selbständige Bedeutung mehr. Man schränke es also auf das Maß
ein, das erforderlich ist, um die Grammatik einzuüben und das Übersetzen aus
dem Lateinischen vor Unsicherheit und Raterei zu bewahren. Daß dazu nicht viel
erforderlich ist, beweist das Beispiel des Griechischen, bei dem man mit wenig
Übersetzen aus dem Deutschen auskommt, ohne doch beim Übersetzen ins Deutsch«
hinter dem Lateinischen zurückzubleiben. Mindestens eine Stunde würde dadurch
für das Deutsche frei. Ein hoher Gewinn für die Schule! Denn wahrlich, die
deutsche Dichtung kann der Stunde einen besseren Inhalt geben als die Übungs-
bücher von Ostermann-Müller.
Mit einer Erweiterung des deutschen Unterrichts wäre auch bald eine
Schwierigkeit gehoben, ans die man vielfach hingewiesen hat. Solange der

deutsche Unterricht, der schwerste, den es gibt, im Vergleich mit den anderen Hauptfächern so ungünstig gestellt ist, daß er bei der niedrigsten Stundenzahl mit der mühseligsten und zeitraubendsten Arbeit (der Aufsatzkorrektur) belastet ist, solange wird es ihm an der Fülle tüchtiger Lehrkräfte fehlen, die in den anderen, besser gestellten Fächern stets vorhanden sind. Man gebe dem deutschen Unterricht die Stellung und die Stundenzahl, die er seiner Bedeutung nach beanspruchen darf, und man wird sehen, wie bald sich die geeigneten Lehrkräfte für ihn finden werden, auch wenn man die Anforderungen in der Staatsprüfung den Wünschen und Vorschlägen des D. G. V. gemäß beträchtlich erhöht.

Studiemat Dr. Fickelscherer:

Das verfrühte Reifezeugnis für die Hochfchule.

Seit Kriegsbeginn sind eine Menge von Verordnungen ergangen, um die akademische Iugend, die Studenten unserer Hochschulen und solche, die es werden wollen, d. h. die zum Heeresdienste einberufenen Schüler der höheren Lehranstalten, für die Einbuße unwiederbringlich verlorener Lehrjahre zu entschädigen. In der günstigsten Lage sind die gewesen, denen 1914 als Oberprimanern nach einem Vierteljahrs die Erlaubnis zur Notreifeprüfung bewilligt wurde, obwohl schon ihnen der köstlichste Ertrag ihrer Schulzeit, die Beschäftigung mit den wertvollsten Geistesschätzen aller Zeiten, dadurch z. T. verloren ging. Später wurde allen, die acht Iahre einer neunklassigen Schule angehörten, durch Verkürzung oer beiden Primanerkurse die Möglichkeit geboten, sich die Berechtigung zum Besixbe einer Hochschule zu erwerben. Auch ihnen wird noch manche Lücke in ihrem Bildungsgange fühlbar werden; aber man darf hoffen, daß es ihnen gelingen wird, ihr Studium mit Erfolg zu betreiben. Aber entschieden zu weit in der Begünstigung für die Feldgrauen geht die am 17. Februar für das ganze Reich erlassene Verordnung, die allen bis Ende 1916 eingezogenen Feldzugsteilnehmern im Besitze des Primanerzeugnisses, d. h. nach wenigen in Obersekunda abgesessenen Monaten ohne vorausgegangene Prüfung die Reife für das akademische Studium zuerkennt. Damit wird die „Wohltat Plage", noch mehr ein Danaergeschenk für alle scheinbar damit Beglückten. Wohl führt man zur Begründung so weitgehender Bevorzugung an, die harte Zucht des Krieges habe mehr als sonst die Friedensarbeit auf der Schulbank die Iünglinge, zu Männern reifen lassen, die ernster und zielbewußter als ehedem viele ihre nächste Lebensaufgabe, den Besuch der Universität, auffassen würden. Hoffen wir, daß das für recht viele zutrifft. Ob aber nicht auch für viele, noch nicht sittlich Gefestete, wir denken namentlich

an die während des Krieges meist in sehr jugendlichem Aller ernannten Offiziere, sich nachteilige Folgen, wie bei vielen Kriegsteilnehmern, herausstellen werden? Man höre nur einwandfreie Berichte über das Treiben in den Großstädten Belgiens, Nordfrankreichs oder gar Rumäniens während der deutschen Besetzung und der Zweifel wird verständlich. Noch schwerere Bedenken werden jedem Kenner der Verhältnisse aufsteigen, wenn er sich die Zukunft solcher ehemaligen Obersekundaner im Fakultätsstudium vorstellen soll, selbst angenommen, sie hätten nichts von allem bisher Gelernten vergessen. Daß solche Fächer wie Theologie, altsprachliche oder neuere Philologie, Mathematik und Naturwissenschaften Vorkenntnisse in einem Umfange voraussetzen, wie sie bisher nur in den letzten Iahren auf einer nennllassigen höheren Lehranstalt angeeignet werden konnten, bedarf keiner eingehenden Begründung. Ebenso kann man sich eine ausführliche Darlegung ersparen, weshalb die Einführung etwaiger Nachhilfekurse auf der Universität selbst schwerlich einen genügenden Ersatz bildet, besonders auf den am stärksten besuchten Hochschulen, wie Berlin, Leipzig, München, die gegenwärtig kaum dem Andrange der Heimgekehrten genügen können. Ob es so bleiben wird, daß vor den Hörsälen das daheim um leiblicher Nahrung willen in der Kriegs zeit geübte Polonäsestehen sich zur dauernden Erscheinung bei den nach geistiger Nahrung Hungernden ausbilden wird, müssen wir freilich noch abwarten. Eins aber steht fest. Bisher brachten die Primanerjahre, gleichviel auf welcher Schulgattung und unter welchen Lehrern sie verbracht wurden, für alle Lernenden den Gewinn, daß jeder Unterricht mehr wie zuvor zu wissenschaftlichem Denken erzog, wohl auch in die Sprache der Wissenschaft einführte und sie verstehen lehrte. Da» neben ging die in solchem Alter meist noch dringend notwendige Anweisung und Zucht in der Handhabung der Muttersprache namentlich für den schriftlichen Ausdruck, wobei mancher Auswuchs zu beschneiden war, manche vor Irrwegen bewahr: werden mußten nnd nur die wenigsten eigener Beanlagung oder Eingebung überlassen werden durften. Alles das wird dem Studenten mit einem Halbjahr Obersekundanerbildung fehlen. Daß aber die Universitätslehrer ihre Anforderungen wesentlich berabsetzen oder den wesentlich geänderten Verhältnissen gegenüber zn weitgehenden Zugeständnissen bereit sein werden, steht kaum zu erwarten. Nach wie vor werden sie sich auf die Förderung der Wissenschaft als auf ihre vornehmste Pflicht berufen, vielleicht sich garnicht daran gewöhnen können, die in ihren Vorträgen schon seit langer Zeit an das Verständnis ihrer Zuhörer gestellten Ansprüche zu ermäßigen, selbst wenn sie es wollten. Namentlich in den von ihnen geleiteten praktischen Übungen, die mit jedem Studium Hand in Hand gehen sollen, wird es ihnen schwer werden, einen Unterschied zu machen zwischen Teilnehmern mit regelmäßiger und solchen mit stark beschnittener Vorbildung.

Und die Folge davon? Gar bald wird der angehende Student den Mangel der obersten Schuljahre selbst^ inne werden, noch schlimmer, wenn es ihm durch andere zum Bewußtsein gebracht werden muß. Die schon früher fast von jedem

während seiner Universitätsjahre gemachte Erfahrung, daß man zeitweilig das Selbstvertrauen auf seine Kraft und seine Leistungen einzubüßen geneigt ist, droht bei solchen Zurückgebliebenen dauernd und der Anfang eines verfehlten und eingleisten Daseins zu werden, und das in einer Zeit, wo in fast allen Berufen mit akademischer Bildung Überfüllung besteht und trotz der Verluste durch den Krieg noch auf lange Zeit zu befürchten ist, während andrerseits auf vielen Gebieten es an Kräften mangelt, die bei der Wiederaufrichtung unseres schwer getroffenen, aus tausend Wunden blutenden Vaterlandes Hand anlegen sollen. Aber wohlgemerkt, ein jeder nach seinem Vermögen! Früher konnte noch mancher in den Primanerjahren sich selbst prüfen, ob seine Begabung für ein akademisches Studium ausreichte, oder von berufener Seite auf den für ihn gangbarsten Weg gewiesen werden. Daß eine solche Möglichkeit jetzt wegfällt, bedeutet, so fürchten wir, eine schwere Irreführung, die sich früher oder später rächen wird.

Dr. I. P. Büß, Heidelberg:

Ästhetentum und Futurismus im Dienste der chauvinistischen Agitation.

Seit dem Tripoliskrieg konnte es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Führer des italienischen Volkes, die den militärischen Geist verherrlichten und wenige Iahre später gerade diesen Geist im deutschen Militarismus verdammten, nicht mehr in erster Linie die Erfüllung der irredentistischen Wünsche im Auge hatten, nicht mehr die Erringung der Vorherrschaft in der Adria, vielmehr über diese lokal begrenzten Ziele hinaus eine imperialistische Machtpolitik zur Begründung der italienischen Weltmacht betrieben. In der Art, wie man das wahre Wesen dieser Politik zu verdecken und zu bemänteln versuchte, liegt die große Unmoral und das eklatante Heuchlertum, an denen das moderne geistige Italienertum krankt. Der Kampf für die heiligen Güter der Menschheit, den die Italiener seit einigen Iahren in der Theorie als den ihrigen preisen, trägt in Wirklichkeit durchaus das Gepräge des „sucro egoisin«". Im „Avanti", dem Hauptorgan der Sozialisten, wird denn auch unverhehlt Aufschluß erteilt über die Unwahrhaftigkeit, von der innere Politik und Kriegspolitik der nationalistischen Gruppe in ihren Wechselbeziehungen durchtränkt sind: „Die parlamentarische Einrichtung zu bekämpfen, ist ein neues Mittel, um die autokratischen, konservativen und bürokratischen Tendenzen zu begünstigen, jene „deutschen" Methoden, die engere Nationalisten jetzt augenblicklich verdammen, die aber tatsächlich ihrem Herzen am nächsten stehen." (Avanti vom 18. Nov. 1915.)

Schon bei d'A nnunzio , der erst die Masten für sich gewann, als er seine
künstlerische Individnalilät aktuell-politischen Tendenzen unterordnete, als er den
Helden seines Dramas „I^a Xn,v?' die politische Parole verkünden ließ: „Die
ganze Adria sei der Veneter Vaterland" und in dionysischer Verklarung die wieder»
gewonnene Weltherrschaft Roms feierte, beobachten wir jene? unnatürliche Auf-
gehen ästhetischer Werte in der blutrünstigen Sinnlichkeit einer völkerhassenden
Tagespolitik. Die bezaubernde Macht seiner Sprache ließ in heilloser Verzerrung
gerade aus der Asche des römischen Imperiums den Phönir neuitalienischer Größe
emporsteigen. Anders die jüngere Dichtergeneration der Futuristen. Ihr
künstlerischer Revolntionismus geht Hand in Hand mit einem national-politischen
Radikalismus, der besagt, das moderne Italien könne nur dann zur Weltherrschaft
gelangen, wenn es in bewußter Tat alle Erinnerung an das Alte und die Ver-
gangenheit abstreife und seine weltherrschaftliche Zukunft durch den nationalen
Krieg gestalte. In diesem Sinne gilt ihnen jede technische Neuerung (ein Auto-
mobil oder ein Flugzeug) mehr als das Kunstwerk eines italienischen Meisters,
mehr als Dantes Divina Comoedia.

F. T. Marin etti, der wesentlichste Vorkämpfer der italienischen Futu-
risten, hat in seiner Broschüre: .,I?iituri»ta (?u«rra. soln lszieue üel rn«n<t«^
(Milano 1915) Richtunggebendes für diese ganze Schule festgelegt, die das Erbe
d Annunzios anzutreten im Begriffe stand und deren gefühlerohe Aktivität — wie
die Wirkung bewies — doch auf einen italienischen Masseninstinkt zugeschnitten
war. Einige Stilproben mögen genügen, um in das politische Aktionsprogramm
Marinettis einzuführen, der die spezifisch preußisch-deutschen Eigenschaften, die er
anfs schärfste verurteilt, den Italienern nicht eindringlich genug empfehlen kann:
„Mit Millionen von Manifesten, Bänden und Werken in allen Sprachen, mit
zahllosen Faustschlägen und Ohrfeigen, mit mehr als 800 Konferenzen haben wir
in der ganzen Welt und besonders in Europa die Vorherrschaft des italienischen
Schöpfer- und Erneuerungsgeistes über das Genie der anderen Rasten gezeigt . . .
So haben wir den Ruhm verdient, die italienische Kunst über die Weltkunst zu
stellen, die wir überholt und hinter uns gelassen haben . .. Wir Futuristen verherr»
lichen seit mehr als 2 Iahren unter den Pfiffen der mit Podagra Behafteten und
der Paralytiker die Liebe zur Gefahr und der Heftigkeit, die Vaterlandsliebe und
den Krieg, denKriegalsdeneinzigenWegznrGesundungder
Welt. Wir sind glücklich, endlich die große futuristische Stunde Italiens zu er-
leben, während die böse Brut der Pazifisten sich in die tiefen Keller ihres lächerlich n
Palastes der Aya verkriecht .... Letzthin h^ben wir mit Vergnügen auf den
Straßen und Plätzen alle fieberhaftesten Kriegsgegner verhauen und haben ihnen
unsere gesunden Grundsätze ins Gesicht geschrien: 1. Dem Individuum und dem
Volk seien alle Freiheiten gelassen außer der: feige zu sein. 2. Das Wort „Italien"
soll das Wort „Freiheit" beherrschen. 3. Die langweilige Erinnerung
der römischen Größe soll ausgelöscht werden durch eine

hundertfache italienische Größe. 4. Italien hat heute für uns die
Ferm und die Macht eines schönen „Dreadnought" mit einer Fülle von Torpedo-
Jnseln. Stolz in dem Gefühl, daß der kriegerische Geist des
ganzenLandesdemunser e ngleich ist,rufenwirdieitalie-
nischeRegierung,die endlich futuristischgeworden ist,an,
alle nationalen Ambitionen zu vergrößern, die dummen
Anklagen von Piraterie zu verachten und die Geburt des
Panitalianismus zu proklamieren. 5. Dichter, Maler,
Bildhauer und Musiker, Futuristen Italiens! Solange der
Krieg dauert, lassen wir beiseite die Verse, die Pinsel, den Meißel und die
Orchester! . . . Nichts können wir heute bewundern als die
furchtbareSymphoniederSchrapnellsund die närrischen
Skulpturen, die unsere inspirierte Artillerie in den
feindlichen Massen bilde t."
Über den Plänen der kolonialen Ausdehnung des Panitalianismus und der
Vorherrschaft Italiens vergißt Marinetti, gleich allen Literaten des modernen
italienischen Imperialismus, nicht, die irredentistische Sehnsucht klingen zu lassen:
„Triest!" „Du bist unser einziges Pulverfaß . . . Verachtet die pazifistischen und
internationalen Theorien! Der Patriotismus und die Liebe zum
Krieg haben nichts zu tun mit jenen Ideologien. Hier sind Prinzipien
derHygiene, ohne die nichts als Dekadenz und Tod ist! Vergiß nicht, Triest,
daß Italien die Form eines Dreadnought hat. Wir nähren in unserem Blut den
stärksten italienischen Haß des 20. Iahrhunderts, den H a ß g e g e n Ö st e r r e i ch.
Von geringer Wichtigkeit ist die mögliche, aber nicht gewisse Schöpfung eines
europäischen Einbeitstnpns, von dem Nietzsche träumte. Dieser Philosoph haßte
den germanischen Typus nicht genug, um die unvergängliche Antipathie zu be-
greifen, die alle Rassen von der unverdaulichen deutschen Rasse trennt."
Der Haß gegen Österreich, der von einer einseitigen Sicht aus immerhin
einen geschichtlichen Berechtigungsgrund für sich in Anspruch nehnnn konnte, ge-
nügte nicht mehr, als man bei den letzten politischen Ereignissen hinter Habsburg
die mächtige Deckung des Deutschen Reiches erkannte. Der Kampf gegen Deutsch-
land war also gleichfalls zur unerläßlichen Voraussetzung für die Befriedigung der
imperialistischen Sehnsucht in Italien geworden. Denn Marinetti sagt, nachdem
die öffentliche Meinung immer mehr durch die Presse von der Notwendigkeit der
Kriegserklärung an Deutschland überzeugt wird: „Das, was man aus»
merzen muß, ist der teutonische Passatismus (Verehrung der
Vergangenheit), der aus unintelligentem Herdentum, aus pedantischer und professo-
raler Stumpfsinnigkeit, aus Kulturbesesseuheit und Plagiatentum, aus bäuerlichem
Ehrgeiz, systematischer Spionage und polizeihafter Dummheit geschaffen ist."
Da diese überspannte Sprache mir der Stimmungsausdruck einer dem italie-
nischen Volk doch fremd bleibenden literarisch intellektuellen Richtung war, blieb

sie auch auf die Entwicklung des italienischen Nationalbewußtseins ohne Einfluß.
Erst als die öffentliche Meinung und die parlamentarische Vertretung Italiens wesensähnlichen Ideen die Pforten öffnete, trat die Gefährlichkeit dieser nationalistischen Propaganda, die sich in erster Linie gegen die angebliche deutsche Welthegemonie wendet, mit Macht zutage. Den Haß gegen Österreich-Ungarn brauchte man dem italienischen Volke nicht erst mundgerecht zu machen, er war im August 1914 vorhanden wie um die Mitte des 19. Iahrhunderts in den Tagen der Einheitskämpfe, er liegt eben in der geschichtlichen Entwicklung beider Mächte begründet. Auch die Dreibundpolitik der Regierung vermochte die starken Wurzeln dieses Hasses nicht zu entkräften, obschon italienische Staatsmänner von Erispi bis di San Giuliano jede irredentistische Agitation entschieden verurteilt haben.
Von einem italienischen Haß gegen Deutschland konnte vor wenigen Iahren nock> ernstlich nicht die Rede sein. Das unimperialistische Italien war vielmehr geleitet von Gefühlen der aufriebtigsten Anerkennung und Wertschätzung deutscher Vorzüge. Der Deutschenhaß, der in seiner wahren Bedeutung erst nach Ausbruch des österreichisch-italienischen Krieges in Erscheinung trat, ist das künstliche Produkt jener von mir eingehend gewürdigten Schule ideologisch-imperialistischer Literaten und Intellektueller. Er ist jedoch — und das ist das Entscheidende — von einem großen Teil der parlamentarischen Vertretung des Volkes aus politischen Erwä, gungen heraus aufgenommen worden. Um die Notwendigkeit des Krieges gegen Deutschland zu beweisen, blendeten diese Parlamentarier die Massen mit den bekannten politischen Idealen der Entente, die in Wirklichkeit nur die politischen Verhüllungsformen für die egoistischen Machtprinzipien und die kapitalistische Raubgier ihrer staatlichen Glieder sind: die internationale Gemeinschaftspflicht der Demokratie und der Erlösung von dem Gespenst einer deutschen Weltherrschaft. „Die Gefahr für Europa kommt nicht von Österreich, sondern von Deutschland, wegen seine« Eroberungs- und Durchdringungswerkes, das sich auf alle sozialen Schichten erstreckt, das von den Philosophen bis zu den Kaufleuten reicht, das es auf die Be> herrschung der Welt absieht." So sprach beispielsweise der Kammerdeputierte Colajanni in einer Rede vom 4. Dezember 1915. Die Kriegshetzer, die, um ihren Zwnk zu erreichen, die Mehrheit des Volkes erst für den Krieg mit Deutschland gewinnen mußten, haben es in wenigen Monaten vollbracht: die traditionelle deutsch» italienische Sympathie in ihr Gegenteil aufzulösen. Neben dem schon erwähnten Kampfmittel der Solidarität der Demokratie Europas war es besonders der
Appell an die Humanität und Sentimentalität der Italiener, der den nunmehr einsetzenden literarischen Feldzug gegen Deutschland tatkräftig unterstützte. Die bekannten und von der italienischen Presse täglich wiederholten Anklagen Frankreichs und Englands gegen die deutsche Neutralitätsverletzung und die angeblichen deutschen Greueltaten gegenüber der belgischen Zivilbevölkerung bilden ein eigenes Kapitel in der Geschichte der italienischen Kriegshetze gegen Deutschland. Die Anklagen, die gegen das deutsche Volk erboben wurden, nahmen immer drohendere

Gestalt an. Die belgische Kommission, die die Leiden der Belgier in den krassesten Farben schildern ließ und die in Italien von Ort zu Ort eilte, erzielte bemerkenswerte Erfolge. Die Beschießung der Kathedrale von Reims sowie die Zerstörung kostbarer Bauwerke Nordfrankreichs wurde zur Erhöhung der Verstimmung gegen Deutschland ausgenutzt. Das Scksauspiel „Invasors" von Annn Vivantl, dessen Handlung sich in Schändungen belgischer Frauen durch deutsche Soldaten erschöpft, fand täglich begeisterte Aufnahme, wie sie kaum den tendenziösesten politischen Stücken d'Annunzios zuteil ward. Eine Reihe obskurer Zeitungen, die bisher von Kunst kümmerlich lebten, erzielten neuen Zuspruch. Die Seiten wurden vergrößert nnd vermehrt und die Kunst wich der schlimmsten politischen Mache. Eine Florenzer Zeitung dieser Art hatte einen ständigen deutschen Titel: „Florenz (Italien)!" Hier wurden alle Deutschen abgehandelt in denkbarster Ursachlichkeit. So wurde z. B. über einen deutschen Bildhauer H., der gleich bei Kriegsausbruch eingerückt war, ein dreiviertel Iahr später berichtet, er habe sich „eben" aus dem Staube gemacht, nachdem er gesehen, daß seine Position nnhaltbar geworden jei. Er sei nun der „Bande von Intellektuellen" beigegeben, die vom Kaiser nach Belgien gesandt seien, um Kunstwerke zu rauben. Der betreffende Herr hatte i« Wirklichkeit eine Stelle an der Zivilverwaltnng erhalten, als er nach kurzer Zeit frontdienstnnfähig geworden war.

So haltlos und verstiegen die Aktion war, sie blieb dennoch von großer Wirkung auf die Einstellung des italienischen Volkes zur deutschen Kriegeführnng und zur deutschen Politik. Von noch belangvollerer Bedeutung für die Urteilsbildung der Italiener erwies sich die Waffe des Gespenstes einer deutschen Hegemonie, mit der die zum Kriege treibenden Kreise bald die Volksstimmung beherrschten. Ganz abgesehen einmal von der inneren Haltlosigkeit der modernen nationalistischen Theorien der Italiener, muß gesagt werden, daß die chauvinistische Propaganda in Italien nie so widerspruchslos und erfolgreich hätte bewerkstelligt werden können, wenn ihr nicht die unselige Agitation alldeutscher Gewaltschreier unmittelbar in die Hände gearbeitet hätte. Hier offenbart sich eben die unendliche internationale Gefährlichkeit jeder chauvinistischen Machtpolitik der Nationen. Der Chauvinismus einer Nation zehrt von den Kräften gleicher Substanz der andern Nationen, er vermag sie jedenfalls für seine eigenen Zwecke auszuspielen. Das Gespenst von der deutschen Hegemonie, das durch die alldeutschen Wellpolitiker in allen Schattierungen mit dem immer wiederkehrenden Schlußergebnis: „Einmal noch an deutschem Wesen soll dereinst die Welt genesen" aufgetischt wurde, hat in Italien wie in anderen Ländern den Glauben erweckt, daß es schlechthin ein deutscher Grundsatz sein müsse, sich aus übertriebenem Nationalbewußtsein heraus über die Völker Europas zu erheben nnd ihre Leistungen zu schmälern. Der Haß gegen Deutschland hätte in seiner niveaulosen Versiertheit viel eher ans die kleine Gruppe seiner italienischen Ilrbeber beschränkt bleiben können, wenn ihm nicht

die alldeutsche Propaganda ein gewisses Rückgrat verliehen hätte. In Houston Stewart Chamberlain spiegelte sich den Italienern der Geist der herrschenden Kreise in Deutschland. So veröffentlichte der ehemalige Lehrer an der Berliner Humboldtakademie G. Saeerdote in der „Tribuns" vom 18. Dezember 1915 einen freilich mehr gefühlsmäßig als sachlich gerechtfertigten Aufsatz: „Die neue Bibel der Alldeutschen", der seinen Eindruck nicht verfehlte und der besagt: „Chamberlains Buch: „Die Grundlagen des 19. Iahrhunderts" ist die Bibel der Alldeutschen geworden. Man beginnt damit, Namen zu annektieren, und endigt damit, Nationen annektieren zu wollen. Man beginnt mit dem theoretischen Beweis von der Überlegenheit der Rasse und endigt damit, die politische Hegemonie zu beanspruchen. Wer das nicht glaubt, braucht nur die Kriegsschriften von Chamberlain zu lesen, die neue Bibel, die er den Alldeutschen darbietet. Chamberlain, obwohl seit 30 Iahren in Deutschland ansässig, ist immer Engländer geblieben, und wie ist er es geblieben! Als die Wehrsteuer in Deutschland eingeführt wurde, empörte er sich dagegen und weigerte sich zu zahlen, indem er sich darauf berief, Ausländer und britischer Untertan zu sein. Und doch hat niemals jemand so etwas schlimmes gegen die Engländer geschrieben wie dieser Engländer. Wer Deutschland kennt, weiß, daß das Volk nicht den Krieg wollte. Auch der Kaiser nicht; es mag wahr sein, daß er geweint hat, als er den Mobilisierungsbefehl unterzeichnete. Aber es gab andere Kräfte, die zum Kriege trieben .... D i e A l l d e u t s ch e n, die dem Kaiser den Beinamen „Wilhelm der Furchtsame" gaben, als sie über seine äußere Politik empört waren. In den nationalistischen Kreisen wurde der Krieg vorbereitet. Chamberlain gehört zu jenen Irrsinnigen, für welche die gesamte Kultur deutsches Werk ist, alle Erscheinungen auf geistigem Gebiet der germanischen Rasse verdankt werden . . ."

Die Verwertung der alldeutschen Pamphlete erwies sich als ein sehr wirksames Mittel zur Verhetzung der Italiener. Um die alldeutschen Gelüste auf die Adria zu erhärten, haben besonders auch eine Reihe französischer Italienforscher (wie „Loiseau: l/6yuilibi-e aSrikltique", Paris 1901, und „Baron A. de Stieglitz: I/ItiUI« «t la 'I'riple ^llinno?", Paris 1906) die mit frappanten Belegen gespickten Iahrgänge der „Alldeutschen Blätter" und andere nicht minder kompromittierende alldeutsche Flugschriften benutzt.

Auch die nationalistische Presse, die Demokraten und Konservative in Italien gleichermaßen beeinflußte, konnte in einer für die italienische Politik geradezu verleckenden Situation der europäischen Mächtegruppierung, vor allem aber anaeregt durch die hetzerische, kritiklose Haltung der deutsch-konservativen und alldeutschen Presseorgane gegenüber dem Abfall Italiens, ihr einziges Ziel: die italie nische Weltmacht hinter dem heilig gepriesenen Ideal des Kampfes geeien den deutschen Militarismus und die deutsche Weltherrschaft gut verhüllen. Sicher ist, daß die platten Maßlosigkeiten der „Deutschen Tageszeitung" und der „Täglichen Rundschau": die voreilige Verbreitung von Mel-

dungen über den italienischen Verfall und die einseitige, tendenziöse Beurteilung des italienischen Treubruchs bei vielen objektiv denkenden und wahrheitsliebenden Italienern starkes Befremden erweckten. Daß aber die Italiener sich damit brüsten, sie müßten, um die Wirkungen der den Willen zur Macht und Gewalt verfechtenden Lehre praktisch zu bekämpfen, diese selbst vorläufig als wahr hinnehmen und die Gewalt durch die Gewalt bezwingen, ist eine verstiegene Verdrehung der Wirklichkeit, die den höchst egoistischen und materiellen Grundzügen der italienischen Politik keineswegs entspricht. Gerade in diesem italienischen Machtwillen verkörpert sich ein Imperialismus rigorosester Prägung, der, wie aus den ans Licht gekommenen russischen Geheimverträgen hervorgeht, nicht Halt machte bei der Garantie maßlosester territorialer Ansprüche Italiens durch die Entente, von ihr sogar die bindende Verpflichtung verlangte, die Kriegspolitik des italienischen Kabinetts gegen eine eventuelle moralische Machterweiterung des Vatikans durch die Friedenspolitik des Papstes zu stützen.

» MMMM »

Dr. N. Hansen, Berlin:

Staatliche oder private Regie des Luftverkehrs.

Auf einem Diner der „Gesellschaft britischer Lufrkraftindustrieller" ist am 23. März d. I. von Sir Frederick Sykes zum ersten Mal das ausführliche Programm des englischen Lnftministeriums entwickelt worden. Im Hinblick auf die Tatsache, daß England heuie unbestritten die Führung auf dem Gebiete des Zivil' Flugwesens für Handels- und -Pasiagierverkehr an sich gerissen hat, dürfte eine Schilderung der Organisation und der Aufgaben der englischen Luftschiffahrts-Politik und ihrer Zentralstelle auch für die Beurteilung der deutschen Verstacn» lichungsbestrebungen in der Luftschiffahrt und der Kritik an dem Aufbau und den Leistungen des deutschen Reichsluftamtes von Interesse sein.

Nach den Auslassungen von Sir Frederick Sykes soll die Entwickelung des englischen Zivil-Luftverkehrs auf ausgesprochen privater Grundlage erfolgen. Aufgabe des Luftministeriums wird es in erster Linie sein, den Zivil-Flugverkehr in jeder Beziehung zu unterstützen und zu fördern. Eine formelle Regierungsaufsicht ist nicht vorgesehen, sondern es wird sich um ein Zusammenarbeiten von Regierungs- und Privatkreisen handeln, wobei jeder Teil an praktischer Hilfe und an Rat das Beste hergibt. Das Lnftniinisterium ist in zwei selbständige große Abteilungen gegliedert, die je einen Chef haben. Die eine Abteilung bearbeitet alle Angelegenheiten, die staatliche Luftfluginteressen umfassen. Dazu gehören insbesondere das Militärflugwesen der Land- und Marinetrnppen, die Luftpolizei und die Luftzollkentrolle. Sobald d,rs

englische Postministerium entschieden hat, daß der Postverkehr in großem Maße durch Flugzeuge bewältigt werden soll, wird es von der Abteilung für staatliches Luftflugwesen die nötigen Fahrzeuge geliefert bekommen. Die Abteilung hat sich ausdrücklich die Auswahl der Maschinen für diesen Fall vorbehalten und ist berechtigt, sobald es nicht genügend Maschinen und Flugzeugführer zur Hand hat, die „Rovul Vir ?«i^?" zu Dienstleistungen heranzuziehen. In der zweiten selbständigen Abteilung des Luftministeriums werden alle Angelegenheiten des Zivil-Flugwesens bearbeitet. Seinen Beamtenstaat hat das Ministerium zunächst aus praktischen Gründen den militärischen Land- und Marineluftkräften entnommen, da es hier die erfahrensten und vielseitigsten Kräfte fand, die es für den Aufbau und die Organisation benötigte. Wie aber schon der Generalschatzmeister gelegentlich des 65 Millionen Pfund Sterling-Etats des Luftministeriums vom 1,7. März ausführte, ist vorgesehen, daß später die Ergänzung des Beamtenapparates auch aus nichtmilitärischen Kreisen erfolgen soll. Das Ministerium selbst hat nicht die Absicht, eigene Flugzeugführer einzustellen und zu unterhalten. Wenn es Führer benötigt, greift es auf die Flugkräfte des Landheeres oder der Marine zurück.

Die Fürsorge und Aufsicht über die Führer von privaten Flugzeugen, die Handele- und Transportzwecken dienen, liegt den einzelnen Gesellschaften ob, bei denen das Personal eingestellt ist. Allerdings verlangt das Luftministerium, daß die Führer, bevor sie die Fahrterlaubnis und Führerschein erhalten, bei der ..lioval ^ir k'orce" ausgebildet werden, daß sie der Reserve dieser Truppe angehören und zu Manövern herangezogen werden können.

Die Zusammenarbeit des englischen Luftministeriums mit den Privatinteressenten des Luftverkehrs soll sich in erster Linie bei der Veranstaltung kostspieliger Versuche, Untersuchungen, Herstellung von Verkehrsrouten, Signal- und Verständigungseinrichtungen, Erforschung von Methoden zur Vermeidung von Unfällen und der Überwindung einer ganzen Reihe sonstiger Schwierigkeiten, die sich der Entwickelung des Zivil-Luftverkehrs entgegenstellen, geltend machen.

Eine Summe von 2 Millionen Pfund Sterling (ea. 41 Millionen Mark) ist am 17. März allein für Erperimente und Forschungen auf dem Gebiete der Zivil» Luftverkehrs-Förderung bereitgestellt worden. Dieses Geld ist in erster Linie dazu bestimmt, Industrielle, die über kein genügendes Kapital verfügen, um aussichtsreiche technische Verbesserungen selbst vornehmen zu können und praktisch auezu» probieren, zu unterstützen. Ferner wird mit diesen Mitteln die Pachtung zabl- reicher Geländeflächeu für Flugplätze bestritten, auf denen den Erfindern oder experimentierenden Firmen Gelegenheit geboten werden soll, ibre Versuche unter Zuhilfenahme aller modernen technischen Hilfsmittel und unter Wahrung ihrcs Erfindergeheimnisses auszuführen. So sind bis jetzt schon die Flugplätze von Orford, Neß, Rochampton, Farnborough und zahlreichen anderen Plätzen vom Luftministerium zu diesen Zwecken übernommen worden, um dort entweder Versuchsstationen oder Fliegerschulen einzurichten. Die Zahl der militärisehen Flug-

platze soll im Interesse einer besseren Kontrolle und Übersicht verringert und in Portsmouth, Devonport und Chatham zentralisiert werden. Dort, wo große Flugzeugfabriken sind, werden auf Wunsch neue Flugplätze in deren Nähe errichtet. Grundsätzlich soll jede Versuchsstation des Luftministeriums mit allen technischen Errungenschaften und Annehmlichkeiten der Neuzeit ausgestattet und ohne Ausnahme der Zivilbenutzung zugänglich sein. Für die Inanspruchrahme durch Zivil» interefsenten sind bereits feste Taren aufgestellt, die auch die Benutzung der mele» orologischen Büros, der Signaleinrichtungen, drahtlose telegraphische und telefonische Verständigung einbegreifen. Auf diesen Stationen ist ferner den militärischen und privaten Fliegern die Möglichkeit geboten, sich bei der Ausführung bestimmter Arbeiten und Erperimente gegenseitig zu unterstützen.

Die Herstellung von neuen nationalen und internationalen Luftrouten, die Anlage von Notlandungsplätzen, die Sicherung von Landungsrechten, die Er» richtung von Signalstationen, Übereinkommen mit ausländischen Flugverkehrsgesellschaften, die Finanzierung internationaler Flugverkehrsgesellschaften mit englischem Kapital, die Ausstattung solcher Gesellschaften mit englischen Apparaten, die Ausbildung ausländischer Flieger in England, die Veranstaltung von internationalen Wettbewerbsflügen, um den besten Handelsflugzeugtyp herauszufinden ete., alle diese Arbeiten werden gemeinsam mit jeweiligen Gruppen von Interessenten des Zivil-Luftverkehrs in der Zivilflugabteilung des Luftministeriums erledigt. Die Abteilung hat für solche Zwecke ebenfalls ganz erhebliche Mittel zur Verfügung, die nach dem neuen Etat etwa die Hohe von 150—200 Millionen Mark erreichen bürften.

Ihr besonderes Interesse widmet die Zivilflugabteilung dem Studium der Unfälle und der Feststellung ihrer Ursachen, um eine größtmöglichste Verkehresicherheit und Pünktlichkeit zu erreichen. Um diese zu gewährleisten, sind Zulassungs- und Prüfungsstellen für neue Apparate und Motore in den neuerrichteten Ver» suchs- und Fliegerschulstationen eingerichtet. Iedes Flugzeug, das im Handels- und Passagierverkehr Verwendung finden soll, wird hier einer Regierungekontrolle unterworfen. Gegenüber der staatlichen Versicherung der Handelsflugzeuge hat sich bisher die englische Regierung ablehnend verhalten. Sie vertrat ebenso wie die Privatinteressentenschaft den Standpunkt, daß die Luftschiffahrt in gleicher Weise wie die Handelsschiffahrt am vorteilhaftesten von Lloyd's versichert werden kann. Sir Thomas Devitt, der Präsident von Lloyd's, hat in dieser Angelegenheit eine Reihe von Rücksprachen im Luftministerium gehabt, deren Resultat war, daß am 10. März die unter Lloyd's Führung gegründete „^viatwn Insuiüiice ^,»socistion" ihre Büros öffnete und seitdem Risiken, die aus allen Teilen der Welt angemeldet werden, versichert.

Unter den Aufgaben, denen sich z. Zt. die Abteilung für Zivilflugverkehr mit besonderem Interesse widmet, nennt Sir Frederick Sykes das Problem der gemein» samen Beförderung von Post nnd Passagieren, das Landungsproblem und die Zen-

tralisation des meteorologischen Dienstes. Da das englische Ministerium de?
Innern und das Handelsamt bis jetzt ihre eigenen Wetterdienste haben, wird angestrebt, einen einheitlichen nationalen Wetterdienst zu organisieren, der sowohl der Landwirtschaft wie der Schiffahrt, dem Handel und der Luftschiffahrt dienstbar gemacht werden könnte. Außerdem bereitet die Abteilung Unterrichtskurse für Führer und Beobachter in der Wetterkunde und drahtlosen Telegraphie vor.

Wenn man diese Einzelheiten überblickt, die zeigen, nach welchen Richtlinien die englische Regierung den künftigen Zivil-Luftverkehr aufbaut, und wenn man bedenkt, daß etwa die Hälfte des 65 Millionen Pfnnd-Etats des englischen Luftministeriums für die Entwicklung und Förderung des Zivilflugverkehrs im Jahre 1S19/20 bereitgestellt wird, so muß man zugeben, daß England auch dieses Problem, indem es der privaten Initiative volle Freiheit läßt, mit jener Großzügigkeit anpackt, die ihm bisher so erfolgreich Monopolstellungen in der Kabel-, Presse- und Telefunkenberichterstattung und im Schiffahrts» und Finanzwesen e''ngetragen hat.

H. Seipp:

Religion und Sozialismus.

Als zwei Menschheitsfragen von höchster Bedeutung erscheinen „Religion und Sozialismus", die vielen gegensätzlich und unvereinbar dünken, aber so manche inneren Berührungspunkte haben und für den Denkenden eine Auseinandersetzung gerade in heutiger Zeit heischen. Was ist Religion ihrem reinsten, eigentlichen Kern nach anderes, als die Beziehung des Menschen zur Unendlichkeit, Ewigkeir und Vollkommenheit? Bewußt oder unbewußt beschäftigt sich die Menschheit von jeher mit diesem Problem, mag es nun in der einfachsten Form seitens der tiefst» stehenden Naturvölker oder inmitten reich entwickelter Kultur geschehen. Religion in solchem Sinne braucht an sich mit Kirche und Konfession nichts zu tun zu haben und kann sich in den mannigfachsten Gestaltungen äußern. Der Sinn für eine außerhalb der irdischen begrenzten Begriffe stehende Macht regt den Trieb zur Vervollkommnung des einzelnen an und dient ihm als Gradmesser eigener Mängel.

Mit dem Fortschritt der Kultur wächst die Persönlichkeit, und ihr Streben richtet sich auf Einhelligkeit des Ichs. Aber der Mensch vermag nicht auf sich allein beschränkt zu bleiben; es formt sich als erste Gemeinschaft die Familie, und auf ihr bauen sich weitere Stufen auf. Mit den übrigen gilt es sich abzufinden, und so gelangen wir zum sozialen Gedanken. Der Sozialismus bedeutet die Ordnung des Verhältnisses zur Mitwelt durch Ausgleich der persönlichen Gegensätze

mit dem idealen Ziele möglichster Harmonie. Der Kirche als früherer ausschlieft»
licher Religionsträgerin fiel in vergangenen Entwicklungsepochen die Lehraufsabe
der Schule, sowie auf sonstigem kulturellen und wirtschaftlichen Gebiet, auch dem
sozialen, zu, bis weltliche Faktoren sie hierin ablösten nnd dabei vielfach das soziale
Moment verkümmerte. Der innere Zusammenhang zwischen d.r Religion und
dem Sozialismus ist dadurch verdunkelt worden, besteht aber nach wie vor, w.nn
nur der Begriff Religion nicht mit demjenigen des Bekenntnisses zu einer Kirche,
zur Konfession verquickt wird. Religion und Sozialismus vermögen sich zum Heile
der Menschheit zu ergänzen, und es ist für beide der allein richtige Weg, die Ein-
sicht zu fördern und auszubreiten, daß das Heil der Menschheit in der sozialen Ge-
rechtigkeit und Ordnung auf dem Boden der Freiheit und Nächstenliebe zu suchen
ist und nicht in der Gewalt nnd der Unterdrückung Andersgesinnter.
Unser Wirtschaftsleben entwickelte sich von der rohen Raubmethode und den
späteren Stadien der Knechtung der bürgerlichen Bevölkerung (Leibeigenschaft) zu
höheren Stufen. Aus der Einzelwirtschaft entstand die Volkswirtschaft, der im
Verein der Völker die W e l t w i r ts ch a f t sich anreihte. Diese Wirtschaft wurde
durch die Profitsucht des einzelnen und diejenige ganzer Gemeinschaften —
Ringe, Trusts, Kartelle — vergiftet, der Konkurrenzgeist triumphierte, zog alles
in seinen Bannkreis, schuf Interessengegensätze schwerster Art und ließ Konflikte-
keime üppig aufwuchern, bis der Weltbrand verheerend ausbrach. Auch die Kriegs-
wirtschaft hat aus besagten Ursachen und dem Mangel sozialen Geistes zum größ en
Teil trotz der äußerlichen Vergesellschaftung versagt. Mühsam haben wir i ns
aus dem politischen und wirtschaftlichen Zusammenbruch auf ein schmales, von
weiterem Sturm bedrohtes Plätzchen gerettet, sind jedoch noch lange nicht geborgen.
Die hiernach notwendige Umwandlung und Neugestaltung der Volkswirtschaft auf
sozialer Grundlage darf sich trotz ihrer Dringlichkeit doch, in Anbetracht der ganzen
Zeitlage, insbesondere im Hinblick auf die äußeren Verhältnisse sowie die Welt-
wirtschaft, nicht überstürzen, sondern nur nach jeweiliger gründlicher Prüfung voll-
ziehen.
Vorläufig paßt die S o z i a l i s i e r u n g noch nicht für jeden Zweig oder
Betrieb unseres ohnehin aufs empfindlichste geschwächten Wirtschaftslebens, es ist
vielmehr nur mit den monopolistisch gearteten Großbetrieben und Verkehrs-
anstalten der Anfang zu machen, damit die Erfahrung uns weitere Bahnen zeigt.
Uber dem sozialistischen Zukunftswerk hat der religiöse Geist der Nächstenliebe, der
Selbstlosigkeit, sozialer Selbstzucht und sozialen Pflichtgefühls, der Geist auf»
opfernder Arbeit aller Volksgenossen im Dienste und zum Wohle der Gemeinschaft
zu walten. Alles das aber ist der Geist reiner, ursprünglicher Religion, die inso-
fern nicht bloß eine Privatsache, sondern für das Ganze unentbehrlich ist. Ohne
'soziales Pflichtgefühl, ohne Hingabe für das Wohl der Gesamtheit, ohne den
ernsten Willen, Wahrheit und Gerechtigkeit zu üben, wenn darüber auch das
eigene Ich zugrunde gehen sollte, ist demokratischer Sozialismus überhaupt nicht

möglich. Deshalb kann wahrer Sozialismus ohne Religion auch nicht bestehen. Diese Art wahrer Religion ist im Interesse des Staates durch die Schu'e in die heranwachsende Generation zu verpflanzen nnd bietet dann nicht nur der Weiler» arbeit der Religionsgesellschaften ein Feld, sondern kann auch den künftigen Staatsbürger für die sozialistische Wirtschaftsordnung, d^e zu ihrem Bestand wie keine andere des Pflichtgefühls, der Selbstzucht, der Uneigennützigkeit und Nächstenliebe bedarf, erst brauchbar und fähig machen. Geschlossenheit, Einhelligkeit und Ordnung müssen Leitsterne auf dem steilen, mühsamen Aufstieg zu neuer Kultur- und Wirtschaftshohe sein.

Daß für die Vereinigten Staaten von Amerika die Anteilnahme an dem Weltkriege nicht nur aus den vielfachen Motiven der angelsächsischen Gemeinsclzafr heraus erfolgte, wird in der Allgemeinheit gegenüber den ungemein geschickten Redemanövern Wilsons vielfach auch heute noch übersehen. Das Kriegsinterefse der Vereinigten Staaten von Amerika war nun auch nicht nur insoweit ein reines Geldinteresse, als man gezwungen war, die an England kreditierten Dollarmillionen zu sichern. Nein, dieser Krieg bedeutet für Amerika: den Eintritt in Europa. Die Handlungen Amerikas richten sich keineswegs nur gegen Deutschland; die durch den Weltkrieg entstandene amerikanische Gefahr gilt mehr oder minder allen europäischen Groß- und Kleinstaaten. So vermag, weil Teutschland allein nicht Absicht nnd Ziel der Vereinigten Staaten ist, die Regierung dieses Landes auch Deutschland ein Entgegenkommen zu zeigen. Dies Entgegenkomnnn machr Stimmung in Deutschland für Amerika und erleichtert so drüben eine Reihe von Plänen zur Reife zu bringen, die erkannt zum mindesten mit — Protesten belegt sein würden. Das Maß des Vernichtungewillens Amerikas ist auch weit geringer Deutschland gegenüber als dasjenige Frankreichs, dessen Siegestaumel eine Mischung von Wut nnd Ängstlichkeit der deutschen Kraft gegenüber darstellt. Amerika muß auch d,?r politischen Notwendigkeit Raum geben, die wirtschaftlichen und machtpolitischen Verhältnisse der europäischen Staaten gegeneinander abzubalaneieren.

Wenn nun auch alle diese Voraussetzungen bestehen, welche die Stellung der Vereinigten Staaten von Amerika der Entente gegenüber einen Sonderplatz innerhalb der deutschen Frage einräumen, so kann doch bei uns eine höchst wichtige Taifache nicht vergessen werden. Das Kriegsziel Amerikas, die heutigen, in einem

Jahrhundert vielleicht nicht wiederkehrenden Zustände zu benutzen, um händlerisch und politisch in Europa festen Fuß zu gewinnen, wird von Amerika naturgemäß am weitgehendsten gegenüber dem Schwachen erreicht werden können. Und der Schwache sind eben wir. Es hieße sich einer politisch unverantwortlichen und somit durchaus gefahrvollen Illusion hingeben, wollten wir in der Haltung Amerikas uns gegenüber nur den Willen zu einer Gerechtigkeit erblicken. Man wird gerecht sein dort, wo wir nicht mehr fähig sind, auch nur noch im geringsten zu schaden. Man wird aber um der Gerechtigkeit halber keinen Finger breit von seincm Programme abweichen. Die jüngsten Vorgänge haben das wieder in aller Form ge» zeigt. Moralische Werte nach außen und eine konsequente Wirlschaftsentwicklung über jedes Hemmnis hin, auch über das moralische, nach innen, das ist ein System, dem Amerika seit Iahrzehnten dient. Erinnern wir uns, mit welchem Auswand die unmoralische Trustbildung bis zu der greifbaren Form der Gesetzgebung bekämpft wurde. Die große trust Kill war gerade unter Dach, da begann man, getragen von der Wirtschaftsgunst des Krieges, eine amerikanische Wirtschaft^ kontrolle über Europa nachzusuchen. Handelsformen im Gebilde amerikanischer Welttrusts beginnen. Um eine Kontrolle über den deutschen transatlantischen Verkehr, den deutschen Osthandel zu gewinnen, ist von seilen der Vereinigten Staaten nunmehr der Plan in die Wege geleitet worden, unsere transatlantischen Häfen, Hamburg und Bremen, von dem Weltverkehre abzuschneilen. Man hat zunächst mit Schweden verhandelt, um den Handelsverkehr zwischen Amerika, Mittel- und Osteuropa von den deutschen Häfen abzuziehen. Unter der Voraussetzung, Malmo als Freihafen zu entwickeln, sollten etwa eine halbe Milliarde Kronen aufgewendet werden, um die notwendigen Hafenbauten vorzunehmen. Die aufzuwendende Summe sollte je zur Hälfte von Amerika und Schweden aufgebracht werden. Die schwedischen Reedereien sollten mit Hilfe von Amerika ihre Handelsflotte wesentlich ausbauen, um den an sie gestellten Forderungen g recht werden zu können. In Schweden aber fürchtete man den deutschen Konkurrenten trotz ler heutigen Zustände doch noch zu sehr, um auf las amerikanische Anerbieten einzugehen. Von Schweden nicht unterstützt, will man nunmehr mit Dänemark zusammengehen Dänemark, das seine einst innegehabte Stellung im Ostseeverkebre nie vergessen hat, zeigt sich unter der Einwirkung der zwangsweise ständig mehr vernichteten deutschen Handelsflotte nunmehr scheint es bereit, dem amerikanischen Plane im eigenen Interesse dienstbar zu sein. Das Erbe von Lloyd und Hapag anzutreten ist ja auch einigermaßen verlockend!

Mitte Ianuar haben in Kopenhagen Besprechungen stattgefunden, die einem Anschlag auf das deutsche Wirtschaftsleben zum Verwechseln gleichen. An den Bestechungen nahmen die Almindelige Handelskompagnie, die Traneatlantiska Kompagnis und die Ovrrsöisk teil. Mithin also die drei «roßten dänischen Handelsgesellschaften. Zugleich beteiligten sich die beiden bedeutendsten dänischen Reedereien, nämlich Lstasiatiske Kvmpagni und Forenede Dampskibsselskab.

Soweit bekannt, hatten die Besprechungen das Ergebnis, daß die Gründung einer „Amerikanisch-baltischen Handels- und Schiffahrtgesellschaft" mit einem Kapital von dreihundert Millionen in Aussicht genommen wurde. Das Kapital sollte von beiden Staaten zu gleichen Teilen gezeichnet werden. Im Falle eines endgültigen Beschlusses sollte Korsör als Freihafen erklärt werden. Dieser Freihafen wäre mit einem Kapital von etwa einhundert Millionen auszubauen. Diese Mittel hätte die dänische Regierung im Laufe der Zeit bereitzustellen. In einem Memorandum ließ die United States Trade Kommission betonen, daß die dänischen Pläne in dem weitesten Maßstabe von Amerika unterstützt werden würden, da Amerika das dringendste Interesse daran habe, die deutschen Handelskräfte in dem atlantischen Verkehre lahmzulegen und den Welthafenplatz Hamburg seiner Bedeutung zu entkleiden, indem man die Handelsbeziehungen über Dänemark leite. Wenn nun auch der gegen den deutschen Handel gerichtete Schlag von seilen Amerikas zu einem Teile Großbritannien mit gilt, so können wir eine Deutschland zugedachte Gerechtigkeit, die darin besteht, daß man England auch sein Teil zukommen läßt, in solchen Handlungen doch nicht erblicken. Gelingt es Amerika, seine nachgesuchte Stellung im Ostverkehr zu erreichen, ist es englischen Plänen nur zuvorgekommen, hat es eine Beute entrissen, die England als die seine betrachtet. Die Beute aber sind wir! Ein Untergraben der händlerischen Beziehungen Hamburgs kommt für nns einem tödlichen Schlage gleich. Um das zu erkennen und im Vereine hiermit sich klar zu werden, welchen Maßstab wir für uns an die Gerechtigkeit der Vereinigten Staaten zu legen haben, gilt es sich einmal klar vor Augen zu halten, welchen Wert Hamburg für das deutsche Wirtschaftsleben hat, welche Stellung Hamburg innerhalb des deutschen Wirtschaftslebens einnahm.

Hamburg war für uns unser erster Import- und Erporthafen. Hamburg war unser Wirtschaftspionier. Hamburg war unser erster Träger des Auslandsgeschäftes. Hamburg hat seit Generationen für ganz bestimmte Handelsgeschäfte, für den Weltverkehr mit bestimmten Warengattnngen einen Spezialmarkt entwickelt, den nur Traditionen bringen. Hamburg wurde von Iahr zu Iahr mehr Schiffsbauplatz und in Verbindung hiermit im ständigen Anwachsen Industriezentrum. Infolge seines Handels, seines Schiffsverkehrs, infolge seiner Werften und seiner Schiffsindustrie ist Hamburg zu einem Platz geworden, der Tausenden Arbeitsverdienst erhielt und neu schuf. Es ist ein Leichtes, diese Tatsachen ziffernmäßig zu belegen.

Hamburg konnte vor dem Kriege mit Recht die Königin der deutschen Seestädte genannt werden. Nach dem Nautieus betrug der Anteil der gesamten deutschen Seehafeneinfuhr für Hamburg 75 Prozent. Im Iahre 1913 hatte Hamburg eine Einfuhr seewärts in dem Wertbetrage von 2 389 274 000 Mk. und dem Gewichtsbetrage von 42 062 000 ci«. Die Ausfuhr seewärts belief sich im nämlichen Zeitraume auf 875 32« 000 Mk. und 14 254 000 62. Im Binnen«»«

kehr nahm Hamburg infolge seines günstigen Hinterlandes eine ebenso überragende Stellung ein. Die landseitige Ausfuhr Hamburgs belief sich im Iahre 1913 auf 9 862 969 t Brutto und die landseitige Einfuhr auf 10 627 188 t. Die Stellung Hamburgs als Binnenverkehrsort gewinnt dann an Deutlichkeit, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Einfuhr von der See in Tonnen berechnet 16 548 410 und die Ausfuhr 8 909 500 t stellte. — Daß Hamburg sich mit Recht als eine der weitaus bedeutendsten Handelsstädte des europäischen Kontinents bezeichnen konnte, ist ebenfalls mit Zahlen zu belegen. Es liefen Schiffsladungen ein in Netto-Reg.-Tonnen: in Hamburg 14 241 934 t, in Rotterdam 13 047 465 t, in die gesamten britischen Häfen 49 062 984 t. Für die Bedeutung Hamburgs kommt nun aber nicht der ziffernmäßige Betrag in Frage, sondern der Umstand, daß Hamburg einen ausgesprochenen Eigenhandel betrieb, während Plätze wie Rotterdam und Antwerpen vornehmlich Speditionsplätze für fremde Händler waren. Hamburg war nicht händlerischer Vermittler, sondern Käufer undV e r - käufer! Hamburg war Stapelplatz. Es kaufte ein und versorgte Nordruß» land, Skandinavien, den Balkan mit den erhandelten Waren. Auch diese Tatsache ist mit Ziffern zu beweisen. Im letzten Frietensjahre führte Hamburg ein und aus unter anderey Waren für:

	Einfuhr	Ausfuhr		Einfuhr	Ausfuhr
Kaffee	2116 000 Dz.	855 00« Dz.	Reis	3 375 000 Dz.	2 287 «0« Dz.
Kakao	643 000 „	321000 „	Mais	5 442 000 „	1 839 000 „
Tabak	548 000 „	310 000 „	Salpeter	7 880 000 „	2 034 000 „
Rindshäute	1294 000 ,	551 000 „	Harz	916 000 „	381 000 „

	Einfuhr	Auefuhr
Pfeffer	67 000 Dz.	33 000 Dz.
Tee	43 00« „	29 000 „
Zinn	49 000 „	42 000 „

Hinsichtlich der Gesamteinfuhr wurde dem Gewichte nach etwa ein Drittel der Waren erneut ausgeführt. Dem Werte nach war die Ausfuhr bedeutend höher, weil der Veredelungsprozeß den Wert des Produktes gesteigert hatte.

Wie bereits angedeutet, ist in der Stellung Hamburgs unendlich wichtig, daß Hamburg seit Generationen seine Kräfte in dem überseeischen Geschäfte arbeiten läßt. Hamburg hat nicht nur seine zahlenmäßig hohen Verbindungen mit dem Auslande, Hamburg hat seine zahlreichen eigenen Niederlassungen im Auslande gehabt. Es wurde unser Handelspionier, es wurde der Forderer unseres zwischenkolonialen Handelsverkehrs. Es ist mit Ziffern in einem kurzen Abrisse nicht zu erfassen, in welchem Maße in den eigenen Niederlassungen hamburgischer Firmen von jenen nach nicht deutschen Häfen, aber für die Verdienste jener Firmen, direkt verladen wurde. Es lassen sich hier Summen zusammenstellen, die im Iahre mehrere

Tausende von Millionen darstellen. Die hier gezogenen Verdienste aber kamen dem deutschen Handelsleben zugute und bereicherten auf direktem und indirektem Wege das deutsche Volksvermögen mit. Die Werte, welche der schaffende Auslandshandel Hamburgs uns errang, setzten sich im Inlande in händlerische Bewegungen entstandener Weltfirmen um, die ihrerseits Tausenden von Personen Verdienste und die Möglichkeit zum eigenen Handelsaufstieg brachten. Das sind Verkettungen, welche nicht ohne weiteres zutage treten, die nicht in klare Rubriken zu formen sind, und weil sie nicht in der Ziffer oder im schnellfaßlichen Schlag Worte zu vereinen sind, auch vielfach ungewürdigt blieben. Um ein Verständnis dafür zu gewinnen, daß Hamburg als Welthandelsstadt zu erhalten für uns eine Lebensnotwendigkeit in wirtschaftlichem Sinne ist, aber gilt es, sich dieser Vorgänge völlig klar zu werden.

Es ist auch unmöglich, Hamburg ersetzen zu wollen, denn Hamburg ist in für uns unumgänglich notwendigen Waren ein Spezialmarkt, erster Ordnung geworden. Eine ganze Reihe von Handelsgütern ist für uns vollkommen überwiegend von Hamburg in das Inland gezogen worden. Hamburg hatte die ausländische Waren- und Firmenkenntnis, kurz es beherrschte das Geschäft. Das Auslandsvertrauen und damit der Auslandskredit gilt jenen Hamburger Firmen. Wie hinsichtlich der Einfuhr, so ist auch hinsichtlieh der Ausfuhr und des Absatzes deutscher Fabrikate Hamburg für gewisse Güter allein maßgebend. Hier sind wir wieder in der Lage, das kurz wirkende und klare Mittel der Zahlenreihen herbeizuziehen. Weltspezialmarkt war Hamburg als Getreidemarkt, als Zuckermarkr, als Handelemarkt für Kaffee, Tee, Tabak und Kautschuk; als Handelsplatz für überseeische Gerbstoffe, für überseeische Hölzer, als Markt für Hanf und Faser» stoffe, für Wildhäute, für Chilesalpeter und Harz.

Greifen wir aus den einzelnen Handelsposten die sichtlichsten Zahlen heraus, dann ergibt sich, daß Hamburg innerhalb des Getreidegeschäfts hinsichtlich d:r gesamten deutschen Getreideeinfuhr mehr als den dritten Teil auf sich vereinigte. Die Gesamteinfuhr an Getreide belief sich im letzten Friedensjahre für Deutsch-, land auf 8 300 000 t Getreide, Hülsenfrüchte und Mehl. Von diesem Getreide gingen seewärts rund 2 800 000 t über Hamburg ein, hierzu kamen land- und flußwärts eingeführte Güter in einem Umfange von 484 000 t, sodaß dem Getreidehandelsplatz Hamburg nicht weniger als 3 284 000 t Getreide zugeführt wurden. Wenig ist bekannt, daß Hamburg der größte Weltmarkt für Futter» gerste war! Denn auch hinsichtlich der Getreide- und Hülsenfruchtausfuhr war Hamburg für Deutschland tonangebend. Von der Gesamtausfuhr von Getreide und Hülsenfrüchten wie Mehl kamen auf Hamburg 38 Prozent. Von einer Ge» samtausfuhr von 3 075 000 t kamen im letzten Friedensjahre 1200 000 t auf Hamburg. Als Markt für Zucker konnte Hamburg als größter Handelsplatz für die Zuckerausfuhr gelten. Die Lage stempelte Hamburg hierzu. Die Hauptzuckerkäufer Deutschlande waren die Vereinigten Staaten von Amerika, Großbritannien,

Canada und die nordischen Länder. Die Ankäufe von Zucker im Hamburger Frei-
hafen beliefen sich im Iahre 1912/13 — vom September—August — auf rund
10129 000 S2. Im Tee- und namentlich im Kaffeehandel verfügte Hamburg
über eine Monopolstellung. Für die Bedeutung Hamburgs im Teegeschäft läßt
sich feststellen, daß Hamburg im Iahre 1913 für 42 000 netto Tee seewärts
einführte und 49 800 r>« ausführte. Die Ausfuhr seewärts belief sich hierbei auf
28 800 «l« und jene land-, bezw. flußwärts auf 21000 S2. Die Bedeutung
Hamburgs als Handelsplatz für Kaffee ist weltbekannt. Schon im Ichre 1887
wurde in Hamburg der Terminmarkt für Kaffee eröffnet. Im Iahre 1913 hatte
Hamburg eine Einfuhr von 3'/? Millionen Sack Kaffee. Die regen südameri-
kanischen Handelsbeziehungen Hamburgs, die seit langen Generationen bestehen,
haben dem Handel hier seine Bedeutung verliehen. Der Tabakmarkt fand in
Hamburg eine seiner besten Stützen. Im Durchschnitte der letzten Friedensjahre
kamen nach Deutschland rund insgesamt 1 190 000 S2. Hiervon gingen in Ham-
burg ein rund 500 000 S«. In dem Gebiete des schwierigen Welthäutemarltes
hat Hamburg seit Iahrzehnten eine Spezialkenntnis entwickelt. Infolgedessen
wurde Hamburg zu einem ersten Weltmarkte auf diesem Gebiete. Das große Maß
an Erfahrung, das in diesem Geschäfte vorhanden sein muß, ist hier ausschlag-
gebend. Die besten europäischen Einfuhrhäfen für Wildhäute sind weit hinter
Hamburg zurückgeblieben. Im Iahre 1913 wurden verschifft nach Liverpool
1 407 000 Häute, nach Antwerpen 1 487 000 Häute, nach Le Havre 1 837 0^0
Häute und nach Hamburg 6 321 000 Häute. Der Eingang nach Hamburg über^
stieg demnach noch weitaus denjenigen der drei anderen Märkte zusammen-
genommen, denn dieser betrug insgesamt nur 4 311000 Häute. Im Handel mit
überseeischen Gerbstoffen hatte Hamburg eine ausgesprochene Monopolstellung in
Deutschland. In Hamburg befanden sich im Iahre 1913 nicht weniger als
70 Firmen, die Importeure, Kommissionäre und Händler waren. Dazu kamen
noch etwa 30 Ganten- und Maklerfirmen. Der Eingang an ausländischen Gerb-
stoffen betrug im Frieden dem Werte nach zwischen 37 und 40 Millionen Mark,
der Umsatz der binnenländischen Firmen wurde auf kaum 400 000 Mark ange-
geben. — Diese herausgegriffenen Ziffern dürften genügen, um die Bedeutung
Hamburgs als Welthafenstadt und insbesondere die Bedeutung Hamburgs als
Versorgungshafen für die deutsche Industrie und den deutschen Lebens-
mittelmarkt erkennen zu lassen.

Infolge seines so überaus entwickelten Handelslebens war Hamburg weiter
für Deutschland ein Arbeitsplatz ersten Ranges. Hamburg hat Millionen von
Menschen zu einem Verdienste verholfen, es gründete Millionen von Familien
eine Existenz! Ziffernmäßig ist dieser Vorgang nicht zu erfassen, denn es gab
keine Möglichkeit, das dezentralisierte Wirtschaftsleben Hamburgs in eii e zahlen-
mäßige Zusammengehörigkeit zu bringen. Diejenigen Personen, welche im Schiffs»
dienste für Rechnung Hamburgs arbeiten, welche für hamburgische Firmen im

Auslande tätig sind, die im Inlande Arbeit und Verdienst durch Hamburg erlangten, sind nicht zusammenzustellen. Diejenigen Personen, welche in Hamburg selbst ihren Erwerb fanden, sind ja nur ein Bruchteil derjenigen menschlichen Arbeitskräfte, welche von Hamburg lebten. Aber auch hier haben wir es schon mit einer stattlichen Summe zu tun, denn nach der Gewerbezählung vom Iahre 1907 beschäftigte Hamburg allein im Handel und Verkehre 156 501 Personen. Hervorgehoben aber muß an dieser Stelle werden, daß Hamburgs Bedeutung als-Handelsplatz für den Arbeitsplatz nicht allein entscheidend ist. Im Gegenteil, die industrielle Stellung Hamburgs war eine solche, daß der Arbeitsmarkt an Hamburg als Industriezentrum seine reiche Ausbeute hatte. Hamburg hatte 1907 in der Industrie fast genau so viele Personen beschäftigt, als im Handel nnd Verkehre, nämlich 153 949 Personen.

Da die Bedeutung Hamburgs als Industriestadt wenig bekannt ist, mag hier kurz einmal darauf hingewiesen werden. Die Bedeutung Hamburgs als Industriestadt beruht naturgemäß auf seiner Werftindnstrie. Als Schiffsbauplatz hat Hamburg ständig an Bedeutung gewonnen. Hamburg hat seine ursprüngliche Bedeutung als Dock- und Reparaturhafen überwunden und hat sich ständig mehr am Schiffsbau beteiligt. Hamburg hat heute, außer den länger bestehenden Trockendocks der Hamburg-Amerika-Linie und der Firma Wencke, 18 Schwimmdocks der Firma Reiherstieg. Als Werften sind zu nennen Reiherstieg-Werfr, die Werft H. C. Stülcken Sohn, die Nordrrwerft v. R. Holtz, die Hamburger Schiffswerft A.-G., die Werft Blohm und Voß und die Vulkan Werke. Der Hamburger Schiffsbau wurde vor dem Kriege auf einem Areal betrieben, das 850 000 <jm Wasserfront von über 6000 m Länge hatte. Hamburg besaß im Iahre 1907 insgesamt 29 731 Hauptbetriebe außer den Schiffsbauanlagen, nämlich in der Industrie der

Metallverarbeitung . . .
. 15L6
Industrie für Steine u. Erden
161
Maschinen, Apparate . .
. 1317
Industrie für Seife, Sle, Fette
95
Holz und Heizstoffe . .
. 2 235
Berg- und Hüttenwesen . .
S
Nahrungsmittelindustrie .
. 2 466
Bekleidungsindustrie ....
11564
972
Reinigungsgewerbe ....
3 435
. 469
4128
Chemische Industrie . .
. 201
Polygraphisches Gewerbe. .
607
. 273
Kunstgewerbe
273

In all diesen Betrieben wurden Motore und Arbeitsmaschinen verwendet.

Es soll hier nicht auf die Stellung Hamburgs als Kolonialpienier und als Pionier und Festiger unseres Welthandels hingewiesen werken, denn das bedürfte einer Abhandlung für sich. Hamburg war, das mag angedeutet werden, der

Träger unseres Orientgeschäftes, es hat unsere Kolonien emporgewirtscha^tet, es
war der Träger unseres asiatischen Geschäftes in China nnd Iapan, Hamburg ver-

mittelte unsere Handelsbeziehungen mit der Südsee, mit Niederländisch Indien und Britisch Südafrika. Hamburg war hier unsere festeste, teilweise unsere einzige Stütze. Da nun die Vereinigten Staaten von Amerika insbesondere den transatlantischen Handel aus den Händen Hamburgs nehmen wollen, gilt es hier auf die Bedeutung des transatlantischen Handels für Hamburg einzugehen. Es muß erkannt werden, daß die Handelsbeziehungen zwischen Nordamerika und Südamerika den Sockel für die händlerische Stellung Hamburgs einnahmen!
Allerdings ist für den Handel mit den Vereinigten Staaten Bremen entscheidender, doch die Pläne Amerikas würden naturgemäß Bremen in genau dem Umfange treffen wie Hamburg. Immerhin ist der Handel zwischen Hamburg und den Vereinigten Staaten schon bedeutend genug, um uns bei seiner Beseitigung schwer zu treffen. Im letzten Friedensjahre wurden aus den Vereinigten Staaten dem Werte nach nach Hamburg für 741,4 Millionen Mark Waren eingeführt.
Im Iahre 1883 betrug dieser Handel erst 118,4 Million.n Mark. Man beachte diese gewaltige Steigerung in einer so kurzen Zeit. Die Ausfuhr Hamburgs nach den Vereinigten Staaten belief sich auf 404 Millionen Mark, demnach wurde im gesamten Handelsverkehre Hamburgs im letzten Friedensjahre die große Summe von 1145,4 Millionen Mark in dem Geschäfte allein mit den Vereinigten Staaten umgesetzt. Einen wirklichen Wertmesser davon, was der Nordamerikahandel für Deutschland bedeutet, gewinnt man, wenn die Ein- und Ausfuhr nach den einzelnen Staaten zusammengestellt wird. Nach Hamburg wurde 1913 eingeführt
aus den Vereinigten Staaten
„ Großbritannien
„ Britisch Asien
„ Rußland
„ Australien
Gesamteinfuhr seewärts
Ausgeführt von Hamburg seewärts wurden 1913
nach Großbritannien für 612 Millionen Mark,
„ den Vereinigten Staaten „ 404 „ „
„ Britisch Asien „ 126 „ „
„ Rußland „ 255 „ „
„ Schweden „ 125 „ „
Gesamtausfuhr 3 865 „ „
Bedacht muß auch in Deutschland werden, daß wir in Lebensmitteln und Rohstoffen ganz erheblich von Amerika abhängen. Lebensmittel und Rohstoffe wie Halbfabrikate bilden den Haupteingang der Waren. Diese Abhängigkeit t^itt uneingeschränkt bei der folgenden Zusammenstellung hervor. Es wurden von Nordamerika bezogen und verkauft 1913:
für 741 Millionen Mark,
633
//
464
//
247
//
126
„
4 716

	Einfuhr	Ausfuhr
Lebensmittel	222,6 Mill. Mk.	39,3 Mill. M.
Rohstoffe und Halbfabrikate .	419,3 „ „	240,5 „ „
Textilwaren	4,3 „ „	28,8 „ „
Waren sonst	96,1 „ „	95,1 „

Von den Lebensmitteln, bezugsweise Futtermitteln, die wir aus den Vereinigten Staaten bezogen, erhielten wir über Hamburg namentlich Weizen, Mais, Weizen« mehl, Kleie, Schmalz, Ölkuchen, Gerste und getrocknetes Obst. Im letzten Friedensjahre wurden eingeführt an diesen Waren:

Schmalz	für 68,6 Mill. Mk.	Kleie	für 12,4 Mill. Mk.
Weizen	„ 47,7 „ „	Ölkuchen	„ 15,6 „ „
Gerste	„ 16,0 „ „	Flachs	„ 6,8 „ „
Getrocknetes Obst	„ 19,5 „ „	Obst	„ 4,1 „ „
Mais	„ 13,4 „		

An Rohstoffen wurden eingefühtt über Hamburg:

Kupfer	für 148,1 Mill. Mk.	Eisenwaren	für 8,2 Mill. Mk.
Petroleum	„ 34,6 „ „	Leder	„ 8,1 „ „
Baumwolle	„ 32,0 „ „	Schmieröl	„ 19,1 „ „
Nutzhölzer	„ 23,6 „ „	Därme	„ 4,8 „ „
BaumwollabfSlle	„ 19,5 „ „		

Das sind Waren, die wir unumgänglich notwendig gebrauchen und die wir so billig zu beziehen suchen müssen, wie dies nur angängig ist. Das leuchtet ja ohne weiteres ein.

Die Beziehungen zu Südamerika sind in ihrer Art noch bedeutender als die Handelsbeziehungen zu Nordamerika. Die Handelsbeziehungen zu Nordamerika sind gewissermaßen natürliche. Wir bedurften dringend der Waren, welche wir von Amerika bezogen, die Vereinigten Staaten ihrerseits brauchten uns bei dem großen Bedarf an Abnehmern für ihre reichen Rohprodukte und landwirrschaft» lichen Güter. Anders mit Südamerika. Südamerika ist ein vielumworbener Markt. Unsere überaus günstigen Handelsbeziehungen errangen wir hier lediglich durch unsere alten Beziehungen zu diesen Staaten, wie durch unsere Handels? marimen. Hier begannen wir die Früchte einer langen werbenden Arbeit einzuheimsen.

In Südamerika hatte Hamburg die besten Beziehungen zu Peru und Eeuador^ Mexiko und Bolivien, Chile, Brasilien und Argentinien. Der Handel mit Chile ist bedeutend. Von Chile bezogen wir Salpeter und Kupfer. Das Hamburzcr Kapital ist an der Salpeterausbeute in Chile nicht unwesentlich beteiligt. Hamburger Firmen besitzen bedeutende Salpeterwerke, andere sind mit hohen Aktienanteilen beteiligt. Es wurde 1913 berechnet, daß von einem Exporte von rund 2 705 800 t Salpeter aus Chile rund 405 500 t, aus deutschen Werken in Chile

kamen. Rund 927 500 r Salpeter wurden durch Hamburger Firmen verfrachtet. Hamburg selbst erportierte nach Chile Zucker, Papier, Textilwaren, Glaswaren und Maschinen wie Maschinenteile. Die Ausfuhr Hamburgs nach Chile belief sich auf etwa den Wert von 75 Millionen Mark. Der Handel mit Brasilien beruhte vornehmlich auf dem Kaffeegeschäft. Seit der Gründung der Brasilianischen Bank für Deutschland in Hamburg im Iahre 1887 ist der Kaffeehandel Brasiliens im steigenden Maße von Hamburg beeinflußt worden. Im Iahre 1913 bat Hamburg von Brasilien für 249 820 000 Mark Waren bezogen, hiervon war über die Hälfte der Waren Kaffee, nämlich für 168 424 000 Mark. Unsere Ausfuhr nach Brasilien war nur um ein weniges geringer, als die Einfuhr aus dem Lande, denn sie belief sich auf 209 777 000 Mark. Wir führten zumeist Eisenwaren, Papier und Baumwollwaren wie Maschinen nach Brasilien aus. In dem Handel mit Mexiko lag der Schwerpunkt der Einfuhr dieses Staates nach Hamburg in den bergbaulichen Erzeugnissen. Golderze, Silber- und Bleierze, Antimon und Antimonerze, Kautschuk, Guayule kamen von der Gesamtausfuhr des Landes in erster Linien nach Hamburg. Ebenso hatte Hamburg eine führende Stelle im mexikanischen Kaffeehandel inne. Insgesamt sind von Mexiko nach Hamburg im letzten Friedensjahre Waren im Werte von rund 25 Millionen eingeführt worden. Deutschland seinerseits führte Textilstoffe, elektrotechnische Maschinen, Farben und Metallsachen in erster Linie aus und zwar übertraf die Ausfuhr bei weitem die Einfuhr, denn die Ausfuhr nach Mexiko erreichte im Iahre 1913 den Wertbetrag von rund 48 Millionen Mark. Das sind Ziffern, welche hoch zu beachten sind. Es sei an dieser Stelle auch daran erinnert, mit welcher Zähigkeit Nordamerika gleich nach dem Beginne des Weltkrieges versuchte, sich des südamerikanisehen Handels zu bemächtigen. Es ist seit Jahren den Vereinigten Staaten ein Dorn im Auge, daß Südamerika ein so schlechter Handelsmarkt für Nordamerika war. Auch Iapan hat sich im Kriege auf das lebhafteste bemüht, festen Fuß auf den Südamerikanischen Handelsplätzen zu fassen. Ohne Grund ist es den Vereinigten Staaten von Nordamerika auch nicht in so lebhafter Weise darum zu tun gewesen, Südamerika zu einem Kriegszustand mit Deutschland zu zwingen. Wenn nun zwangsweise die alten Hamburgischen Beziehungen zu Südamerika gelöst werden, dann werden die Südamerika-Staaten keine Veranlassung zeigen, an alten Handelsbeziehungen festzuhalten. Von allen Seiten umworben, werden sie neue Handelsbeziehungen eingehen, da sie nur in wenigen Produkten von uns abhängig sind.

An den hier gemachten kurzen Ausführungen ist zu ersehen, daß für uns Hamburg in jeder Weise ein so wichtiger Platz ist, daß wir es volkswirtschaftlich nach keiner Richtung hin ertragen können, wenn Hamburg uns in seinem händlerischen und industriellen Leben vernichtet wird. Hamburg ist eine der Lebensquellen des deutschen Wirtschaftslebens!

Lola Landau.

Der Zwiespalt der modernen Frau.

Während der menschliche Geist sich die Welt unaufhörlich verändert, sie in den Untergang schleudert, um sie neu zu schaffen, in wechselnde Gestalten ballt und durch stoßweise Erschütterungen fortrollt, scheint Natur in der Wiederholung ewiger Gesetze still zu stehen. Ihr Kreislauf, der sich immer zu demselben Anfang zurückdreht, ist eine Form großartiger Ruhe, unerschüttert, ob auch die Zickzackblitze menschlicher Bewegungen darüber hinwegjagen. Erde treibt Frucht. Wasser quillt. Licht strömt. Wir sahen in der blutigsten Periode der Geschichte, als sich die Menschheit selbst auszulöschen schien, vier Frühlinge in hellgrüner Lebenskraft wiederkehren, in Sommern und Herbsten gereift, von Wintern in erquickende Rast versenkt. Wir sahen, wie die Menschen, die ganze Wälder mit gigantischen Eisenstücken ausrodeten, doch nicht imstande waren, den Frühling aufzuhalten und gegen die ewigen Gesetze der Wiederkunft andere einzutauschen. Wir sahen, wie die Menschen aus dem Baukasten ihrer Erfindung die Landschaft mit neuen Gebäuden und Türmen verstellten, ohne daß sie diese Landschaft im Blühen der Bäume, im Rieseln der Gewässer umwandeln konnten. Hier in der Natur setzt sich dem ruhelosen menschlichen Geiste das ewige Sein entgegen. Hier setzt sich der Mensch, aus Geist und Natur gemischt, sich selbst entgegen, sodaß seme Fortentwicklung immer von dem rasenden Zweikampf seines Wesens begleitet wird. Menschlicher Fortschritt — ein Ringen ohne Ende — und immer verzweifelter, je weiter sich Geist, Kultur von dem ewigen Rest Natur entfernt. Niemals wurde dies deutlicher als in der Krise der Weltgeschichte, da der verstümmelte Leib des Menschen als Überbleibsel aus der Sündflut emporgeschwemmt wurde. Kultur hatte sich zu weit von Natur entfernt. In einem furchtbaren Riß klaffte diese Spannung auf und vier Jahre war der Blutstrom nicht zu stillen.

Nicht immer bricht in so tödlichem Schrei die Entzweiung der menschlichen Seele hervor. Oft zerrt der mildere Gegensatz lautlos unter der Oberfläche. Die Entwicklung der modernen Frau ist eine solche Erscheinung. Gerade hier ist unter dem Scheinbild des harmonischen Fortschritts die Spannung in ständiger Steigerung begriffen. Die Frau, viel mehr Natur als der Mann, ist sebst ein Stück Erde, das blüht und Frucht trägt. Aus ihr wächst das Kind. So hat die Frau Jahrhunderte gebraucht, bis sie aus dem gefesselten Pflanzentum überhaupt in Geistigkeit aufstieg. Gewiß gab es zu allen Zeiten Frauen, die sich losrissen und als überragende Persönlichkeiten voraneilten. Aber hier soll von der Gesamtheit des Geschlechts die Rede sein, und da war es tatsächlich erst Ereignis der letzten Iahrzehnte, daß die Frau sich auf ihr geistiges Mitmenschentum besinnen konnte. Dann allerdings mit erstaunlicher Schnelligkeit. In rascher Folge eroberte sie

alle Bildungsmöglichkeiten, beinah alle Berufsmöglichkeiten und endlich das gerechte Recht politischer Mitarbeit. Ein neuer intellektueller Frauen-Tnvus scheint erstanden, kühn, mit einer fast jünglingshaft stürmischen Sachlichkeit, die eine unausrottbare launische Anmut streng gezügelt hält. Das Antlitz, die Lippen geschlossener als bei der früheren Generation, wie mit einem Visier des Wissens bedeckt, das Temperament nicht so krauslinig, also scheinbar gereift zu einem hochgearteten Geschöpf der neuen, Zeit.

Und doch ist diese Selbstverständlichkeit nur die moderne äußere Tracht, unter der das zwiespältige Seelenschicksal des ganzen heutigen Frauengeschlechts sich verbirgt. Die Frau bleibt Weib. Immer wieder überwältigt sie ihre körperliche Bestimmung. Dann bleibt sie nur Stoff, in dem der Wille der Natur sich formt. Das Bewegungslose, das Leidende, Lehm, aus dem erst Gott den Menschen schafft. Und dieser körperlichen Bestimm«ng treiben sie mit elementarer Gewalt alle Wünsche, alle Sehnsüchte, alle starken Instinkte entgegen. Kein Wissen, kein Wille rettet sie davor. Es bleibt der Instinkt zu reizen, zu gefallen, der Instinkt schön zu sein. Der moderne irische'Lnriker Jeats läßt in einem wnrdervollen Gedichte eine Frau sagen: „Wir Frauen kennen alle ein Gebot, daß wir uns mühen müssen, schön zu sein." Schön sein das Ziel. Schön sein also die Mühe, die Arbeit. Die Aufgabe, zu der wir ausersehen sind. Keine altmodische Forderung, die man zwischen Buchblättern versteckt. Ein ewiger Instinkt der Frau. Es geschieht täglich, honte nnd immer, daß sie über der Schönheit alles vergißt und nichts anderes sein will als ein Bild zum Anschauen, Erscheinung, ein Ding der Vollendung, und daß sie, in ständiger Mühe schön zu sein, ihr be» glückendes Werk sieht. Aber springt sie aus dem Nahmen des Bildmäßigen heraus, um zu fliehen in Sphären des tätigen und bewegten Lebens, so läßt sie auch hier Natur nicht los. Die Frau wirkt naturhaft durch ihr Wesen. Lächelt sie, so weckt ihr Lächeln, weint sie, so heilt ihr Weinen. In vielfarbigen Strahlen glüht das Prisma ihres Wesens zerstreute und ungeahnte Kräfte. Sie schafft um sich eine Atmosphäre, einen Keimboden, in dem Menschen märzhaft emporblühn. Sie >'st der Sammelpunkt, um den die Bewegten und Gestaltenden kreisen. Sie ruht in sich selbst. In der Erde verankert wächst sie hoch in die Stille. Denn i h r Wesen ist ihre Tat. Nur dadurch, daß sie ist, tut sie viel, geschieht unendlich viel. Das sanfte Gleiten ihres Gangs kann einen Verzweifelten retten. Ein Staunen in ihren Augen weckt Fragen auf, die in Finsternisse stürzen. Eine Bewegung ihrer Hand kann einen Menschen zu der entscheidenden Tat bestimmen oder zurückhalten. Die Gebärde der Madonna, die ibr Kind an die Brust hebt, soll täglich die größte Revolution der Welt, Liebe auf Erden, entzünden. Welche erschütternde Verantwortung für die Frau. Wieviel kann sie tun nur dadurch, daß sie ist, da? sie schwebt in Güte, Wolkenbaftigkeit einer besseren Welt.

Iedoch die Beschränkung auf dieses Tun ist ihr nicht mehr gelassen. Es genügte ihr selbst nicht mehr. Das Tnn des Mannes hat sie für sich erobert. Dem

Manne gleich/will sie plötzlich nicht mehr wesennaft, sondern werlhaft tätig leben, nicht mehr sein, sondern schaffen, nicht Bildnis mehr, sondern Bildnerin, nichr Musik mehr, sondern>Ruf im Getöse des Marktes. Nicht mehr soll sie an ihrem Herzen die Dinge fassen nnd halten, sondern sie fortrollen im Getriebe der Welt. Zum zweiten Male ist Eva aus dem paradiesischen Garttn auf die Straße der Arbeit hinausgestoßen u'id niemand hilft ihr als sie selbst. —

Frauenarbeit gab es schon immer. Landarbeiten, Mägdearbeiten, kunstvolle Stickereien, Teppichwebereien, Malerei von Handschriften, also sogar Ansatz zum Kunstgewerbe. Frauentüchtigkeit und Frauenbegabung hat es immer gegeben. Nur daß diese Arbeit innerhalb eines Heims, eines Einzrlbauses geschah oder in abgeschlossenen Klöstern und Schlössern, nicht in der scharfen Luft der offenen Welt. Nur daß diese Arbeit nicht in den Mittelpunkt des Frauenlebens gestellt wurde, ihren Tag und ihr Iahr beherrschte. Die Frauenarbeit von heute läßt der Frau kaum Zeit, sich selbst in einer Pause anzuhören. Der Tag ist erfüllt mit betriebsamem Lärm. Der Abend wird durch Zlbgespanntheit selten ein Feierabend. Was bleibt übrig für das schöne Spiel des Frauenwesens, für das Ausatmen der eignen tiefsten Natur? Die einfache Frau, die den ganzen Tag in der Fabrik zubringt, hat nicht einmal Zeit, Mutter zu sein. Im Kriege hat die Frau allerschwerste Berufsarbeit geleistet. Eine bewundernswerte Probeleistung ihrer Kraft. Aber erschreckte es nicht manchmal, wenn man diesen Arbeiterinnen in Meinnertracht begegnete, die Haare unter der Mütze versteckt, sodaß sie Frausn überhaupt nicht ähnelten. Nicht etwa, daß die Tracht im geringsten abstoßend wirkte; aber daß die Gesichter harten Männergesichtern glichen, von denen alle frauliche Weichheit gewichen war, das erschreckte. Hier schien ein drittes Geschlecht entstanden, ein geschlechtsloses Geschlecht, das wie die geschlechtslosen Bienen nur Arbeit zu leisten hatte. Man schauderte, wie die Not der Zeit Menschen mißbrauchen mußte. —

Tatsächlich liegt hier eine Gefahr für die Entwicklung der Frau von heute. Wieder wird die Spannung zwischen Fortschritt und Natur so groß, daß sie drohd zu reißen. Die Natur rächt sich durch Katastrophen, wenn man sie verachtet. Und die Frau, die selbst Natur, ein Stück Erde ist, kann niemals ihre Wurzeln ganz lösen, ohne daß ihr Bestes, Blüte, Duft des Wesens, abstirbt. Selbstverständlich würde die Hemmung des kulturellen Fortschritts einen Rückgang bedeuten. Iedoch wäre es nicht zu wünschen, daß die Frau, wenn sie aus ihrem Hause in das Brausen der Straßen hinaustritt, gerade ihr wirkliches Wesen, ihre frauliche Eigenart, in das Getümmel hineinträgt? Und daß sie in dem Chor der Stimmen, in dem sie jetzt laut mitsingen darf, Sopran ist und Melodie? —

Es mag der seelische Verwandlungsprozeß sich bei manchen als bewußte Krise äußern, bei den meisten vielleicht nnbewußt zehren. Iedoch ist er am wenigsten.

spürbar bei den Frauen, deren Beruf dem urzuständlichen Wesen des Weibes
am nächsten entspricht.
Der Sinn der Entwicklung ist nicht Glück. Der Sinn ist auch hier Verzicht.
Für eine hellere Klarheit das Opfer einer dumpferen Glückseligkeit.

Dr. Hedwig Fischmann:

Der Dekalog des neuen Tages.

Und als die blutig rote Sintflut, die da hieß „die große Zeit", endlich verebbt
war und die Stimme der Wahrheit und der Menschlichkeit wieder in dem welten-
rveiten Trümmerfeld einen Widerhall gefunden: siehe, da kam auch der Dichter
aus der großen Einsamkeit, in die er sich vor den entfesselten Urtrieben der Ge-
walt geflüchtet, herab zu der führerlos schwankenden Menge. In seiner Hand
aber hielt er die ehernen Gesetzestafeln eines neuen Bundes, den er mit der ge-
schändeten Menschheit schließen wollte, auf daß sie erstünde zu einem neuen Da»
sein. Denn also war der Ruf an ihn ergangen:

I.

Du bist erkoren, ein Führer zu sein den Völkern, den Siegern wie den Be-
siegten, ein Erlöser aus der Schmach der tiefsten Knechtschaft, die zu Knechten
sie schaffte blind wütenden Hasses.

II.

Du sollst ihnen Bild und Gleichnis geben all dessen, was einend und ver-
söhnend über die künstlich getürmten Trennungsmauern der Nationen und Nations-
splitter emporragt, all dessen, was der Menschheit gemeinsames und bestes Erbe.
Denn die Saar des Hasses, gesät von trügerischen Priestern eines falschen Macht-
willens, ist hervorgewuchert in alles erstickenden Garben, das Leben vergiftend bis
ins dritte und vierte Glied; aber der Menschlichkeit reine Blüte, gepflanzt und
gehegt von den Besten aller Völker, soll emporblühen aus dem blutgedüngten Erd-
reich, Frieden und Versöhnung spendend allen kunftigen Geschlechtern.

III.

Du sollst nicht mißbrauchen den Namen der Kunst zum Lippendienst an den
Altären der Tagesgötzen.

Gedenke des Arbeitstages der Menschheit, ihn zu adeln und zu heiligen zu einem Sabbatstag des Schaffens. Denn eine unlösbare Einheit, Anspannung und Entspannung, Arbeit und Lohn zugleich sei dem künftigen Geschlecht die Hingabe an das hohe Werk der Weltverjüngung. Nicht mehr als des Feierabends karg zugemessene Gabe leuchte der Strahl der Kunst, sondern, ein alles durchflutender und erwärmender Lichtquell, gehe er ein in die große Einheit von Wirken und Leben.

V.

Hege keine falsche Ehrfurcht vor ererbten und längst überlebten Idealen, auf daß der Boden frei werde für neue lebensfähige Keime.

VI.

Du sollst töten das Vorurteil in jeder Gestalt.

VII.

Du sollst brechen den Bund, den da schloß eine feile Scheinkunst mit der denkfaulen Unterhaltungegier der Publikumsherde.

VIII.

Du sollst rauben aus dem Traumland der Phantasie den Sonnenfunken des Glaubens an ein durch eigene Kraft entsühntes Menschentum und ihn näbren zur weithin leuchtenden Flamme. '

IX.

Du sollst unbeirrt Zeugenschaft ablegen für die Kraft und das Recht der Individualität gegenüber den alles gleichmachenden Tendenzen der breiten Mittelmäßigkeit.

X.

Lasse dich gelüsten nach dem Höchsten und Unerreichbaren. Lasse dich gelüsten, Sporn und Stachel zu sein jedem satten Selbstgenügen und bequemen Fürliebnehmen, jedem säumigen Zaudern auf dem Weg zur Menschheitshöhe.

So schritt der Dichter, seine Sendung zu erfüllen, hernieder zu den Menschen. Fern am Horizont dämmerte leise eines neuen Tages Licht.

Die Wirklichkeit der Bühne Richard Müller-Freienfels
(Zum Problem eines nichtrealistischen dramatischen Stils.)
Es ist eine Kernfrage aller Kunst, die in deren innerste Problematik hinein-
führt und gerade in unseren Tagen im sogenannten Erpressionismus eine neue,
eigenartige Aktualität gewonnen hat, ob die Kunst ein Bild des Lebens oder
ein Bild des Lebens zu geben habe. Es fragt sich mit andern Worten, ob die
Wirklichkeit der Kunst die gleiche sei wie die des Lebens, oder ob sich die künst-
lerischen Geschehnisse oder Gebilde auf einer prinzipiell andern Ebene bewegen.
Man weiß, daß die einzelnen Zeiten verschiedene Antwort auf diese Frage geboten
haben. Nachdem die Zeit um 1890 möglichste Unterordnung der Kunst unter das
gewöhnliche Wirklichkeitsbewußtsein gefordert hatte, hat sich seit etwa 1900 in
steigendem Maße eine Gegenbewegung geltend gemacht, die in immer stärkerem
Grade die Welt der Kunst von der des gewöhnlichen Lebens abgerückt hat.
Das» gilt von allen Künsten. Man denke z. B. an die Malerei, die sich immer
heftiger dem Zwange photographiehafter Nachbildung der Lebenswirklichkeit zu
entziehen strebt. Sei es, daß sie (wie der Impressionismus und in noch höherem
Grade der Neoimpressionismus) die Welt in ein Spiel von Lichtern und Farben
aufzulösen sucht, sei es, daß sie (wie etwa von Gogh) sie zerlegt in einen Rhythmus
flutender Linien und Kräfte, sei es, daß sie (wie der Kubismus) ein abstraktes
System von Flächen und Formen an die Stelle der Naturnachahmung setzt, durch
das der „Gegenstand" gleichsam von ferne nur durchschimmert: immer haben wir
das Bestreben, eine andre Wirklichkeit zu schaffen als die des Lebens, eine Welt
aufzubauen, die prinzipiell eine andere ist als die, in der unser Alltagsleben «er-
läuft.
Dieser Kampf gegen die Wirklichkeitsillusion, gegen die Unterordnung der
Kunst unter das Leben, begegnet uns in allen Künsten. Auch auf das Theater
hat er übergegriffen, und es dürfte sich daher vielleicht verlohnen, die speziellen
Probleme, die hier erwachsen, prinzipiell zu erörtern, zumal sie sich in der dra»
manschen Kunst besonders scharf zuspitzen und besondere Schwierigkeiten zu über-
Denn keine der übrigen Künste vermag eine so starke Wirklichkeitsillusion zu
schaffen, wie das Theater. Sehr viele Menschen, die einem Bilde gegenüber nie
vergessen, daß sie vor einem Bilde sitzen, vergessen im Theater sehr oft, daß es
Theater und nicht Wirklichkeit ist, was sie erleben. Der Raum der Bül^ne ist der
wirkliche Raum, wenn auch die berübmte vierte Wand fehlt. Die Zeit der Vühne
ist die wirkliche Zeit, da die Sprünge über größere Zeiträume in die Zwischenalte
Dr. Richard
Die Wirklichke

winden haben.

zu fallen pflegen. Und die handelnden Personen sind zwar dichterische Gestalten, zugleich aber auch wirkliche Menschen, und dies Bewußtsein ist ganz restlos selten zu verdrängen. Kurz, es ist kein Zweifel, daß von allen Künsten das Theater die wirklichkeitsnächste Kunst ist, daß daher die Schaffung einer künstlerischen Distanz, die Durchbrechung der gewöhnlichen Wirklichkeitsillusion ihre besonderen Probleme für die dramatische Kunst schafft.

In der Tat zeigt es sich denn auch, daß die dramatischen Dichter aller Zeiten (von den konsequenten Realisten etwa abgesehen) bestrebt gewesen sind, trotz allem nicht die volle Wirklichkeitsillusion Platz greifen zu lassen. Ia, genau besehen, liegen die Ursprünge des Theaters keineswegs bei einem konsequenten Realismus; im Gegenteil, wir sehen vielfach diesen konsequenten Realismus als ziemlich spätes Entwicklungsprodukt in Erscheinung treten, der dann erst bewußte Gegenströmungen hervorruft. Sowohl die Tragödie wie die Komödie waren in ihren Ursprüngen ganz unrealistisch. Erst allmählich werden sie immer realistischer. Daneben jedoch finden wir auf späteren Entwicklungsstufen der Bühne sehr oft die Erscheinung, daß das bewußt erstrebt wird, was auf Frühstufen bereits vorhanden war.

Sehen wir hier zunächst davon ab, ob die Wirklichkeitsillusion' unbewußt oder bewußt beiseite gesetzt wird, so können wir jedenfalls drei wesentlich verschiedene Formen der antirealistischen Bühnenkunst unterscheiden, die ich kurz hier nach ihrer Eigenart analysieren werde. Ich unterscheide nämlich erstens die idealisierende Bühnenknnst, zweitens die burlesk-komische Bühnenkunst und drittens eine erst jüngst zu vollem Ausbau gekommene Form des antirealistischen Dramas: die e r pr e s s i o n i st i s ch e.

»

Ich beginne mit der idealisierenden Bühnenkunst, die ihre wohl konsequenteste Ausprägung gleich in ihren frühsten Entwicklungsphasen gefunden hat: in der attischen Tragödie. Diese ist tief antirealistisch. Es ist eine große Frage, ob jenes „Zwischen-Trug und Wahrheitschweben", das Schiller in den „Kranichen des Ibykus" als Seelenverfassung des griechischen Publikums hinstellt, wirklich in dieser Weise bestanden hat. Denn die attische Bühne war wenig daraufhin angelegt. Man stelle sich nur ein griechisches Theater vor! Die Handlung ging im vollen Lichte des Tages vor sich. Nicht wie in unserm Theater war der Zuschauerraum durch Verdunklung dem Bewußtsein entrückt. Auch die Szene selber war nicht realistisch. Vor stereotypen, meist nur symbolisch andeutenden Hintergründen ging eine Handlung vor sich, die sich keineswegs bemühte, ein ge> treues Abbild des Lebens zu sein. Schauspieler traten auf, die nach Kostüm, Haltung, Mimik unmöglich vom Zuschauer ohne weiteres für seinesgleichen genommen werden konnten. Dazu war die Handlung, wie jeder Zuschauer wußte, mythisch, die Sprache war rhvtbmisch stilisiert, vielfach von Musik begleitet und

jedenfalls stets weit entfernt vom Tonfall des Alltags. Ferner wurde dies Geschehen umrahmt und unterbrochen von den Chorpartien, die auch durch den Inhalt der Gesänge den Zuschauer oft aus jeder Realitätsillusion herausrissen. Es war kaum möglich, vor dieser Bühne zu vergessen, daß es Bühne und nicht Wirklichkeit war, was man vor sich sah.

Im Grunde behält das idealistische Theater in allen Folgezeiten die Hauptzüge der attischen Bühnenkunst bei, wenn sie auch gemildert und der Realistik angenähert werden. Der Chor fällt meist weg, auch Maske und Kothurn, aber in andrer Form bleiben sie doch erhalten. Die Gestalten Corneilles und Schillers schreiten dennoch unsichtbar noch immer auf hohem Kothurn, und selbst der Chor, d. h. das reflektierende Moment, bleibt oft versteckt erhalten, wenn er nicht, wie in Raeines Esther oder Schillers Braut von Messina, sogar ganz offen wieder ein--geführt wird. Besonders im Verse bleibt ein starkes untirealistisches Element erhalten, das den Darsteller nicht nur zwang, nichtrealistische Sätze zu sprechen, sondern ihnen auch einen nichtrealistischen Tonfall zu leihen.

Immerhin, eine so lange Geschichte die idealisierende Bühnenkunst auch haben mag, wesentlich Neues haben ihre späteren Phasen kaum geschaffen, ivenigstens nichts, was zur Überwindung der gewöhnlichen Wirklichkeitsillusion hätte dienen können. Im Grunde bleibt man stets bei den Kunstmitteln der Griechen, höchstens daß man sich dem Realismus annähert. Auch die moderne Bühne, die dem Naturalismus entstrebte, wußte zunächst nichts anderes zu tun, als zu den Stilmitteln des alten idealisierenden Dramas zurückzukehren. Das neuromantische Drama der Hofmannsthal, Hardt, Stucken ete. hat keine neuen Stilmittel eingeführt. Diese bedienten sich durchweg der alten, vor allem einer Stilisierung der Sprache und des Verses, um die Wirklichkeit zu überwinden. Aber die Nichtrealiftik blieb ein lose übergeworfener Mantel, unter dem sich eine im Grunde recht realistische Kunst verbarg. Denn der raffiniert? Psychologismus der meisten neuromantischen Stücke ist auch ein Realismus, wenn auch ein verfeinerter im Gegensatz zu dem rein physiopsvcholoaischen des sozialen Milieudramas des Naturalismus. Eine wirklich lebenskräftige Kunst ist durch diese Richtung nicht erbracht worden. Es scheint, daß man neue Mittel braucht, um «ine nichtrealistische Kunst zu schaffen. —

Nun gibt es seit alters neben dem idealisierenden Drama eine zweite drama» tische Kunstform, die ebenfalls anti realistisch, zum mindesten aber u n realistisch ist: d i e b u r l e s k e K o m ö d i e. Das heißt, seit alter Zeit kennt man in fast allen Kulturen ein Theater, dessen Ziel nicht die Darstellung der Wirklichkeit, sondern einfach das Erwecken von Heiterkeit ist. Das wird mindestens ebenso oft und so gründlich durch Verzerrung der Wirklichkeit erzielt, als durch Nach-

bildung derselben. Gewiß mag diese von ferne durchschimmern, sie muß es sogar vielleicht, aber die Oberfläche jedenfalls ist ein kecker Nichtrealismus. Die Figuren sind nicht in erster Linie Menschen, sondern Spaßmacher. Sie brauchen darum auch gar nicht durch wirkliche Menschen dargestellt zu werden, sondern werden ganz konsequent durch Marionetten gegeben. Die „Wurstltheater" oder „Hännesche-Theater", wie sie in Wien und Köln bestehen, sind in der Tat die konsequentesten, wenn auch nicht die künstlerischsten Zweige dieser Gattung von Bühnenspielen.

Dabei bat auch diese Kunstform eine vornehme Genealogie. Sie findet sich bei den meisten primitiven Völkern, sie findet sich in der Volkspoesie der Griechen (etwa bei dem Syrakusaner- Epicharm), sie steckt in der attischen Komödie und lebt weiter durchs ganze Altertum. Sie erscheint auch im Mittelalter als Fareen- und Schwankbühne, sie steckt in Shakespeares Komödien und in den Possen Molares, wie in der <^«m?Sin <lcl nrt« der Italiener, sie ist dann in neuerer Zeit von der realistischen Komödie eine Weile verdrängt worden, schiekt sich aber ebenfalls wieder an literarisch zu werden, sowie eine antirealistische Zeitströmung obenauf gelangt.

Die Welt dieser burlesken Komödien ist nicht die wirkliche Welt, sondern eine eigne närrische Welt, die ihre eignen Maßstäbe hat, für die Kausalität und die andern Kategorien des logischen Denkens nicht gelten. Ihre Welt ist nur insofern eine Nachbildung der wirklichen Welt, wie es etwa das Bild in einem Hohlspiegel ist, der alles verzerrt.

Mir scheint, daß eine ganze Gruppe von neueren Dichtern diese Tradition fortsetzt, mögen sie zum Teil sich dessen auch nicht bewußt sein. Freilich bei Arthur Schnitzlrr z. B. liegt eine ganz bewußte Anknüpfung an die Tradition des Marion nettenspiels vor, wenn er z. B. Stücke wie seinen „Tapferen Cassian" schreibt. Wie weit sich Wedekinc bewußt war, an die ältere Burlesken- und Grotesken» Komödie anzuknüpfen, weiß ich nicht. Jedenfalls wirken seine besten Sachen durchaus original, wenn sie auch auf der von uns gekennzeichneten nichtrealistischen Linie liegen. Vielleicht ist der Stil der Wedekindschrn Werke von unsrer Schauspielkunst nicht ganz recht erfaßt. Mir scheint, ein Werk wie der „Liebestrank" könnte erst ganz wirken, wenn seine Figuren wie Marionetten agierten, bewußt verzichtend auf runde Menschlichkeit. Wedekind selber hatte als Schauspieler oft etwas Marionettenhaftes in der Starrheit der Mimik, der Gewaltsamkeit der Bewegungen, der gehackten Diktion. Dieser unrealistische Groteskenstil, der übrigens hier und da von den Schauspielern bereits ziemlich bewußt herausgearbeitet wird, brauchte nicht bei den Schwänken und Komödien Halt zu machen, er könnte auch in den ernsteren Werken angewandt werden. Man spiele einmal den „Erdgeist" oder „Die Büchse der Pandora" so, als zögen unsichtbare Gewallen die Drähte, an denen diese Gestalten willenlos hin- und hergrzerrt werden. Vielleicht erweckte

man dann auch im Publikum Verständnis für diesen Stil, der meist noch mit allzu realistischen Maßstäben gemessen wird.

Das gilt auch für andere moderne Lustspiele, etwa die von Hermann Essig. Realistisch gespielt und gesehen kommt ihr Wesentliches nicht heraus. Auch Sternheims Komödien wollen durchaus nicht realistisch gespielt werden. Schon die unrealistische Diktion weist darauf hin, und ohne Zweifel besteht auf der Bühne auch das Streben nach einem nichtrealistischen Stil für diese Stüeke. Nach meinen Beobachtungen in einigen Berliner Theatern ist ein solcher Stil auch bereits gefunden; wer nicht mitkommt, ist allein das Publikum, das meist einen recht verlegenen Eindruck macht und über die bewußten Verzerrungen und Übertreibungen in der Diktion lacht, als wären es unbeabsichtigte Entgleisungen der Schauspieler. Es wird vermutlich noch eine Weile dauern, bis das allzulange nur realistisch gewöhnte Publikum es lernt, diesem Stil, der da im Werden ist oder (wenn man will) wieder nach längerem Vergessensein neu auflebt, gerecht zu werden.

Neben diesen beiden Richtungen einer nichtrealistischen Bühnenkunst scheint sich nun in der Gegenwart ein neuer Stil herauszubilden, der tief antirealistisch ist und bereits heute es gestattet, von ihm als einer künstlerischen Einheit zu sprechen. Ich will diesen Stil mit einem landläufigen Schlagwort einmal als den expressionistischen Stil bezeichnen, obwohl unter diesem Schlagwort auch vielerlei sonst einherkommt, was ganz anderen Wesens ist. Seine reinste Ausprägung hat dieser Stil in den Werken des späten Strindberg erhalten, an den eine ganze Gruppe jüngerer deutscher Autoren mehr oder weniger selbständig anknüpft. Ich nenne, um das Feld etwas abzustecken, einige Namen: R. Sorge, Göring, Hasenklever, Kornfeld und andere mehr. Dazu kommen noch eine ganze Reihe entfernter Verwandter. Das Theater Maeterlincks, des frühen Eulen» berg, ja auch das des späten Ibsen könnte man bei aller Verschiedenheit dennoch unter gewissen Gesichtspunkten heranziehen.

Was ist nun das Wesentliche dieser Kunst? Mit wortwörtlicher Ausdeutung des Namens „Erpressionismus" könnte man sagen, daß die dargestellten Gestalt.n incht um ihre? selber willen da seien, sondern nur als „Ausdruck" der subjektiv?n Seelenverfassung ihres Schöpfers zu gelten haben. In gewissem Sinne ist da<? allerdings für jede Art Kunst zutreffend, denn alle Kunst empfängt ein gut Teil ihres Lebenswerts aus der subjektiven Stimmung, in die ihre Gestaltungen getaucht sind. Indessen besteht ein Grad unterschied, der einen Wesens unterschied macht. Beim expressionistischen Kunstwerk tritt diese subjektive Stimmung so stark in den Vordergrund, daß die Gestalten als Gestalten nur eine Art von Schattendasein führen. Nehmen wir z. B. die vielleicht stärkste erpressionistische Dichtung, die bisher geschaffen worden ist: Strindbergs Trilvgie „Nach Damas-

kus"! Es ist ganz offenbar, daß all diese Gestalten, wie sie keine bürgerlichen Namen haben, sondern nur als „der Unbekannte", „die Dame", „der Bettler" ete. eingeführt werden, auch keine bürgerliche Erisienz besitzen, sondern gleichsam nur Projektionen aus der Seele des Dichters sind. Und darin nun beruht das Wesen dieser erpressionistischen Kunst im Gegensatz zu aller übrigen: während sonst die Projektionen doch als reale Eristeuzen zu gelten streben, ist das hier nicht der Fall. Sie bewegen sich auf einem ganz anderen Boden als dem der alltäglichen Realität, sie sind Halluzinationen, deren halluzinatorischer Charakrer aber niemals gain vergessen wird. So ist es auch in Strindbergs „Traumspiel", dessen Gestalten nach der eignen Aussage des Dichters Traumgestalten sein sollen, die sich auf der Szene verändern, sich verdoppeln, zerfließen. So ist's auch in' solchen Stücken wie der Gespenstersonate, wo reale nnd nichtreale Gestalten durcheinander sich bewegen, und das Ganze doch damit in eine irreale Sphäre transponiert wird. Bei Shakespeare sind auch die Gespenster reale Gestalten, bei Strindberg werden sogar die realen Gestalten Gespenster. In dieser Gesamtto,^ art der Werke liegt das Unterscheidende.

Außer Strindberg sind, wie bereits gesagt, eine ganze Anzahl jüngerer deutscher Poeten auf dem gleichen Weg. Ihnen allen bat, wie mir scheint, Strindbergs fasziniertnde Persönlichkeit den Weg bereitet. Sie alle müssen erst zeigen, wieweit sie fähig sein werden, selbständige Werke zu schaffen, wenn auch die Ansätze in Werken wie Hasenklevers „Sohn" oder Görinas „Seeschlacht" mancherlei versprechen.

Ich möchte an dieser Stelle noch darauf hinweisen, daß einige ältere Dichter infolge der neuen Entwicklung auch in ganz andere Zusammenhänge rücken. Wie so oft in der Geschichte der Künste geschieht es, daß frühere Erscheinungen durch spätere oft in neue Beleuchtung geraten; sie erscheinen als Vorläufer neuer Richtungen, von denen die Zeitgenossen nicht wissen konnten. So würden ohne Zweifel die letzten Werke Ibsens, etwa vom Solneß an, die man bisher mehr oder weniger realistisch spielt, ein ganz anderes Gesicht gewinnen, wenn man sie als erpressionistische Kunstwerke auffaßte. Gar kein Zweifel kann bei Maeterlinck, den man zunächst allzu nahe an die Romantik heranrückte, bestehen, daß auch seine FrLhwerke als erpressionistische Projektionen aufzufassen sind.

Auch einem Dichter wie Herbert Eulenberg gegenüber ist eine ganz unrealistische Einstellung Voraussetzung. Wenn seine Dramen, deren Geschehnisse jenseits von allem gewöhnlichen Kansalnerns stehen, überhaupt wirken sollen, so müssen sie aufgefaßt werden als das, was sie sein wollen, als reine Phamasiegebilde. Denn Phantasiegebilde, nicht reale Menschen, sind auch die Gestalten, die da auftreten. Mißt man sie mit Menschenmaß, stellt man Forderungen nach psychologischem Verständnis ihrer Taten, so greift man ins Leere, Es sind Phautasiegebilde, die jauchzen, schluchzen, fühlen, lieben sollen, Dichtergebilde. — Gewiß stecken mensch-

liche Erlebnisse auch hinter diesen Geschehnissen und Gestalten, aber nur so, wie sie hinter den Tönen einer Symphonie stecken, umgegossen in ein ganz anderes Material, transponiert in eine Sphäre, die nicht von dieser Welt ist. Vielleicht ist das alles kein Expressionismus im modernen Schulsinn, aber immerhin etwas Verwandtes.

Es besteht also ein neuer Stil. Zunächst in der Dichtung, aber auch zum Teil bereits in der Darstellung, die sich überraschend angepaßt hat. So» weit meine Erfahrung geht, besteht auf den verschiedensten Bühnen d«s Reiches ein bewußtes Bestreben, über den Realismus im Sinne einer neuen Kunst hinaus- zugelangen. Man hat auch hier und da bereits Stilformen gefunden, die nicht im idealisierenden Drama vorgebildet waren und dem erpressionistischen Charakter Rechnung tragen. Beleuchtungseffekte vor allem können hier wertvoll sein. So spielte man z. B. in Mannheim Hasenklevers „Sohn" so, daß nur der Held, der im Mittelpunkt des Stückes steht und als dessen seelische Projektionen die andern Gestalten erscheinen, in voller Beleuchtung auftrat, während die andern Ge- stalten in Halbdämmerung blieben. So sah ich seinerzeit in Wien eine Auf- führung des Maeterlinck'schen „Tod des Tintagiles", wo sich sämtliche Vorgänge hinter einem dünnen, vor die Bünne gespannten Schleier abspielten, dnrch den nich? ungeschickt das Gedämpfte, Entrückte, Schattenhafte der Geschehnisse s»m» bclisiert wurde. Auch im Tonfall (scheint mir) sind die Schauspieler vielfach auf dem Wege, eine neue, der neuen Kunst gemäße Ausdrucksform zu finden, wenn sich bis jetzt ein geschlossener, alle derartige Ansätze zusammenfassender Stil noch r'icht gebildet hat. Daß ein solcher theoretische Forderung der Erpressionisten ist, beweist z. B. das „Nachwort an die Schauspieler", das P. Kornfeld seinem Drama „Die Verführung" beigegeben hat.

Die Schwierigkeit für diese neue Kunst liegt also nicht b'i den Dichtern, noch bei den Darstellern: sie liegt beim Publikum. Man weiß es längst, daß das Publikum im Theater nicht eine passive, für das Kunstwerk selber unwesentliche Masse ist, sondern die notwendige Resonanz für alles Gebotene, die aufs stärkste zurückwirkt auch auf die Bühne. Nun stellt man jedoch im Erpressionismus keine kleine Forderung an dieses Publikum: es soll, nachdem es jahrzehntelang gewohnt war, die Vorgänge auf der Bühne realistisch aufzufassen, plötzlich sich ganz anders einstellen. Das geht natürlich nicht von heute auf morgen, und es wird die Lebensfrage der neuen Kunst sein, ob e? überhaupt gcht. Nach meinen bisherigen Beobachtungen benimmt sich das Publikum selbst :'n den kultiviertesten Theatern vstn Berlin und München nicht so, daß sein Verhaltln viel für die Zukunft ver- spräche. Es reagiert auf jede nur etwas unrealistische Geste oder auf jeden von der banalen Sprechweise stärker abweichenden Avcdrncksversnch durch verstecktes

oder sogar ganz unverhvhlenee Gelächter oder zum mindesten doch durch verständnisloses Achselzucken. Das ist im Theater gefährlicher als in der Kunstausstellung. Auch hier ist es ja ein überall zu beobachtender Tz'pus, der vor jedem antirealistischen Bilde gleich in Spott oder in Emporung ausbricht, ohne nur einen Augenblick darüber nachzudenken, ob das „Kunstvollen" des Dichters nicht auf aanz anderes aus war als auf Wirklichkeitsnacharmung, daß man also, will man die spezifischen Werte dieser Kunst heben, auch st>b anders einstellen muß. Indessen vor einem Bilde stört ein solcher Betrachter doch stets nur eine kleine Gruppe: im Theater aber, wo die gesamte Zuschs nerschüft in gewissem Sinn eine kompakte Einheit ist, ein massenpsychologischer Kompler, wirkt ein solches falsches Reagieren einzelner unendlich viel störender. Es wird also, damit eine erpressiv' nistische Bühnenkuust in größerem Stile möglich werde, sich darum handeln, wie weit das Publikum geneigt und fähig ist, mitzugeben, nicht nur einer Mode nach-Ziilanfen, sondern innerlich sich im antirealistischen Sinne umzustellen. Das Problem, ob es gelingen wird, einen einbeitlichen nichlrealistischen Bühnenstil zu sänffen, liegt also letzten Endes beim Publikum. Sehr viel kann ja auch die Presse dazu tun, um den engherzigen Realismus aus seiner Alleinherrschaft zu verjagen und dem Dichter zu geben, was des Dichters ist: im tiefsten Grunde ist jedoch die Frage, ob der ohne Zweifel deutlich und deutlicher sich abhebende expressionistische Bühnenstil sich durchsetzen kann, nicht theoretisch zu lösen, sondern wird abhängen von der gesamten Knlturentwicklung, deren nächste Zukunft gerade jetzt ja dunkler ist, als sie jemals gewesen. —

Dr. Friedrich Markus Huebner:

Gottfried Kellers Novelle „Die Jungfrau und die Nonne" und ihr allflämifcher Vorläufer.

An die Bewunderung, welche Gottfried Kellers „Sieben Legenden" rein als solchen gebührt, hat sich seit dem Erscheinen des Buches ein ebenso großes Erstaunen darüber angeschlossen, wie der Dichter derart liebliche Gebilde just in Anlehnung an eine Vorlage hervorbringen konnte, die nach jeder Hinsicht dürftig ist, seelisch dürr und beladen mit süßlicher Sittenlehre. Es sind dies die „Legenden" von Ludwig Theobul Kosegarten (zwei Bände 1804), welche bekanntlich, obwohl Kosegarten protestantischer Theologe war, nicht nur in der Widmung an die apostolischen Majestäten, Kaiser Franz und seine Gemahlin, sondern auch in der Auswahl, Beleuchtung und Zurichtung der Stoffe selber eine ausgesprochene Huldigung vor den praktischen und metaphysischen Idealen des Katholizismus

die Nonne" und ihr alrflamischer Vorläufer Huebner
in sich schließen. Gottfried Keller hat, indem er der Sammlung von Kosegarten
einzelne Legenden entnahm und sie zu einer Sache seines eigenen Neuerlebens
machte, den lehrmeisterlichen Ton vollkommen ausgemerzt und hat, statt irgend
welche Urteile und Nutzanwendungen in die Geschehnisse stützend einzubauen,
denselben allen Schimmer natürlicher Schönheit und einer inwendigen reinen
Selbstverbürgtheit verliehen. Hier bei Keller wird über Schuld und Fehle nicht
am Maßstabe eines feststehenden Dogmas gerichtet und die guten Taten werden
nicht als Erfüllung von offenbarten Jenseitsansprüchen gelobt, sondern wo Tragik
oder wo losendes Glück eintritt, da geschieht dies hier aus rechtfertigenden Gründen
der rein künstlerischen ebenso sehr wie der erdenhaft-menschlichen Notwendigkeit.
Hierin besteht wohl die stärkste Leistung der Kellerschen Einfühlung gegen-
über den Vorlagen Kosegartens, und erst nachdem man diese Abänderung des
seelischen Grundakkords genügend gewürdigt hat, darf man in vollem Maße sich
dem Genusse an Kellers Erfindungsgabe hinsichtlich der Personen, der Schau-
plätze, der Ausmalung und Abrundung der einzelnen Fabeln, kurzum dem Genusse
an all den technischen Feinheiten Kellerschen Erzählens hingeben. Indessen hat
es nicht an Leuten gefehlt, welche meinten, die Weltanschauung, wie sie Keller
in seine Legenden hineintrug, als unmittelalterlich angreifen zu müssen, und welche
die Orthodorie der Voreltern treulicher durch Kosegarten bewahrt und nachgemalt
sahen. So schrieb z. B. Kürnberger in einer Besprechung, die sich im übrigen
völlig zum Werke Kellers bekennt, den Satz, Keller habe den katholischen Glauben
„mit der Miene der Unschuld und mit der Folgerichtigkeit der Konsequenz über
eine Linie geführt, über welche ein Katholik ihn um keinen Preis führen würde."
(Literarische Herzenssachen, 1877). Demgegenüber liegt nun ein Zeugnis zu-
gunsten Kellers vor, durch welches die mittelalterliche Glaubenswelt sich viel
unbefangener und herzlicher sowie, trotz aller asketischen Neigung, viel
erdengebundener und menschlicher gibt, als sie nach der verhärmten und ge-
öngsteten, fahl-romantischen Schilderung Kosegartens sich ausnimmt. Eine von
den sieben Legenden Ke,lers, das Stücklein von der Nonne und von der Jungfrau,
ist nämlich schon im Mittelalter novellistisch bearbeitet worden und zeigt hier in
ihrem ganzen Wesen jene nämliche Güte, Schalkhaftigkeit, Freiheit des Blicks,
durch welche Tugenden Kellers Legenden anbetungswürdig sind.
Diese vorweggenommene künstlerische Bearbeitung seines Stoffes hat
Keller zweifellos nicht gekannt.*) Es ist die mittelniederländische Versnovelle

*) Daß er das Vorhandensein selbständiger und künstlerischer Umformunger der zunächst bloß
legendarischen Berichte freilich geahnt hat, geht eius dem Satze seines Vorworts hervor: .Beim Lesen
einer Anzahl Legenden mochte es dem Urheber vorliegenden Büchlein« scheinen, als ob in der über,
lieferten Masse dieser Sagen nicht nur die kirchliche Habulierkunst sich geltend mache, sondern wohl
auch die Spuren einer ehemaligen mehr profanen Erzählungslnst oder Novellistik zu bemerken seien,
wenn man aufmerksam Hinblicke."

Huebner Gottfried Kellers Novelle „Die Jungfrau und
„Beatrijs", welche auch Kosegarten schwerlich vor Augen gehabt haben
dürfte; denn die alte Dichtung ist vor dem Erscheinen von Kosegartens Novellen
gewissermaßen verschollen gewesen und durch den niederländischen Philologen
W. I. A. Jonckbloet erst im Jahre 1841 wieder vor die Öffentlichkeit gebracht
worden. Der Dichter der Novelle ist unbekannt. Sein Werk liegt vor in einer
schönen und sorgfältig hergestellten Handschrift, welche die Königliche Bücherei
im Haag aufbewahrt; die Abfassung dieser Handschrift kann, nach wissenschaftlicher
Vermutung, um das Jahr 1374 erfolgt sein. Wie die Novelle Kellers wurde auch
die des Niederländers nicht frei aus dem Nichts geschaffen, sondern lehnt sich an
jenen Bericht in Prosa an, von welchem die Überlieferung der Legende und alle
ihre späteren erzählerischen Wiederholungen, auch die von Kosegarten, überhaupt
sich ableiten, an den Bericht des Caesarius von Heisterbach im siebenten Haupt-
stücke und 35. Kapitel seines Oialogus Niraculorum. Dieses Werk schloß der
Heisterbacher Mönch im Jahre 1222 ab, so daß die Novelle jedenfalls zwischen
diesem Jahre und dem Jahre 1374 gedichtet sein muß; ob man in dem überkommenen
Manuskript die UrHandschrift oder eine spätere Kopie vor sich hat, vermöchte die
Forschung nicht auszukundschaften. '
Caesarius meldet von dem Beatrirwunder, daß es sich zu seiner Zeit, nämlich
wie er schreibt „ante n«n rvultos avnos", zugetragen habe, womit zum mindesten
das Geschehnis als solches in der endlosen und unbekannten Weite der rückliegenden
Jahrhunderte eine gewisse Festlegung erfährt. Was den Ort anlangt, wo das
Wunder sich abgespielt haben könnte, so verdichten sich die Vermutungen dahin,
daß die Legende ihren Ursprung im flämischen Brabant genommen hat; sie ist
hier noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts sogar als mündliche Über-
lieferung lebendig gewesen. Dem deutschen Sagenforscher Johann Wilhelm Wolf
ward sie von einer greisen Insassin des Klosters Vrouwen»Perk bei Löwen mit-
geteilt als die auszeichnende Begnadung eben dieses Klosters, denn die Nonne
leitete ihren zu Buche gegebenen Bericht mit den Sätzen ein: „In unserer Abtei
hatten wir im Chore ein Mutter-Gottes-Bild, von dem die Schwestern sich die
folgende Geschichte erzählten. Es gab vielerlei solche Geschichten, aber diese ist
die schönste." (I. W. Wolf: Niederländische Sagen. Leipzig 1843.) Caesarius
seinerseits mag von der Sache entweder durch niederländische Novizen, die sich
in Helsterbach, dem rheinischen Kloster, aufhielten, Kunde bekommen haben oder
hat davon vielleicht unmittelbar in den flämischen Niederlanden selbst gehört,
wohin er als Begleiter des Abts von Heisterbach des öfteren gekommen ist.
In den grundlegenden Zügen seiner Fabel hält sich der niederländische
Dichter ziemlich treu an die Mitteilungen des Caesarius, webt aber in den Einzel-
heiten und in der gefühlsmäßigen Durchflutung des Ereignisses ein ganz neues
Bild von Fülle und Leben. Er verhält sich also zu seiner Vorlage ähnlich wie es
Gottfried Keller mit der von Kosegarten tat. Im übrigen ist das flämische Werk
mit den schweizerisch-allem^imischen durch eine große Anzahl Ähnlichkeiten,

die Nonne" und ihr altflämischer Vorläufer Huebner
andererseits durch merkwürdige Verschiedenheiten verwandtschaftlich zusammengebunden, die einen Vergleich nur um so reizvoller machen.*)
Beatrix, die Pförtnerin, ist hier wie dort ein Vorbild demütiger Dienstwilligkeit und jungfräulicher Anmut. „Herrlich gewachsen von Gestalt, schreibt Keller, tat sie edlen Ganges ihren Dienst, besorgte Chor und Altar, waltete in der Sakristei und läutete die Glocke vor dem Morgenrot, und wenn der Abendstern aufging." Im Gedichte heißt es:
Die Nonne also, die ich meine, schon trug sie dort das Büßerkleid
war hold mid rein. Man fänd heut keine, der Küsterin und voller Fleiß
>vähn ich, die ihr sich könnte messen versah ihr Amt sie, wie ich weiß,
an Anstand und an sanftem Wesen. bei Tage wie bei Nacht. Gewandt
Tie Schönheit ihres Leibes preisen, ' lief ihr die Arbeit von der Hand,
auf jeden Reiz besonders weisen, Das Läuten in der Kirche, sorgen
dies freilich nicht sich für mich schickt. — um Licht und Altarschmuck, am Morgen
Vernehmt nun, was ihr iin Konvikt das ganze Kloster wecken: Dies
war aufgetragen. Lang: Zeit war täglich, was ihr Dienst sie hieß.
„Aber dazwischen schaute sie feuchten Blicks," geht es bei Keller weiter, „in das Weben der blauen'Gefilde; sie sah Waffen funkeln, hörte das Horn der Jäger aus den Wäldern und den hellen Ruf der Männer, und ihre Brust war voll Sehnsucht nach der Welt." Diese allgemeine, rein auf ein volles Erleben gerichtete Sehnsucht ist es dann, die sie aus dem Kloster forttreibt. Der Anlaß für ihre Flucht in der niederländischen Novelle ist weniger geistig; hier wird die Begründung viel realistischer gegeben; sie besteht in einer unerfüllten Jugendliebe, welche die Nonne zu einem Junker in sich trägt und die sie drängt, ihm einen Brief zu schreiben, daß er ans Kloster kommen und sie sprechen solle. Hier, am vergitterten Fensterlein der Zelle, „draußen er, sie drinnen", versichern sie sich erneut ihrer Liebe und machen aus, daß er sieben Nächte später sich im Klostergarten einfinden soll, wo sie ihm dann als Braut in die Welt folgen wolle. Der Junker kehrt in die Stadt zurück, kauft Kleider, Iierrat, Gebrauchsgegenstände für seine Braut ein, steckt fünfhundert Pfund guten Silbers zu sich und wartet in der ausgemachten Nacht ungeduldig auf die Geliebte. Diese hat inzwischen schwer mit ihrem Gewissen zu ringen gehabt und vor dem Standbilde der Mutter Gottes all ihre Herzensbedrängnis ausgeschüttet. In der entscheidenden Nacht aber legt sie auf den Altar der Himmelskönigin Sandalen, Schleier, Ordenskleid nieder und hängt sie die Schlüssel der Sakristei am Fuße des Standbildes auf, damit die Schlüssel des Morgens dem Ersteintretenden sogleich in die Augen fallen können. Bei Keller tritt die Nonne in ihrem geistlichen Gewande die Reise in die Welt an, in der Dichtung trägt sie, als sie nachts zum Klosiergarten schlüpft, nichts als einen Pelz auf dem Leibe. Indem sie außer dem Schlüssel auch ihre Ordenstracht zurückläßt, begründet der flämische Dichter wohl verständlicher,

*) Eine Verdentschnng des Beatrix-Gedichts erscheint demnächst im Jnselverlag.

wie die Mutter Gottes später nicht nur das Amt der Nonne übernimmt, sondern
sich auch deren Gewänder so gut bedient, daß keine der Mitschwestern etwas von
dem Personenwechsel merkt.
Nach dem Verlassen des Klosters wandert Beatrir bei Keller durch den
morgendämmernden Wald und wird von einem Ritter gefunden, der sie auf sein
Roß hebt und sie mit auf seine Burg nimmt. Wanderung und Ritt werden für
Keller zur Gelegenheit, mit ein paar Strichen eine wundervolle Naturschilderung
einzuschalten. Ahnlich benutzt der niederländische Dichter die epische Pause, nach'
dem das Paar sich gefunden und die Nonne sich in die vom Junker mitgebrachten
Gewänder gekleidet hat, zur Ausmalung eines landschaftlichen Hintergrundes.
„Nun schritt er rasch zn seinem Pferde, . Da hielten Fest die Wgelein
hob in den Sattel sie und schwang und machten solchen hellen Schall,
sich hinten auf. So ritten lang d.iß man es hörte überall,
und weit sie, bis erglomm der Morgen Ein jed s sang nach seiner Weise,
und vor Verfolgung sich geborgen Und Blumlein standen da im Kreise
sie wußten. auf grünem Rasm, Klcherschlosfen.
K ar war und lind die Luft im Raum.
Forttrabend kamen in der klaren Und aufrecht ragte Baum an Baum,
Frühstnnde sie an einen Hain. Die Wipfel schön mit Laub umkleidet.
Während aber bei Gottfried Keller die schöne Nonne dem Ritter sich bald gefügig
zeigt — „abermals nach dreihundert Schritten erwiderte sie seine Küsse so eifrig,
als ob sie niemals eine Klosterglocke geläutet hätte" — bezeigt sich die nieder-
ländische Beatrir um vieles spröder; denn als in dem vom Vogelsang durch-
schmetterten Hain der Jüngling vorschlägt abzusitzen und „das Liebesspiel zu
spielen", fährt sie ihn mit Entrüstung an:
Ich soll mich hier ins Feld Jedoch wenn später ganz entkleidet
hinstreeken, gleich ein Weib, das Geld auf einer Bettstatt wohlbereikt
mit ihrem Leib verdient in Sünden? ich bei Dir liege, will ich spenden
Wie wenig Scham müht ich empfinden. mich zum Genuß Dir ohne Enden.
Jenes verhießene,schwelgende Leben des Liebesgenusses währt hernach in einer frem-
den Stadt, wo sie sich niederlassen, sieben Jahre. Aus ihrem Bunde entsprießen zwei
Kinder. Dann nehmen die Barmittel ab, sie müssen ihren Hausrat verkaufen,
Entfremdung legt sich zwischen die Liebenden und schließlich zieht der Junker
trotz aller früheren schönen Schwüre von dannen, Beatrir mit ihren zwei Kindern
dem Elende preisgebend. Da sie, die Nonne, im Kloster nicht Spinnen gelernt
hat, diese Arbeit auch nicht genügend Lebensunterhalt einbringen würde, muß
sie, um ihre Kinder nicht Hungers sterben zu sehen, das Fürchterliche tun und
ihren Leib auf der Straße für Geld feilhalten gehen. Auch bei Gottfried Keller
streift die Nonne, welche von ihrem Geliebten eines Tages an einen Baron ver»
würfelt wird, die vollkommene Entweihung zur körperlichen Ware, weiß sich aber
mit Witz und Geistesgegenwart vor dem vollkommenen Falle zu bewahren und
kehrt zu ihrem ersten Geliebten zurück, der sie daraufhin ehelicht und dem sie, eine

Rittersfrau, „die ihresgleichen suchte bei Jagden, Festen und Tänzen sowohl als in den Hütten der Untertanen und im Herrenstuhl der Kirche", während zwölf reichen Herbsten acht Söhne gebar, „die emporwuchsen wie junge Hirsche". Ihr Dasein «lso ist sozial durchaus gefestigt, sie lebt in Glanz und in Ansehen, ihre Sehnsucht nach der Welt brachte ihr eitel Glück und die ganze Erfüllung ihres Weibesschicksals. Ihr Sündigen bestand lediglich darin, daß sie überhaupt das Kloster verließ und den Eid der Nonne brach. Bei dem niederländischen Dichter häuft sich -auf das flüchtige Weib mit jedem Jahre mehr Not, Gram und Verschuldung.

„O Zammer, dies verruchte Spiel. womit die Kinder sie ernährte. —
das sie mit ihrem Leib begann, Jedoch wozu all dies entehrte
wie kam es bitterlich sie an. sündhafte Dasein noch beschrieben,
Selbst trug sie keine Lust davon. das vierzehn Jahr sie hat getrieben!"
Sie tat es um den kargen Lohn,

In dieser tiefen menschlichen Notlage bleibt ihr nur eins, woran sie sich klammert: die Jungfrau Maria und die Hoffnung auf deren gnädige Vergebung. Sie betet täglich zu ihr und schließlich wird ihr Sündengewerbe ihr zum unerträglichen Ekel.

Nachdem die vierzehn Jahr geendet, sich liesz den «opf vom Stumpfe kürzen,
ward ihr von Gott ins Herz gesendet als daß noch tiefer sie wollt stürzen
Gemissenspein so unerhört, in Sünde, der ihr Körper frönte,
das; lieber sie mit nacktem Schwert

Sie nimmt ihre beiden Kinder und findet suchend den Weg zurück nach ihrem Moster. Hier kehrt sie eines Abend nach der Sonne im Hause einer Witwe ein, findet Herberge und erkundigt sich nebenbei nach den Zuständen im Kloster, insonderheit nach der Küsterin, die, wie man sich erzählte, vor vierzehn Jahren auf Mmmerwiedersehen ihren Posten verlassen habe.

Doch grob ihr da die Witwe kam. . Ihr Amt als Küsterin nimmt wahr
Sie sprach: „Ihr seid wohl nicht gescheit! die Schwester so seit vierzehn Jahr,
Wollt ihr der Küsterin zu Leid daß selbst für eine Stunde nicht
noch mehr solch dummen Klatsch vertreiben, sie je versäumt hat ihre Pflicht."
so könnt Ihr länger nicht hier bleiben.

Mit bebendem Erstaunen will sich Beatrix vergewissern und fragt nach dem Familiennamen der Küsterin. Sie erhält die Namen ihrer eigenen Eltern genannt,

da wußte sie, daß sie man meinte. Sie sprach: Als Lohn nur heimgebracht
O Gott, wie sie da heimlich weinte Hab Reue ich in meinem Herzen,
vor ihrem Bette in der Nacht.

Ihre Selbstanklagen sind fürchterlich. Sie ist friedlos und vernichtet. Der Wahnsinn steht ihr nahe. Dementgegen kehrt bei Gottfried Keller die Rittersfrau Beatrir in einer Herbstnacht in vollem Einklange mit sich selber heim; wandernd „Uberdachte sie betend das genossene Leben". Ihre Rückkehr ins Kloster schließt vielleicht eine größere Entsagungskraft in sich ein und ist Ausfluß eines aufrechteren, heldenhafteren Menschentums als die durch Verzweiflung bedingte Flucht zurück hinter die Klostermauern bei der Beatrir des niederländischen Gedichts. Aber deren zerbrochenes Leben, welches sich immerzu aus Strafe und Schmach für ihren

Huebner Gottfried Kellers Novelle „Die Jungfrau und
ersten Fehltritt zusammengesetzt hatte, verlangt von der Gottesmuttrr auch '
zwingender ihr Erbarmen. Bei Gottfried Keller stellt sich das Verhältnis zwischen
der Entflohenen, die dem Dienste Mariens untreu wurde, nm ihre Sendung als-
Weib und Muster erfüllen zu können, mit ein paar kurzen und gütigen Worten
der Gottesmutter wieder her. „Diese begann zu sprechen und sagte: „Du bist
ein bißchen lange weggeblieben, meine Tochter. Ich habe die ganze Zeit deinen
Dienst als Küsterin versehen; jetzt bin ich aber doch froh, daß du da bist und die
Schlüssel wieder übernimmst."
So einfach vollzieht sich die Wiederaufnahme der niederländischen Beatrix
in die Gnade der Jungfrau nicht. Die ehemalige Nonne zweifelt, daß das, was-
sie von der Witfrau zu hören bekam, mit rechten Dingen zugehe, denn obwohl
ihr eine Ahnung des Ausammenhangs dämmert, hält sie sich doch einer so großen
und holden Verzeihung nicht für würdig. Dreimal muß sie durch eine Stimme
des Himmels im Traume gedrängt werden, Zutrauen zu haben und den Wieder»
eintritt ins Kloster zu wagen; im Traume auch wird ihr die Bestätigung des vor»
gefallenen Wunders erteilt. Die Stimme sagt:
Tu triffst geöffnet Tür und Pforte, im Elend Tich verließ. Wohlan
wie damals, als von diesem Orte Du findest auf dem Altar wieder,
mit Deinem Freund Du flohst, der dann was Du vorzeit dort legtest nieder.
Sie überwindet schließlich ihre Furcht, nimmt eines Nachts von ihren schlafenden
Kindern Abschied und wandert
unter viel Gewein
zum Kloster, mutterseelallein.
Sie trat ins Innre frei und frank
und sagte: „Nehmt Maria Tank,
die Mauern wieder mich umfassen!
Möcht Gott es glücklich enden lassen". —
Vor sich fand offen wundersam
die Türen sie, wohin sie kam.
Es zog sie in die Kirche hin.
Dort rief sie leis in ihrem Sinn:
„Ich bitt Euch, himmlischer Gebieter,
helft mir zu meinem Kleide wieder,
das dermaleinst vor vierzehn Jahr
ich liegen ließ auf dem Altar
von Unser Frau, als ich bei Nacht
von hier mich habe fortgemacht."
Was lag, o Wunder, da bereit?
Sandalen, Schleier, Ordenskleid
fand alles sie am Orte wieder,
wo sie es einstens legte nieder.
Am Bild Mariens sah sie gleißen
dort, wo sie auf ihn einstens hing,
o Wunder hold, den Schlüsselring
der Sakristei. Sie nahm ihn schnelle
und ging zum Chore. Rundum helle
hier Lampe schon an Lampe brannte.
Nun zu den Büchern sie sich ivandte,
und wie vordem zu tun sie pflegte,
an seinen Platz sie jedes legte.
Tie Nacht inzwischen sacht verrann.
Das Uhrwerk hnb zu schlagen an
und machte Mitternacht bekannt.
Sie nahm das Gloekentau zur Hand
und läutete wie einst vor Zeiten
zur Mette, daß auf allen Seiten
sie's hörien, die im Schlafsaal droben
in Schlummer ruhten. Sie erhoben
sieh rasch nnd nahten im Vereine.

Doch schien vor ilir erstaunt nicht eine. —
Nun hat im Kloiter sie vollbracht
ihr Leben. Nie entstand Verdacht.
Den Dienst hatte die Magd verschen,
als wcir es durch sie selbst geschehen.

Nicht also das Standbild selbst mischt sich handelnd ins Spiel wie bei Keller, wo
es heißt: „Das Bild neigte sich herab und gab der Beatrix die Schlüssel, welche
über das große Wunder freudig erschrak" — sondern der niederländische Dichter
überläßt es der Phantasie des Lesers, die genaueren Umstände des Gnadenvor-
gangs sich auszumalen. Auch die allgemeine Bekanntgabe des Wunders, welches
sich bei Keller dadurch vollzieht, daß die unsichtbare Hand der Jungfrau den acht
Söhnen der Beatrix, welche diese der Maria an ihrem Festtage zur huldigenden
Gabe darbringt, acht Kränze von jungem Eichenlaube aufs Haar drückt, dem Volke
zum Zeichen, diese Bekanntgabe zögert sich in dem niederländischen Gedichte
lange hinaus, denn Beatrix tut wohl wie vorher ihren Dienst, hat es aber noch
nicht über sich vermocht, jene letzte Opferung und Buße zu vollziehen, welche
in der Abgabe der persönlichen Beichte besteht. Durch eine Erscheinung wird
sie schließlich dazu gedrängt. Sie liegt auf den Steinfließen der Kirche und ringt
mit der Scham ihres Herzens. Da sieht sie neben sich einen Jüngling im weißen
Kleide knien.

Der trug ein nacktes Kindelcin „Ja Nonne, Tu rietst recht. Nicht viel
im Arm. Es schien ihr tot zu sein. weiß dieses Kind von meinem Spiel.
Und einen Apfel auf und nieder Es hört und sieht nicht, es ist tot.
der Jüngling warf und fing ihn wieder Genau so weiß der liebe Gott
vorm Kind, als ob es dem gefiele. — von Deinem Beim nicht noch Fasten,
Die Nonne spähte nach dem Spiele, denn all dies kann Dich nicht entlasten,
dieweil sie im Gebet sich wand. Auch zwingst Du nicht mit Geißelschliigen
Sie sprach: „O Freund, wenn mir gesandt zu Dir herab des Himmels Segen.
Ihr wurdet als ein Himmelsbote, Du bist so tief in Schuld geglitten,
beschwör ich Euch bei Christi Tode, daß Gott der Herr nicht Deine Bitten
daß Jhr mir sagt, wahr und geschwinde, vernehmen kann in seinem Reich,
warum Jhr spielt da vor dem Kinde Ich mahne Dich: Geh allsogleich
mit diesem schönen Apfel rot. zum Abte, Deinem Seelberater,
Es liegt in Eurem Arme tot und beichte ihm wie einem Vater
und hat ja keine Lust daran." ohne Rückhalt Deine Sünden alle:
Zu reden hob der Jüngling cm: vermeide gut des Teufels Falle."

Am Abte findet Beatrix einen verständigen und wohlgesinnten Mann, der ihr
die Absolution erteilt, aber erklärt, daß man ein so schönes Wunder der Jungfrau
Maria nicht in der Verborgenheit ruhen lassen dürfte.

Will Deine Beichte offenbaren so Dir wie Deinem Kinderpaar,
in einer Predigt, doch verfahren . Es wäre Unrecht, wollte gar
so klug dabei, daß keine Schande dies schöne Wunder man verschweigen,
deswegen nachläuft hier im Lande

Was er ankündigte, führte er aus.

Das Kloster er von dem belehrte, Vermocht hat keine auszuspähen,
bevor er wieder heimwärts kehrte, wer diese war: das blieb verhohlen,
was einer Schwester war geschehen.

Für die zwei Kinder der Beatrix trägt er Sorge. Er tut sie in ein Kloster, und
beide werden tüchtige und brave Männer.

Der Gesamtton der flämischen Novelle ist zweifellos düsterer als der von Kellers zartem Gebilde, welches leicht und bloß in andeutungsvollen Umrissen wie „auf Goldgrund" hin illuminiert scheint. Aber was sie eint und trotz eines verschiedenen Verlaufs und Abschlusses als Sprößlinge einer gleichgerichteten Dichterkraft erscheinen läßt, ist einmal die volle künstlerische Bewältigung eines Stoffes, für die der flämische und der allemannische Dichter lediglich ein paar unzureichende Aufzeichnungen zur Unterlage benutzen konnte, die Erhöhung dieser chronistischen Tatsache in die vollere Glaubwürdigkeit des dichterischen Traums, und es ist zum zweiten der edle und warme Klang seelischen Verstehen«, welcher um die beiden Stücke schwingt. Beide Dichter geben mit ihrem Stücke eine Lehre und diese ist bei dem älteren wesentlich gottesdienstlich gerichtet (Preis der Jungfrau Maria, bei dem jüngeren wesentlich weltanschaulich (Preis des freien Verzichts), aber die Lehre bleibt nicht übrig als ein herausgefilterter Restbestand, sondern wird hier wie dort dem Geschehen selbst eingegliedert und macht das Geschehen desto beziehungsvoller, das Wunder noch gleichnishafter.

Dr. H. Fiedler, Bamberg:

Walter Hasenclevers Antigene.

Von Sophokles zu den Iüngsten.

Ich kenne ein Gesetz, noch ungeschrieben,
Von keinem Herold in die Welt posaunt,
So alt wie du und ich:
Es heißt die Liebe.
(Walter Hasenelever.)

Durch Iahrtausende blickt schon ihr Antlitz, doch brausenden Blutes voll durchwandeln sie immerfort lebend die Schranken der Zeiten — Gesichte untilg> baren Menschengeistes: — die Riesengestalt der Verbrecherin Klytämnestra — Elektra, Orestes vom Muttermord ruhlos — der Erinnyen gespenstige Schoren. — Unsäglichen Schicksals Enthüllung erfüllt uns mit Grausen. — Betrogene Weibesliebe tobt sinnlose Rache. — Und Mädchensehnsucht nach Heimathallen wirkt ewige Schönheit. —

Antigene !

Sophokles — wir! —

Eine neue Handlung war unerfindbar, ihr wuchtiger Schritt nicht zu ändern. Des unerbittlichen Königs Verbot mißachtend, bestattet die Iungfrau den Leichnam des Bruders, der Hunden und Vögeln moderu sollte. Gerechtigkeit straft den Störer des Heimatfriedens auch noch im Tode. Schwesterliebe erfüllt

göttliche Satzung. Vernichtendes Urteil ereilt die Heldin, die schuldlos schuldig war. Die Liebe des Sohnes fleht zum Vater um Erbarmen für die Braut. Vergeblich. Erst Seherkunde erschüttert den hart im Recht erstarrten Königswillcn zu verspäteter Umkehr. Ehern zerbricht das rächende Schicksal eitle Menichsngröße. —

Geprägt zu dauerndten Werten erscheinen fürs erste auch die Gestalten. Das Paar der ungleichen Schwestern. Ismene voll Scheu und Weichheit, versöhnlich und fügsam und gleichwohl bereit, der Schwester bittere Last zu tragen, sobald die Tat sich begab, die zu vollbringen der Mut ihr fehlte. Antigone hier wie dort die furchtlose Iungfrau. Durchdrungen vom Recht ihres Handelns, verachtet, erfüllt und bekennt sie — befreit von Todesgrauen. So endlich aiich Kreon. Mit dem Buchstaben des Gesetzes mißt er Schuld und Sühne, ein fühlloser Richter für Polyneikes sowohl wie die Schwester.

Und doch, ein Neues erschuf uns der Dichter von heute. Hinter griechischen Mänteln wallt Geist einer neuen Epoche. Des Sophokles Trauerspiel lehrte: Uberhebe dich nicht, sei besonnen, du erdgeborener Mensch! Die Spindeln Hybris und Sophrosyne im Webstuhl des Lebens. Und Kreon ward tragischer Held. Antigones Handeln erfüllt nur den Zweck, die Hybris des Königs, der wagt einen Toten zu schänden, uns sichtbar vor Augen zu stellen, zu steigern, zu Fall zu bringen. Nur soviel ist griechischer Ethik gemäß. Nur das und nicht mehr will der Dichter an Kreon erweisen. Die Zeit war nicht reif zu größeren Ideen.

Und nun der Moderne!

Was ist ihm Kreon? — Mehr als der Mensch, den sein Hochmut zerschmettert. Etwas Unpersönliches fast. Er ist ihm Symbol aller Härte undMacht,allerGiernndGewalttat. So gespenstig sein Kommen und Gehen im Tor des Palastes, so riesig die Form des Gedankens, von Kreons Fleisch und Blut umschlossen.

Iener Sophokles deutet die Starre kreontischen Rechtsempfindens zumeist als törichten Eigenwillen. Schon darüber schreitet der junge Dramatiker ernstlich binaus. Viel mehr betont er die lastende Macht und drückende Schwere erstarrten Rechtes. Zwar ist sein Grundsatz der gleiche wie der des Sophokles-Kreon: „Wer Böses tut, soll Böses leiden!" und „Ehre dem Freund, dem Feinde Untergang!" Aber ungleich einsamer dünkt uns im neuen Drama die Höhe, von der in marmorne Säulen gegraben die Selbstmacht des Nichterbarmens dem Sünder ihr eishauch' starrendes Antlitz zukehrt. Nichtig ist kleine Geburt, ist einzelner Tod vor den ehernen Tafeln des großen Zweckes. Selbst Kreon erfüllt dies Recht nur dienend: „Das Recht regiert und ich entscheide es. "

Und ein anderes Beispiel brutaler Gewalt und verleugneter Liebe: Der König Kreon — nicht mehr derRichter. Das größere Ziel, noch von Sophokles nicht beachtet, steckt weitere Schranken. Gewaltiger, furchtbarer droht dieser neue Kreon. Menschenleiber von Hufen zerstampft, Wohnstätten von Flammen

zerfressen, wo jemand es wagt, seinem Machtsprnch zu trotzen. Denn —: „Hier stehe ich — Und rufe in die Windrichtungen: Was ich befehle, geschieht!" und „So wahr mir Gott helfe! Ich bin der Herr."

Und drittens: Auch Reichtum, der Liebe entkleidet, ist Macht, ist Saat des Hasses. Wir hören den heiseren Schrei des Bettlers: „Nieder die Reichen!", wir sehen die sausende Peitsche kreontischer Schergen den Schädel der murrenden Armut geißeln, wir erschauen im letzten Akt noch voll Grausen ein unerhörtes Gemälde von Menschenelend. Hier sicher kein Vorbild im Drama der Griechen.

Noch weniger schließlich im vierten der Bilder, womit der Turm der Gewalttat gekrönt wird, der über erbarmender Menschlichkeit lastet. Kreon verkündet: „Ich brauche euer Geld und eure Söhne, Theben soll mächtig sein!" Zur Geste des steinernen Richtergvttes. des düsteren Tyrannen, des Nabobs ohne Erbarmen ein letztes: die blutige Geißel des Krieges über dem Nacken der Völker schwingend, der Welteroberer. —

So ist es dann Zeit, die Frage zu stellen: Was schafft Gewalttat?

Das Rätsel des Ödipusfluches wird jäh gelichtet, von der Zufälligkeit seines Waltens befreit sich das blinde Sophoklesschicksal und endlich stürzen zur Tartarusnacht die hohnvollen Griechengötter. Der Mord an Laios, er war nicht Fluch, sondern trächtige Schuld. Es waltet kreontisches Recht, bis — ein eiserner Wagen — es rollt über sterbendes Leben. Das Urteil, Antigene mordend, reißt nach zum Abgrund den Schatten des Sohnes, der Gattin. Despotische Herrlichkeit erntet am Ende zerstörenden Aufruhr und wandelt sich jäh und erschütternd in Bettlerelend — „hilflos wie der tote Feind."

Ins Lied der Sieger schrillt gell der Schrei um die Toten, der Iammer verwaister Kinder und hungernder Frauen, das Elend frierender Armer. Des Krieges ganze Not grinst uns entgegen. —

Gewalt wirkt nicht Werte. Nur Trümmer und Einsturz bleiben.

Sie stirbt au sich selbst. Diese Sprache ist furchtbar beredt, wie der schmerzverstummten Ismeue Geste — uns furchtbar. Denn rief nicht auch uns einst kreontische Stimme — bis in die fernste Hütte brausender Städte der Trompete Ton: „Nur der Starke wird die Welt erobern." Zum Leben ward Gleichnis. Was blieb von der griechischen Märe? Gramdurchrüttelten Herzens erfühlt eines Dichters blutende Seele den Iammer der Menschheit. Nur Gier und Gewalttat und Schlachten und Siege und Haß und Feindschaft allüberall. Da ruft er die grausigen Schreckensgestalten in Scharen herbei. Wir riechen die Toten. Wir atmen den Brand der verstümmelten Glieder. Wir sehen das Blut von den Fetzen zerstückelten Fleisches träufeln — Anklage schreiend, entsetzlich: Seidihrnoch Menschen? Und er ruft in brennender Sehnsucht: Ist ewig nur Haß? Werdet Brüder! Da erschuf er Antigen e. —

Denn wie Kreon, der König der Leichen, ihm ward zum Sinnbild verleug>

neter Liebe, so schafft er von Grund aus Antigene um zum Gefäß des Menschheits-
erbarmens. Das ist sie bei Sophokles nicht. Sie opfert sich dort als liebende
Schwester, als fromme Iungfrau — vielleicht mit dem Wunsche, den alten Ge-
schlechtsfluch zu Ende zu bringen. Wohl springt das geflügelte Wort von ihren
Lippen: „Nicht mizuhassen, mitzulieben bin ich da." Doch
nirgends wird es im Drama weitergedacht, als Leitsatz aufgenommen. Sonst
müßte vor allem der Chor sein Lied davon singen. Das geschieht aber nicht.
Ein Zufall, die dämmernde Ahnung fernen Menschentums ist es. Hasenelever
erfindet, schafft seine Antigone neu, die mit ihrer Liebe die Welt umspannen
möchte. Sie bringt nicht dem Bruder allein ihr Leben zum Opfer.
Aus ihrer Schwesterliebe wächst Menschheitsliebe: „Werdet
Brüder!" In wundersam klingenden Worten findet ihr Sehnen beredtesten Aus-
druck.
Dem Krieg, dem Haß, der Feindschaft versperrt sie ins Reich ihrer duldenden
Liebe den Eingang. Ihr Gott ist auch mit den Feinden. Eitler
Popanz ist Ruhm und Herrlichkeit. „Liebe ist Ruhm!" so Hämon. „Liebe ist
Menschlichkeit!" so Antigone. Die Rede, womit sie den Frieden predigt, ist das
Schönste, was Dichterzungen künden können .... Frau —, das Kind, das du
säugst; blondes Mädchen —, den Gatten, den du wählst, es wird sie der
Krieg verschlingen. Blutige Gegenwart, scheint es! Die entsetzliche Kriegs-
psychose: „Ihr irrt euch, seid betrogen!" Aber der Stoff ist doch zeitlos, so zeit-
los, wie Liebe nur sein kann. Wie wundervoll jene Selbsta nklage ! Schon
das bloße Bewußtsein, daß es Menschenleid gab, an dem sie nicht teilnahm, ist
bitterer Vorwurf für sie, M i tl e i d e n im Leid der W e lt ihr Verlangen.
Der Mensch scheint ihr ärmer als alle, der nicht mehr weinen könnte. Die Lust
dieser Liebe ist opfern für andere. Sie ist Menschenbestimmung und Menschen-
glück und -glaube zugleich. Denkt, daß ihr Söhne von Müttern seid! Dies ihr
reinstes Bekenntnis: „Ich habe gelitten, mein Leben ist schön."
Und die Frau ruft natürlich vor allem die Frauen zur Liebe, zum Opfer auf.
Im Anblick der furchtbaren Mächte der Schlacht verzweifelt sie an ihrer Fähigkeit,
opfern zu können. Aber nun weiß sie, auch Frauen sind stark, sind unsterblich, sie
müssen nur opfern in Liebe, „die sinnlosen Wege der Menschm mit dem Kruge
der Liebe begießen." Antigenes Handeln ist Zeugnis, ist Vorbild für alle: „Brecht
auf, ihr Frauen, aus dem engen Geschlecht! Geht hin und opfert euch!" Ihr
könnt es. Freilich —, dem Sieg geht Gethsemanes bitteres Leiden voraus. Und
Antigone betet: „Ich bin so ‚schwach, so schwach vor dem Tode." Das sind
Worte in ewiger Schöne, Saat in die Wunden des Lebens zu säen.
Und wie die Wirkung des Hasses verkündet der Dichter uns auch die Macht
der Liebe. Bei Sophokles stirbt Antigone einfach dem Bruder zuliebe. Ihre
Tat wirkt nicht weiter. Erst ein Menschengeschlecht, in Blut ertrinkend, erfano
es, was Weltnot schon einmal erfand: den Sinn des Christus am

Kreuze —, des Nazareners. Liebe, aus deren Opfer hervorsprießt Segen für
andere, die nicht niederreißt gleich dem Haß, die nur aufbaut. Der neuen Anti-
gene dürstende Sehnsucht ist es: Glück zu verbreilen; das Wellleid in schirmende
Arme zu nehmen. Solange sich Menschen noch feind sind, solange ein Mensch-
sie noch haßt, hat sie immer noch nicht genügend geopfert, ruft sie imirer nach
Läuterung noch. In ihre Kissen möchte sie fühlen den Eiter fremder Wunden,
um Schwester im Leid zu sein. Ihr Evangelium ist: „Ich will für euch hungern,
ich will für euch bluten, so glaube ich, daß Gutes geschehen kann."
Aber es bleibt nicht bei Worten. Ein neuer Inhalt erfüllt das Drama, zu
neuem Höhepunkt klimmt es empor. Es handelt sich nicht mehr um Kreon. An
Stelle des Schaustücks vom Hochmut und seiner Bestrafung tritt das Gleichnis
der siegenden Liebe. Der erste Mensch der neuen Erde wird
an ihrem Grab bekehrt. Des Hasses Walten und Schicksal wird Folie,
wird untergeordneter Zweck, damit desto heller das Wunder der Liebe erstrahle.
Daß Hämon fortstürmt zum Aufruhr, als der Vater die Braut ihm versagte, daS
hätte auch Sophokles dichten können. Er wollte es nicht. Aber schon jene erste
Begegnung der Liebenden draußen am Grabe ist Pforte ins Neuland. Hämon,
das Sinnbild erobernden Iugendstürmens, bezwingender Stärke — der Welt
Bildlauf den Knieen vor der, die er haßt seit der Tat, die sie wirkte als seines
Wesens Widerspiel. Die erste Röte des Morgens, die erste Hoffnung erblühte.
„Bist du ein Mensch?" erhebt er Anklage wider den fühllvsen Vater.
Zuvor aber hatte Antigene selbst ihn mahnen müssen: „Sohn des Königs, werde
Mensch!"
So bereitet der Umschwung sich vor. Freilich, noch zückt er das Schwert
des Aufruhrs am Grabmal der Iungfrau haßvoll dem Vater entgegen. Aber wir
werden begreifen, wenn er es senkt, abtut von sich Ruhm und Herrlichkeit. Denn
das Licht ist entsprungen dem Opfer: statt Rache Verzeihung, statt Wollen Ver-
zichten. Haß, Sünde und Schuld sind erloschen. Das ist der Antigene Wirken.
So waltet Liebe. Nach diesem Bekenntnis ist Hämons Selbstmerd nur außere
Formel und wirklich verlohnt es sich nicht, darüber zu rechten.
Diese große, den Kern des Dramas füllende Szene umrahmt die Bekehrung
des Volkes, Ismenens. Sie alle ergreift jene seltsame Macht, die Antigenes
Opfer entströmt, und schafft sie, die vordem unnütz schienen, zu Brunnen der Liebe.
In starker Bereitschaft schreitet die jüngst noch so schwache Ismene dahin: „Wir
kämpfen für dich." Und wenn das Volk, sich ihrer erbarmend, es wagt, dem schreck-
lichen Kreon zu trotzen, darf Antigene jubeln: „Aus der Tiefe des Volkes Hab ich
dein Volk gehauen." Der Menschen Herzen hat sie erweicht. Und ob sie auch
stirbt, der Glaube ihrer Taten wird leben und leben, solange noch Feinde sind.
„Der Wind steigt aus den Trümmern, die neue Welt bricht an." Deswegen
neu, weil Menschenmund nicht müde werden soll, die alte Lehre neu zu künden:
Gewalttat des Ichs schafft Not und Elend. Aufopfernde

Nächsten-undFernstenliebe erlöstzumGlückdeeFriedens.
Diese Menschheitsidee an Bildern von Größe und Schlichtheit ?u zeigen, ist der
neuen Antigene eigenes Verdienst und darin gerade ist sie von Sophokles
innerlich frei geworden, ist über ihr Vorbild weit hinausgewachsen.
Der Hub'ris Kreons, die Untergang schafft, tritt als Selbstzweck Antigenes Liedec-
opfer entgegen, zu zeigen, wie Liebe erlöst und segnet.
Zum Antiken: Hochmut zerstört, tritt das Menschheitumfassende: Liebe baut
auf — der erste Gedanke unendlich erweitert, der zweite als Neues erschaffen im
Baue des Dramas und beide einander ergänzend zur einen Idee verbunden.
Im Ring hat Wagner versucht, dem gleichen Menschheitsgedanken in
Trägern der Mythe Gestalt zu verleihen. Das war ein gewaltiges Ringen. Und
es kostet auch Mühe, den Sinn der Geschehnisse durch vier Dramen richtig zu deuten.
Die griechische Mythe kam Hasenelever viel mehr entgegen. Geradezu war sie
geschaffen, vom neuen Geist erfüllt zu werden. Alzer sie bot auch Fesseln. Die
Frage des 5. Aktes bei Hasenelever! Der 3. Akt entläßt uns mit höchster
Spannung. Er endigt in den qualgepreßten Ruf des Königs: „Antigone soll
leben!" Aber wir wissen, Antigone steht auf der Schwelle des Grabes, Hämon
schürt die Flamme des Aufruhrs — alles Momente, dem Ausgang begierig ent-
gegenzulauschen. Dann kommt die Höhe des 4. Aktes mit Hämons Bekehrung im
Sieg der Liebe. Das Böse unterliegt. Kreon büßt im Tod des Sohnes, im
Fluch und Aufruhr seines Volkes. Die Handlung ist zu Ende. Dieser Akt wird
im Drama der Griechen Ersetzt durch Erzählung. Der Bote tritt auf. So mag
dann auch Krren wieder erscheinen, mag schließlich das letzte Verhängnis der
rächenden Gottheit, Eurydikes Tod, ihn ereilen.
Wenn Hasenelever zu seinem Schluß im vierten noch einen fünften Akt er-
findet, stand er vielleicht im Banne des alten Vorwurfs, noch mehr aber sicher im
Banne der eigenen gigantischen Komposition: er möchte nicht auf den Schluß
eines Aktes zusammendrängen, was in Überfülle sein Auge erschaute. Noch ein-
mal faßt er am Ausgang der Märe die Wucht seiner ganzen dramatischen Kunst
zusammen, läßt alle Register ertönen zum Preis der allewigen Werdegesetze: fluch-
zeugenden Machtverlangens und erlösender Liebe.
Bliebe noch übrig: das Volk von Theben. Zur großen Idee die
zweite Erfindung des Dichters. Iedenfalls ist es Hasenelever gelungen,
sich aus dem antiken Chor einen Spieler zu schaffen, der das Drama mit rauschen
dem Herzblut durchflutet. An Stelle der abgemessenen Schritte schicksalgläubiger
Greise der bunte Wirbel der Iugend, des Alters — der Frauen und Kinder —
der Bettler und Dirnen — der Bürger und Krieger, beteiligt an jedem Vorgang
im Sinne des Dramas. Denn nicht wahllos jubelt und murrt und flucht und betet
und meutert dies Volk. Was Liebe, was Fluchtat erschafft: dafür Mgt es. Es
ist ein Fruchtfeld, aus dem die Saat der Gedanken und Taten des Königs, Anti-
genes, Hämons, der Träger der großen Rollen des Dramas, aufschießt. So schuf

sich der Dichter ein glänzendes Werkzeug, den abstrakten Ideengehalt in sinnliche Bildform zu kleiden. —

Nur eines könnte uns stören: der Mangel an standhafterTreue.

Bald drängt sich dies Volk, an Antigene eigenhändig Gericht zu üben. Dann sinkt es, erschüttert vom Opfer der Liebe, ins Knie und betet: „Friede!" Und hat sie doch nicht begriffen, die Lehre: „Sein ist die Rache!" Und stürmt zum Aufruhr. Dann schreitet es wieder dem Aufgang entgegen, wo Steine blühen aus Gräbern, um gleichwohl — ein Raubtier — aus seiner Mitte zu brüllen: „Nieder die Fürsten!" Man dachte an eine Satire Hasenelevers auf die Menschheit von heute. Aber ist es dem Dichter zum Höhnen zumute, der Worte wie diese findet: „Wehe dem, der am Herzen der Menschen zweifelt, wenn sie Tiere sind." Scheint nicht seine Absicht sehr deutlich, dieMenschheit befreit von Romantik im Geiste der Wahrheit zu sehen, so wie sie schließlich auch in Kreon sich darstellt, „der vieles wußte und vieles getan hat im Guten und Bösen" — schuldig in der Vergänglichkeit. Wohl fühlte der trauernde Dichter, daß Antigenes Opfer noch nicht erfüllt ist in uns, der sie weis» sagen läßt an der Pforte des Todes:

Menschen in tausend Iahren
Wandle ich unter euch.

Dr. Felix Freudenthal.

Sprachsünden.

Mehr und mehr wurde im letzten Iahrzehnt unsere schone Muttersprache durch übertriebene Anwendung von Fremdwortern, aber auch durch verkehrte und logisch falsche Ausdrücke entstellt und verunstaltet, sodaß jeder Deutsche es mit aufrichtiger Freude begrüßte, als Schule und Haus, Vereine und Schriftleitungen anfingen, sich ernstlich mit diesen Auswüchsen zu beschäftigen. Es war wirklich hohe Zeit, solchem in der Unterhaltung, in Schrift und Druck immer weitere Kreise erfassenden Unfug entgegenzutreten. Zum Teil mag vielleicht unser beschleunigtes Verkehrsleben, der regere Besuch des Auslandes und der wunderliche Nachahmungstrieb mit daran schuld gewesen sein, daß viele besonders nervös veranlagte Leute sich nur noch in Superlativen und in drastisch maßlosen Ausrufen äußerten, schon um durch Gebrauch von eindrucksvollen Eigenschasteworten einer längeren Schilderung ihrer Erlebnisse und Beobachtungen aus dem Wege zu gehen. Wie oft hörten wir selbst aus gebildetem Munde, und d>is schöne Geschlecht war an diesen sprachlichen Ausschreitungen nicht so ganz unbeteiligt.

moderne Stilblüten wie: Es ist riesig nett, wir haben furchtbar viel ge-
tanzt oder es ist unmenschlich voll, ebenso umgekehrt: es war entsetzlich
leer, wir haben uns schrecklich gelangweilt. Diese aus blutigen Trauerspielen
und schweren Unglücksfällen entnommene, äußerst farbenreiche Stufenleiter ge-
schmackloser und geschwollener Wortzusammenstellungen war leider bei uns der-
artig eingebürgert, daß selbst amtliche Berichte und die Arbeiten bedeuteuder
Schriftsteller solche Ungereimtheiten und Übertreibungen enthielten. Ieder, der
früher dagegen auftrat und einer gewählten, aber nüchternen und sachentsprechen-
den Form der Umgangssprache den Vorzug gab, lief dabei Gefahr, als hinter
seiner Zeit zurückgebliebener Pedant und verknöcherter Sauertopf verspottet zu
werden. Drückten junge Damen bei ihren lebhaften Gefühlsäußerungen sich
wenigstens noch deutsch aus, so hörte man vor dem Kriege nicht bloß von Ein-
glas tragenden Lebejünglingen, sondern sogar von völlig ernst zu nehmenden
älteren Persönlichkeiten bei der Schilderung ganz nebensächlicher Vorgänge
Fremdwörter von gigantischer Wucht, wie „kolossak" und „pyramidal", alles für
Dinge, die ein gewöhnlicher Sterblicher kaum als erwähnenswert ansieht. Die
Exzentrizität selbst in der gewöhnlichen Unterhaltung war eben Mode geworden
und leerer Wortschall wurde als besonders geistreich und pikant angesehen. Hier
hat der Krieg, der sonst so zahlreiche Wunden schlug, ganz zweifellos bessernd
und berichtigend eingewirkt. Doch bedurfte es wohl eines so grausigen Blut-
bades, bei dem allerdings jene „Schlachtworte" mit Recht angebracht wären, um
mit unseren sprachlichen Ausschreitungen aufzuräumen? Konnte man nicht schon
früher mit vereinten Kräften dahin wirken, daß bereits in der ersten Iugend
Ubergriffe der Satzbildnng nnd des Ausdrucks aufs strengste vermieden werden?
Müßten nicht unsere heranwachsenden Kleinen von Kindesbeinen an darauf auf-
merksam gemacht werden, Kraftausdrücke nicht für alltägliche Geschehnisse zu ver-
schwenden und häßliche undeutsche Worte möglichst zu vermeiden? Hatte doch
jene Mutter gewiß nicht Unrecht, die ihrem siebenjährigen Iungen, der aus er-
zieherischen Gründen das fürstliche Taschengeld von wöchentlich 10 Pfg. für seine
kleinen Bedürfnisse an Federn und Papier erhielt, regelmäßig einen Strafabzug
von einem Pfennig machte, wenn er statt „zerbrochen" oder „zerschlagen" das
sinnlose „kaputt gegangen" anwendete. Hierbei mag auch auf die törichte und meist
ganz unlogische Anwendung des Wörtchens nicht hingewiesen werden, mit dem
Kinder und Erwachsene, Gebildete und Ungebildete ihre Sätze zu schließen
pflegen, eine üble Angewohnheit, die jeder beizeiten abzustreifen sich bemühen
sollte. Nervöse Personen vervollständigen dieses wunderliche „nicht" noch weiter
in „nicht wahr" und fordern so oft in komischer Weise unseren Widerspruch her-
aus, weil das, was sie vorbringen, wirklich nicht der Wahrheit entspricht. Die
bei uns Deutschen leider tief eingewurzelte, durch nichts berechtigte Vorliebe für
Freml Worte, gleichviel welcher Herkunft, wurde man vor dem Iahre 1914 so
recht gewahr, wenn man in den verkehrsreichen Straßen Großberlms auf die G.-

schäfts- und sonstigen Aushängeschilder achtete. Eine wahre babylonische Sprach»
verwirrung trat uns da entgegen. Aus allen Zungen, lebenden und toten, waren
die Ankündigungen und Anpreisungen zusammengesetzt, die wir Haus für Haus
in bunter Reihenfolge zu studieren hatten; nur unsere Muttersprache wurde d^bei
stiefmütterlich so nebenbei behandelt. Oft gewann man den Tindruck, sich gar-
nicht in der Hauptstadt des Deutschen Reiches zu befinden, und man hätte nicht
nur ein Fremdwörterbuch, sondern sogar ein Konversationslerikon zur Hand
nehmen müssen, um sich über den Sinn und Inhalt jenes riesengroßen, weithin ficht»
baren und abends grell beleuchteten Buchstabengemisches klar zu werden. Neben
den sich in unerfreulichem Übermaß breitmachenden Bars und Bodegas, Automaten
und Cabarets, Kinos und Vari^t^s, die alle, fremdländischen Ursprungs, einer zu-
treffenden urdentschen Übersetzung nach Schluß des großen Welttrauerspiels sehn-
süchtig entgegensehen, sind es heute nur noch überwiegend gelehrte Berufe, die
sich an wunderlichen Verbindungen lateinischer und griechischer Herkunft, die dem
Gymnasialbildung entbehrenden Publikum noch immer ehrfurchts- und geheimnis-
voll erscheinen, kaum genug tun können. Und nun erst unsere Philosophen und
Physiker! Von Kant bis Schopenhauer, von Hegel bis Haeckel, welche unerschöpf-
liche Fundgrube sich überstürzender lateinischer nnd griechischer und sonstiger aus-
ländischer Worte! Ist denn die Sprache Luthers wirklich so arm, um auf geistigem
Gebiete derart hintenan gesetzt zu werden? Wir denken weiter an unsere Titu-
laturen vom jungen Referendar bis zur greisen Exzellenz, alles mußte Italien oder
Griechenland entnommen werden, um dem Deutschen ein gewisses Ansehen zu
geben und seinem Äußeren ein glänzendes Außenschild zu verschaffen. Ist es nicht
wunderlich, daß, wer sich bei uns ganz besonders hervortat, den Orden ,.?our
I« ^i-it^' erhielt, als ob das Wort Verdienstorden nicht ebensoviel gelten würde
und man der französischen Eitelkeit schmeicheln müßte, für die doch wahrlich mehr
als genug bei uns gesündigt ist.

Um besonders wirkungsvoll zu sein und den Leuten in die Augen zu fallen^
ist jeder noch so bescheidenen, mitunter nur aus einem einzigen Zimmerchen be-
stehenden wissenschaftlichen oder gewerblichen Wirkungsstätte die volltönende
Endung „arium" angehängt worden. An manchen Gebäuden lesen wir Konser»
vatorium (Musik- oder Gesangschule), Inhalatorium, Ambulatorium, Sanatorium
und Laboratorium, als ob wir diese schönen Dinge nicht ebenso deutlich durch
Heilmitteleinatmung, durch Wandelhalle, Genrsungs- oder Erholungsheim und
Arbeitsstätte wiedergeben könnten. Dieses .,l»'ium" verfolgt uns schließlich bis
ins Krematorium; sollten die Toten wirklich mehr Wert darauf legen, an einer
lateinisch klingenden Verbrennungsstätte als in einem deutschen Urnenhofe ein-
geäschert zu werden? Der häufig gehörte Einwand, die Anwendung von Fremd-
worten sei schon deshalb geboten, um bei uns einkehrenden Ausländern die gegen-
seitige Verständigung zu erleichtern, darf für die Folge nicht mehr den Ausschlag
geben. Keinem Franzosen oder Engländer würde es einfallen, zugunsten Deutsch»

lands die Sprache ihrer Heimat zu verleugnen und sich selbst ein nationales
Armutszeugnis dadurch auszustellen, daß sie für ihre eigenen Erzeugnisse und
Leistungen Worte anderer Völker gebrauchen. Gerade unser Vaterland müßte
jetzt mit allen Mitteln danach streben, den aus früheren Iahrhunderten über-
lieferten Ballast an zahllosen fremden Ausdrücken und Wortbildungen möglichst bald
wieder los zu werden. Wir brauchen uns wirklich nicht mehr mit fremden Federn
zu schmücken und sind trotz aller Wirrnisse durchaus imstande, der Welt zu zeigen,
daß, wie auf vielen Gebieten, auch die volltönende, klare und bieg-
same Sprache Bismarcks und Goethes keiner romanischen und englischen
Beihilfe weiter bedarf. Mit gutem Beispiele freilich sollte hier neben den Auf-
sätzen der Gelehrten und Kunstschriftsteller unsere Oberste Heeresleitung voran-
gehen, in der ja trotz aller vaterländischen Abneigung gegen die Französelei noch
immer der Hauptsitz des Übels zu suchen ist. Sind doch die meisten Fach-, Gliede,
rungs-, Verwaltungs- und Personalbezeichnungen unseres Heeres dem Vorbild
Ludwigs des XIV. entnommen, und hat doch leider Preußens größter Herrscher
darauf Wert gelegt, für ihren Gebrauch in seinen „Bataillen" aufs wärmste ein-
zutreten. An alten bewährten und sozusagen in Fleisch und Blut übergegangenen
geschichtlichen Ausdrücken wird man freilich nur schwer rütteln können, ohne ihren
Sinn zu verflüchtigen oder die noch größere Gefahr zu laufen, sich einfach lächer»
lich zu machen. Dennoch hätte sich eine erhebliche Anzahl französischer Kriegs-
auvdrücke, beispielsweise durch größere Ausnutzung unserer Worte wie Führer,
Unterführer, Befehlshaber, Panzer- und Lanzenreiter, Geschütz / Wehr- und
Waffenverband, Fahnenschaften und Trommelschaften, unschwer in deutsches Fahr-
wasser umleiten lassen. Der allgemeine deutsche Sprachverein, dem wir auf
diesem Gebiete schon ungemein viel verdanken, wird sich jetzt nach Friedensschluß
gewiß sehr gerne der weiteren Mühe unterziehen, zutreffende und geeignete Be-
zeichnungen herauszufinden, sobald die deutsche Kriegsverwaltnng es für geboten
erachtet, innerhalb der Republik mit den ungermanischen, schnarrenden Nasal-
lauten aufzuräumen.
Vielleicht erleben unsere glücklicheren Nachkommen wieder eine Zeit, in der
ähnlich wie vor dem 30 jährigen Kriege in Deutschland ausschließlich die heimische
Sprache und die heimische Kleidung das Übergewicht besitzen, unsere Frauen nicht
mehr Pariser Modellen nachlaufen und unsere Fachgelehrten nicht mehr ein
Zeichen echter Bildung darin erblicken, ihre Muttersprache, in der sich die Großen
Weimars so klassisch ausdrückten, durch Beifügung eines Schwulstes West»
europäischer oder romanisch-griechischer Brocken zu verwässern und zu entwerten.

Pierre de Ronsard
Sedichre
Pierre de Ronsard (1524—1584)
Gedichte.
Übersetzt von Paula Oppenheim.

An Cassandra.

Mein liebes kleines Täubchen,
Du süßes, holdes Weibchen,
Mein Augenweidchen, küsse mich!
Mit Deinem liebereichen Munde
Erstick die Schmerzen, die zur Stunde
Ich Unglücksel'ger leid' um Dich!
Werd' ich Dir sagen: Holde Süße,
Komm her zu mir, Du sollst neun Küsse
Auf meinen durst'gen Mund mir drücken,
— dann dürfen mich nur drei beglücken,
So wie Diana, — unverliebt, —
Sie ihrem Bruder Phöbus giebt —
Und auch Aurora ihrem Alten. —
—Doch dann entziehstDu mir dieGunst,
Läßt brennen mich in heller Brunst,
Enteilest, ohne anzuhalten. —
So wie ein Stier mit raschem Satze
Hinstürmt zu dem erwählten Schatze,
So stürze ich mit wilder Gier
Und Hast hin — auf den Weg zu Dir,
Und packe Dich mit starker Kraft,
Und halte Dich in enger Haft.
Wie's Vöglein hält der Adler fest;
Du — spielst die demütige Maid, —
Und bist zu küssen aueh bereit
Den ganzen Küsserest! —
Und so in meinen Arm gezwängt.
Das Köpfchen demütig gesenkt,
Erwartest Du voll Ungeduld
Das Ende Deiner Küsseschuld. —
Doch statt der sechs, die mir noch fehlten,
Nehm' ich mir nun, — die ungezählten,
Mehr, als der Stern am Himmel scheinen.
So viel als Sand auf Sand sich türmt,
Wenn es im Weltenmeere stürmt
Und Wogen an das Ufer schäumen.

Chanson.

Maria, Liebste, frägst Du mich,
Was für ein Leben führe ich?
—Ich schwor's beiDeinerAugenSchein,
So wie Du's willst, —so soll es sein.—
Einsam, sehnsuchtsvoll, bescheiden,
Voller Schmerz und voller Leiden
Und dem allerschlimmsten Triebe, —
— Meiner unglücklichen Liebe. —
Dann, Maria, kommt ixe Frage
Nach Gefährten meiner Tage —
— Und auch diese Weggesellen
Sollst Du ganz allein bestellen.
Mühsal, Kummer, schwere Sorgen,
Tränen heut und Seufzer morgen, —
— Und die allerschlimmsten Schmerzen
— Unglücksliebe — tief im Herzen. —

Sonett.

An Amadis Jamain.

Auf dreilei Arten, Jamain, wertet man die Zeit.
Vergangnes, Gegenwart, und das, was künftig.
Mit diesem rechnen, wäre nicht vernünftig,
Weil es gehüllt in tiefe Dunkelheit.
Und das Vergangne flieht ohn' Wiederkehren,
Ohn' eine Hoffnung auf ein Wiedersehn. —
Was gestern war, — wird morgen nie geschehn, —
— Die Gegenwart allein stillt das Begehren. —
Genieße drum die flücht'gen Stunden,
Rasch wie ein Hauch sind sie entschwunden, —
Komm', Jamain, trink mit mir, wer kennt das Morgen?
So lang der Tag uns Muße beut,
Mit Lieb' und Wein entrücken wir das Heut
Der Zeit, — dem Kriege, — und den Sorgen. —
Aus meinem Liede soll mein Leid erklingen,
Nichts andres könnte singen ich und sagen,
Als daß sie fern! — Das Herz würd' mir zerspringen,
Wollt' ich versuchen nicht, um sie zu klagen. —
Um nicht daran zu sterben, will ich still
Den wilden Schmerz in wehes Wort vertönen
Aus meinem Herzen, das fast brechen will
Vor Sehnsucht nach der fernen Schönen. —
Und steig' ich auf der Berge höchsten Grad,
Fern von der Welt auf grünen Waldeswegen,
Im Gold der Felder, auf dem Wiesenpfad,
All — überall — strahlt mir ihr Bild entgegen. —
Und hör' ich einer Quelle hellen Klang,
Vernehm' ich ihrer Stimme weiches Beben,
Die mitleidsvoll mit meinem Schicksal, — bang
Mich zu sich rufet, um mir Trost zu geben. —

Chanson.

Pierre de Ronsard
Gedichte
Der Liebe Leiden ist ein wirklich schweres, —
Die Arzte bringen es nicht zum Gesunden.
Ein Rasen der Frau Fantasia war' es
— Und haben noch kein Kraut dafür gefunden.
Sonett.
Hör' auf zu klagen, Lied, — das Schicksal will es nicht,
Daß Ruhm Dich krönt, solang ich weil' auf Erden —
Die Ehr', die Dir gebührt, die wird Dir werden —
Doch nicht, bevor mein scharfes Auge bricht. —
Doch dann, wenn tausend Jahre sind verflossen.
Lockt zur Loire mein Lied den Pilgersmann —
— Erstaunt sieht er das kleine Land sich an,
Dem ein so großer Dichter ist entsprossen. —
Schöpf Mut, mein Werk, merk auf! — Lebend'ges Können
Ist stets und immer hassenswert zu nennen.
Erst wenn wir tot, sind wir zum Gott erhoben!
Der Neid der Welt will es nicht anders haben,
Die gönnt den Ruhm nur denen, die da droben,
Und erst die nach uns würd'gen unsre Gaben.
Hier ruht Ronsard, er macht schon zeitig
Dem Helikon die Musen streitig, —
Sie folgten seiner Laute Spiel hin auf Apollos Spur; —
Doch selbst der Musen Machtkreis bricht die grausame Natur —
Und gab sein heißes Leben dem kalten Tod zum Raub,
Die Seele kehrt zum Himmel, der Leib wird hier zu Staub. —

Grabschrift.

Krisis in Rom
Theodor Bohner
Dr. Theodor Bohner:

Krisis in Rom.

Es bleibt immer ein peinliches Geschäft, sich auszuziehen, wenn die andern ihre Kleider anbehalten, und keiner geht ohne Not nackend auf eine Abendgesellschaft. Manfred Lelli, Sekretär im Landwirtschaftsministerium, fühlte mir Schrecken, daß er den mutigen Handel angefangen. In zehn Minuten würde der Mittagsschuß vom Ianieulus erdröhnen, dem die Glocken der dreihundertfünfundsechzig Kirchen klappernd und plärrend, nach ihrer Art antworten mußten. Mit ihnen aber brach das Heer der Zeitungsausrufer los, es brüllte über die Plätze und es stürmte die Trambahnwagen, aus den Winkeln der Straßen schnellte es auf jeden einzelnen der friedlich nach Hause eilenden Bürger, voll der Wichtigkeit eilte es in die Höfe und reichte im niedergelassenen Körbchen schön zusammengefaltet und noch naß von der Presse bis in den fünften Stock den Daheimgebliebenen als angenehmen Kitzel zum Nachtisch seine Neuigkeit hinein, um gierig weiterzustürzen; und diese Neuigkeit, die tausendfältig verkündete, war heute nichts anderes als der heute morgen geschehene, erschütternde Selbstmord eben des Herrn Manfred Lelli, der nun unruhig sich von seinem Rasenplatze erhob, von dem er über eine Stunde gelassen-fröhlich weidendem Vieh und dem kühlen Wasser zugesehen hatte.

Da nützte wenig, daß man die Manschetten hervorzupfie und den hellen Sommeranzug wie die Stiefel sorgfältig mit seinem blaugerandeten Taschentuch abklopfte und dieses dann wieder ebenso sorgfältig in die Brusttasche steckte, den Zipfel herausgerupft. Der schlimme Brief war nun doch in aller Mund. Herr Lelli hatte ihn ja selber zu diesem Zwecke heute morgen in sauberen Abschriften, alle auf den schönen Bogen des Ministeriums und mit dem Siegel geschlossen, auf die Zeitungsgebäude getragen. Vermutlich drehten in diesem Augenblick Volk und Senat vo.n Rom ihr Leibblatt auf die erste Seite zurück, um das wichtige Schreiben nun mit Genuß und aufmerkender Schätzung durchzulesen, nachdem sie es vorher nur mit der Hast der ersten Neugier überflogen hatten, um sich gleich auf die eingehende Personalbeschreibung und die Straßennummer für die Lotterie stürzen zu können. Aber sie drehten um. So ein Brief lockt zum zweiten L"sen. Herr Lelli durfte es sich noch jetzt mit Stolz sagen. Nicht umsonst hatte er tagelang jeden einzelnen Satz gedreht und geschoben, bis jedes Wort, wie ein Kämpfer an seinem Platze stand, bereit, selbst einen Ministerialrat anzulaufen und zu erschüttern. Da wurden zunächst die geehrten Zeitungen angerufen und ihr Lob gesungen als der einzigen Bühne, die auch d e n Enterbten das Wort gibt, denen das Leben nur eine stumme Rolle und im großen Haufen zuwies; an

diese Bühne ging die Bitte, auch den niedrigen Herrn Manfred Lelli nicht zu, vergessen, der im übrigen stets ein treuer Abonnent der geehrten Zeitung gewesen sei. Nun wurde das Leben Herrn Lellis ausführlich geschildert: Fleiß der Iugend, Hoffnungen und die magere Erfüllung mit engem Werktag, trägem Sonntag. Einmal hatte Herr Lelli sich ermutigt, und es hatte geschienen, als könne auch in seinem Leben die Lust die große Befreierin sein, wie d'e Romane sagen; be- geisternde Sätze waren ihr noch aus der Erinnerung gewidmet. Aber das Leben hatte andere Gesetze als die Romane, und man hatte da mit kleinlichsten Dingen zu rechnen, mit Forderungen, mit Bezahlen, mit Nichtbezahlenkönnen. Die En, e- war nur enger geworden, hoffnungslos enge. Aber jetzt zeigte sich, welche Seelengröße, welcher Adel in Herrn Lelli steckte, und es zeigte sich in so schönen Worten, daß man die Lust nicht unterdrücken konnte, das herrliche Original noch einmal Augen und Ohr zu gönnen.

Das Original führte Herr Lelli schon eine Woche, seit es eben fertig c^e» worden war, überall mit sich zu ständiger, heimlicher Erquickung. Er zog die oauchige Brieftasche, suchte unter den vielen Zetteln und Umschlägen, von denen manche schon seit seiner Studentenzeit ohne besonderen Zweck sich hier herum» trieben, und fand zwischen den Fahrplänen für die letzte Sommerreise und einer Verabredung mit einer Sängerin die immer noch auffallend weiße Hülle mit dem wichtigen Papier. Er öffnete, holte den Schatz hervor, glättete liebkosend die mehrfach gefalteten Zeilen, um sie, vordem er läse, der erstaunten Landschaft m r dem weidenden Vieh zu zeigen, die mit dem kleinen Stück weißen Papiers, das in der heiteren Luft über grünen Wiesen gegen den blauen Himmel gehalten wurde, allerdings wenig anzufangen wußte. Doch jetzt hatte Herr Lelli die Stelle ce- funden. Er räusperte sich in der olympischen Stille, fing an und las mit be- wegter Stimme zum zweiten Male heute die großartigen Gedanken sich und der Welt vor: „Und nun? Soll ich hingehn, mich hinstellen zu den andern Ge- scheiterten, den Kleinmütigen? Soll ich das Heer der niemals Tapferen, der ewig Verzagten vermehren, wie sie in einer fürchterlichen Stunde der Ent- scheidung, die ich meinem Vaterlande nie wünschen möchle, eine Gefahr, o, man höre mich, eine ernste Gefahr bedeuten? Heiliges Vaterland, dem es nicht ver- gönnt war, dir so zu dienen, wie sein Fleiß und seine Begabung ihn berechtigt hätten, und der dir schlecht nicht dienen kann, er küßt in Demut den Saum deines Gewandes, bevor er stumm in die ewige Nacht geht, dir zur Freiheit, deinen Söhnen eine Warnung. Niemand weine um mich, keiner werde um wich getadelt!

Aber wenn auch dem Ärmsten und dem Verbrecher auf dem Hochgericht eine Bitte verstattet war, ich meine, so lange Beeearias erhabene Forderung noch nicht erfüllt war und die Gerichte verblendet auch in unserem Lande tödliches Urteil fällten, o so gewähre man auch mir den letzten, herzlichsten Wunsch: niemand lasse mein Weib und meine Kinder meine Fehler entgelten! Ich bitte,

keine Nachforschungen nach mir anzustellen. Mein Entschluß ist unabänderlich.
Lebe wohl, o Vaterland! Lebe wohl, ewiges Rom!"
Mit einem Seufzer fiel das Blatt zur Erde. Herr Lelli folgte dem gleiten-
oen, vom Strom der Gefühle hingerissen. Ähnlich hatte bisher jetes Lesen des
Briefes geendet; eine ungewisse Empfindung hatte stets Herrn Lelli verhindert,
sofort an die Mittel und Wege zur Ausführung des edlen Vorhabens zu denken.
Denn wenn schon der Verfasser den eigenen Worten so wenig widerstehen konnte,
wie mußten sie dann nach aller Erwartung auf die ahnungslosen, entzündlichen
Leser einschlagen? Sollte es möglich sein, daß diese einen so patriotischen
Mann elend umkommen ließen? Nein! Wenn Herr Lelli zu Bett ging, hing er
die Kleider weg und berechnete, wie viele Morgen sie ihm Erminia noch wieder
hervorholen werde. Aber wenn er im Bette lag und es schon ganz dunkel war
und auch Erminia schon schlief, stiegen die leuchtenden Bilder auf: er wurde zu
Seiner Exzellenz dem Herrn Minister befohlen, der ihm eine Stelle geben wollte,
wie sie sonst nur die Söhne von Abgeordneten bekommen. Fauchend und
rasselnd fuhr unten das Automobil des reichen Schiffsherrn aus Genua vor, der
Herrn Lelli zum Teilhaber zu bitten kam. Er hatte die Wahl, und es war nicht
ausgeschlossen, daß er seine Zeit einfach der Reform des Theaters widmete, was
ja auch der Wunsch der kleinen Sängerinnen war, mit denen er gelegentliche
Bekanntschaft gehabt. Noch diesen Morgen hatten Herrn Lelli die angenehmen
Bilder umgaukelt, und noch wahrend er den Brief auf die Redaktionen trug,
hatte er bedauert, daß Leute bereits unterwegs zur Arbeit waren, die vielleicht
bis zum Abend auf seinen Brief warten mußten.
Aber jetzt war es Wirklichkeit, kein Traum. Der Kanonenschuß dröhnte.
Warum er durch den Schuß an Odoardo, Cavaliere Odeardo Lelli, seinen
Bruder, erinnert wurde, wußte er nicht. Aber mit tem Schuß fielen ihm
Odoardo und Erminia ein, die ja auch die Zeitung kaufen konnte. Wenn man
sich ihre erstaunten Gesichter vorstellte, schwand jede Leichtigkeit der Gedanken.
Die stolzen Worte waren auf einmal nur Worte, kläglich verregnete Schmetter»
linae, die einem unangenehm an den Fingern sind, wenn man einen fängt. Wo
brütete jene schreckliche Stunde, in der sich das Vaterland entscheiden mußte?
Gab es ein Heer der Verzagten, oder aßen, tranken und schliefen sie nicht alle
ausgezeichnet in der ewigen Stadt und ließen sich schließlich auch gerne zwicken,
wenn gezwickt sein mußte. AU das beiseite, hätte er nicht den unabänderlichen
Entschluß doch etwas vorbereiten^ müssen? Kein Mensch konnte ihm vorschreiben,
daß er wie der Napoletaner Koch vom letzten Iahre kopfüber vom Kapitol sich
auf die Forumstraße stürzte oder daß er in der Borghese von der Pineiomauer
hinabsprang. Peinlich war es doch, wenn Odoardo den Revolver unberührt im
Schlafzimmer fand. Es hätte sich mindestens empfohlen, zum Apotheker zu gehn
und Lnsol zu kaufen, obwohl das auch die Dienstmädchen tun. Würde eine
Zeitung an einen Selbstmord in dem kleinen Bache glauben?

Theodor Bohner
Krisis in Rom
Er stand auf und lief mit großen, unbefriedigten Schritten am Bachrande
auf und ab. Eine als erste erblühte Königskerze fing an, ihn zu ärgern, wie sie
gelb und rot mannshoch über das sommerlich versengte Gras emporstieg. Er
ging zornig näher. Die filzige Staude niederzuringen, erforderte mehr Kraft, als
er gedacht hatte, er mußte aufspringen und seine Feindin gewaltsam nieder»
trampeln. Das endliche Gelingen ermunterte ihn. Einstweilen war ja noch nichts
in seiner Sache geschehen.
Die heitere Landschaft ringsum mit den weiten Wiesen und den ferne schim-
mernden Bergen schien seiner Meinung zustimmen zu wollen. Es wäre ein
Unrecht gewesen, trüben Gedanken nachzuhängen, anstatt, solange man noch nicht
die letzten Entschlüsse gefaßt, das köstliche Vergnügen eines Werktagsspaziergangs
vors Tor auszunützen. Seit seiner Studentenzeit hatte er sich eine solche Lust
nicht mehr gegönnt. Er wurde übermütig, ausgelassen, daß es ihn fast wunderte,
rannte Schmetterlingen nach und versuchte, Eidechsen geschickt mit dem Stein zu
treffen, entzifferte an einem verfallenen Tore eine gelehrte Kardinalsinschrifr)
bis es Zeit wurde, in die kleine Kneipe zu gehen, die er mit erfahrenem Bliek
schon am frühen Morgen sich ausgewählt hatte.
Man richtete ihm den Tisch nach seiner Angabe auf dem Mittelstück der
Doppeltreppe des breiten Gebäudes. Da saß man im Schatten und hatte unter
dem Laubdach der wilden Kastanien hervor den herrlichsten Ausblick über die som-
merlich prangende Ebene bis zu den letzten, verschneiten, leuchtenden Gipfeln
des Hochgebirges und freute sich zugleich an der tätigen Welt der fahrenden
Züge und der surrenden Trams, die nach den Dergorten gingen. Man lebte,
, solange man noch lebte.
s 5 s
Herr Odoardo Lelli hatte die Neuigkeit bei der buckligen Alten erfahren, die
neben der Hauptpost an der Ecke von San Silvestro auf dem Boden ein Lager
der gesamten Zeitungen Roms ausgebreitet hält. „Nehmen Sie! Erschütternder
Selbstmord eines fähigen Beamten. Unfähigkeit der Behörden, üble Zustände in
einem Ministerium." Herr Manfred Lelli hatte wohlüberlegt seinen Selbstmord
an den Anfang des Sommers gesetzt, um der einzige zu sein, und die Geschäfts-
lage hatte ihn in jeder Weise begünstigt: es gab keinen von Schäfern an der
Landstraße gesteinigten Gutsaufseher, keinen in der verlassenen Campagnahütte
von einem Schwein angefallenen Säugling; keine gesunde Mutter in Palermo
hatte fünf Söhnchen in einer Nacht geboren; es tobte kein Krieg, keine Über-
schwemmung, kein Erdbeben. Die ganze Zeitung war nur der erschütternde
Selbstmord des fähigen Beamten.
Herr Odoardo nickte und suchte nach dem abgegriffensten Soldo in seiner
Tasche. Seine Zeitung erwartete ihn daheim, aber dem Selbstmord eines Beamten

konnte er nicht widerstehn; war er doch selber Beamter und Ritter des Kronen-
ordens, vierte Klasse. Er öffnete auch sofort die Zeitung und vergewisserte sich mit
Befriedigung, daß die Alte keinen falschen Titel ausgerufen hatte. Im Schlen-
dern las er weiter, aber schon am dritten Haus mußte er plötzlich nach der
Wand greifen, und nur das Gefühl, es auch hier wieder mit einem Streich des
gewissenlosen jüngeren Bruders zu tun zu haben, hielt ihn aufrecht, daß er den
Weg nach Hause fortsetzen konnte, wo er reichliche Ziele seiner Rache erwarten
durfte. Er bemühte sich nicht erst, unterwegs das Geheimnis zu ergründen, wieso
die Zeitung ihn und dazu in der schlechten Aufnahme als Soldat, für die selbst
er nur ein einfältiges Kasernengesicht hatte aufbringen können, neben einem
vergrößerten Revolver als den unglücklichen Manfred Lelli abbildete, oder seit
wann es eine Aufnahme seiner eigenen Kinder zusammen mit ihrer Tante, seiner
Schwägerin Erminia, gab. Das hat man davon, wenn der Bruder die Schwester
der eigenen Frau heiratet und aus Sparsamkeit alle vier in einer engen Woh-
nung beisammen hausen. Was halfen die fettgedruckten Titel und die falsch-
freundlichen, dummen Worte des Blattes? Die Leute kannten den Narren
Manfred Lelli nicht, den aber jetzt sein Bruder Odoardo heilen wird. Beinahe
entfiel ihm der unförmliche Schlüssel, als er die Wohnung öffnen wollte.
Anadnomene, das alte Mädchen, dessen Amt heute nur Weinen und an der
Türe Horchen schien, kam ihm zuvor. Sie ließ ihm nicht Zeit, den Hut abzulegen,
und vertrat ihm den Weg, wie er nach dem Ständer wollte.
„Also ist es wirklich wahr, Cavaliere? Agosto, der Portier, hat es auch
gesagt. Der arme Herr Manfred!"
Die gleiche Stimmung schien die ganze Wohnung zu erfüllen. Es war still,
als ob man den Toten schon in einer Kammer aufgebahrt hätte. Er lauschte,
aber man hörte nichts. Anadyomene, der es graute, setzte mit Tränen ein und
suchte nach der Hand des Cavaliere. Doch jetzt hatte der hohe Kronenritter den
Hut glücklich abgelegt.
„Anadyomene, wenn ich nicht irre, kennst du den jungen Herrn so lange wie
ich. Der Hanswurst! Ist meine Frau da? Wir wollen essen."
Die offenbare Ruhe ihres einstigen Schützlings und jetzigen Brotherrn und
der tröstliche Gedanke an Essen überzeugten auch die zerknirschte Anadyomene.
Sie wischte sich die letzten Tränen mit dem Blusenärmel aus den geröteten Augen.
„Cavaliere, Sie geben mir meine ganze Iugend wieder. Ihre Frau hat doch
Schule. Wir haben heute Lamm. Was wird sich Frau Erminia freuen! Gott,
wenn es Ihre Mutter noch erlebt hätte!"
Sie öffnete die Tür zum Speiisezimmer. Mißmutig folgte er. Manfred
hatte sicher mit teuflischer List ausgerechnet den Mittwoch gewählt, an dem
Odoardos Frau, die Professorin für Französisch an der neuen Realschule, durch
ihre Aufsicht so gebunden war, daß sie nicht zum Mittag nach Hause kam. Er
sollte allein mit Erminia sein, der natürlichen Bundesgenossin ihres Mannes.

Mochte es sein! Er setzte sich und schenkte einstweilen sein Glas aus der großen Korbflasche voll, um jedermann anzuzeigen, daß für Herrn Odoardo Lelli nichts geschehen war.
Erminia liebte Manfred, obwohl sie nicht wußte, warum sie ihn geheirater hatte; sie hatte nur getan, was ihr die Schwester und Odoardo rieten. Liebre Manfred sie? Das Leben war oft so unbefriedigend, und die Welt reute sie leise. Trotzdem war sie nicht wenig erschrocken, als gegen neun Uhr zwei Zeitungsmänner erschienen, alle Schränke öffneten, Schubladen durchwühlten und die Be» stürzte überlegen geschäftsmäßig zu trösten versuchten. Danach war der Portier, der die beiden herauf- und hinuntergeleitet hatte, zurückgekehrt und hatte mit seiner Wichtigtnerei ihr erst den vollen Schrecken eingejagt. In verzweifelter Angst war sie nach dem Ministerium gelaufen. Aber hier hatte niemand bis zum geringsten Aufwärter hinunter die Nachricht geglaubt. Wieder daheim hatte sie die Flurnachbarm vorgefunden, dle sie mit Klagen und Iammern trösten wollte, indes Anadvomene mit den Kindern in der Küche über dem Lammrösten ihr Teil Schreien und Heulen gleichfalls redlich besorgte. In dem Wirrwarr der einstürmenden Fragen und Aufregungen hatte Erminia als die einzige sich selbst gefunden: Manfred war mit dem Leben nicht fertig, aber er hatte seine Geheimnisse, wie sie im Stillen schon lange gefürchtet hatte. Besessen hatte sie ihn noch nie, und vielleicht verlor sie ihn jetzt ganz. Wie anders war die Welt in ihren Schulbüchern gewesen, in Manzonis Verlobten. Und doch, das Unglück war nur die Enge, in der sie lebten, das ständige Besserwissen der älteren Geschwister, das auf ihnen lastete. Sie erschrak vor ihren Gedanken: Odoardo und Laura hatten die elternlose Waise behütet. War das der Dank, den sie Odoardo erwies? Sie fürchtete sich, ihm entgegenzutreten, und hatte die Kinder bis zum letzten Augenblick bei sich behalten.
Dem Mädchen und dem vierjährigen Cesare war der schlimme Vormittag längst zu lang geworden. Sie stürmten vor, dem Vater zu erzählen. Der war nicht zu behaglichem Sprechen aufgelegt. Er wehrte sie zornig ab und hob die Zeitung der Tante zu, ob sie sie schon gesehen habe. Das ließen sich die Kinder nicht gefallen, sie verlangten die Bilder. Mareella, die nun ein Iahr in die Schule ging, war bereits auf ihren Stuhl neben den Vater geklettert und gewahrte mit Staunen den braven Grenadier Odoardo Lelli. Sie buchstabierte den Namen, erkannte die Züge in der Vergröberung und mußte lachen.
„Schau! Der Papa! Aber wie drollig er ist!"
Bevor sich Herr Lelli über seine Drolligkeit äußern konnte, hatte auch Cesare seinen Teil der Zeitung der Schwester aus der Hand gerissen und ungläub'ggläubig die großen Bilder angesehen. Er wollte seine Weisheit zeigen, indem er ihnen die Namen gab, die ihm geläufig waren.
„Das ist Papa, das ist Tante Erminia, das ist Mareella, das ist Mama."
„Und das ist Cesares Hemd," ergänzte Mareella.

So genau hatte Vater Lelli das Bild noch nicht angesehn. Aber Mareella
chatte recht.
„Ihr hättet auch Iulius Cäsar die Hosen zumachen können, bevor ihr ihn in
die Zeitungen bringt. Und wer hat mein Bild hergegeben?"
Im Grunde war das von ihm keine Frage. Aber Tante Erminia hätte nicht
angeben können, wer von den beiden Zeitungsmännern das Bild vom Schreib-
tisch geholt und heimlich in seinen Taschen mitgenommen hatte. Auch wann die
Aufnahme gemacht war, erinnerte sie sich nicht. Der Vorwurf wegen Cäsars
Hemd war wirklich unverdient.
„Wie sollte ich mich wehren, wenn die frechen Kerle hereinkommen, alle Zim-
mer durchsuchen und eine Aufnahme machen, während Cesare heult? Du denkst
uur an dich, überhaupt . . ."
Die Kühle Odoardos rückte ihr fast gegen ihren Willen Manfreds Bild vor
ihre Seele, daß sie laut und heftig weinte. Eine Zeitlang war es still. Unbe-
kümmert versuchte Mareella abzulenken. Sie hatte das Wort Selbstmord zu»
fammenbuchstabiert und fragte, was das sei. Sie mußte die Frage wiederholen,
da der Papa nach seinen bisherigen Erfolgen keine Lust zum Gespräch mit
Kindern hatte.
„Aber, Papa, was ist Selbstmord?" Herr Lelli schoß einen zornigen Blick
über die Brille nach der Tante und dem Kinde.
„Sei still! Oder man zeigt es dir."
So behandelt man seine Tochter nicht. Mareella bruddelte. Darüber
spottete Cesare sehr zur Unzeit und mit großem Unverstand:
„Paß auf! Du wirst geselbstmordet werden."
Hätte nun nicht Gefahr bestanden, für heute jedes Ansehen in Stücke gehen
zu lassen, Cavaliere Odoardo hätte jetzt seiner Schwägerin Erminia ausführlich
zeigen können, wie die leichtfertigen Reden der Kinder nur die Folge von ihres
Onkels Beispiel waren. Aber er zog vor, heute bloß Iulius Cäsar hart mit der
Nase nach seinem Nudelteller hinabzustoßen trotz seines Iammergeschreis über die
ungewohnte Behandlung. Es entstand eine Pause, in der alles nur an die roten
Nudeln dachte. Endlich hob der Cavaliere wieder das Blatt.
„Hast du den Brief gelesen?"
Erminia wußte erfreulicher Weise von nichts, und der Schwager hatte alles
Recht, Manfreds Kunstwerk vorzulesen. Die Zeitung hatte eine lange Betrach-
tung vorausgeschickt, die offenbar im Ministerium selbst enlstanden war; sie sprach
von Beamten, die unermüdlich arbeiteten, ohne belohnt zu werden, und von un-
fähigen Neffen, die Commendatori, Komthnre, Kronenritter zweiter Klasse
wurden, von Zeiten, die unter den Päpsten nicht schlimmer gewesen waren. Der
Brief wurde eine erschütternde Anklage genannt und die Hoffnung ausgesprochen,
daß wenigstens dieser fähige Beamte, von dessen hoher Gesinnung jeder einzelne

S^t z im Briefe zeugte, gerettet werde, wenn man nicht besser gleich eine all-
gemeine Erneuerung ins Werk setzte. Was von alledem zu halten sei, überließ
Odoardo nach seinen Worten dem verständigen Urteil Erminias, die ja Manfred
am besten kannte; sie möge nun auf den Brief achten. Er las den Brief mir
schneidendem Hohne. Aber wer kann dreimal Vaterland oder Rom sagen, ohne
daß ihm das Herz zittert?
„Es ist zu schön," sagte Anadyomene, die an der Tür gehorcht hatte, und
die es für ihr gutes Recht ansehen mußte, leise hereinzukommen, wenn man vor-
las. „Hat das alles der junge Herr geschrieben? Ach, es ist wahr: er ist immer
ein gelehriges Kind gewesen. Wenn es nur Ihre Mutter erlebt hätte! Könnten
Sie nicht das mit den Kindern noch einmal lesen?"
Mit den Kindern war es dem Eavaliere wie mit Cäsars Hemd gegangen;
an einem guten Kapaun findet man immer neue Knochen zum Nagen, auch wenn
man meint, ganz fertig zu sein.
„Nun, es ist wenigstens eine gute Vorbedeutung, Erminia, ich gratuliere."
Erminia fuhr mit der Hand über Cesares Kopf, wie um sich vor ihren
eigenen Gedanken zu schützen. Die Unfruchtbare war auch ihr die Verfluchte.
Sie brauchte noch nicht zu verzweifeln, aber was er sich auch in den Kopf gesetzt
hatte, es war häßlich von Manfred, ihr so weh zu tun. Trotzdem, gegen Odoardo
liebte sie Manfred noch immer. Sie legte die Zeitung weg.
„Ich verstehe ihn nicht."
Der Cavaliere konnte das nur bekräftigen.
„Ich verstehe dich, ihn, euch nicht. Schulden hat er. Die müsien wir be-
zahlen. Und dann erzählt er es noch aller Welt, daß jedermann nach uns zeigen
wird. Das ist der ganze Erfolg, den ihr haben werdet."
Draußen läutete es bereits zum zweiten Male. Um so mehr Mühe mußte
der Cavaliere sich geben, zu zeigen, daß er nur aus Zorn aufstand, und nicht
wegen des Rufers vor der Flurtüre, dem er jetzt öffnete. Es gelang ihm auch
ganz gut und verstärkte den Eindruck bei dem Eintretenden, daß das Haus Lelli
jedem Ereignis gewachsen sei.
(Schluß folgt.)

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Arthur Neumann, Charlottenburg.

Die wirtschaftliche Lage Deutschlands muß dem Volkswirt mehr und mehr mißfallen. Welche Ursachen diese Kalamität hat, habe ich in „Nord und Süd" seit 1915 schon des öftern nachgewiesen. Wenn nun die Hoffnung nicht aufgegeben werden soll, daß schließlich doch einmal wieder eine Gesundung der Verhältnisse eintreten wird, so kommt es für jeden, der mehr als persönliche Interessen vertritt, dem vielmehr eine Erstarkung des gesamten Volkskörpers angelegen ist, darauf an, die jeweilige Lage genau zu untersuchen, die Entwicklung in allen ihren Phasen getreu zu verfolgen. Dies muß natürlich rein objektiv geschehen. Auf diese Weise läßt sich eine Wirtschaftskunde schaffen, wie ich sie, der Mahnung meines Lehrers, — Richter Calwer — folgend anstrebe.

Allem Anschein nach und aus erklärlichen Gründen ist in der Landwirtschaft mit einem weiteren Sinken der Ernteerträge zu rechnen. Mehr denn je fällt der Leutemangel ins Gewicht, der im wesentlichen durch die einseitige Anreizpolitik verschärft worden ist und auch dadurch, daß eine durchgreifende Agrarreform versäumt worden ist. Die Bestellung der Felder konnte auch unter dem enormen Mangel an künstlichen Düngemitteln keine sonderliche sein. Die amtliche Saatenstandsnote für April konnte darum auch nicht sehr zuversichtlich sein. Es ergibt sich somit, daß das System der Zwangswirtschaft weiter und weiter die Produktion zurückschrauben muß und damit die vollkommene Katastrophe heraufbeschwören muß, wie wir sie ja nunmehr schon zur Genüge haben.

Im Kohlenbergbau, dem zweitwichtigsten Gebiete der Urproduktion, ist die Lage auch eine höchst ungünstige. Die Kohlenversorgung, die in der Kriegszeit sich mehr und mehr verschlechterte, wird jetzt durch die immer wieder hereinbrechenden Streiks beträchtlich gefährdet. Nunmehr ist ja vom Staat an eine Organisation der Kohlenwirtschaft gegangen worden. Uber die Regelung der Kohlenbewirtschaftung verlautet: „Den Vertrieb der Kohle übernehmen Syndikate, die in den einzelnen Bergbaubezirken zu er-

richten sind, sofern sie nicht schon bestehen. In jedem Syndikat stellen die Arbeitnehmer 2—3 Aufsichtsratsmitglieder und ein Miiglied des geschäftsführenden Vorstandes. Die Gasanstalten, welche Koks erzeugen und absetzen, bilden ein Reichsgaskokssyndikat.

Die Syndikate werden in einem Reichs-
kohlenverband zusammengefaßt, in
dessen Aufsichtsrat die Arbeitnehmer
drei Stellen, die Angestellten eine
Stelle besetzen. Auch hier stellen die
Arbeitnehmer ein Mitglied des ge-
schäftsführenden Vorstandes. Alle wich-
tigen Fragen können im Wege der
Berufung an diesen Reichskohlenrat
gebracht werden. Der Kohlenhandel
wird nicht in gebundene Organisationen
überführt." Dies alles sieht nach wirk-
licher Groß ügigkeit aus. Die Be-
wirtschaftung der Kohle läßt sich auch
wohl derart vornehmen, solange man
auch e,ne leidliche Produktion zur Ver-
fügung hat. Die Fordermengen sind
nun aber recht klein geworden. Es
ist da nun die Frage auszu-
werfen, wie die Produktion
zu steigern ist. Darüber hat
sich bisher noch keine Klar-
heit ergeben, daran werden
auch alle noch so großzügige
Bewir tschaftungsversuche
scheitern müssen. Zum Problem
der Koh enprei^e hat die Reichsregie-
rung im Verein mit der preuß'schen
Staatsregierung einige Energie aufge-
bracht, indem sie die Festsetzung von
Höchstpreisen verfügt hat, die den
Preisen des rheinisch-westfälischen Koh-
lensyndikats am 31. März entsprechen.
Unsere Lage w>rd damit nicht ge-
bessert, wenn es nicht gelingt, die
Förderung im notwendigen Maße zu
erhöhen. Gegenwäriig kann die Koh-
lenförderung garnicht groß genug sein,
besonders im Hinblick auf das Ausland,
welches uns bei einigermaßen aus-
reichender Kohlenbelieferung auch umso
bereitwilliger mit Lebensmitteln und
Rohstoffen verproviantiert. — In der
Eisenindustrie läßt sich eine kleine
Aufbesserung der Erzeugung festste len.
Nach den Ermittlungen des Vereins
Deutscher Elsen- und Stahlindustrieller
gestaltete sich die Roheisenerzeugung,
wie folgt:

(in Tonnen)	1917	1918	1919
Januar	1082797	933570	499352
Februar	943547	892788	469209
März	1 104653	1039092	545939
April	1131620	1084601	
Mai	1198171	1184794	
Juni	1124998	1182415	
Ju,i	1190014	1179947	
August	1185968	1155084	
Septemb.	1119635	1105366	

Oktober 1076222 812510
November 1007731 565706
Dezember 976891 481338
Die Flußstahlerzeugung hat ebenfalls
eine kleine Zunahme erfahren. Auf
jeden Fall aber ist die Erzeugung recht
minimal. Die oberschlesischen Hütten
leiden zudem empfindlich unter dem
ErMangel, da die Aufuhren aus Schwe-
den so gut wie aufgehört haben. Es ver-
lautet, daß die Hälfte der oberschlesischen
Hütten den Betrieb eingestellt haben.
Am Arbeitömarkt hat sich,
wenn man Vis Iahlennachweise gelten
lassen kann, die Lage ebenfalls etwas
verbessert, ungünstig ist sie trotz alledem
aber noch im höchsten Grade. Es ist
noch f «glich, ob d,e Zahlenangaben
das richtige B'ld abgeben. So ist z.
B. bekannt, daß der recht lebhaft ein-
gesetzte Iuzug zu den freiwill gen
Truppenverbänden hauptsächlich auf das
Konto der Arbeits oiigkeit kommt. Es
darf also nicht angenommen werden,
daß die Abnahme des Andrangs auch
eine restlose Unterbringung der Arbeits
kräfte im Gewerbe bedeutet. Die Land-
wirtschaft kann noch immer nicht die
notwendigen Kräfte erhalten. Es wird
wohl auch ein vergebliches Beginnen
sein, ausgesprochene Industriearbeiter
zur Landarbeit bewegen zu wollen,
dazu sind auch die ländlichen Arbeit-
geber nicht besonders gewillt, derartige,
nicht eingearbei ete Kräfte einzustellen.
Dagegen st die Ausweisung aller Per-
sonen, die 19 > 4 nicht in den Groß-
städten ansäss g waren, wenn sie rück-
sichtslos durchgeführt wird, geeignet,

hier einigen Wandel zu schaffen. Wie die ArbeitsmarktverhSltnisse sich gestaltet haben, zeigen die nachfolgenden Ziffern. Auf 100 offene Stellen kamen arbeitsuchende Männer:

	1917	1918	1919
Januar	61	62	
Februar	62	58	
März	60	56	
April	56	62	
Mai	53	59	
Juni	47	53	
Juli	47	48	
August	49	48	
September	5,0	46	
Oktober	54	46	
November	56	74	
Dezember	54	131	

Recht trostlos sieht die Lage am Geldmarkt aus. Allerdings, die Börse hat ihren Frühling. Das Spekulationsgeschäft blüht wie kaum in den Zeiten der trefflichsten Hochkonjunktur. Die Börse hat ein lachendes Gesicht, es ist aber das Grinsen des allseitig genug bekannten „Spielers", das wir beim näheren Betrachten erkennen. Als gesund kann doch wohl auf keinen Fall die gegenwärtige Börsenspekulation angesprochen werden: das wilde Drängen ist nur ein Zeichen des allgemeinen Chaos. Die kräftigste Wertsteigerung haben aus erklärlichen Gründen die ausländischen Werte eruelt. Am besten erhellt die

Aufwärtsbewegung bei Betrachtung des Standes der fremden Devisen, wie sie in Berlin notiert werden. Es notierten:

	Holland	Schweiz	Dänemark	Schmeden
I.Febr.	340,50	172.—	218.50	218.25
15. ..	340.50	172.—	218.50	241.25
8. März	362.50	183.75	238.—	260.25
15. ..	402.50	206.75	258.-	280.75
31. ..	453.—	217.75	271.—	290.75
9. April	482.—	239.75	295.—	314.75
17. „	537.-	266.75	320.-	344.75
25. „	545.-	274.75	330.-	344.75
30. „	-	-	-	-

Die Aufwärtsbewegung der Auslandswerte setzte mit der Bekanntgabe der Beschlagnahme dieser Werte ein. Hier hätte von vornherein mit den besten Mitteln moderner Finanztechnik eingesetzt werden müssen, naturgemäß erschwerten die verworrenen politischen Verhältnisse eine planmäßige Durchführung aller noch so gut vorbereiteten und durchdachten Maßnahmen. Ein wirklich großzügiges Eingreifen der Regierung kann hinwiederum auch nicht festgestellt werden. Im Gegensatz zur Kurssteigerung der ausländischen Devisen steht die Entwicklung der deutschen Valuta. Das Vertrauen des Auslandes in eine baldige Gesundung unserer Wirtschaftsverhältnisse sinkt weiter und weiter. Insbesondere jede neue Streikwelle läßt die Mark beträchtlich weiter sinken. Gelingt es nicht bald, eine Aufbesserung unserer Valuta zu erzielen oder zumindesten einen weiteren Rückgang zu verhüten, so wird es nicht mehr lange dauern, bis die deutsche Mark an ausländischen Märkten nicht mehr notiert wird. Die Abwärtsentwicklung unserer Valuta gestaltete sich folgendermaßen:

Notierungen tu	Amsterdam	Kovenhog,	Zloekholm	Zürich
Z5riede„dk„rs	59.25	88.89	88.89	123.45
15.11.18	30.80	50.50	47.50	67.25
30.12.	30.—	47.75	44.—	—
1. 3.19	24.27!/j,	38.65	35.75	47.75
1. 4.	22 35	36.—	33.25	43 50
15. 4.	18.—	31.25	29 25	37.25
30. 4.	—	—	—	—

Der Konsum hat nunmehr eine gewisse Stärkung durch die Zufuhren vom Auslande bekommen. Sind wir in der Lage, die Lieferungen vom Auslande durch Arbeit zu bezahlen, so ist mit einer allmählichen Besserung der Lage zu rechnen. Die ausländischen Lebensmittel kommen den Großstadtbewohnern und Jndustriebez'rken zu gute, die so gewisse Zuschüsse zu ihren

Rationen erhalten können, sonst wäre
an eine große, allgemeine Belieferung
21"
32?

garnicht zu denken. Nunmehr zeigt sich aber auch wieder recht kraß das Höchstpreisübel, indem die ausländischen Lebensmittel beträchtlich über dem Inland Höchstpreis verkauft werden müssen. In der Anpassung an den Weltmarkt werden wir dabei noch recht viel Unannehmlichkeiten haben. Auf jeden Fall läßt sich aber wohl sagen, daß bei noch längerer Kriegsdauer wir bis zur neuen Ernte nur unter noch größeren Entbehrungen hin« durchgekommen wären. Auch jetzt ist ein Erhalten unserer Versorgung nur möglich, wenn es uns gelingt, Nahrungsmittel in den größten Mengen einzuführen. Da wir die Einfuhr aber mit der entsprechenden Ausfuhr bezahlen müssen, muß es ernstes Streben sein, endlich wirklich dauerhafte Grundlagen für die ersprießliche Arbeit zu schaffen. Die Aussichten dafür sind recht gering. Gelingt es aber, dann ist ein Wiederaufstieg unseres Wirtschaftslebens möglich, vor allem muß dann das Preisniveau sich bald wieder natürlichen Verhältnissen anpassen.

Geschichtliche Rundschau V.

Von Dr. j'»'. Kurt Ed. Imberg.

Ein Werk von großer Bedeutung ist über Holland geschrieben und behandelt die „Staatskundige Geschiedenis van Nederland van 1887—1917', die bei der A. W. Sijthoff's Vitgevers-Maatschappij in Leiden vor wenigen Wochen erschienen ist. Sein Verfasser ist der Direktor des Büros für geschichtliche Publikationen im niederländischen Reichsarchiv, N. I a p i k s e.

Es ist mit Recht in den letzten Jahren von verschiedensten Seiten darauf hingewiesen worden, daß wir über unsere Nachbarn nur sehr schlecht oder garnicht orientiert sind, daß wir uns viel zu wenig mit dem beschäftigt haben, was um uns herum vorgeht, und daß wir den Ereignissen jenseits unserer Grenzpfähle zu wenig Aufmerksamkeit und Verständnis entgegengebracht haben. Dies lag zum großen Teil an dem Fehlen guter Bücher, die uns über die Einrichtungen bei unseren Nachbarn, ihre Politik und Geschichte, ihren Handel und Industrie unterrichteten. Auch über die Niederlande, wenigstens über ihre neuere Geschichte, besaßen wir kaum ein nennenswertes Buch.

Das außerordentlich genaue und aus-

führliche Geschichtswerk des Leidener
Historikers, Prof. Blok, das auch m
deutscher Übersetzung bei Perthes in
Gotha erschienen ist, reicht leider nicht
bis in die letzten Iahrzehnte. So ist es
eine dankenswerte Arbeit gewesen,
daß sich I>r. Iapikse der Aufgabe unter-
zogen hat, in einem starken Bande uns
die letzten dreißig Iahre bolländischer
Staatsgeschichte vor Augen zu führen.
Zwar ist das Werk vorläufig nur in
bolländischer Sprache erschienen, und
mancher mag vor seiner Lektüre zurück-
schrecken, aus Angst, er werde es doch
nicht verstehen. Aber das Lesen des
Holländischen ist leichter, als man ge-
wohnlich annimmt, nnd selbst wenn
man zu den ersten Seiten einige Mal
das Lerikon zu Rate ziehen mnß, so
lobnt doch die reiche Ernte, die man aus
dem Lesen dieses Werkes zieht, vollauf
die aufgewandte MUhe und Zeit.
Das Buch behandelt die Geschichte
Hollands seit dem Tode Wilhelms HL,
die Regentschaft der Königin»Mutter
von 1890—1898 und die sich daran
anschließende selbständige Regierung
der Königin Wilbelmine. Wenn auch
die innere Politik der einzelnen Ministe-
rien die Hauptrolle in den Darstellun-
gen Iapikse's zu spielen scheint, so hat
der Verfasser doch auch der auswärtigen
sowie der Kolonialpolitik eine ausfiihr-

jiche Schilderung angedeihen lassen, so-
Haß wir über die gesamte Politik in ge-
nauester Weise unterrichtet werden und
ein klares Bild gewinnen von dem poli-
tischen Leben unserer nordwestliche«
Nachbarn, des uns stammverwandten
niederländischen Volkes. —
Dem Mangel, daß wir die anderen
Staaten zu wenig oder oft garnicht
Fennen, abzuhelfen, dient auch die
Sammlung des Verlages von Friedrich
Andreas Perthes, „Kleine Völker- und
Länderkunde zum Gebrauch im prak-
tischen Leben", die wir schon mehrmals
in dieser Zeitschrift lobend hervorzu»
heben Gelegenheit hatten. Heute liegen
uns von dieser Sammlung wiederum
zwei neue Bände vor, denen wir nur
das schon an den früheren Bänden Ge»
rühmte nachsagen können. Der 6. Band
führt uns wiederum auf den Balkan.
Wir haben bereits früher die Dar-
stellungen über Rumänien und die
Türkei an dieser Stelle besprochen. In
diesem neuen Bande gibt uns nun Dr.
Georg Eng. Kunzer eine Dar-
stellung von „Bulgarien", seiner Geo-
graphie und Geschichte, seinen staat-
lichen Einrichtungen, von seinem
Handel und seiner Industrie, seinem
Verkehrswesen, seiner Literatur und
Kunst. Wie die früheren Bände soll
auch diese Arbeit kein ausführliches,
alle Einzelheiten darstellendes Werk
sein; es will nur demjenigen, der sich
über dn« tagliche Leben über unseren
ehemaligen Verbündeten zu unterrichten
wünscht, eine Einführung sein und
einen Überblick geben über das, was
man unbedingt von diesem Lande
Ivissen muß. Dies ist dem Verfasser
such vollkommen gelungen, und wir
können seiner Darstellung nur weiteste
Verbreitung und besten Erfolg
wünschen.
Das gleiche können wir von dem
7. Bande sagen, in dem uns der Leip-
ziger Privatdozent Dr. Eduard
Erkes das Riesenreich im fernen
Osten. „China" schildert. Mit diesem
Bande greift die Sammlung zum ersten
Male über die europäischen Grenzpfähle
hinaus und führt den Leser in ein Land,
von dem vielen nicht viel mehr bekannt
ist, als daß es das Land ist, wo der
Reis und Tee herkommt. Von der
hohen, alten Kultur des Landes, seiner
alten Geschichte und seinen inneren
Einrichtungen wissen die meisten so gut

wie nichts. Und doch ist diese Kenntnis
unentbehrlich zum Verständnis der Vor-
gänge im fernen Osten, die auch für
uns Mitteleuropäer von größerer Wich»
tigkeit und Bedeutung sind und in
jedem Falle noch werden, als die
meisten zur Zeit ahnen. Die Entwick»
lung in Ostasien wird vielleicht auch
eines Tages für uns und unsere Politik
eine große Rolle spielen, und dann ist
es wichtig, daß unser Volk, in dessen
Händen jetzt die Regierung liegt, über
jene Weltgegenden unterrichtet ist, da-
mit es im richtigen Augenblicke die
richtigen Entschlüsse faßt. Aus diesem
Grunde begrüßen wir auch diesen Band
und bvffen, daß ibm bald die angekün-
digte Darstellung der Vormacht in Ost-
asien, Iapan, folgen wird.
«
Wir hatten in der letzten Rund-
schau Gelegenheit, das ausgezeichnete
neue Werk des Wiener Historikers
Friedjung anzuzeigen. Auch diesmal
liegt uns ein historisches Werk vor, das
für jeden, der sich mit der politischen
Geschichte der letzten Jahrzehnte vor
dem Weltkriege befassen will, von un»
schätzbarem Werte sein rr/rd. ES ist
eine Quellensammlung, die unter
dem Titel „Zur europäischen Politik
1897—1914. Unveröffentliche Doku-
mente" im amtlichen Auftrage unter
Leitung von Bernhard Schwert-
feg er im Verlage von Reimar Hob-
bing (Berlin) herausgegeben worden
ist. Die Dokumente umfassen die
letzten 18 Jahre vor Ausbruch des
Weltkrieges und bringen eine Fülle

von amtlichem Material, das bisher unveröffentlicht war und für die Beurteilung der politischen Vorgänge vor dem Kriege und des Kriegsausbruchs selber von größter Bedeutung ist. Die erschienenen vier Bände der Sammlung enthalten eine große Anzahl der „Zirkulare" („Lxtraits" — wie es im Originaltert heißt), die das belgische Ministerium des Äußern an seine diplomatischen Vertretungen im Auslande zur Orientierung über die gesamte Weltlage gesandt hat. Diese „Zirkulare" fand man während der deutschen Besetzung Brüssels in Abschrift unter der Makulatur des genannten Ministeriums und es ist mit Dank zu begrüßen, daß sich unser Auswärtiges Amt entschlossen hat, diese Dokumente sachgemäß ordnen zu lassen und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Diese belgischen „Zirkulare" enthalten den Hauptinhalt der Original-Gesandtschaftsberichte, die von den diplomatischen Vertretungen eingingen, in knapper Form und unter Weglassung olles Entbehrlichen, was durch seinen vertraulichen Charakter zur Weitergabe nicht geeignet oder überflüssig erschien. Durch diese Streichungen wird ihr Wert vielleicht noch wesentlich erhöht, denn etwaige temperamentvolle oder subjektive Urteile der Gesandten verschwinden, und man gewinnt ein objektiveres, zuverlässigeres Bild.

Als Gesamtheit betrachtet, ergeben die Zirkulare ein deutliches Bild dafür, wie ein neutrales und unparteiisches Ministerium die großen politischen Ereignisse der letzten Jahrzehnte aufgefaßt und beurteilt hat. Sie zeigen aber auch vor allen Dingen — und insofern wird diese Sammlung auch im Auslande nicht unberücksichtigt bleiben und ihre Wirkung auf die Beurteilung der Schuld am Weltkriege nicht verfehlen, — daß Deutschland während dieses ganzen Zeitraumes von den belgischen Diplomaten, die man mit wenigen Ausnahmen keineswegs als Deutschenfreunde ansprechen darf, niemals als Störenfried des europäischen Friedens angesehen worden ist. Der Weltkrieg erscheint hier vielmehr als ein unabwendbares Verhängnis, dem selbst die — wenigstens früher — auch von englischer und französischer Seite wiederholl anerkannte Friedensliebe des deutschen Kaisers einen hinreichend

festen Damm nicht entgegenzusetzen vermochte, als ein Verhängnis, das trotz vereinzelter aufrichtigster Versuche von beiden Seiten, es abzuwenden, früher oder später eintreten mußte. Was nun die einzelnen Bände anbetrifft, so müssen wir uns hier leider kurz fassen, obwohl der reichliche Inhalt, die Fülle des interessanten, in ihnen verarbeiteten Materials dazu einlädt, ausführlicher auf die einzelnen Bände einzugehen. Aber das würde viel zu weit führen: Der 1. Band, der die Zeitspanne von „1897—1904" umfaßt, behandelt den Zweibund und den deutsch-englischen Gegensatz und ist von Wilhelm Köhler bearbeitet. Er zeigt, daß noch 1897 Frankreich die einzige Bedrohung Deutschlands und des europäischen Friedens bildete. Seit dann aber England, dessen Deutschfeindlichkeit hauptsächlich auf wirtschaftliche Gründe zurückgeführt wird, unter Führung seines rührigen, für die Weltpolilik nicht zu unterschätzenden Königs Eduard die Verbindung mit dem revanche-durstigen Frankreich gefunden hatte, war ein Stück des Ringes zusammengeschlossen, der sich in den folgenden Jahren um das deuische Reich legen sollte. — Der 2. Band, der Bernhard Schwertfeger selbst zum Herausgeber hat, beschäftigt sich mit den Jahren „1905—1907". Es ist die Zeit der Marokkokrisis, der „Glanzzeit" König Eduards VII., der in seinem Streben, Deutschland völlig einzukreisen und zu isolieren, nicht er» mattet. Die politische Lage in Euro-

pa wird immer ernster und kritischer. Dies tritt noch stärker in dem 3. Bande hervor, der die bosnische Krise, die Agadir-Angelegenheit und die albanische Frage in den Jahren „1908—1911" schildert. Die politische Hochspannung scheint ihren Höhepunkt erreicht zu haben, ein Funken, und das Pulver-faß Europa fliegt in die Luft. Zwar gelingt es immer noch einmal, das drohende Gewitter von der alten Welt abzuhalten, aber die von unverant-wortlicher Seite betriebenen Kriegs-treibereien — pevoatnr extra et lotr» inuros — machen immer neue Kr,egs-rüstungen nötig, die Spannung wird immer größer, bis der Mord an dem österreichischen Thronfolger schließ ich die über kurz oder lang unvermeidliche Erplosion hervorruft. Diese letzte Phase Dor dem Weltkrieg, die Jahre „1912—1914", schildern die im 4. Bande ver-einigten Zirkulare. D eser Band ist wie auch der vorhergehende von Alfred Doren bearbeitet worden und herausgegeben.

Wie wir ichon eingangs hervorge-hoben haben, ist diese Quellensamm-lung der jüngsten Zeitgeschichte von außerordentlichem Wert. Nicht nur für den Fachgelehrten, für den sie eine reiche Fundgrube sein wird, auch für den, der sich für die letzten Jahre vor dem Kriege interessiert — und wer täte das nicht — und sich über die weltpolitischen Borgänge unterrichten will, auch für den wird diese Dokumentensammlung eine willkom-mene Gabe sein, zumal eine kurzge-faßte Einleitung, die als objektiver Auszug aus den Zirkularen gelten kann, jedem Bande vorausgeschickt ist und einen klaren, knappen Über-blick über den Inhalt des betreffenden Bandes gibt.

Eine Mahnung an die Gegenwart bezweckt Hans Wilhelm Hollm, mit seinem im Verlage von UllsteinKCo in Berlin erschienenen Büchlein: „Die französische Revolution von 1789". Aus der Not unserer stürmisch be-wegten Zeit wendet es sich fragend an die Lehrmeisterin Geschichte. Mit ungeschminkter Klarheit zeigt die große französische Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts, die von ihrem idealen Auftakt rasch zu blutigem Terror und zu der Militärdiktatur Napoleons führte, welchen Gefahren ein Volkskörper aus-

gesetzt ist, wenn er die Bahn ruhiger
Evolulion verläßt. Indem die Hollm'sche
Darstellung in rascher Folge die Vor-
gänge der französischen Revolutions-
jahre vor uns aufrollt, schärft sie unseren
Blick für die Ereignisse der Gegen-
wart. — „Der Kaiser" betitelt sich
eineneueSchrift Walther Rathenaus
(Verlag von S. Fischer in Berlin),
in der der Verfasser versucht, die
großen Ausammenhänge zu durch-
leuchten, die zur verhängnisvollen
Stellung des Fürsten zum Volke, des
Volkes zum Fürsten und zum Sturze
beider führten. Wie die früheren
Schriften geschickt und anregend ge-
schrieben, bietet dieses kleine Büchlein
viel Interessantes und Wahres, ob-
gleich wir dem Verfasser nicht in allen
Punkten beipflichten können.

Literarische Rundschau.

Von Prof. Dr. Heinrich Brömse.

Deutschland das Land der Mitte
— wir haben dieses Wortes Fluch
und Segen reichlich erfahren, nicht
zum mindesten auch in der deutschen
Literatur. Daß sie trotz all der frem-
den Re'ser, die ihrem Stamm aufge-
pfropft sind, ihre Eigenart nicht längst
verloren, sondern das Angeeignete zu

reicherem Leben entwickelt hat, zeugt für die Stärke ihres Wurzeltriebes. Auch als Übersetzer haben wir des Guten mehr als genug getan, deutschen Büchern und Bühnenwerken den Weg erschwert, aber das Bezeichnende und Bedeutende fremden Schrifttums kennen zu lernen und aufzunehmen wird uns immer Ehrensache sem.

Das Drama „Per! kl es von Tyru s", das in mangelhafter Ausgabe unter Shakespeares Namen überliefert ist, von den Forschern ihm aber, wenn nicht ganz, doch zum großen Teil abgesprochen wird, erscheint in freier Bearbeitung von Karl Franz Etlinger (Zürich, Leipzig, Wien, Amalthea-Verlag). Der Bearbeiter hat Abstoßendes gemildert, an Stelle eines wüsten Kupplers Falstaffs Genossen Pistol eingeführt und Ungeschicklichkeiten mancher Art zu bessern versucht. Einige Male hat er zur Auffrischung farbloser Stellen Shakespeare selber bemüht, indem er mehrere seiner Sonette in Fuldas Übersetzung einfügte. Alle Veränderungen und Ergänzungen zeugen von Kunstverstand und gewissenhafter Arbeit, dennoch erscheint mir das Werk mehr literaturgeschichtlich reizvoll als dichterisch bedeutend. Nicht wegen der oft mäßigen Verse, sondern weil das Drama als Ganzes zu verzettelt, zu sehr rein epische Aneinanderreihung ist und sich als „märchenschönes Kleinod", wie der Bearbeiter es bezeichnet, nur in ein paar Einzelheiten offenbart.

Die „Fruchtles e", die Rabindranath Tagore uns bietet (deutsch von Annemarie von Puttkamer; Leipzig, Kurt Wolff), ist voll reifer und edler Gaben. In diesen Gedichten ist ein großer Neichium mannigfacher Stimmungen, aber alles Sinnliche ist so durchgeistigt, alles Geistige in einer Gleichnisjprache von so satten Farben ausgedrückt, daß sich das Ganze wie ein einheitliches Wandelbild vor unK entrollt. Viel zarte Anmut und süße Schwermut ist hier, aber doch auch die männliche Bitte: „Laß mich nicht beten, behütet zu sein vor Gefahren^ sondern furchtlos sie zu bestehen!" Freude an der Schönheit der Dinge und dem Reichtum der Seele klingt aus den Gedichten, aber stärker noch- die Lehre von Bedürfnislosigkeit und Weltentsagung, am schönsten in den

eingestreuten Legenden, die den kost».
lichsten Teil des Werkes bilden. Sehr
anziehend ist meistens der stilistische
Aufbau mit seinen gleichläufigen und
gegenübergestellten Gliedern. Zuwei»
len ist auch wohl ein Bild verworren,
ein Gedanke unklar. Wie weit die
Ubersetzung daran schuld ist, vermag'
ich jetzt nicht zu beurteilen. Immer-
hin ist beachtenswert, daß diese nicht
nach dem Urtert, sondern nach der
freilich vom Dichter selbst veranstalteten
englischen Ausgabe hergestellt ist. Reich-
lich ans Englische erinnert oft die Wort-
stellung, auch manche Wendung wie
etwa „ich verfehlte, sie zu gewinnen".
Undeutsch ist „verlierst und gewinnst-
du in Eins", falsch „aus meincs Her-
zens Herz". An schleppenden Satzae-
fügen fehlt es n-cht (z. B. S. 110>,
aber im ganzen werden wir dem
deutschen Wortlaut Anerkennung nicht
versagen; er ist voll Rhythmus und
Glanz.
Ganz zarte Kindlichkeit ist To gö-
re s BUHnenspiel „Das Postamt"'
(deutsch nach der vom Dichter veran-
stalteten englischen Ausgabe von Hed-
wig Lachmann und Gustav Landauer;
Leipzig, Kurt Wolff). Es ist ohne
dramatische Kraft, aber voll rührender
Schönheit. Der Held ist ein kleiner
Junge, der dem Tode entgegensiecht,
aber andere glücklich sein lehrt, ein
träumender Mä'rchenprinz, ein gütiger,
weiser Mensch und ein großer Dichter.
In der schlichten Sprache der deutschen
Ubersetzung störe" die Wendungen!

„denkt's dich noch" und „dieser Junge hat sich mir ans Herz gehangen".

Aus langjähriger eindringender Arbeit ist ein Übersetzungswerk hervorgegangen, in dem Paul Cronheim eine weitgreifende Auswahl aus den Gedichten des Holländers Albert Verwey vorlegt („Gedichte;" Leipzig, Jnsel-Verlag). Die Stücke sind zum größten Teil den neueren Werken des Dichters entnommen und ergänzen so aufs beste die Übertragungen, die Stefan George und Friedrich Gundolf aus älteren gegeben haben. Es sind Verse voll traumhafter Schönheit, mehr musikalisch als gegenständlich, mehr von mystischem Tiefsinn als von ursprünglicher Empfindung erfüllt. Verweys Stellung in der holländischen Literatur läßt sich e>wa mit der Mallarm6s in Frankreich, Georges in Deutschland vergleichen. Seine Kunst ist wie die Togores ganz durchgeistigt, aber grüblerischer, mehr von der ganzen Bildung Europas durchtränkt. Uberall strebt sie über das Persönliche und Heimatliche zum Allgemein-Menschlichen. Die Übersetzungen lesen sich durchweg wie eigene Verse eines deutschen Dichters (aus dem Kreise derer um George) und verraten großes Können.

Als der französ!sch-holländisch-englische Arzt Bernard deMandeville im Jahre 1705 seine „Bienenfabel" herausgab, blieb sie zunächst unbeachtet. Neun Jahre später erschien sie aufs neue, durch umfangreiche Abhandlungen ergänzt, und erregte großes Aufsehen. Wir werden heute weder dem künstlerisch ziemlich wertlosen Gedicht viel Geschmack abgewinnen noch der Philosophie Mandevilles ohne starke Einschränkungen zustimmen, aber einen eigenartigen und immerwährenden Reiz verleiht dem Werke das Bestreben des Verfassers, nicht Moral zu lehren, sondern zu zeigen, wie das Wollen und Handeln der Menschen in Wirklichkeit ist. In diesem Bestreben vergreift er sich nicht selten, aber daß dieser Versuch Uberhaupt unternommen wird, ist in der Geschichte der Philosophie eine im ganzen nur seltene Erscheinung. Der Verfasser entwickelt dabei so viel Scharfsinn im Zergliedern der Charaktere und trägt seine Schilderungen so gut vor, daß sein Werk zugleich eine Art Rüst-

kammer bildet, aus der sich Dutzende von Schriftstellern mit Motiven und Anregungen mancherlei Art versehen können. Die Leitgedanken freilich sind einseitig übertrieben: daß nämlich alle Triebe des Menschen auf Eigennutz zurückgehen und daß für den wirtschaftlichen Aufschwung einer Gesamtheit die Laster der einzelnen nötig sind (wobei unter Laster auch jeder Lurus verstanden wird). Otto Bobertag hat eine neue deutsche Ausgabe des Werkes veranstaltet (München, Georg Müller). Er bietet die eigentliche Bienenfabel nebst den besonders wertvollen Bemerkungen ungekürzt, außerdem teilweise mit Kürzungen die „Abhandlung über Barmherzigkeit, Armenpflege und Armenschulen", die „Untersuchung über das Wesen der Gesellschaft", Auszüge aus der geistreichen Gegenschrift Berkeleys und Mandevilles Erwiderung. Eine aus« führliche Einleitung gibt guten Aufschluß über des Verfassers Persönlichkeit und geschichtliche Stellung, läßt aber die Schwächen seines Standpunktes nicht erkennen.

In das Geistesleben des Auslandes führt zum Teil auch eine neue Schriftensammlung „Tribüne derKunst und Zeit", die von Kasimir Edschmid herausgegeben wird (Berlin, Erich Reiß). Sie will in Bekenntnissen und Darstellungen von Kunst, lern und Gelehrte», „die Sachliches dichterisch zu sagen wissen", der jiing-

sten Kunstbewegung dienen, „die auf
neues Weltgefühl aus ist", und die
man, um vieles zusammenzufassen, mit
dem wenig sagenden Allerweltswort
Erpressionismus bezeichnet hat. Mit
stürmischem Schwung redet im ersten
Heft Kasimir Edschmid „Über
den Erpressionismus in der
Literatur und die neue Dich-
tung". Es gelingt ihm an einigen
Stellen, das Wes>m der neuen Kunst
überzeugend zu treffen. „Die Tatsachen
haben Bedeutung nur so weit, als
durch sie hindurchgreifend die Hand
des Künstlers nach dem faßt, was
hinter ihnen steht". „Ales bekommt
Beziehung zur Ewigkeit". Edschmid
bekämpft leidenschaftlich die Meinung,
der Erpressionismus sei nur Mode oder
nur künstlerische Angelegenheit. Er ist
„Forderung des Geistes". Es gab ihn
in jeder Zeit, bei den Naturvölkern,
bei den großen Meistern, bei Grüne-
wald, bei Shakespeare, bei Stcindberg.
„Nun ergreift er eine ganze Generation".
Die aufgeregte Begeisterung des Ver-
fassers äußert sich leider zuweilen so
wenig klar, daß man dann auch bei
gutem Willen nur hallende Worte zu
hören meint. Bedächtiger spricht im
zweiten Heft Wilhelm Hausen-
stein „Über Erpressionismus
in der Malerei". Er geht mehr
ins einzelne, ist grüblerisch, ein wenig
umständlich, schreibt oft ein verzwicktes
Deutsch, gibt aber gute Aufklärungen,
sorgsame Begriffsbestimmungen, an-
schauliche Beispiele und vor allem eine
entwicklungsgeschichtliche Betrachtung,
die das Verhältnis des Impressio-
nismus zum Erpressionismus klar
beleuchtet.

In geistreichem Plauderton, zum
Teil etwas zusammenhangslos werden
im dritten Heft Erinnerungen und
Bekenntnisse gemischt von Theodor
Däubler („I mKampfe um die
moderne Kunst"), ver früher für
den Impressionismus gekämpft und
an der Wandlung des Kunstgefühls
persönlich teilgenommen hat.

Ein Buch, dessen Inhalt viel reicher
und zusammenhängender ist, als der
Titel vermuten läßt, ist das Werk von
Oswald Floeck „Skizzen und
Studienköpfe. Beiträge zur
Geschichte des deutschen Ro»
mans seit Goethe" (Wien, Inns-
bruck, München, Verlagsanstalt Tyrolia,

1918). Es ist in der Anlage und
einem großen Teil der Ausführung
eine abgerundete Geschichte des deut-
schen Romans im neunzehnten Jahr-
hundert mit Ausschluß der noch lebenden
Dichter. Zwar fehlen manche Namen
von Klang, so Wilbrandt, so mehrere
Vertreter des geschichtlichen Romans
wie Dahn, Ebers, Hamerling, und von
den letzten Jahrzehnten werden nur
einige Schriftsteller, namentlich Öster-
reicher, genauer behandelt. Aber die
Anfänge und Höhepunkte der epischen
Prosadichtung sind mit solcher Gründ-
lichkeit, Sachkenntnis und Blickweite
dargestellt und mit so fein abwägendem
Urteil gewürdigt, daß dies Werk für
die Wissenschaft einen schönen Gewinn
bedeutet und weiteren Kreisen ein
willkommener Führer sein kann. Der
entwicklungsgeschichtliche Zusammen-
hang wird ebenso sorgfältig berücksichtigt
wie der zeitgeschichtliche Hintergrund.
Meisterhaft ist nach dieser Richtung
sogleich der erste größere Abschnitt
über den Roman des jungen Deutsch-
land, (an dem der Verfasser mit Recht
nicht viel Gutes läßt). Eigenartig,
aber nicht ohne Uberzeugungskraft
werden dann als „Pfadfinder des
poetischen Realismus" Jmmermann,
Mörike, Stifter und die Droste-Hüls-
hoff zusammengestellt und gewürdigt.
Es folgt die Darstellung des im ganzen
wenig erfreulichen Zeitromans nach
1848, sodann eine Würdigung der
großen realistischen Erzähler Ludwig,
Reuter, Freytag, Raabs und der No-
vellendichter Storm, Keller, Heyse,

Meyer, Saar. Die moderne Heimats-
kunst und die beiden Frauen Luise
von Frangois und Marie von Ebner-
Eschenbach bilden den Abschluß. Die
Mitte zwischen großzügiger Allgemein»
Würdigung und eingehender Einzel-
betrachtung wird durchweg gut inne-
gehalten. Selten sinkt die Darstellung
zur Aufzählung herab, fast immer geht
sie aufs Wesentliche und Bleibende.
Im ganzen liegen die Süddeutschen
dem Verfasser näher als die Nord-
deutschen; der Abschnitt Uber Reuter
ist nur mäßig gelungen, für Raabs
freilich findet er nicht nur begeisterte,
sondern auch tief eindringende Worte.
Wenn Floeck unter andern Vor-
gängern in der Forschung besonders
gern Bartels anführt, so ist sein
Urteil doch selbständig und maßvoll.
Er berücksichtigt wohl Rassesragen,
leitet aus ihnen aber keine endgültige
künstlerische Entscheidung her.
Vierzehn eigene Lebensgeschichten
katholischer Schriftsteller und Schrift-
stellerinnen enthält der Sammelband
„Dichters Werden. Bekennt-
nisse unserer Schriftsteller",
herausgegeben von Maria Köchling,
<Freiburg im Br., Herder, 1i>19).
Wir hören, wie diese Männer und
Frauen zu ihrem Beruf geführt wurden,
welche Einflüsse die Jugendzeit auf sie
ausübte, wie sie mit Hemmungen
Sußerer und innerer Art zu kämpfen
hatten und ihren Weg fanden. Manches
wird zu wichtig genommen und einige
dieser Selbstbetrachtungen (auch von
Männern) haben einen unbehaglichen
Aug ins Süßliche, aber oft folgt man
doch auch mit teilnehmender Freude und
Spannung. Besonders fesseln die auf-
schlußreichen Beiträge von Ilse Franke-
. Oehl und Hans Schrott-Fiechtl. Auch
was Hans Eschelbach in schlichten,
Jsabelle Kaiser in leidenschaftlichen
Worten vom eigenen Werden erzählen,
sei hervorgehoben. Über den lebens-
zeschichtlichen Zweck hinaus findet sich
in dem Werk manch wertvoller Finger-
zeig für die Erkenntnis, wie Dichtungen
entstehen.

*

Der nach vielen Richtungen tätige
Verlag von Rascher KCie. in
Zürich legt eine größere Reihe von
Werken aus dem Schweizer Geistes-
leben vor, von denen hier einige kurz
empfohlen werden mögen, andere

eingehender Würdigung vorbehalten
bleiben. Wunderschön, schlicht und
ergreifend erzählt Meinrad Lie-
ner t „A ü r ch e r Sagen" (Heraus-
gegeben von der Vereinigung der
Schul-Bibliothekare der Stadt Zürich.
Buchschmuck von Hans Witzig). Von
„Huldrych Zwinglis Briefen"
erscheint ein erster Band, der die Jahre
1512—1523 umfaßt. OskarFarner
hat sie aus dem Lateinischen und zum
Teil aus der oberdeutschen Sprache
übertragen. Schade, daß die in der
Mundart nicht wörtlich abgedruckt sind!
Schwierigkeiten hätten wohl durch Er-
läuterungen aus dem Wege geräumt
werden können. Aber auch so ist das
Werk als Sammlung bedeutender und
charaktervollerAußerungen willkommen.
Ganz ohne Erklärungen leider gibt
Otto von Greyerz „Proben
schweizerischer Mundart aus alter und
neuer Zeit" in der sehr beachtens-
werten Sammlung „Schweizer-
deuts ch", von der ein erstes Bündchen
„Altere Mundartproben" vorliegt. G.
Bohnenblust sammelt Lieder von
Schweizer Dichtern zum Preise ihres
Heimatlandes in dem inhaltsreichen
We.k „OmeinVaterland! Die
Schweiz im heimischen Liede
des 14. bis 20. Jahrhundert s".
Mar Kon;elmann stellt Zeugnisse
über den größten Schweizer Erzieher
zusammen in dem wohl gelungenen
Bande „Pestalozzi. Der Mensch
und Dichter im eigenen und zeitge-
nössischen Urteil". Robert Faesi

und E. Korrodi bieten fesselnde
Bilder aus dem schweizerischen Geistes-
leben des achtzehnten Jahrhunderts in
vier feinsinnigen Erzählungen unter
dem Gesamttitel „Das poetische
Zürich. Miniaturen aus dem acht-
zehnten Jahrhundert".
Reelams U n i v e rsa l b i b li o -
thek (Leipzig) bringt in ihren letzten
Nummern, guter Uberlieferung getreu,
neben neuen Erscheinungen eine Reihe
von Neuausgaben älterer Literatur,
Jens Peter Jaeobsens Roman
„Frau Marie Grubbe", übersetzt
von Mathilde Mann, und vor allem
mehrere Stormbönde mit wohl
unterrichtenden Einleitungen von Wal-
ther Herrmann, „Immenses
und andereSommergeschiehten",„P o l e
P opp en sp äl er", ,,^qni» sndrner»
«us", „Der Sch im me lr ei ter".
Die in der Bibliothek bereits erschie-
nenen Dramen Strindbergs werden
um das tief sinnbildliche Werk „Ein
Traumspiel" (deutsch von Heinrich
Goebel) vermehrt, dem vom Übersetzer'
eine Einführung in die Dichtung, von
Erich Oesterheld ein dramaturgischer
Nachtrag beigegeben ist. Der Inhalt
von Georg Hirschfelds spaßhaf-
ten Erzählungen „Die japanische
Ente und andere Novellen" entspricht
nicht ganz der rühmenden Würdigung,
mit der Ottomar Enking den Band
einleitet. Das Drama „Die HLi-
ma tsch olle" von Paul Zoder
handelt davon, wie eine Jnselgemeinde
bei Hamburg das Land räumen muß,
weil der Platz zur Erweiterungen des
Hafens gebraucht wird. Der Kampf
um die Heimaterde hat seinen Haupt-
vertreter in dem Vogt, einem knorrig
eigenwilligen Menschen, der das Recht
des Staates zu diesem Schritt nieht
anerkennt und aus dem Leben scheidet,
um nicht von der Heimat scheiden zu
müssen. Die Menschen und Ereignisse
sind etwas skizzenhaft dargestellt, aber
in der Gestalt des Vogtes wie in
manchen einzelnen Auftritten ist Leben
und Wucht. Adolf Bartels g'bt
im zweiten Teil seiner „Weltlite-
ratur" eine Übersicht über die fremd-
ländische Dichtung. Das Buch ist wie
der erste Teil zugleich ein Führer durch
Reelams Universalbibliothek, die ja das
besondere Verdienst für sich in Anspruch
nehmen kann, weiten Kreisen die Be-
kanntschaft mit der Literatur des Aus-

landes, besonders des Nordens und
Ostens vermittelt zu haben. Um eiu
abgerundetes Bild zu geben, greift der
Verfasser wiederholt weit über den
Kreis der Reelambändchen hinaus. Er
bietet so in knapper Form eine Ge-
schichte der Weltliteratur, die besonders
auch dadurch Wert erhält, daß bei
jedem ihrer Teile das Verhältnis des
deutschen Schrifttums zu dem des
fremden Volkes besprochen wird. Mehr
eine Aneinanderreihung von Namen,
Titeln und Äußerlichkeiten enthält
der dritte Teil des Werkes, „Wissen-
schaftliche Literatur und Bücher des
praktischen Gebrauchs."

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.
Keiauigeder und Chesredaüeur: Pros. vr. Ludwig Stein in Berlin 10. Lühomuser b2. Telefon Amt
KurMrll Nr 6Z«s,> — Beeantwvrtlicher RedaKteur: Dr. SnlviuiBruck, in Breslau, — AIIein<Vertretung für
Ungar«
»rill'lche ü. K. Hosduchhandlung <I, BenKS. Budapest V, Doroltyo.uteza 2. — Verlag und Druck d»
Schlesischen Buchdruckere! v, S, Schottlaender, A -ZS,, Br»lau III.